

Hessische Blätter für Volkskunde

(begründet von Adolf Strack)

herausgegeben im Auftrag der
Hessischen Vereinigung für Volkskunde
und des
Kurhessischen Landesamts für Volkskunde

von

Hugo Hepding und Bernhard Martin

Band XXXIX

Gießen 1941
Auslieferung im Buchhandel durch die N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung
(G. Braun), Marburg in Hessen

Herrn Professor Dr. Karl Helm,

dem Mitbegründer unserer Vereinigung,
um die er sich als ihr erster Schriftführer,
von 1906 bis 1919 als Herausgeber dieser Blätter
und bis heute als nie versagendes Vorstandsmitglied
die größten Verdienste erworben hat,
zum 70. Geburtstag am 19. Mai 1941

und

Herrn Professor Dr. Alfred Götze,

unserem stellvertretenden Vorsitzenden,
dem Herausgeber unseres Hessischen Flurnamenbuchs,
zum 65. Geburtstag am 17. Mai 1941

in herzlicher Dankbarkeit
für ihre treue, selbstlose Mitarbeit.



Hessische Blätter für Volkskunde

(begründet von Adolf Strack)

herausgegeben im Auftrag der
Hessischen Vereinigung für Volkskunde
und des
Kurhessischen Landesamts für Volkskunde
von
Hugo Hepding und Bernhard Martin

Band XXXIX

Gießen 1941
Auslieferung im Buchhandel durch die N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung
(G. Braun), Marburg in Hessen

Sendungen von Beiträgen und Besprechungsexemplaren sind an die Schriftleitung der Blätter:

Professor Dr. Hugo Hepding, Gießen, Am Nahrungsberg 16
oder
Professor Dr. Bernhard Martin, Marburg in Hessen, Moltkestraße 31
zu richten.

Alle Tauschschriften bitten wir an Prof. Hepding zu senden.

Die Mitarbeiter werden gebeten, nur lose Quartblätter zu verwenden, nur eine Seite zu beschreiben und einen breiten Rand zu lassen.

Nachdruck mit voller Quellenangabe kann nur von Fall zu Fall auf besondere Angabe gestattet werden.

---

von Münchowsche Universitäts-Druckerei W. Schmitz in Gießen

Inhalts-Verzeichnis.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Bücherschau.

Der politisch-pädagogische Gedanke in der Volkskunde W. H. Riehls.

Von Hans Makowski.

I. Historischer und systematischer Aufriß des Problems.

In historischer Sicht muß einleitend darauf hingewiesen werden, daß im vorigen Jahrhundert wohl schon immer wieder, sowohl in der aufsteigenden Volkskunde wie in der Pädagogik, auf die Bedeutung der volkskundlichen Güter als Bildungsgüter für den Unterricht, also innerhalb der planmäßigen Erziehungsarbeit, aufmersam gemacht worden ist; aber die Erkenntnis, daß das Volkstum selber bereits in sich, aller unterrichts- und erziehungspraktischen Fruchtbarmachung voraus, eine ursprüngliche Erziehungsmacht ist, dieser Gedanke findet im vorigen Jahrhundert doch nur erst schwache Spuren, und soweit sie vorliegen, finden wir sie mehr in der Volkskunde und von ihr erhoben vor als in der Pädagogik.

Die Pädagogik dieses Jahrhunderts war dafür zu sehr in ihren ideologisch-humanistischen Grundauffassungen vom Ursprung der Erziehung befangen. Erst in der Gegenwart haben sich die Erziehungsgrundauffassungen auf die ontologisch-völkisch-politische Grundlage vollends umstellen und im Volkstum eine Urmacht der an sich und von sich aus wirksamen Menschenformung erkennen können. Das 19. Jahrhundert glaubte zu sehr an den Ursprung der Erziehung aus dem absoluten Geiste, aus dem Reiche des idealen und inhaltlich humanistischen Bewußtseins, um eine entscheidende Wendung zu der Erkenntnis vom Ursprung der Erziehung aus dem Geiste und der Welt der geschichtlich-völkisch-politischen Wirklichkeit nehmen zu können. Soweit aber die Gedanken der letzteren Richtung sich bereits anbahnen, gehen sie vornehmlich von der aufstrebenden Volkskunde aus.

Vielleicht ist es Jahn, der in seiner fragmentarischen Schrift „Vom Volkstum" als erster auf die ursprünglich pädagogische Bedeutung des Volkstums hingewiesen hat, wenn er von den „Wirkzeugen"

des Volkstums spricht.[1]) So erhebt sich wissenschaftsgeschichtlich die Frage, mit welchen Ansätzen und Formen sich etwa bei W. H. Riehl in seiner Volkskunde pädagogische Gedanken oder gar der pädagogische Gedanke der bezeichneten Art vorfinden. Das ist das Problem der vorliegenden Untersuchung.

In dieser geistes- und bildungsgeschichtlichen Sicht ist auch der wissenschaftssystematische Ort bereits hervorgetreten, an dem die Untersuchung steht. So sehr sie an sich auch den Volkskundler angeht und Problemfragen der Volkskunde mitaufwirft, so steht sie doch grundsätzlich nach Gegenstand und Methode im Problemkreis der heutigen Pädagogik. Hier will sie zunächst einen Beitrag leisten, nämlich zu der allgemeinen Frage, wie die heutige Wende von der normativen oder teleologischen oder ideologisch-humanistischen Pädagogik zur organischen oder ontologisch-völkisch-politischen Pädagogik bereits seit langem, in unserem Falle speziell bei Riehl, sich ankündigt, wie sich hier die Wende von der Auffassung des primären Erziehungsursprungs aus dem idealischen Bewußtsein oder dem absoluten normativen Geiste zu der Auffassung von der ursprünglichen Erziehungsverwurzelung in der völkischen Seinswelt oder im Geiste der völkisch-geschichtlich-politischen Wirklichkeit bereits vorauszeichnet. Familientum, die organisch-geistige Lebenswelt der Familie, und Volkstum, die organisch-geistige Lebenswirklichkeit des Volkes mit der Fülle ihrer Gehalte und Kräfte und mit dem Zentrum der völkisch-politischen Aktivität, erscheinen uns heute in eigentümlicher, hier nicht näher zu erörternder, gegenseitiger Verzahnung als die Wirklichkeitswelt, die von ursprünglicher und spontanaktiver pädagogischer Natur und Wirkung ist.[2])

In den Umkreis dieser Betrachtungsweise tritt die Frage nach der Anbahnung solcher Gedanken bei Riehl. Selbstverständlich können wir bei Riehl keine ausgesprochene „Volkstumspädagogik", d. h. eine Pädagogik der primär und ursprünglich vom Volkstum ausgehenden und getragenen Erziehung erwarten. Riehl schreibt ja auch nicht aus der erziehungs- und bildungstheoretischen, sondern aus der volkskundlichen Sicht. Bildungstheoretisch ist er dafür auch zu sehr in die geistesgeschichtliche Situation der idealistisch-humanistischen Bildungsauffassung gebunden. Dennoch werden wir bei ihm Gedankenzüge finden, die ontologisch-völkischen Charakters sind und in ihren letzten Konsequenzen

---

[1]) Vgl. K. Bungardt, Friedrich Ludwig Jahn als Begründer einer völkisch-politischen Erziehung, 1938.

[2]) Vgl. H. Nelis, Völkische Lebensform als Erziehungsgrundlage, in: Nationalsozialismus und Wissenschaft, Berlin 1937.

energisch an der ideologisch-humanistischen Theorie rütteln. Ihnen nachzugehen, ist unsere Aufgabe.

Ein Gang durch die volkskundlichen Werke Riehls läßt sofort eine dreifache Spur erkennen, in der sich die Untersuchung bewegen wird:

1) Zunächst begegnen uns in Riehls Erörterungen zum Wissenschaftsbegriff der Volkskunde Elemente, die nicht nur auf die Frage nach den Gegenständen und gegenständlichen Beziehungen, sondern auch auf die Frage nach eigenartigen Kräften und Wirkungen im Volkstum hinweisen und damit in die Wissenschaftsproblematik der Pädagogik münden.

2) Sodann begegnen uns in seiner Volkskunde selbst Züge der Wertung des Volkstums als einer ursprünglichen erzieherischen Macht.

3) Zuletzt sind auch jene Hinweise Riehls zu sammeln und zu systematisieren, welche die sekundärpädagogische Bedeutung des volkskundlichen Materials für die Möglichkeit ihrer Verwendung und Fruchtbarmachung in der planmäßigen, vor allem unterrichtlichen Erziehungsarbeit betreffen.

II. Das pädagogische Element in Riehls Wissenschaftsbegriff der Volkskunde.

1. Die Volkskunde als Grundlage einer pädagogischen Sozialpolitik sowie einer pädagogisch gerichteten Staatstheorie und Staatskunst.

Riehl hat in seinen Schriften die Bestimmung des Wissenschaftsbegriffes der Volkskunde in einer Tiefe und Gründlichkeit entwickelt, daß seine Gedanken bis heute der Ausgangspunkt aller Erörterungen über das Wesen, die Aufgabe und die Methode der Volkskunde geblieben sind. Riehls Wissenschaftsbegriff der Volkskunde ist immer wieder als richtunggebend für die Wissenschaftstheorie der Volkskunde angesehen worden.[3]) Merkwürdigerweise ist aber unter den in volkskundlichen Schriften immer wieder behandelten Wesenselementen des Riehlschen Wissenschaftsbegriffes der Volkskunde das bedeutsame pädagogische Element kaum beachtet worden. Das mag darin liegen, daß Riehl es selbst als solches, d. h. als pädagogisches, nicht bezeichnet und benannt

[3]) Man vergleiche hierzu etwa: A. Spamer, Die Volkskunde als Gegenwartswissenschaft; A. Spamer, Handbuch der Volkskunde, 1935; A. Bach, Deutsche Volkskunde, 1937; W. Schmitz, Geschichte der deutschen Volkskunde, in: Handb. d. deutsch. Volkskunde, hrsg. von W. Peßler.

hat, wie sehr es dies auch tatsächlich ist. Die Gründe hierfür werden aber vor allem darin zu suchen sein, daß die wissenschaftliche Blick- und Begriffswelt der Pädagogik bis an die allerjüngste Vergangenheit heran so sehr eingeengt war auf die Erscheinungen der normativen und planmäßigen Erziehung, daß man die, aller planmäßigen Erziehungsarbeit weit vorausliegenden, im Volkstum ruhenden ursprünglichen Wirklichkeitsbereiche der Erziehung kaum beachtete. Riehl selbst, der es als wesentliche Aufgabe der von ihm als „Wissenschaft vom Volke" bezeichneten Volkskunde nennt, daß sie über die beschreibende Registrierung der Sachgüter des Volkstums hinaus zu den Lebensgesetzen des Volkes vordringe, und der in mannigfachen Wendungen immer wieder vom selbsttätig erziehenden Volksleben spricht, hat doch die dadurch bestimmte pädagogische Note im Wissenschaftsbegriff der Volkskunde nicht ausdrücklich ausgeprägt, so sehr sie ihm tatsächlich anhaftet. Damit würde Riehl auch nicht nur die bisherige Staatswissenschaft in ihren Grundlagen erschüttert und in neue Bahnen gewiesen haben, wie er das bewußt im Wissenschaftsbegriff der Volkskunde tat, er würde in gleicher Weise dann auch die normativ-idealistische und humanistische Pädagogik in ihren Grundfesten erschüttert und sie zur Umstellung auf die volksorganischen Grundlagen des ursprünglich erziehenden Volkslebens und Volkstums genötigt haben. Vielleicht war Riehl in seinem Bildungs- und Erziehungsdenken doch noch zu tief dem Humanismus verhaftet, um diese letzte Konsequenz von der Wissenschaftsbestimmung der Volkskunde aus vollziehen zu können. Daß aber dieses die Erziehungsanschauungen umstürzende pädagogische Element tatsächlich in der Bestimmung des Wissenschaftsbegriffes der Volkskunde bei Riehl enthalten ist, soll nun im einzelnen an Riehls Erörterungen aufgezeigt werden. Die hauptsächliche Grundlage für die Untersuchung dieses Zusammenhanges ist neben verstreuten Äußerungen Riehls in allen seinen Werken die bedeutsame Rede über „Die Volkskunde als Wissenschaft", die er 1858 gehalten hat.[4])

Nach der Auffassung und Darstellung Riehls ist die Volkskunde „die Wissenschaft von des Volkes Art, Sitte und Arbeit", aber im Sinne einer „sozialen Volkskunde" oder „Volkssoziologie", die auf der Grundlage des gewachsenen Gefüges der organisch sich ergänzenden Ständevierheit und in den besonderen Erscheinungsformen von Stamm, Sprache, Sitte und Siedlung das ganze Volk als die Einheit einer national-eigenständischen „Volkspersönlichkeit" erfaßt. Darum kann

[4]) W. H. Riehl, Die Volkskunde als Wissenschaft. Ein Vortrag (1858). In: Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. Zweites Buch. Zur Volkskunde der Gegenwart.

sie keineswegs bei einer bloßen Registrierung und Beschreibung der Sachgüter des Volkstums stehen bleiben, sondern muß ihre Aufgabe in der „Erkenntnis und Erforschung des Volkslebens" [5]) suchen, nicht das Volksgut, sondern den Träger der Volksgüter, den Organismus der Volkspersönlichkeit, erforschen und darstellen:

„Sie" (die Studien der Sachgüter) „erhalten erst ihre wissenschaftliche wie ihre poetische Weihe durch ihre Beziehung auf den wunderbaren Organismus einer gesamten Volkspersönlichkeit." [6])

„Die bloße Kenntnis der Tatsachen des Volkstumes gibt niemals eine Wissenschaft vom Volke; es muß die Erkenntnis der Gesetze des Volkslebens hinzukommen ..." [7])

Eine solche Betrachtung des Volkes bringt „dazu noch eine großartige Erweiterung des Gesamtstoffes der Volkskunde. Denn während man vordem bloß die äußere Existenz des Volkes beachtete und sein inneres Leben nur, sofern es sich in charakteristischen Sagen, Sitten und Bräuchen spiegelte, geht die moderne Volkskunde viel tiefer ... Das ganze Leben der Nation erschauen wir auf dem Mittelpunkt der Volkskunde in einem neuen Licht, dessen Reflex auf das Volkstum daher zurückfällt". [8])

Riehl fordert von der Volkskunde, „daß unser Ziel auf große Gruppierung, Überschau, Vergleichen und Ordnen gerichtet ist, daß wir aus dem einzelnen zum Ganzen streben, daß uns die Entdeckung einer leitenden Idee, eines tonangebenden Grundzuges im Volkscharakter wichtiger sein kann als die seltsamste Variante zu einem Volkslied, einer Sitte, einer Dialektform ..." [9])

Es geht eben in der Volkskunde um mehr als um eine Sammlung von Einzelheiten und um eine bloße Darstellung volkhafter Sachgüter, es geht um die Erfassung der Wirkungen, die sich im Volksleben vollziehen. Damit aber kommt Riehl mit der Volkskunde an ein Phänomen heran, das pädagogischen Charakters ist; um dieses handelt es sich, wenn er von der Volkskunde die Erfassung des „Lebensgesetzes" fordert:

„Wenn aber die Sitte keimt, wächst und blüht, dann muß sie auch vergehen. ... Die ursprünglichsten aber dauern fast immer am längsten, und auch darum sind sie gut, weil sie alt sind, denn sie haben die Feuerprobe der Jahrhunderte bestanden." [10])

Es ist nicht das Bild eines toten sozialen Ordnungsgefüges, das Riehl im Volkstum entdecken will, sondern die ewig zeugende Kraft des

[5]) W. H. Riehl, Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik, Bd. I (1899), S. 11.

[6]) Die Volkskunde als Wissenschaft, S. 215.

[8]) A. a. O., S. 220. [7]) A. a. O., S. 220.

[9]) Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik, IV (1903), 14.

[10]) A. a. O. III (1904), 134.

Volkslebens, die in organischem Werden die Gesittung formt und gestaltet. Im Bauerntum, diesem „festen, trotz allem Wechsel beharrenden Kern" allein ragt noch „die Geschichte alten deutschen Volkstumes leibhaftig in die moderne Welt herüber..." „Unser Volksleben erfrischt und verjüngt sich fort und fort durch die Bauern." [11])

Das ist formendes Leben, was hier zum Gegenstand der Volkskunde wird, und sie hat die Aufgabe, über das, was man vom Volksleben mit den Mitteln systematischer Erforschung und Darstelerfassen kann, hinaus, aber doch mit den Mitteln der systematischen Forschung und Darstellung, dieses formende Leben schaubar zu machen und durch die systematische Darstellung hindurch die unmittelbar verstehende Schau des Volkslebens zu erwecken. Was sie aber auf diese Weise schaubar macht, ist nicht nur das soziologische Gefühl der lebenden Ordnung, sondern auch die lebendige formende Wirkung des Volkslebens.

Mit dem soziologischen tritt nun dieses pädagogische Element in der Volkskunde Riehls noch deutlicher zu Tage, wenn uns Riehl weiterhin die Volkskunde als die wesenhafte und notwendige Grundlage der Staatswissenschaft wie der Staatskunst und Politik darstellt.

Denn was die Volkskunde der Staatswissenschaft wie der Staatskunst und Politik als wesenhafte Grundlage gibt, ist einmal die Erkenntnis und Schau der sozialen Urform, auf der sie aufzubauen, zum andern aber auch die pädagogische Urkraft, mit der sie zu wirken haben. Das klingt sofort auf, wenn wir Riehl selber zu diesem Problem hören:

„Ohne ein Zurückgehen auf die Naturgesetze des Völkerlebens sind viele der wichtigsten politischen Begriffe gar nicht wissenschaftlich zu begründen, und so wird die Volkskunde geradezu eine Vorhalle der Staatswissenschaft." [12])

„Ich möchte den praktischen Staatsmännern als eine heiligste Pflicht vors Gewissen führen, ... auf die Individualität des immer noch reich gegliederten Volkslebens ihre Systeme zu gründen, nicht umgekehrt nach vorher entworfenen und wenn auch der Idee nach noch so berechtigten Systemen das Volksleben zu modeln." [13])

„Je tiefer man in die Einzelerkenntnis der Gesellschaft eindringt, deste mehr wird man erkennen, daß eine soziale Politik, welche für alle gesitteten Völker gelten soll, ein Widerspruch in sich selber ist. ....Auf der Grundlage der Wissenschaft vom Volke muß die soziale Politik aufgebaut werden." [14])

---

[11]) A. a. O. II (1907), 41/42.

[12]) Die Volkskunde als Wissenschaft, S. 222.

[13]) Die Naturgeschichte des Volkes, II, 34.

[14]) A. a. O., II, 33.

Wenn Riehl hier den rational-konstruktiven Staat auf der Grundlage absoluter und allgemeine Geltung beanspruchender Normen ablehnt, so letzten Endes nicht nur, um die soziale Lebensform des Volkes im Staate zur höheren Verwirklichung zu bringen, sondern um auch der ursprünglichen erzieherischen Lebensformkraft des Volkes im Staate eine höhere Auswirkung zu verschaffen und damit dem Staate als zentrale Funktion die nationale Formung und Erziehung der Menschen zu geben. In Riehls Staat wächst also nicht nur ursprüngliche volkssoziologische Form, sondern auch, wenn Riehl das auch nicht so benennt, die ursprüngliche volkspädagogische Wirkung des Volkslebens in den Staat hinauf, so daß die Volkskunde zur Grundlage nicht nur einer volkssoziologischen, sondern darin zugleich auch einer volkspädagogischen Staatstheorie und Staatskunst wird. Wie aus den schon angeführten Äußerungen Riehls, so geht dieses soziologische und pädagogische Doppelelement der Begründung der Staatskunst aus dem Volksleben vor allem aus seinen folgenden Ausführungen hervor:

> „Auf Grund der wissenschaftlichen Volkskunde läßt sich ein ganzes System der Staatswissenschaften organisch entwickeln und mit mancherlei neuem Inhalt erfüllen. ... Am meisten aber wird der ganze Kreis der Verwaltungswissenschaften Frucht gewinnen aus der Volkskunde. ..., Der höchste Triumph der inneren Verwaltungskunst würde dann darin bestehen, jeden polizeilichen Akt" (d. h. jeden Akt der Staatskunst, jede staatliche Maßnahme) „so sicher der Natur des Volkes anzupassen, daß es auch bei den lästigsten Dingen glaubte, die Polizei habe doch eigentlich nur ihm aus der Seele heraus verfügt und gehandelt." [15])

Der Sinn der Volkskunde ist ein politischer, der die sozialen und pädagogischen Tatsachen des Volkslebens erfaßt und im Staate zur gesteigerten Wirkung bringt.

> „Je mehr der Verfasser sich dem Einzelstudium des Volkslebens widmete, desto fester wurde er auch in der Überzeugung, daß nur eine auf die mannigfaltig gearteten Besonderheiten des Volkstums gegründete, das geschichtlich Gegebene reformatorisch weiter bildende Politik die richtige sei." [16])

Diese „mannigfaltig gearteten Besonderheiten des Volkstums", das „geschichtlich Gegebene" oder mit einem anderen zusammenfassenden Wort die sittliche Wirklichkeit des völkischen Daseins, sieht Riehl aber nicht nur in einer organisch gewachsenen, sittlich fundierten Ordnung, sondern auch in einer organisch-tätigen, ethisch gerichteten Wirkung der Menschen- und Gemeinschaftsformung nach dem Geiste der

[15]) Die Volkskunde als Wissenschaft, S. 224/225.

[16]) Die Naturgeschichte des Volkes, II, 38.

„Volkspersönlichkeit". Sie besteht in der sozialen Urform und in der pädagogischen Urkraft des Volkslebens, das damit inhaltgebend und richtungweisend auch in die Staatskunst hinaufragt. Diese Momente gehen als wesensbestimmend für die Volkskunde aus den Erörterungen Riehls über den Wissenschaftsbegriff der Volkskunde hervor.

2. Die Volkskunde als der aus dem Volksleben selber geborene und vom Volke selbst erweckte Erzieher zum Volksbewußtsein.

Der pädagogische Aspekt der Volkskunde liegt aber nach der Riehlschen Darstellung ihres Wesens nicht nur darin, daß in ihrem Gegenstand ein bedeutsames pädagogisches Element steckt. Weit wichtiger noch für das pädagogische Wesen der Volkskunde ist der Hinweis Riehls darauf, daß die Volkskunde nicht aus der inneren Entwicklung der Wissenschaften hervorgegangen ist, sondern daß das Volksleben an einem bestimmten Entwicklungspunkte aus sich heraus die Volkskunde gezeugt und geboren hat mit der geschichtlichen Berufung, dem Volke der Erzieher zur Bewußtheit seiner selbst zu werden. Die Volkskunde ist nicht aus der inneren Entwicklung der Wissenschaften, d. h. aus den von den Wissenschaften entwickelten Fragestellungen und Interessen heraus zu irgendeiner Zeit entstanden. Dieser Gedanke bedarf einer ausführlichen Darlegung an Hand der Erörterungen Riehls in seiner Rede: „Die Volkskunde als Wissenschaft".

Zunächst stellt Riehl von der Volkskunde zum Unterschied von anderen Wissenschaften fest, daß sie ein „Publikum" [17]) haben muß, an das sie sich wendet und daß sie sich erst von dem Augenblick ab entwickelt, von dem ab sie ihr „Publikum" haben kann, d. h. von dem Augenblick ab, da die geistige und geschichtlich-politische Entwicklung des Volkes ihr das für sie aufgeschlossene „Publikum" stellt. Sie muß „wirken" können und wollen, das gehört zu ihrem Wesen. Aber der Volkskunde steht nicht die Frage, was sie an sich ist, sondern „was sie uns ist".[18])

„Der Geschichtsschreiber, welcher wirken will, der zu einem Volke, zu einem Publikum spricht, kann sich auch der Mitarbeit zur Volkskunde nicht entschlagen. Aber der Ethnograph soll auch für sich wieder seine Nation vor Augen haben, und indem er ihr ein Bild des Volkslebens vorhält, soll er sittlich wirken wollen. Denn seine Volkskunde wird höchst äußerlich

[17]) Die Volkskunde als Wissenschaft, S. 211.

[18]) A. a. O., S. 208/9.

und unwissenschaftlich sein, wenn sie nicht in die Tiefe der sittlichen Motive und Konflikte der Volksentwicklung niedersteigt; ... jede echte Volkskunde ist eine Sittenpredigt." [19])

Von den mittelalterlichen Chronisten und Historikern sagt Riehl, daß sie deshalb auch in volkskundlichen Dingen „so arm und trocken" waren, „weil sie ihre Geschichte nicht der Nation erzählten, weil sie kein Publikum vor sich hatten". [20])

Erst wenn die Volkskunde diese Wirkung ausstrahlt, bzw. für ihre Aufnahme das geeignete „Publikum" findet, entwickelt sie sich zur eigentlichen und selbständigen Wissenschaft. Riehl nennt es

„ihren hohen sittlichen Beruf, der durch die Wahrheit der Selbsterkenntnis des Volkslebens den Weg zur echten Staatskunst weist". [21])

Der Zeitpunkt, diese Berufung zu erfüllen, tritt aber für die Volkskunde erst in einem gewissen Stadium der geistigen und politischen Entwicklung des Volkes ein. Es ist das Volkstum durch die in ihm liegende Formkraft, aber dem Volke mehr oder minder unbewußt, der Erzieher zu sich selbst. Erst mit dem Erwachen des Bewußtseins des Volkes von sich selbst tritt das Bedürfnis der Volkskunde aus dem Leben des Volkes selber hervor. Es zeigt die Volkskunde nunmehr als die wissenschaftliche Funktion des Volkslebens mit der Bestimmung, das Volksbewußtsein zu klären und zu vertiefen. Riehl sagt hierzu:

„Im Kindesalter führt das Volk, gleich dem Einzelmenschen, ein instinktives Leben, bloß das Nächste erkennend." [22])

„Je klarer ein Volk sich selbst als Nation bewußt wird, um so höher wird es nicht nur in seiner allgemeinen Gesittung, sondern namentlich auch in aller historischen Erkenntnis steigen. Jedem Volke geht eine neue Welt auf mit dem bewußten Erfassen seiner eigenen Nationalität; es tritt mit dieser in ein neues Lebensalter...

Die Volkskunde selber aber ist gar nicht als Wissenschaft denkbar, solange sie nicht den Mittelpunkt ihrer zerstreuten Untersuchungen in der Idee der Nation gefunden hat" (d. h. solange nicht die erwachende Besinnung des Volkes ihr diesen Mittelpunkt und damit die erzieherische Aufgabe gegeben hat, das Bewußtsein des Volkes von sich selbst wissenschaftlich zu klären und praktisch zu beleben); „darum nannte ich sie am Eingang gerade eine neue Wissenschaft, eine Schöpfung der letzten hundert Jahre, denn seit dieser Zeit hat sie allmählich jenen ersten Mittelpunkt wieder gefunden, und damit zugleich eine Fülle der Ideen und des Stoffes, eine Selbständigkeit und Schöpfungskraft" [23]) wie nie zuvor.

[19]) A. a. O., S. 212.
[20]) A. a. O., S. 211.
[21]) A. a. O., S. 213.
[22]) A. a. O., S. 214.
[23]) A. a. O., S. 215/6.

Um dieses „Mittelpunktes" des Volksbewußtseins und um ihre Berufung als Erzieherin des Volkes zum Bewußtsein seiner selbst willen muß dann aber auch die Volkskunde Gegenwartswissenschaft sein; denn sie soll ja das Volk in seiner gegenwärtigen Wirklichkeit zu sich selber finden lehren. Solange sie diese Berufung nicht hatte, war sie eine vorwiegend historisch-philologische Wissenschaft, „kein Bild, das Leben atmet".[24])

„... die vaterländische Volkskunde hat sich lange Zeit vorwiegend darauf beschränkt, historische Untersuchungen aus fernster Vergangenheit zu geben ... und ist erst sehr allmählich zur unmittelbarsten Gegenwart übergegangen ...[25]) Indem nun aber unsere Zeit zur Erforschung der nächstliegenden, gegenwärtigen Volkszustände vorgeschritten ist, hat dadurch die Volkskunde in der Tat eine ganz neue Gestalt angenommen. Sie ward inhaltsreicher im Stoff, freier und tiefer in der Entwicklung der Gesetze des Volksorganismus, mächtiger in befruchtender Einwirkung auf andere Wissenschaften und das praktische Leben."[26])

„Und gerade diese Neuheit ... ist es, die der auf die heimische Gegenwart zielenden Volkskunde ein so jugendliches und frisches Gesicht verleiht."[27])

Wegen dieser Berufung, lebendige Gegenwartserzieherin des Volksbewußtseins zu sein, ist die volkskundliche Forschung auf ganz besondere methodische Voraussetzungen und Anforderungen gestellt. Es genügt nicht die allgemein-wissenschaftlich methodische Feststellung von sachlichen Erkenntnissen; durch diese Erkenntnisse muß auch das innere Leben und die belebende Wirkung mitschwingen. Die Volkskunde muß in Forschung und Darstellung so angelegt sein, daß sie nicht nur Tatsachen ermittelt, sondern auch die darin liegenden ursprünglichen Motive weiterleitet. Diese Gedanken klingen durch die folgenden Äußerungen Riehls:

„Denn bei wem nicht die Gabe der richtigen Kombination, der Vergleichung und Folgerung noch tiefer entwickelt ist als der bloße Scharfsinn des Beobachters, der kann zwar in dem Handwerk des statistischen Stoffsammelns Tüchtiges leisten, aber sicher niemals in der gestaltenden Kunst der wissenschaftlichen Volkskunde."[28])

Die Volkskunde

„unterscheidet sich von dem bloßen Formen und Aufspeichern ... Sie ist nicht das bloße Wissen von einem Ding, nicht die bloße Kenntnis. Und wenn man die

[24]) A. a. O., S. 219.

[25]) A. a. O., S. 217/8.

[26]) A. a. O., S. 218/9.

[27]) A. a. O., S. 219.

[28]) A. a. O., S. 209.

genauesten Kenntnisse, die schwierigsten Forschungen bergehoch aufeinandertürmt, so wird aus diesem babylonischen Turm doch niemals Wissenschaft... Die bloße Kenntnis der Tatsachen des Volkslebens gibt niemals eine Wissenschaft vom Volke; es muß die Erkenntnis der Gesetze des Volkslebens hinzukommen, ... namentlich im Reiche der Volkskunde sind solche Kenntnisse am Wege zu finden wie die Brombeeren. Aber freilich sind sie auch nur da, wo die Erkenntnis der historischen, sittlichen und logischen Motive des Volkstumes hinzukommt, des Aufhebens wert".[29])

Es sind schon Forderungen ganz eigener Art, die an den Volkskundler gestellt sind, wenn er die ureigenste pädagogische Berufung der Volkskunde, die in ihrem Wesen liegt, erfüllen soll. Dann muß er das formend tätige Leben des Volkstums zu spüren fähig sein, damit er es durch die Art seiner volkskundlichen Forschung und Darstellung zur Wirkung in der Bewußtseinsbildung des Volkes führt, die ja der Kern der Volkskunde ist. Den Geist solchen Forschens sucht Riehl uns zu vermitteln in der Einleitung seines „Wanderbuches":

„Nur durch förmliche, unermüdliche Entdeckungsreisen unter allen Klassen des Volkes, durch ein immer waches Auge für all die kleinen Wahrzeichen... wird man allmählich auf den Grund gehende Resultate über die bürgerliche und politische Natur bestimmter Volksgruppen zu gewinnen imstande sein." [30])

Wer die Formkräfte des Volkslebens zu erspüren vermag, in dessen Volkskunde werden sie auch weiter wirken. Dann wird sich die erzieherische Berufung der Volkskunde erfüllen, die Riehl in die Worte faßt:

„... nichts spricht unmittelbarer zum Herzen des Volkes als die Kunde vom Volke." [31])

III. Die ursprüngliche erzieherische Bedeutung und Wirkung des Volkstums in der Sicht W. H. Riehls.

1. Dargestellt an der pädagogischen Formkraft der volkhaften Lebensgüter im allgemeinen.

Wenn eingangs festgestellt worden ist, daß Riehl in der Darstellung der volkskundlichen Probleme noch keine eindeutige Kennzeichnung des pädagogischen Wurzelgrundes der von ihm in aller Ausführlichkeit behandelten Kräfte gegeben hat, so ist aber bereits zu erkennen, daß in seinen Schriften - insbesondere in seinem Hauptwerk „Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik" -

[29]) A. a. O., S. 220/1.

[30]) Die Naturgeschichte des Volkes, II, 31.

[31]) Die Volkskunde als Wissenschaft, S. 211.

eine Fülle von Gedanken und Beobachtungen enthalten sind, in denen die dem Volkstum ursprünglich innewirkende und innewirkende menschenformende Kraft mit eindringlicher Klarheit zum Ausdruck kommt.

Der von Riehl vor allen anderen Erscheinungen herausgestellte Gesichtspunkt besteht darin, die ursprünglich sozialformende Macht des Volkstums, d. h. also die ursprüngliche Macht der Erziehung zur Gemeinschaft, aufzuzeigen. Dabei beschränken sich aber seine Äußerungen nicht nur auf die phänomenologischen Erscheinungsweisen des Volkstums. Was Riehl im Auge hat, ist vielmehr die organische Begründung des Volkstums als Lebensgestalt der volkhaften Gemeinschaft, welche auf jede Art der Erziehung den letztentscheidenden Einfluß ausübt, wenn die ursprünglichen Formkräfte fortwirken sollen. Riehl sagt hierzu:

„Es gibt mancherlei Volkserziehung, und aus sich selber bildet das Volk immer diejenige Pädagogik heraus, die seiner Natur am angemessensten ist." [32])

„Man hat in unseren Tagen gar oft die Forderung einer politischen Volkserziehung gestellt. Seltsam genug aber verstand man darunter die Einführung des Volkes in das Studium der politischen Parteilehren ... Der erste Schritt zu einer politischen Erziehung des Volkes scheint mir vielmehr darin zu suchen, daß man das weibliche Geschlecht wieder gründlicher in seine eigene Art zurückführt. Denn von der Erziehung des weiblichen Geschlechts hängen unsere sozialen Zustände in weit höherem Maße ab, als man wohl wähnen mag. Man bilde die jungen Mädchen wieder zu Hüterinnen der Sitte, man lehre sie wieder Selbstbeschränkung im Hause finden, man gebe ihre Erziehung, die viel zu viel der Schule zugefallen ist, der Familie wieder mehr anheim, und die Anerkennung der Sitte und die Selbstbeschränkung im gegebenen Lebenskreise, als die beiden Nationaltugenden, werden auch bei den Männern allmählich wieder einziehen." [33])

Hier sieht Riehl eine erzieherische Kraft am Werk, die uns in der Beschäftigung mit dem Wesen des Volkstums immer wieder vor Augen tritt und die in der Einleitung bereits ausführlicher beschrieben worden ist. Riehl erstrebt die Befreiung der Erziehung von den Zutaten und Belastungen durch spätere Gesellschaftslehren und die Zurückführung der erzieherischen Handlungen auf die organischen Grundlagen des Volkstums. Es handelt sich hierbei in erster Linie um die hier ruhenden ursprünglich menschenformenden Kräfte, die in der Kette der Generationen bereits ihre Wirksamkeit erhalten und bewiesen haben und die auch heute nicht mehr aus der Wesensart des Volkes, seiner Haltung und seinen Formen des Zusammenlebens wegzudenken sind.

---

[32]) Die Naturgeschichte des Volkes, I, 242.

[33]) A. a. O., III, 25.

Entstanden sind diese Formkräfte zunächst in dem Lebensraum des Hauses und der Familie. Der Reichtum an Gebräuchen, Regeln und Gewohnheiten, der hier wirksam wird, strahlt auch auf das Leben der größeren Gemeinschaft des Volkes aus und erweist unaufhörlich die Ursprünglichkeit und Tiefe der im Volkstum enthaltenen erzieherischen Macht. Der entscheidende Gesichtspunkt der Betrachtung Riehls liegt in diesen Beispielen darin, daß er die Bezirke der organischen Erziehung, vor allem die Familie als den kleinsten Bezirk des ursprünglich erziehenden Volkstums, in ihrer Bedeutung hinreichend erkannt wissen will gegenüber den Bezirken der konstruktiven und planmäßigen Erziehung, wie sie etwa in der Schule vor uns steht.

„Will ein Volk sich jung bewahren, dann muß es seine überlieferten Sitten pflegen und weiterbilden. In den Sitten des Hauses verjüngt sich das staatliche und gesellschaftliche Leben." [34])

„Ihr selber verratet aber das einige deutsche Volkstum, indem ihr das Familienbewußtsein geflissentlich einschlafen laßt, die Familienüberlieferung austilgt, den Geist und die Sitte des deutschen Hauses austreibt, die uns so tief und stark verbunden halten." [35])

„Im Hause allein aber kann bei uns das Volk den Geist der Autorität und Pietät noch gewinnen, im Hause kann es lernen, wie Zucht und Freiheit miteinander gehen, wie das Individuum sich opfern muß für eine höhere moralische Gesamtpersönlichkeit – die Familie. Und im Staatsleben, obgleich es auf eine andere Idee als die Familie gebaut ist, wird man die Früchte dieser Schule des Hauses ernten. Der tiefste Grund zur Autorität der Familie, zum Hausregiment, wird gelegt bei der Erziehung der Kinder." [36])

Das Ergebnis und die Nachdrücklichkeit der Menschenformung, die Riehl dem Hause und der Familie zuerkennt, sind von solcher Bedeutung, weil es sich um die ursprünglich formgestaltenden Mächte des Volkstums handelt, die hier am Werk sind. Von ihrer Beschaffenheit und ihrer Echtheit ist allein der Erziehungserfolg der häuslichen Gemeinschaft abhängig.

Gegenüber diesen ursprünglichen Kräften tritt alles bewußtheitsmäßige Handeln eines persönlichen Erziehertums in den Hintergrund, bzw. baut sich praktisch darauf auf. An den Ergebnissen der Wirksamkeit von Sitte und Brauchtum vermag die persönliche Erzieherarbeit kaum eine Änderung vorzunehmen; daß ihre gesamten planmäßig geleiteten und zweckbestimmten Erziehungsbestrebungen im Grund doch nur dann eine fruchtbare und nachhaltige Wirkung erreichen, wenn sie

[34]) A. a. O., III, 202.

[35]) A. a. O., III, 204.

[36]) A. a. O., III, 137.

ihren Ausgangspunkt von dem unbegrenzten Wertreichtum des Volkstums nehmen, ist bereits festgestellt worden und bestätigt sich erneut an Riehls Ansichten. Ein Verzicht auf die Werte des Volkstums, d. h. auf die Begründung der Erziehung im Volkstum und die Emporführung der Kräfte des Volkstums, wie er in einigen Perioden der Geschichte des Erziehungswesens sichtbar geworden ist, hat demgemäß auch nicht den ungünstigen Folgeerscheinungen aus dem Wege gehen können, die mit dieser Abkehr von einer ursprünglich volkhaften Erziehung zwangsläufig verbunden waren.

Riehl führt dafür einige Beispiele an und sagt u. a.:

„Die philantropischen Erzieher trieben nicht nur den Geist der häuslichen Zucht aus der Schule, sondern sie suchten überhaupt die Schule an die Stelle des Hauses zu setzen. Dies fand abermals die Sympathie und Begünstigung des Staates, der gerade in die Phase des modernen Bürokratismus überzugehen begann. Der bürokratische Staat, welcher alles eigentümliche soziale Leben verneinte, wollte noch viel weniger der Familie die Berechtigung eines selbständigen sittlichen Kreises im öffentlichen Leben zuerkennen. Er suchte daher den Sieg der reinen Schulerziehung über die Hauserziehung nach Kräften zu fördern." [37])

Das Ergebnis dieser rein zweckbetonten Erziehungsarbeit war nach Riehl:

„die Zucht- und Meisterlosigkeit des Geschlechtes, welches Deutschlands tiefste Erniedrigung in der napoleonischen Zeit miterlebt und teilweise mitverschuldet hat." [38])

Eine Reaktion auf diese Entwicklung konnte nicht ausbleiben:

„Durch die Entfernung vom Hause und ihre Folgen führte der Weg zum W i e d e r e r k e n n e n d e s W e r t e s d e r a l t m o d i s c h e n , d e r r e a l i s t i s c h e n h ä u s l i c h e n E r z i e h u n g . Indem wir abkommen von dem Begriff der bürokratischen Staatsallmacht, indem wir die Bedeutung der sozialen Mächte wie der Familie neben dem Staate wieder zu würdigen beginnen, können wir uns auch einer Umgestaltung unseres Erziehungswesens nicht lange mehr entschlagen. Wir müssen dem Hause wiedergeben, was des Hauses ist; in der Schule aber nicht den Geist der häuslichen Zucht verleugnen, sondern vielmehr verklärt und geläutert wiederum walten lassen." [39])

Die Gegensätze, die sich hier gegenüberstehen und die Verschiedenheit der Erziehungswirkung bedingen, bedeuten nichts anderes als einerseits die ursprünglich formschaffende Macht des Volkstums und andererseits die rein konstruktiv begründeten Erziehungsmaßnahmen des Staates. Die Folgerung, die Riehl aus diesen Erscheinungen ableitet, enthält daher die grundsätzliche Forderung, daß sich die Bereiche

[37]) A. a. O., III, 142.

[38]) A. a. O., III, 142.

[39]) A. a. O., III, 143.

der konstruktiven Erziehung, insbesondere auch die Schule, auf den organischen Grundlagen der Menschenformung, d. h. kurzweg auf dem Volkstum, aufbauen müssen.

Im Lebensraum des Volkes spielt schließlich noch eine weitere Form des volkstümlichen Brauchgutes eine überragende Rolle. Obwohl diese letzte und vielleicht nachhaltigste Wirkungskraft des Volkstums erst spät in ihrer Bedeutung erkannt wurde und noch später die ihr gebührende Pflege fand, hat Riehl den Grundgedanken klar ausgesprochen in dem Satz:

„Ein Volk bildet und veredelt sich überhaupt immer noch eher als der einzelne im Jubel der Festesfreude." [40])

An zahlreichen Beispielen ist bereits dargelegt worden, daß die tiefsten erzieherischen Wirkungen nicht ausgehen von der rein teleologisch ausgerichteten Erziehung und der plan- und systemvollen Arbeit persönlicher Erzieher, sondern daß vor allen diesen Bestrebungen und Einrichtungen primär diejenigen Kräfte zur höchsten Entfaltung und Auswirkung gelangen, die in dem überpersönlichen, im Boden des Volkstums ruhenden Erziehertum wurzeln. In keiner Äußerung des Volkstums ruht aber eine so allgemeingültige und nachhaltige Gestaltungskraft wie in den Festen und Feiern der völkischen Gemeinschaft.

„Man hat neuerdings die volksbildende Kraft der Volksfeste wieder erkannt, und dies ist ein gutes Vorzeichen. Der konservative Staat soll die echten Volksfeste, namentlich die Bauernfeste, nicht unterdrücken, sondern vielmehr pflegen und fördern; denn in ihnen erfrischt und verjüngt sich die Volkssitte, in ihnen fühlt sich der Bauer so recht in dem vollen Behagen seines Standes, sie mehren und stärken den genossenschaftlichen Geist im Volke." [41])

Diese von Riehl beschriebene Auswirkung der Volksfeste stellt ein Phänomen von ausschließlich pädagogischer Bedeutung dar. Die im Volkstum angelegten Werte streben nach Äußerung und Übermittlung an die Glieder der Gemeinschaft, aber nicht auf dem Wege der abstrakten Begriffsbildung, sondern in einer Darstellung, welche die volkhafte Spruchweisheit und die verborgenen Symbolkräfte jedem einzelnen verständlich macht. In dieser Eigenschaft liegt aber die hohe erzieherische Wirkung der Volksfeste; die geistigen Gehalte des Feiergutes stammen nicht aus den fremden Bezirken theoretischer Konstruktion, sondern sind Ausprägungen von ursprünglichen Inhalten der völkischen und familiären Umwelt, denen aus diesem Grunde eine aus-

[40]) A. a. O., I, 194.

[41]) A. a. O., II, 121.

strahlende Formkraft von höchster Lebendigkeit auf den Grund- und Wesenskern des völkischen Menschen eigen ist. Fest und Feier sind also keine zweckhaften Gestaltungen zur Erreichung einer beabsichtigten Wirkung, sondern müssen gewertet werden als Ausdruck eines volkhaften Erlebnisses, als ursprüngliche Lebensmächte und Formkräfte des Volkstums von hervorragender erzieherischer Bedeutung.

2. Dargestellt insbesondere an der pädagogischen Formkraft der nationalen Sitte.

Über die Bedeutung der geistigen Wirklichkeit einer organischen Gemeinschaft, deren erzieherische Wirksamkeit von keiner bewußtheitsmäßig handelnden Erziehungsarbeit erreicht oder gar übertroffen werden kann, ist in dem vorangegangenen Abschnitt eingehend gesprochen worden. Die Formkräfte des häuslichen Gemeinschaftslebens mit seinen Gepflogenheiten, Regeln und Weistümern werden aber von Riehl nicht nur als der eigentliche und ursprüngliche Wurzelboden aller Erziehungsmöglichkeiten und -methoden angesehen, sie bilden auch das breite Fundament, auf dem er seine ganze Gesellschaftslehre aufbaut und begründet. Das Grundthema, das durch alle seine Ausführungen hindurchleuchtet und in unzähligen Variationen immer anklingt, ist die geschichtlich gewordene Ordnung des gesellschaftlichen Lebens, die uns in der volkstümlichen Sitte und ihrer ursprünglichen Formkraft entgegentritt.

In der Beschäftigung mit den sittlichen Gehalten der volkhaften Ordnungsprinzipien geht es Riehl wesentlich darum, die Organität der Sitten zu begründen, als deren Ursprung er die Familie mit ihren vielfältigen Bindungen innerhalb des Volkslebens ansieht. Möge die Ansicht Riehls über die Entstehung der Sitte an sich dahingestellt bleiben, von Bedeutung ist aber, daß er die Familie in diesem Zusammenhang als die Urzelle und den kleinsten Lebensbezirk des Volkes ansieht, gleichsam als pars pro toto.

„Aus dem Grundverhältnis der natürlichen Autorität und Pietät zwischen den Familiengliedern wächst die Familiensitte auf, welche das Familienleben formt und ordnet, wie das Gesetz die Formierung des Rechtsbewußtseins im Staatsleben ist.

Es ist hier am Ort, den höchst wichtigen Begriff der Sitte gründlicher zu bestimmen, denn von der Familie geht das Regiment der Sitte aus, um sich über die bürgerliche Gesellschaft und, beim organischen Aufwachsen der Gesetze und Rechtsgewohnheiten, auch über den Staat zu verbreiten.

Die Entstehung der Sitte vergleiche ich mit der Entstehung des Volksliedes. Kein Volkslied hat einen bestimmten, nennbaren Verfasser ... Ahn-

lich geschieht es mit der Sitte. Eine Sitte kann niemals von einem einzelnen willkürlich gemacht werden: sie w i r d und w ä c h s t wie das Volkslied. Eine von einem einzelnen geschaffene Einrichtung wird erst zur Sitte, indem sie sich durch eine Reihe von Geschlechtern festsetzt, erweitert und fortbildet. Etymologisch ist dies angedeutet in den mit Sitte häufig gleichbedeutend genommenen Wörtern: „Brauch" und „Herkommen". Die Sitte wird solchergestalt zu dem natürlichen, organischen Produkt einer ganzen Kette menschlicher Entwicklungen, und das Vorurteil, daß eine Sitte schon darum gut sei, weil sie sehr alt, ist in der Regel nicht unbegründet." [42])

Entscheidend für die Bewertung der im Volke angelegten Geistigkeit ist auch hier der Gesichtspunkt, daß die ursprünglich formende Wirkkraft der Sitte nicht auf bewußtheitsmäßige, zweckbestimmte Ausformungen zurückgeführt werden kann, sondern ausschließlich auf ihre lebensmäßige und organische Entstehung innerhalb der familiären und völkischen Umwelt.

„Aus den Sitten sprossen die allgemeinsten und dauerhaftesten Gesetze auf, d i e e i g e n t l i c h e n G r u n d g e s e t z e d e r S t a a t e n. Sie bauen eine Brücke von der Gesellschaft zum Staate hinüber. Wie die Kunstmusik sich verjüngt und erkräftigt, indem sie von Zeit zu Zeit immer wieder zu dem Born des Volksliedes zurückkehrt, so verjüngt sich auch der Staatsorganismus durch jede neue Berücksichtigung der volkstümlichen Sitte. Diese Rücksichtnahme auf die Volkspersönlichkeit anzubahnen und zu regeln, ist eben d i e A u f g a b e d e r S o z i a l p o l i t i k." [43])

Es ist hierbei schon in unserer heutigen Sicht ungemein wertvoll, daß Riehl unter dem Begriff der Sozialpolitik bzw. der Politik überhaupt nicht die konstruktiven Sozialmaßnahmen, die sozialen Mächte der Verfassung, der Machtausübung und der Organisation vor Augen hat, sondern vielmehr die organisch lebendige und ursprünglich erzieherische Wirkung, die von allem Anfang an untrennbar mit dem Volkstum verbunden ist. Die überragende Bedeutung der volkstümlichen Sitte und ihre Fruchtbarkeit für die Ausgestaltung des gesamten völkischen Lebens kann nicht mehr übersehen werden:

„Die unwägbare, unmeßbare, trotzdem aber doch als e i n e g e w a l t i g e p o l i t i s c h e M a c h t vorhandene S i t t e d e s V o l k e s bildet den eigensten Stoff der Untersuchung für die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer sozialen Politik." [44])

In dieser prägnanten Formulierung ist die Eigenschaft auf die kürzeste Formel gebracht, die wir als d i e a k t i v e G e g e n w a r t s g e s t a l t d e s v ö l k i s c h - p o l i t i s c h e n L e b e n s ansehen, das zur

[42]) A. a. O., III, 131/132.

[43]) A. a. O., III, 133/134.

[44]) A. a. O., I, 19.

menschenformenden Wirkung nicht gelangt durch seine Benutzung und Auswertung in den Einrichtungen und in der Tätigkeit bewußtheitsmäßiger Erzieher, sondern seine Kraft ausstrahlt aus der lebendigen geistigen Wirklichkeit der organischen Gemeinschaft. Diese lebendige und menschengestaltende Wirklichkeit zu erhalten und in ihren Strahlenkreis das gesamte Volksleben einzubeziehen, ist das, was Riehl als die Aufgabe der „Sozialpolitik" ansieht. Die Dringlichkeit dieser Aufgabe wächst unaufhaltsam, da die Abwendung von der alten Sitte in weiten Kreisen um sich greift.

„In dem Bauernstand allein noch ragt die Geschichte alten deutschen Volkstums leibhaftig in die moderne Welt herüber." [45])

„Der Gebildete mag konservativ gesinnt sein aus Vernunftgründen, der Bauer ist es kraft seiner Sitte... – Unser Volksleben erfrischt und verjüngt sich fort und fort durch die Bauern." [46])

Die hier noch in ursprünglicher und echter Gestalt anzutreffenden Sitten als den Wurzelgrund aller Erziehungsmöglichkeiten erkannt zu haben, ist eine von Riehl noch nicht so bezeichnete, aber doch tatsächlich im höchsten Maße pädagogische Erkenntnis, die ihm aus seiner Vertrautheit mit dem wirklichen Volksleben möglich wurde und die zu seiner Zeit mit den landläufigen Lehrsätzen der Erziehungswissenschaft noch nicht vollständig übereinstimmte.

Gegenüber den geistigen Strömungen, die unter dem Einfluß des Fortschrittsglaubens den Anspruch erhoben, alles menschliche Handeln von der Vernunft her zu bestimmen, mußte die Einschätzung der Werte des Volkstums eine Minderung erfahren, die ganz allgemein durch die Gegensätzlichkeit im Verhalten der beiden Richtungen gegenüber dem volkstümlichen Gegenstand begründet wurde.

„Der Rationalismus, welcher in unserer großen Literaturperiode der treibende Sauerteig in der deutschen Wissenschaft war, zog gegen überlieferte Sitten und Gebräuche grundsätzlich zu Felde, weil er sie nicht rationell zu begründen wußte, weil er überhaupt ein Feind der Tradition war. Und die Sitte des Hauses war mit darunter." [47])

In den Mittelpunkt seiner Betrachtung über das Wesen der sozialen Frage stellt Riehl ebenfalls die Sitte als die echte und ursprüngliche Gestalterin aller Formen des sozialen Zusammenlebens. In seinen Ausführungen über die tieferen Gründe des Problems spricht er Gedanken aus, in denen er seiner Zeit weit vorausgeeilt ist und die eher

[45]) A. a. O., II, 42.

[46]) A. a. O., II, 41.

[47]) A. a. O., III, 226.

aus der letzten Wendung der Sozialpolitik als aus einer bereits lange hinter uns liegenden Zeit zu stammen scheinen.

„Nicht im Verhältnis der Arbeit zum Kapital liegt für uns der Kern der sozialen Frage, sondern im Verhältnis der Sitte zur bürgerlichen Entfesselung. Die soziale Frage ist zuerst eine ethische, nachher eine ökonomische. Der Arbeiter bricht zuerst mit seiner Sitte, und nachher fühlt er sich arm, nicht aber umgekehrt." [48])

Das kann Riehl sagen, weil er das ethische Bewußtsein als das ursprüngliche Lebenselement und ursprüngliche Formungselement der Gemeinschaft, d. h. des Volkstums, auffaßt.

Da es Riehl in der Hauptsache darum geht, die organischen Gestaltungskräfte des Volkstums für das Staatsleben, insbesondere für die Sozialpolitik fruchtbar zu machen, wendet er sich in seinen Betrachtungen auch in weitem Umfang den Zusammenhängen zwischen Sitte und Gesetz zu. Diese für die ursprüngliche Wesenheit und Wirkung der Sitte von Riehl herausgestellten Gesichtspunkte treten in verstärktem Maße dort in Erscheinung, wo Riehl den Gegensatz bzw. den Zusammenhang von Sitte und Gesetz darstellt. Die Verbindung und Zusammengehörigkeit von Sitte und Gesetz ist für Riehl unumgänglich und unlösbar, wenn das Gesetz nicht rationale und theoretische Konstruktion bleiben, sondern die Kraft besitzen soll, eine Höherentwicklung des völkischen Lebens zu gewährleisten.

„Wer gute Gesetze für die Bauern machen will, der gehe aus von der Sitte und dem Charakter des Landvolks, nicht aber von staatswissenschaftlicher Schulweisheit und ihren luftigen Lehrsätzen." [49])

Wir finden hier eine Auffassung, in der das Gesetz der ursprünglich gewachsene und ursprünglich erzieherisch wirkende Ordnungsfaktor ist.

„Die neuen guten Gesetze werden von selber kommen, wenn erst einmal die gute Sitte wieder da ist; denn die Gesetze, das organische Produkt der Sitte, stehen entweder in fortwährendem lebendigen Austausch mit den Sitten, oder sie sind bloß ein beschriebenes Stück Papier." [50])

„Für ein geschriebenes Gesetz hat sich der Bauer noch nie begeistert, oft genug aber ein geheimes Grauen vor all dergleichen empfunden; er begeistert sich nur für das lebendige Gesetz, für sein Herkommen, seine Sitte und seinen Glauben." [51])

Alle diese nachdrücklichen Erklärungen laufen darauf hinaus, die erzieherische Wirkung des guten Gesetzes zurückzuführen auf die ursprüngliche Erziehungskraft der volkstümlichen Sitte.

[48]) A. a. O., II, 363.
[49]) A. a. O., II, 100.
[50]) A. a. O., III, 157.
[51]) A. a. O., II, 105.

Die Eigenschaften, die Riehl hier der Sitte zuschreibt und die in der weiteren Entwicklung von allgemein üblich gewordenen Gewohnheiten und Verhaltungsregeln aufsteigen zu bestimmt formulierten Anordnungen, die sich dann nicht mehr an einen begrenzten Personenkreis wenden, sondern von dem Gesetzgeber für die gesamte völkische Gemeinschaft bindend gemacht werden, diese Eigenschaften stimmen überein mit den Kräften, welche in der überpersönlichen und vor aller bewußtheitsmäßigen Tätigkeit liegenden Erziehungswirkung des Familientums und Volkstums ursprünglich wirksam werden.

„Je gefesteter die Sitte des Hauses, um so gefesteter ist das Gesetz ... Es ist aber die Sitte des Hauses gerade derjenige Punkt, wo jeder einzelne Großes wirken kann, um (mit einem Modeausdruck) 'die Gesellschaft zu reformieren', tüchtigen Bürgersinn zu wecken, einen echt konservativen und loyalen Geist im Volke zu begründen, das Staatsregiment zu stärken." [52])

„Man vergaß, daß Sitte, Charakterstärke, die unmittelbare Empfindung, daß der Glaube des Bauern Eigenstes ist, nicht aber die flache Vielwisserei. - Eine Regierung, die den Bauern wirklich aufklären und veredeln will, festige und läutere ihn in jenen Stücken." [53])

Diese Erkenntnisse, die Riehl durch die unerhört vielfältigen Beobachtungen seiner großen Wanderungen lückenlos unterbaut hat, lassen es offenkundig werden, daß in dem Bestand der nationalen Sitten und Gebräuche ein völkischer Reichtum geborgen liegt, der in seinen Werten überhaupt nicht abzuschätzen ist.

Über die Rolle, welche die Sitte im eigentlichen Erziehungsleben spielt, sind bereits eingehende Feststellungen getroffen worden. Aber auch hier ist daran festzuhalten, daß von allen Erscheinungsweisen der Sitte und des Volkstums eine eigentümliche Kraft ausgeht, welche nicht nur stark im Beharren ist, sondern in höchstem Maße eine Beeinflussung der Umwelt darstellt in der Setzung von klar umrissenen Prinzipien der gesellschaftlichen Ordnung und Verhaltungsweise. Die aus dieser völkischen Lebenswirklichkeit heraus entstehende Menschenformung besitzt eine Nachhaltigkeit und Tiefe in ihrer Wirkung, die von keiner anderen Erziehungsbemühung erreicht wird; ursächlich bestimmt wird dieser Erfolg durch die ursprüngliche und als selbstverständlich empfundene Kraft des volkstümlichen Sittengesetzes, das jeden einzelnen mit unverminderter Stärke anspricht und ihn in seinen Bann zieht. Wo sich dann nationale Sitte und staatliches Gesetz soweit nähern und ergänzen, daß es als die politisch angesprochene Fixierung der nationalen Sitte erscheint, ist die ideale Forderung erfüllt, die der Volksforscher

[52]) A. a. O., III, 156.

[53]) A. a. O., II, 78.

als Voraussetzung für die Fruchtbarmachung der natürlichsten Kräfte und Lebensformen unverbildeter Gruppen zugunsten des Volksganzen ansieht.

Es tritt dann jener Zustand ein, den Riehl für die Einstellung des Bauern mit den Worten beschreibt:

„Das Recht erscheint ihm wiederum als Sitte, und es ist ja sein Stolz, jeder Sitte kundig zu sein. Hierin liegt ein bedeutungsvoller Fingerzeig für die Gesetzgeber, die sich aber selten um das lebendige Rechtsgefühl des Bauern bekümmert haben." [54])

Gegenüber dem geschriebenen Recht, dessen Unentbehrlichkeit für die Gestaltung des Gesellschaftslebens keiner Frage bedarf, müssen wir aber die im Raume der volkstümlichen Sitten und Gebräuche vorhandenen Kräfte als die primären Grundlagen der Volkserziehung bezeichnen. Auch ohne die spätere Festlegung von Rechtssystemen hätte die form- und ordnungsschaffende Kraft des Volkstums ihre Wirkung behalten, während den aus theoretischer Spekulation entstammenden Gesetzen diese menschenformende Eigenschaft ohne weiteres nicht zugesprochen werden kann. Riehl stellt zu dieser Frage fest:

„Die modernen ausebnenden sozialen Lehren und der Polizeistaat teilen den Grundfehler, daß beide der Staatsgewalt als solcher zumuten, stracks in die Gestaltung der sozialen Lebensmächte einzugreifen. Der Staat kann aber die Gesellschaft nur mittelbar dadurch reformieren, daß er sich selbst reformiert und der materiellen Grundlage des Volkslebens Raum gibt, sich künftig aus sich selber zu entwickeln. Der Staat kann nur die Hindernisse wegräumen helfen, welche sich der naturwüchsigen Entfaltung der einzelnen Gesellschaftsgruppen in den Weg drängen." [55])

Auch in diesem Bezirk des staatlichen Lebens begegnen wir der Ausstrahlung einer erzieherischen Formkraft, denn was Riehl hier als Autorität der Sitte bezeichnet, stellt nichts anderes dar als die ursprüngliche Macht der volkhaften erzieherischen Einwirkung und Einflusses auf die in einer Gemeinschaft verbundenen Menschen; also wiederum ursprünglich pädagogische Faktoren. Was ist Autorität im allgemeinen anderes als die Macht der menschlichen Lebensförderung, gleich von welchen Trägern sie ausgeht.[56]) Riehl sieht sie hier insbesondere ausgehen von Sitte und Brauch.

---

[54]) A. a. O., II, 56.

[55]) A. a. O., II, 343/344.

[56]) Vgl. H. J. Nelis, Die Autorität als pädagogisches Problem, 1933.

3. Dargestellt insbesondere an der pädagogischen Formkraft der Volkskunst, speziell dem Volkslied und der Volksmusik.

Wie tief Riehl die ursprünglich erzieherische Bedeutung des Volkstums und seiner kulturellen Lebensgüter erkennt, zeigt er uns, plastischer noch als an den voraufgehend dargestellten volkhaften Lebensgütern, in seinen Erörterungen über die Volkskunst, speziell über das Volkslied und die Volksmusik. Seine Erörterungen über diesen Gegenstand erheben sich geradezu zu einer Pädagogik der Volkskunst, im engeren Sinne des Volksliedes. In seinem „Brief an einen Staatsmann" [57]) unterscheidet Riehl „eine zwiefache Kunsterziehung": eine „Erziehung durch die Kunst" und eine „Erziehung für die Kunst".[58]) Unter der Erziehung für die Kunst versteht Riehl die Erziehung zum künstlerischen Schaffen und Können, aber auch die Erziehung zum Musikverständnis und Musikgenuß; sie verläuft in den Bahnen der kunstunterrichtlichen Ausbildung, dann aber der Unternehmungen der allgemeinen Kunst- und speziell Musikpflege im öffentlichen Leben. Diese Unternehmungen der Erziehung für die Kunst stehen, so wie Riehl sie in seiner Zeit sah, nicht hoch in seinem Ansehen, kommen sie doch allzu leicht in die Spur verbildender Wirkung, wenn sich diese Kunstbetätigung und speziell die Musikbestrebungen loslösen von dem organischen Wurzelgrund, auf dem alle echte Kunst steht und stehen muß, wenn eigentlich erzieherische Wirkung von ihr ausgehen soll. Die Tatsache und Gefahr verderblicher Wirkung der Erziehung für die Kunst, wenn sie sich von ihrem Lebensgrund entfernt hat, zeigt Riehl denn auch, wie wir im folgenden sehen, nachdrücklich auf.

Er stellt ihr darum eine andere künstlerische Erziehung von grundlegender Bedeutung voran, auf der sich die Erziehung für die Kunst erst aufbauen kann und aufbauen muß, um vor Irrgang und verderblicher Auswirkung bewahrt zu bleiben - und das ist die Erziehung durch die Kunst. Darunter ist aber nicht die Erziehung durch jedwedes Kunstgut und durch jedwede Kunstunternehmung zu verstehen, sondern eine Erziehung durch die Kunst, wie sie echt und ursprünglich im Volke lebt, nämlich durch die

[57]) W. H. Riehl, Unsere musikalische Erziehung. Briefe an einen Staatsmann (1853 und 1858). In: Kulturstudien aus drei Jahrhunderten (1862). Zur ästhetischen Kulturpolitik.

[58]) A. a. O., S. 334.

Volkskunst. Mit plastischer Anschaulichkeit zeigt Riehl die erzieherische Wirkung auf, die von der echten Volkskunst unmittelbar und ursprünglich ausgeht. Die Kunst selber - und das ist bei Riehl allemal die volksgebundene Kunst - erscheint hier als ursprünglicher Erzieher, so wie ihm das Volkstum überhaupt und in all seinen Lebensgütern der primäre und ursprüngliche Erzieher ist, der allen systematischen Erziehungsunternehmungen wegen der Ursprünglichkeit seiner Wirkung an Bedeutung weit voransteht und für sie die Grundlage ist, ohne die sie nicht gedeihen können. So bedeuten uns Riehls Erörterungen über die Erziehung durch die Kunst, d. h. durch die volkhafte Kunst, wiederum einen wesentlichen Beitrag zu dem Gedanken der Ursprungsbedeutung des Volkstums für die Erziehung im allgemeinen. Riehl sagt:

„Es gibt künstlerische Erziehung in zwiefachem Sinne: Erziehung durch die Kunst und Erziehung für die Kunst."

Und er fügt gleich hinzu:

„Die erstere setzt die letztere nicht notwendig voraus." [59])

Das ist eine bedeutsame Bemerkung, vor allem für unseren Gedankengang. Sie besagt, daß die Erziehung für die Kunst keine notwendige Voraussetzung der Erziehung durch die Kunst ist; die Erziehung durch die Kunst wirkt unabhängig von der Erziehung für die Kunst.

Die erzieherische Wirkung der Volkskunst ist allgemein und ursprünglich; sie ist ursprünglich wirksam, auch ohne daß man Erziehung für die Kunst empfangen hat, und sie wirkt allgemein, d. h. auch auf diejenigen, die bereits für die Kunst erzogen sind. Dieser Zusammenhang sowie die unvergleichliche Bedeutung der Erziehung durch die Volkskunst, die nicht irre geht, gegenüber der Erziehung für die Kunst, die nur zu leicht der Gefahr des Irrgangs unterliegt, werden in den folgenden Gedankengängen Riehls immer deutlicher.

Weil die Kunst an sich - allemal als Volkskunst verstanden - diese ursprüngliche, spontane und allgemeine Erziehungswirkung hat, und bei ihr die entscheidende und grundlegende erzieherische Wirkung liegt, darum wird dem „Staatsmann" an der Erziehung durch die Kunst vor allem gelegen sein, und an der Erziehung für die Kunst nur insofern, als sie sich auf der ersteren aufbaut. Darum sagt Riehl:

„ . . . die Erziehung für die Kunst wird an sich den Staatsmann wenig kümmern, wohl aber als Grundlage" (dem Sinnzusammenhang nach heißt das: als Wirkungsförderung) „der Erziehung durch die Kunst. Denn diese ist zugleich ein

[59]) A. a. O., S. 334.

Hauptelement der gesamten Volksbildung; sie birgt ein tiefes und allgemeines Kulturinteresse" [60]),

das heißt, sie geht alle ursprünglich an.

Zu dem Gedanken, daß die Erziehung durch die Kunst wegen ihrer Ursprünglichkeits- und Allgemeinbedeutung voranstehe, scheint nun eine weitere Äußerung Riehls zunächst in Widerspruch zu stehen. Riehl sagt:

„Nun ist aber die Erziehung für die Kunst die Wurzel der Erziehung durch die Kunst, und wenn nur die schaffenden Künstler selbst von Anbeginn den rechten Weg gehen, dann wird auch der Einfluß ihrer Kunst auf alles Volk - und das ist ja die Erziehung durch die Kunst - der rechte sein." [61])

Hier scheint es so, als ob nun doch die Erziehung für die Kunst als Grundlage, als „Wurzel" für die Erziehung durch die Kunst angesehen würde. Das gilt aber, wie gerade der letzte Satz der angeführten Äußerung zeigt, in einem Sinne, der dem bisherigen Gedankengang nicht widerspricht, sondern ihn bestätigt. Wenn die schaffenden Künstler die rechte Erziehung für die Kunst empfangen haben und „von Anbeginn den rechten Weg gehen", d. h. wenn ihre Erziehung zum Kunstschaffen von der Volkskunst ausging und ihr Schaffen in der Spur der Volkskunst liegt, dann sind auch ihre Werke nicht nur von individueller Art und individueller Bedeutung, sondern auch Volkskunst und treten bereichernd zum Bestande der Volkskunstgüter hinzu. Dann geht auch von diesen Werken und Schöpfungen der schaffenden Künstler die Erziehung durch die Kunst aus, und sie treten ein in die erzieherische Wirkung, die mit der Volkskunst ursprünglich verbunden ist. Nur dann, wenn der schaffende Künstler aus seinem Volkstum heraus lebt und schafft und dazu die „Erziehung für die Kunst" empfangen hat, sind seine Schöpfungen eigentliche Volkskunst, und nur dann geht auch von diesen „die Erziehung durch die Kunst" aus.

So ist also nur in einem bedingten Sinne die Erziehung für die Kunst die Wurzel der Erziehung durch die Kunst, nämlich unter der Bedingung, daß die Künstler zum Schaffen aus dem Volkstum „erzogen" sind; und dann ist es im Grunde das Volkstum, von dem die ursprüngliche erzieherische Wirkung ausgeht und sich den Schöpfungen des Künstlers mitteilt, die nach dem Volkstum geartet sind.

Erfüllen aber die Schaffenden diese Bedingung der Erzogenheit für die Kunst nicht, stammen sie nicht aus der Verwurzelung des Künstlers im Volkstum, so werden ihre Leistungen wirkungslos, ja verderb-

[60]) A. a. O., S. 334.

[61]) W. H. Riehl, a. a. O., S. 334.

lich - und dann erfüllt es sich keineswegs, daß die Erziehung für die Kunst die Wurzel der Erziehung durch die Kunst ist. Zuletzt und zutiefst ist es also immer das Volkstum, von dem die erzieherische Wirkung ausgeht. Und so ist auch die Erziehung durch die Volkskunst das Primäre, auf der erst wieder die Erziehung des Künstlers für die Kunst ruht.

Riehl beklagt aber, daß das künstlerische Schaffen der Gegenwart diese Voraussetzung nicht erfüllt; er beklagt, daß darum „das künstlerische Erziehungsmaterial für die Gegenwart" ... „weit weniger in den Schaffenden der lebenden Künstler, als in den unermeßlichen Kunstschätzen der Vergangenheit" liegt [62]), in der die Künstler und ihre Werke - Riehl denkt an die klassische deutsche Musik - die genannte Bedingung erfüllten. Diese Gegenwartserscheinung liegt daran, daß

„der schöpferische Genius immer mehr oder minder Autodidakt ist und trutzig seine eigenen Wege geht" [63]),

statt künstlerischer Gestalter volkhafter Erlebnisweise zu sein. Das gilt nach Riehl eben insbesondere für das Schaffen der lebenden Künstler, denen darum die gesunde Wirkung ursprünglich volkhafter Kunst fehlt, ja vielfach die gegenteilige Wirkung eigen ist. Riehl stellt daher auch in dem vierten Brief über „Volksgesang" [64]) der verderblichen Wirkung des Gegenwartsschaffens zahlreicher Künstler die erzieherisch und volksbildnerisch so ursprüngliche, starke und lebendige Wirkung volkhafter Kunst entgegen.

Es ist nun für unseren Zusammenhang und Gedankengang von besonderem Interesse, zu sehen, wie Riehl in seinem Brief „Volksgesang" seine Anschauungen über den ursprünglichen Erziehungswert der volkhaften Lebensgüter insbesondere am Volkslied- und Volksmusikgut veranschaulicht. Im Gegensatz zu mancher „liederlichen Modemusik" der Gegenwart, deren Wirkung es ist, daß sie „das Volk entsittet durch die tägliche Gewöhnung an schlechte Musik" [65]), - und „entsittlichen" bedeutet an vielen Stellen bei Riehl „geistig entarten" und damit verderbliche Erziehungswirkung schlechthin, - zeigt Riehl uns nun den ungemein wirkungsreichen und erziehungsstarken Einfluß des Volksliedes und der Volksmusik auf. Hier ist es aber nicht der entscheidende Gesichtspunkt, daß Riehl den erzieherischen Wert dieser Volkslebensgüter überhaupt darstellt, sondern daß er an diesem Volkslebens-

[62]) A. a. O., S. 334.
[63]) A. a. O., S. 334/35.
[64]) A. a. O., S. 349.
[65]) A. a. O., S. 335.

bereich auf die Ursprünglichkeitsbedeutung und die Grundlagenstellung des Volkstums in aller Erziehung und für alle Erziehung schlechthin hinweist.

Riehl geht dabei aus von einer anschaulichen und wirklichkeitsnahen Schilderung seines persönlichen Erlebens von Volkslied und Volksmusik, wie er sie in ihrer unverderbten Gestalt und Wirkung in den einsamen Tälern des bayrischen Hochgebirges antraf und fährt fort: „... ich lernte dabei, wie vortrefflich das Volk sich selber musikalisch erziehen kann"[66]), d. h. wie unmittelbar und ursprünglich das Volk durch den lebendigen Besitz und Gebrauch seines Volkslied- und Volksmusikgutes seelisch und geistig geformt wird. Er fügt freilich hinzu, daß „man eben in die einsamsten Alpentäler blicken muß", um diese „Selbsterziehung" zu beobachten, weil sonst schon zu reichlich „fremde Hände ins Zeug pfuschen".[67]) Mit dem Ausdruck „Selbsterziehung" des Volkes aber umschreibt er noch einmal das Bild des ursprünglichen und unmittelbaren erzieherischen Geschehens, das schon in der Beobachtung zum Ausdruck kommt, wie vortrefflich das Volk sich selber erzieht, wo die in seinem Volkstum eingebetteten ursprünglichen Erziehungsmächte noch lebendig sind. Zur Verdeutlichung dieses Gedankens sagt Riehl noch:

„All diese Musik der Gebirgsbauern knüpft sich enge an an den Boden. Jedes Tal hat seine eigenen Lieder." [68])

Volkslied und Volksmusik dieser Art sind aber objektiv so wirkungsstark, und subjektiv ist das Volk ihrem Wirken auch so sehr erschlossen, weil es eben hier seine eigenen, ihm lebens- und geistesgemäßen seelisch und geistig organischen Kräfte am Werke fühlt; das veranschaulicht Riehl mit folgenden Sätzen:

„Das Volk hat so großes Entzücken an diesen ewig wiederholten Tönen, weil es weiß, daß sie ganz sein eigen sind. Und in diesem Gedanken ist zugleich der höchste pädagogische Wert echter Volksmusik ausgesprochen.

Wenn die Liebe am eigensten Besitz schon die bloße Phrase des Jauchzens als ein Symbol der Heimat und als unerschöpflich schön erscheinen läßt, wieviel mehr muß dies noch von dem ausgeführten Lied und der Tanzweise einer Gegend gelten?" [69])

Im Erlebnis des Eigentums des Volksliedes, der Volksmusik und der volkhaften Kulturgüter sieht also Riehl zunächst das Moment, in

[66]) A. a. O., S. 349.
[67]) A. a. O., S. 349.
[68]) A. a. O., S. 349.
[69]) A. a. O., S. 350.

dem sich ihr pädagogischer Wert begründet. Er dringt aber noch tiefer in diese Begründung des pädagogischen Wirkungswertes dieser volkhaften Lebensgüter ein, und dabei vertieft er auch immer mehr die Erkenntnis, daß im Lebenswert dieser Güter ursprünglich und unmittelbar wirkende Erziehungswerte liegen, d. h. daß hier nicht sekundär Einflüsse für das Leben wirksam gemacht werden, sondern das volkhafte Leben selber durch seine organischen, seelisch-geistigen Kräfte originäre Wirkung der Menschenformung ausstrahlt. Mit dem Moment des Eigenseinserlebnisses der volkhaften Lebensgüter drückt Riehl das dem Volke so Wesens- und Lebensgemäße und Organischwirkende an den Volkstumsgütern aus, das darum zugleich auch ursprünglichster und „höchster" Erziehungswert ist.

Diesen aus dem Eigensein, der Wesens- und Lebensgemäßheit der Volkslebensgüter sich begründenden Erziehungswert erläutert er nun noch weiter in seiner pädagogischen Wesenheit durch die eigenartigen Begriffe der Gesundheit und Verdaulichkeit der Volkslebensgüter.[70]) Er führt aus, daß die volkhaften Lebensgüter sogar bei geringem künstlerischem Objektwert doch von hohem erzieherischem Wirkungswert sein können. Insofern sind sie darum doch in hohem Maße für das Volk „gesund" und verdaubar, d. h. seelisch-geistig nährend und aufbauend, wie Riehl es ausdrückt. Sie sind es dadurch, daß sie dem Volk so wesens- und lebensgemäß sind, selbst wenn sie geringeren Objektwert besitzen, während wesensfremdere Kulturgüter auch bei höherem künstlerischem Objektwert doch weit geringeren Erziehungswert haben können. Hören wir nun Riehls Worte selbst zunächst über die „Gesundheit" des musikalischen Volksgutes als pädagogischer Wertnüance:

> „Musikalisch sind diese Dinge ja oft von sehr geringem Wert, dennoch aber freuen wir uns solcher Musik, weil sie uns gesund dünkt. Was heißt hier gesund? Man sagt wohl: Was wahr und echt ist. Aber was ist hier wahr und echt? Ein Lied, dessen Form und Gedanke, im Volke selbst erwachsen, nichts anderes ausspricht, als was diese Volksgruppe selber fühlt, begreift und auszusprechen sich berufen und gedrungen fühlt, solch ein eigenes Lied ist allemal ein gesundes und wahres Volkslied. Es kann darum ästhetisch arm, geringhaltig, inkorrekt sein, aber es ist doch gesund und wahr." [71])

Gesund ist also in Riehls Schau ein Volkslebensgut, sofern es wesenswahr und lebensecht ist und in diesem Sinn ein eigenes Gut darstellt. Damit hellt Riehl den ursprünglich-pädagogischen Wert

[70]) A. a. O., S. 350/51.

[71]) A. a. O., S. 350/1.

näherhin auf. Er bringt aber noch eine weitere, wenn auch vulgäre, so doch bezeichnende Wendung, um den wesenhaft pädagogischen Wirkungswert des Volksgutes zu beleuchten; er spricht nämlich von „unverdauter Musik“ [72]), die nicht dem Wesen des Volkes entspricht und daher eine ungesunde und sogar schädliche Wirkung nach sich ziehen kann. Gerade diesen letzten Gesichtspunkt betont Riehl sehr stark:

„Man spricht von unverdauter Musik, die vielerlei Volk gedankenlos weitersinge. Der Ausdruck trifft; denn solche musikalische Gedanken und Formen, die dem Organismus einer Volksgruppe fremdartig, von außen ihm eingetränkt worden, unverdaute und unverdauliche Stoffe, sind allerdings, wie jeder Doktor weiß, höchst ungesund.“ [73])

„... wo eine unverdaute städtische Modemusik auf dem Lande das Feld gewonnen hat, da ist auch der Bauer verdorben.“ [74])

Plastischer kann man den ursprünglichen Erziehungswert des organisch im Volke gewordenen Lebensgutes kaum aussprechen: so leicht der fremde Stoff Verderbnis bedeuten kann, so leicht kann das volkeigene, wesenswahre und lebensechte Gut seelisch-geistige Förderung, Erziehung sein.

Riehl macht nun selbst einen bezeichnenden Einwurf:

„Aber das Alles sind doch Dinge, die sich von selber machen müssen, und es ist nicht abzusehen, wie hier eine äußere Macht erziehend einwirken soll“,

und beantwortet seinen Einwurf mit der Bestätigung:

„Ganz gewiß. Ich selber schrieb ja auch, wie trefflich das Volk sich musikalisch zu erziehen wisse, wenn ihm nirgends fremde Hände ins Zeug pfuschten.“ [75])

Wir dürfen diesen Gedanken Riehls dahin weiterführend deuten: mit dem verwunderten Rufe „wie hier eine äußere Macht erziehend einwirken soll“, d. h. überhaupt noch erziehend wirken kann, will Riehl zunächst keineswegs die Möglichkeit oder Sinnhaftigkeit planmäßiger, erzieherischer Beeinflussung durch Heranführen von Bildungsgut bezweifeln, aber er will alle Ströme fremder und nicht verdaulicher, d. h. nicht angleichbarer Bildungsstoffe und erst recht unwertiger Stoffe abgedämmt wissen und demgegenüber die durch keine sekundäre planmäßige Bildungsarbeit ersetzbare, primäre und ursprüngliche Erziehungsmacht betonen, die dem Volke in seinem lebendigen Volkstum und dessen Lebensgütern gegeben ist. „Wie trefflich doch das Volk sich selbst zu erziehen weiß, wenn nur ihm nirgends fremde Hände ins Zeug pfuschen“; darin liegt der Ruf an den „Staatsmann“, „den fremden

[72]) A. a. O., S. 351.
[73]) A. a. O., S. 351.
[74]) A. a. O., S. 352.
[75]) A. a. O., S. 352.

Händen", d. h. dem fremden und darum schädlichen Stoff den Weg zum Volk zu versperren; für den Erzieher aber liegt darin der Ruf, die dem Volke in seinem Volkstum gegebenen Lebenswerte in ihrer ursprünglich-erzieherischen Bedeutung zu erkennen und anzuerkennen und alle planmäßige, systematische und konstruktive Erziehungsarbeit darauf aufzubauen und daran anzupassen, nicht aber die planmäßige und systematische Erziehungsarbeit als den Ursprung alles Erziehens anzusehen.

Riehl führt noch an einer Einzelerscheinung des volkstümlichen Lebens aus, wie hier Überfremdung und Verkünstlichung die ursprüngliche Bedeutung und Wirkung zerstört haben, und an diesem Beispiel erhellt er wiederum die allgemeine Erkenntnis vom ursprünglich-erzieherischen Charakter des Volkstums. Er spricht von der Gestalt der Postillone und der Art der Volksfeste; es drohe die Gefahr, daß hier volkstümliche Weisen und Formen durch wesensfremdes Virtuosentum und Artistentum verdrängt werden. Riehl meint dazu:

> „In verschiedenen deutschen Staaten sind Preise ausgesetzt für die Postillone, welche am besten blasen. Ich würde vielmehr Preise aussetzen für die Postillone, welche das Beste blasen, nämlich die echtesten, schönsten Volksweisen.
>
> Mit jenem lockt man den Reiz des Virtuosentums gar unter den Bauern hervor; mit diesen übt man musikalische Volkserziehung...." [76])
>
> „Und da ich nun doch einmal von Preisen und Kronen rede, so meine ich, bei unseren landwirtschaftlichen Volksfesten, wo man bis jetzt in der Regel nur die Ochsen und Pferde krönt, sollte man auch dazu eine höhere Seite anschlagen und neben das Wettrennen, Wettpflügen und Wettspielen auch ein Wettsingen der Bauern setzen. Der Preis dürfte aber nicht schlechtweg denen zufallen, die nicht am besten, sondern die auch zugleich das Beste singen, nämlich die echtesten, auf dem eigenen Boden gewachsenen Volkslieder.
>
> Ich weiß, Sie achten diese Dinge nicht für klein; denn nicht von oben herab, sondern von unten herauf reformiert man das öffentliche Leben, und ich fange ja eigentlich nur darum bei den preisgekrönten Postillonen an, damit ich mit Beethoven schließen kann." [77])

Das sind in mehrfacher Hinsicht Gedanken von entscheidender und weittragender Bedeutung. „Denn nicht von oben herab, sondern von unten herauf reformiert man das öffentliche Leben!" Im Gedankengang unserer Untersuchung ausgedeutet, heißt das: alle sekundären Maßnahmen der planmäßigen, systematischen und konstruktiven Erziehungs- und Bildungsarbeit sind, so wertvoll und gehaltvoll sie an

[76]) A. a. O., S. 353.

[77]) A. a. O., S. 354.

sich sein mögen, dennoch - das hat die Erfahrung seit mehr als einem Jahrhundert gelehrt - zuletzt doch unfruchtbar, wenn man nicht das Volkstum wieder freilegt und von Überschichtungen reinigt, wenn man nicht die noch vorhandenen Lebensformen des Volkstums zur Wiedergesundung und Neubelebung führt, wenn man nicht auf diese Weise die ursprünglich und spontan wirkende Macht der Menschenformung und Erziehung wieder zu ihrem Dasein und Recht erhebt. Dann erst gewinnen auch die sekundären Maßnahmen und Einrichtungen der planmäßigen und systematischen Erziehungsarbeit, auch Schule und Unterricht, wieder den lebendigen Wurzelgrund, auf den sie gegründet sein müssen, um eigentliche und wirkliche Erziehung auszustrahlen.

Ein fast noch bedeutsameres Wort hörten wir oben von Riehl, als er seine Absicht darlegte: „Ich fange ja eigentlich nur darum bei den Postillonen an, damit ich mit Beethoven schließen kann." In diesen Worten erweitert sich der Kreis dessen, was wir mit Riehl als Volkstum oder Volkskultur und damit als die ursprüngliche und überpersönliche Macht und Lebensgrundlage der Erziehung ansehen. Dem Gedanken Riehls nachgehend, erschöpft sich das Volkstum nicht in der Fülle jener schlichten unmittelbar volkhaften Kulturgüter, wie sie in Volkslied, Volksmusik, Volksbrauch, Volkssage, Volkserzählung, Volkskunst und Volkstracht und allen Gütern dieser Art vor uns stehen, sondern es enthält auch die Fülle jener Kulturgüter, die wir vielfach unter der Bezeichnung „Hochkultur" zusammenfassen: Kunstdichtung, Hochliteratur, Kunstmusik, Kunstmalerei usw. Denn auch diese sog. „Hochkultur" ist in ihrem echten Bestande Volkskultur und Volkstum. Auch sie ist mit ihren hochkulturellen Gütern emporgewachsen aus dem Volkstum mit seinen schlichten Volksgütern; so wenigstens geschieht es im normalen Fall und organischen Zuge der Kulturentwicklung, die frei ist von Überfremdungen. Auch der hochkulturelle Güter schaffende Künstler empfing seine kulturelle Substanz aus dem Urgrund seines Volkstums, und in organischem Zusammenhang mit dem Kulturleben seines Volkes stehend, lebt auch in seinen Schöpfungen der kulturelle Lebensbestand fort, den er empfing. Er trägt den kulturellen Lebensbestand zum Fortschritt und zu neuen Hochformen der Gestaltung empor, die darum auch nicht seine individuellen Werke bleiben, sondern bereichernd in den kulturellen Besitz des Volkes zurückkehren, bzw. vom Volk als sein Eigen erlebt und an- und aufgenommen werden. Es war der Irrtum des Humanismus, daß er das als den totalen Ur-

sprung unserer Kultur ansah und verkündete, was nur ihre allerdings reiche Befruchtung war.

So muß auch der Schöpfer von Gütern der Tonkunst, sofern er kein Fremdling und Sonderling im Leben der Kultur ist und bleiben will, ausgehen von der Volksmusik und insbesondere vom Volkslied, das ihn auch zuerst umfing. Aus dieser Entwicklungsgesetzlichkeit heraus hat darum die klassische deutsche Musik die organische Verbindung mit dem Volkslied niemals verloren. In den erhabensten Werken der deutschen klassischen Tonkunst, auf den Gipfeln höchster künstlerischer Leistungen leuchtet immer wieder ein Anklang der schlichten Volksgüter auf, in denen für den Schöpfer lebendiger Kunst die Wurzeln seines Schaffens liegen. So kommt es, daß die Volksliedmelodie schließlich auch in den großen symphonischen Schöpfungen Beethovens eine bedeutsame Rolle spielt. Immer wieder hören wir Riehls Wort: „Ich fange ja eigentlich nur mit den Postillonen an, damit ich mit Beethoven schließen kann." Das ist das Programm einer großen Kultureinheit, die das schlichte Volksgut und die hochkünstlerischen Kulturgüter in einem großen Lebensganzen umschließt.

Was Riehl am Beispiel des Zusammenhanges von Volksmusik und Kunstmusik aufzeigt, gilt auch auf anderen kulturellen Gütergebieten. Die gleiche Linie geht von der Volksdichtung zur Kunstdichtung, von der Volkserzählung zur Hochliteratur, von jeder Volkskunst zur Hochkunst, ja eigentlich auch von der Volksweisheit zur Wissenschaft. Lebendige Kultur kennt keine wesenhafte und grundsätzliche Kluft zwischen einer oft so genannten „primitiven" Volkskultur und einer vermeintlich eigenursprünglichen autonomen Hochkultur. Die schlichtkulturellen und hochkulturellen Güter bilden eine Einheit; sie stellen zwar verschiedene Stufen der künstlerischen Formgebung dar, aber nicht verschiedenartige und verschiedenwertige Kulturen. Die Volkskultur oder das Volkstum umschließt sie beide in gleicher Weise. Und damit steht jene Wirklichkeit, die zugleich der ursprüngliche Träger der Erziehung ist, das Volkstum, in seiner ganzen Größe vor uns.

In den angeführten Erörterungen Riehls bahnt sich bereits ein dreifacher Gedankengang an:

ein erster Gedanke, daß der Volkskunst, speziell dem Volkslied und der Volksmusik, eine ursprüngliche, unmittelbare und allgemein erzieherische Wirkung innewohnt;

ein zweiter Gedanke, daß echte Hochkunst, echte künstlerische Musik nur auf der Volkskunst bzw. auf dem Volkslied aufbaut und alle echte

künstlerische Musik im Volkslied die Wurzeln ihres Wesens findet; ein **dritter** Gedanke, daß auf diesem Wege auch die künstlerische Kultur ihre eigentliche erzieherische Bedeutung und Wirkung, die der Volkskunst ursprüngliche Wirkung, empfängt und so eine künstlerische Gesamt-Volkskultur als Lebenselement der künstlerischen Erziehung entsteht.

Dieser dreifache Gedanke kommt in plastischer Entfaltung in dem Aufsatz W. H. Riehls aus dem Jahre 1849 „Das Volkslied in seinem Einfluß auf die gesamte Entwicklung der modernen Musik" zum Ausdruck, der besondere Bedeutung durch die wenig bekannten Gedanken Riehls über die musikalische Volkserziehung erhält. Wegen des trefflichen Zusammenklanges der Gedanken sollen diese Sätze Riehls im folgenden ausführlicher angeführt werden.[78])

„Die Musik ist so mannigfaltig geworden in ihrem Inhalt, so breit und reich in ihren Formen, daß man an einen stetigen und maßgebenden **Zusammenhang** der naivsten und ursprünglichsten musikalischen Ausdrucksweise, **des Volksliedes, mit der Entwicklung unseres künstlichen und gelehrten Tonsatzes** kaum glauben sollte. Und dennoch scheidet das bewußte oder unbewußte Hinübertragen der Volksweise in die durchgebildete Kunstform die großen Epochen der neueren Geschichte der Tonkunst ab, gibt uns die innersten Unterscheidungsmerkmale in der Charakteristik unserer ersten Tonmeister und läßt uns recht eigentlich den **Lebensnerv der Fortentfaltung des musikalischen Geistes** erkennen....

Die Volkslieder ... sind keine ein für allemal fertige, sondern ewig werdende Gebilde; in ihrer jetzigen Gestalt sind die wenigsten älter als 100 Jahre, während ihre Urform oft in die ältesten Zeiten hinaufreichen mag. Aber gerade diese wunderbare Eigenschaft wird für die Entwicklung der musikalischen Kunstschöpfungen einer ganzen Nation maßgebend, daß die Volksweisen mit den Geschlechtern fortwachsen als ein lebendiger Baum, daß alle an ihnen gebildet, ein welkes Blatt abgestreift, oder neue Keime angesetzt haben...

Wir können nicht sagen: wie wir dieses Lied singen, ebenso haben es unsere Urgroßväter auch gesungen - aber wir können sagen: wie wir von unseren Urgroßvätern stammen, also kommt dieses Lied auch von ihnen; es ist immer neu aufgewachsen mit jedem neuen Nachwuchs und doch auf der alten Wurzel verblieben. So sind unsere alten Volkslieder keine toten Reliquien, sondern es lebt in ihnen die Geschichte.

An diesem Begriff des ewig Lebendigen müssen wir festhalten, wenn wir die Bedeutung der Volksweisen als bewegender oder besser als zeugender Kraft in der musikalischen Geschichte der Nation verstehen wollen. An diesem ... instinktiven Verhältnis hängt ein gutes Teil der Gegenwart und Zukunft unseres musikalischen Schaffens. Es ist seltsam, daß man die Rückwirkung des Volks-

[78]) W. H. **Riehl**, Das Volkslied in seinem Einfluß auf die gesamte Entwicklung der modernen Musik. In: Die Gegenwart, Bd. 3 (1849).

liedes auf das Volksleben schon so lange erkannt und so häufig erörtert hat, während die viel näher liegende Wechselbeziehung des Volksgesanges zu den ausgebildeten musikalischen Kunstformen keineswegs noch recht gewürdigt worden sind." [79])

Plastischer kann man wohl kaum den organischen und lebendigen Aufbau der Musikkultur vom Volkslied her bis zu den durchgebildeten musikalischen Kunstformen hinauf darstellen. In allem Wechsel der Formen ist das Volkslied „das ewig Lebendige"; es ist die „zeugende Kraft" und der „Lebensnerv der Fortentwicklung", die das Musikleben bis in seine höchsten Schöpfungen nicht nur erfüllen, sondern auch die eigentlichen Wurzeln seiner erzieherischen und bildenden Bedeutung und Wirkung sind und letztlich die „Erziehung durch die Kunst" tragen. Riehl spricht von den „Wechselbeziehungen" der Volkslieder und der Kunstmusik; sie bestehen in der befruchtenden Wirkung der Volkslieder auf die Kunstmusik und rückwirkend in der Bereicherung, welche die Kunstmusik dann auch für das Volkslied bedeutet.

Der Kultur- und Bildungswert der musikalischen Kunstformen entscheidet sich an ihrem Verhältnis und an ihren „Wechselbeziehungen" zum Volkslied; hierin liegen die „innersten Unterscheidungsmerkmale", an denen sich ihr Wert oder Unwert für das Kultur- und Bildungsleben bemißt. An diesem Maßstab überprüft Riehl die Meister der klassischen deutschen Musik und ihre Schöpfung. Er würdigt Händel als den „Meister, in dessen persönlichem Schicksale jener erste Drang, die Elemente des Volksgesanges in der Tondichtung voranzustellen, förmlich dramatisch sich verkörpert".[80]) So würdigt er die „Söhne Johann Sebastian Bachs", bei denen „man noch interessantere Beobachtungen über den wachsenden Einfluß des Volksliedes machen kann".[81]) Er weist weiter darauf hin, „wie die zeugende Kraft des Volksliedes durch Mozarts und Glucks dramatische Schöpfungen gegangen ist", die sie „gestempelt hat zu Nationalwerken, gleich wie Schillers und Goethes Dramen die Dichtungen der Nation geworden sind".[82]) So würdigt er die Meister der klassischen Tonkunst alle, um das Maß und die Art ihrer Verwurzelung im Volkslied festzustellen. Die diesbezüglichen Würdigungen Riehls weiterhin auszuführen, würde den Rahmen dieser Arbeit überschreiten. Hier war es nur die Aufgabe, an einigen Beispielen der Wechselbeziehung der klassischen Tonkunst zum Volkslied die allgemeinen Gedanken Riehls, daß der Lebens-, Kultur-

[79]) A. a. O., S. 667.

[80]) A. a. O., S. 668.

[81]) A. a. O., S. 668/669.

[82]) A. a. O., S. 684.

und Bildungswert der Kunstmusik in ihrer engen Verbindung mit dem Volkslied liegt, zu veranschaulichen.

An den Beziehungen zum Volkslied, diesem „innerlichsten Unterscheidungsmerkmal" für den Kultur- und Bildungswert der Musik, mißt er aber auch die musikalischen Leistungen seiner Zeit. An diesen „innersten Unterscheidungsmerkmalen" entwickelt er die Maßstäbe und Richtlinien einer Musikkritik und Musikpolitik, die wiederum auf nichts anderes abzielen, als das Musikschaffen und die Musikpflege auf den Wurzelgrund der Volksmusik und des Volksliedes zu stellen und so den Bildungswert und die erzieherische Formkraft der Musikkultur zu klären, zu erneuern und zu vertiefen. Es ist sein Anliegen, auf diese Weise Urquellen der Bildung und Erziehung für das Kulturleben wieder zu erschließen. Hier müssen wir wieder seine Worte, die kaum plastisch besser umschrieben werden können, selber voranstellen:

„Es ist nun unsere Aufgabe, nachzuweisen, wie, d. h. wie weit in den einzelnen in der Gegenwart ausgebildeten Kunstformen die zeugende Kraft der volkstümlichen Sangesweise zum Durchbruch gekommen ist, wie sie anderenteils verhüllt, verfälscht oder unterdrückt erscheint, wie sie in Gegensatz tritt zu der mehr idealistischen Richtung, und wie sie maßgebend wird für die zukünftige Fortentwicklung der Tonkunst." [83])

„Dem Musiker ist eine neue Aufgabe zugefallen: das Studium des Volksliedes. Nicht dessen, was man so obenhin als Volkslied bezeichnet ..., sondern der volkstümlichen Weise, wie sie sich, stets wechselnd und doch in ihrem Grundwesen stets dieselbe, als zeugende Kraft durch die ganze moderne Musik zieht. Die Musik ist stets der unmittelbarste Ausdruck jener Mysterien des Gemüts gewesen, die im Innern eines Volkes weben und schaffen. Dieser Ausdruck findet seine reinste Form im Volkslied. Darum ist seine Rückwirkung auf die gesamte musikalische Kunstentfaltung so wichtig ...

Das Volkslied ist eben der geheimnisvolle Punkt, wo Kunstgeschichte und Kulturgeschichte zusammenfallen." [84])

Aus diesen Gedanken seiner Musikpolitik leuchtet als Grundmotiv deutlich das pädagogische Anliegen hervor, durch die Rückführung des Musikschaffens und der Musikpflege auf den organischen Lebensgrund ihren Bildungswert zu erneuern und dem Volke die tiefste Quelle seiner geistigen Erneuerung zu erschließen. In einem seiner Spätwerke, in den „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfen", greift Riehl in der Abhandlung über Wagner seine musikpolitischen Erneuerungsgedanken wieder auf, um sie zu einem feierlichen Programm pädagogischer Musikpolitik zu erheben:

[83]) A. a. O., S. 674.
[84]) A. a. O., S. 686.

„Die Wurzel aller nationalen Musik ruht im Volkslied... Aus dem Volkslied gestalten sich die typisch nationalen Formen der Kunstmusik." [85])

Riehl verkündet diesen Satz gegen die moderne Sucht nach dem „Neuen" einer wurzellosen und darum verbildenden Musik, gegen jene Einstellung, die mit den Worten umschrieben werden kann:

„Jede Kunstrichtung ist gut, wenn sie nur neu ist, und das Neue ist am besten, wenn es am kühnsten und rücksichtslosesten mit der Vergangenheit bricht." [86])

Im Sinne Riehls heißt das: wenn es die ursprüngliche Beziehung zu dem ewigen Wurzelgrund des Volksliedes und zu den auf dem Volkslied aufbauenden Meistern der Vergangenheit bricht.

In einem prophetischen Ausblick auf die kommende künstlerische Entwicklung schließt er mit den Worten:

„Als unser nationaler Befreier wird in Zukunft der Genius erscheinen, welcher uns in neuem Geiste wieder zum Urquell des deutschen Volksliedes, zur deutschen Gedankentiefe bei voller Reinheit und Klarheit, bei voller Harmonie der Form zurückführt; ganz anders und doch ähnlich, wie wir solche Kunst im Geiste einer vergangenen Zeit bereits besessen haben und wie sie von dorther Tausende auch heute noch in treuer Liebe festhalten." [87])

Im Vorausgehenden wurde schon immer ein Gedanke Riehls mitgeführt, den es nun zum Schluß dieser Darstellung über die ursprüngliche erzieherische Bedeutung und Formkraft der volkhaften Musik wie eine Krönung des Riehlschen Gedankengebäudes herauszuheben gilt. Es ist der Gedanke, daß das Kern- und Lebenselement aller Musik, das Volkslied, ewig alt und immer neu ist: „es ist immer neu aufgewachsen mit jedem neuen Nachwuchs, und doch auf der alten Wurzel geblieben", ... oder:

„So ist die Melodie manches kleinen unscheinbaren Liedes im Laufe der Zeit wohl schon in hundertfältig verschiedener Weise gesungen worden, immer eine andere und doch immer dieselbe." [88])

Was ist das ewig „Alte" und was ist das immer „Neue" am Volkslied? Zu welchem Ergebnis führt diese Frage für unsere pädagogische Sicht? „Alt" ist die Art, fast könnte man sagen, die „Rasse" des Volksliedes; es bewahrt sein Wesen, wie auch das Volk seinem Wesen treu bleibt, dessen Ausdruck es ist. Wechselnd und immer wieder neu ist aber nicht nur die Form des Volksliedes, wechselnd ist vor allem auch der Grad und die Intensität seiner Lebendigkeit. Es folgt der Geschichte und den Schicksalen seines Volkes und ist der Ausdruck seiner wechselnden Er-

[85]) W. H. Riehl, Kulturgeschichtliche Charakterköpfe (1891), S. 514.
[86]) A. a. O., S. 527.
[87]) A. a. O., S. 528.
[88]) A. a. O., S. 667.

lebnisse und Schicksale, mit ihnen sich ändernd, mit ihnen sich immer wieder erneuernd, trotz der Treue zu seinem gleichbleibenden Wesen.

Ohne diese dauernde Erneuerung würde das Volkslied zum Museumsstück werden. Es ist das immer wieder neu und verändert in das Volkslied einströmende Leben des Volkes, das den Wechsel der Form und des Themas und der Tonart bedingt, das immer wieder neue Lieder schafft und dem alten bewährten Volkslied doch eine immer wieder neue Klangfarbe gibt. Mit einem Wort, es ist das politische Leben des Volkes, dessen Wechsel in Richtung und Erlebnisstärke es folgt. Das Volkslied ist immer der typischste Spiegel der politischen Lage und Aktivität eines Volkes. Und das politische Leben eines Volkes ist es, das durch die Lebensgüter des Volkstums hindurch die Gemeinschaft trägt, formt und erzieht. Die politische Aktivität ist der zentrale Motor auch des Volksliedes wie des Volkstums überhaupt. Ohne sie wären die Volkstumsgüter und besonders das Volkslied ein zwar wesenstreues, aber am Leben totes Museumsgut; so aber sind sie volkhaftes Lebensgut, das sein Leben aus der politischen Aktivität erhält und ihr auch in Erlebnisstärke und Erlebnisrichtung folgt. In welchem Grade ein Volk sich seiner selbst bewußt ist, welche Bewegungen es durchbrausen, das findet im Volkslied - stärker als in anderen Erscheinungsgütern des Volkslebens - seinen Ausdruck und übt, von hier auf das Volk zurückströmend, seine formende Wirkung auf die Gemeinschaft aus. Riehl findet hierfür die Worte:

> „Das Lied ist ein Besitz des Volkes, und je reicher und tiefer die Idee des Volkes in seinem politischen Leben zur Geltung kommen wird, um so herrlicher wird sich auch das deutsche Lied entfalten." [89])

> „Die Naturseite der Tonkunst liegt in jenen Weisen, welche über Nacht entstehen, wenn eine Nation von innen oder außen gerüttelt wird, wenn ein Jubel oder eine Herzensangst über alle kommt, wenn ein großes Ereignis hereinbricht, das die Leidenschaft allerorten aufbrausen läßt, oder ein ganzes Geschlecht sich ergriffen weiß von seligem Behagen." [90])

Es gibt kein Volkstum, so sehr es auch der Wesensausdruck eines Volkes ist, das lebendig wäre und bliebe ohne die jeweilige politische Aktivität der Zeit. Von dem Grad und der Entfaltungsrichtung der politischen Aktivität hängt auch die Kraft und Richtung der Erziehung einer Zeit ab; ist sie arm und schwach, so können auch noch so angestrengte Maßnahmen konstruktiver Erziehungsarbeit nicht ersetzen, was dem erziehenden Leben in einem Volke abgeht.

---

[89]) A. a. O., S. 668.

[90]) A. a. O., S. 669.

Am Beispiel der volkstümlichen Musikkultur hat sich uns an Hand der Gedankengänge Riehls das gezeigt, was - wenn auch für das Volkslied am typischsten - so doch auch für die Gesamtheit der Lebensgüter eines Volkes, für sein Gesamtvolkstum gilt: es ist der ursprüngliche Erzieher, auf dessen Schultern alle Träger konstruktiver und planmäßiger Erziehungsarbeit stehen.

IV. Die Bedeutung der Volkstumsverwurzelung und der Volkskunde für die planmäßige Erziehungsarbeit.

1. Das organisch begründete Erziehungswesen in dem auf das Volksleben aufgebauten Staat.

Unsere ganze Untersuchung baut sich durchgängig in Ausführung der Gedanken Riehls auf einer grundsätzlichen und wesentlichen Unterscheidung auf. Unterschieden werden dabei:

erstens die ursprüngliche selbsttätige Erziehungswirkung, die lebensmäßig vom Volkstum selber, sofern es gesund ist, ausgeht und die unersetzliche Lebensgrundlage aller Erziehung ist, und

zweitens die planmäßige, systematische und konstruktive Erziehungsarbeit, mag sie nun im engeren Rahmen etwa auf dem Boden der Schule und des Unterrichtes oder im weiteren Rahmen auf dem Boden der Bildungsunternehmungen der öffentlichen Kulturpflege stehen.

Das pädagogische Denken des neunzehnten Jahrhunderts, also auch der Zeit Riehls, war fast ausschließlich auf das letztgenannte pädagogische Feld gerichtet. Man hielt diesen pädagogischen Bereich für autonom, man sah in ihm das selbständige Ausgangs- und Hauptgebiet der Erziehung und man glaubte mit den Mitteln der spekulativen Zielsetzung und der Methodenüberlegung, mit den Mitteln der systematischen, planmäßigen und konstruktiven Erziehungsarbeit die Erziehung ganz in der Hand zu haben.

In dieser pädagogischen Ideenwelt erscheinen die Gedankengänge Riehls, wie sie uns im vorausgehenden Kapitel entgegentraten, geradezu revolutionär, wenn er die Lebensgrundlage aller Erziehung wieder aufdeckte, auf das Volkstum als die ursprüngliche, selbsttätige Erziehungsmacht hinwies, wenn er der „Erziehung für" wieder eine ursprüngliche „Erziehung durch" voranstellte und in diesem Sinne von der „Selbsterziehung" des Volkes zu sprechen wagte:

„wie trefflich doch das Volk sich selber erziehen kann!"

So sehr nun aber der Absolutheitsgedanke der erziehungsteleologischen Autonomie und die Überdehnung des Methodenglaubens, die Rationalisierung und Technisierung der Erziehungsarbeit abwegig war und ist, so wenig darf doch andererseits die Bedeutung der planmäßigen, systematischen Erziehungsarbeit auf dem weiten Feld ihrer Unternehmungen und Einrichtungen: Unterricht, Schule, öffentliche Volksbildungspflege, verkannt werden, wenn sie nur, von der Ebene des Absolutheits- und Autonomieglaubens zurückkehrend, wieder auf den ursprünglichen Wurzel- und Lebensgrund aller Erziehung sich gründet und aus der ursprünglich-erzieherischen Wirklichkeitswelt des Volkstums aufwächst.

Diesen letzteren Gedanken von der Notwendigkeit der Verwurzelung aller planmäßigen und konstruktiven Erziehungsarbeit im Volkstum und von der unersetzlichen Bedeutung der Volkskunde für sie haben wir nunmehr an Hand der Gedankengänge Riehls noch eigens zu verfolgen; wenn dieser Gesichtspunkt an sich auch schon im voraufgehenden Kapitel mitaufgetaucht ist, wenn etwa davon die Rede war, daß die „Erziehung für" die „Erziehung durch" zur Voraussetzung hat.

Freilich noch viel weniger als bei den im voraufgehenden Kapitel behandelten Erörterungen über die im Volkstum selbst liegende bildnerische Formkraft, dürfen wir hier, wo es sich über die engere Betrachtung des Volkstums hinaus um seine Bedeutung für die planmäßige Erziehungsarbeit handelt, von Riehl eine ausgeprägte pädagogische Theorie erwarten. Gleichwohl sind bedeutsame Ansätze bei ihm vorhanden, und es ist zu prüfen, was sie uns einerseits über das organische Aufwachsen der planmäßigen Erziehungsarbeit aus der lebensmäßigen Erziehungswirkung des Volkstums und andererseits über die Volkskunde als Erziehungs-, Unterrichts- und Schulprinzip, d. h. als Prinzip, von dem her alle planmäßige Erziehungs-, Unterrichts- und Schultätigkei methodisch und stofflich ausgerichet ist, besagen.

Riehl ist der erklärte Gegner aller einseitig konstruktiven Begründung der Staatsauffassung, Staatsverfassung und Politik und darin eingeschlossen auch aller einseitig konstruktiven Begründung der Erziehungsauffassung, der Erziehungsverfassung, der Erziehungsmaßnahmen und -einrichtungen, die ja, auch in der Sicht Riehls, der Kern der Staatspraxis und Politik sind. Dieser konstruktiven Auffassung stellt er das Prinzip der organischen Begründung des

Staates und auch seines Kernes, der Erziehungs=tätigkeit, entgegen. Und wie er die Staatsverfassung, Staatspraxis und Politik im weiteren Sinne nicht auf der Grundlage ideologischer, theoretische Allgemeingültigkeit beanspruchender Konstruktion aufgebaut, sondern aus dem organischen Wurzelgrund des Volkslebens, des Volkstums und der völkischen Autorität aufwachsen sieht, so sieht er darin eingeschlossen auch alle Erziehungsmaßnahmen und= einrichtungen trotz aller Planmäßigkeit der Methode und Arbeit, nicht auf ideologischen Konstruktionen, sondern auf der organischen und ursprünglichen Erziehungsgrundlage des Volkslebens und Volkstums und seiner völkischen Aktivität aufgebaut. So will er, daß alle Überlegungen und Planungen über Staatsgestaltung und Erziehungsgestaltung ihren Ausgangspunkt von der „Naturgeschichte des Volkes" [91]) nehmen, so wie Staat und Erziehung selber aus dem Volksleben aufsteigen. Das Grundprinzip der Erziehungsverfassung und Erziehungsgestaltung ist das gleiche wie für die Staatsverfassung und Staatsgestaltung; sie sind nicht ideologisch=konstruktiven, sondern völkisch=organischen Ursprunges.

„Die modernen ausebnenden sozialen Lehren und der Polizeistaat teilen den Grundfehler, daß beide der Staatsgewalt als solcher zumuten, stracks in die Gestaltung der sozialen Lebensmächte einzugreifen. Der Staat kann aber die Gesellschaft nur mittelbar dadurch reformieren, daß er sich selbst reformiert und der materiellen Grundlage des Volkslebens Raum gibt, sich kräftig aus sich selber zu entwickeln. Der Staat kann nur die Hindernisse wegräumen helfen, welche sich der naturwüchsigen Entfaltung der einzelnen Gesellschaftsgruppen in den Weg drängen." [92])

„Die neuen guten Gesetze werden von selber kommen, wenn erst einmal die gute Sitte wieder da ist; denn die Gesetze, das organische Produkt der Sitte, stehen entweder in fortwährendem lebendigen Austausch mit den Sitten, oder sie sind bloß ein beschriebenes Stück Papier." [93])

Was Riehl von der grundlegenden Bedeutung der „Wissenschaft vom Volke" für die Staatswissenschaft und Politik sagt, gilt in Sonderheit für die Erziehungswissenschaft:

„Die 'Wissenschaft vom Volke' gehört zu den noch nicht existierenden Hilfszweigen der Staatswissenschaften. Ist das nicht seltsam? Das Volk ist der Stoff, an welchem das formbildende Talent des Politikers sich erproben, das Volksleben das natürliche Element, dem er als Künstler Maß und Ordnung setzen soll. Wie läßt sich da eine Wissenschaft der Politik denken, die nicht begönne mit der Naturgeschichte des Volkes?...

[91]) W. H. Riehl, Die Naturgeschichte des Volkes, I, 18.

[92]) A. a. O., II, 343/344.

[93]) A. a. O., III, 157.

Auf die soziale Volkskunde, die das Volk darzustellen hat nach seinen gesellschaftlichen Zuständen unter Begrenzung eines bestimmten Landes, eines bestimmten Zeitraumes, baut sich die wahre Gesellschaftswissenschaft erst auf. Die naturgeschichtliche Beobachtung von Land und Leuten ist der Stein, den die Bauleute der theoretischen Konstruktion so lange verworfen hatten, den aber die Gegenwart wieder zum Eckstein macht." [94])

Es ist vor allem der Humanismus gewesen, der hier die Grundfragen des Staates wie der Erziehung verschoben hat. Darauf weist Riehl hin bei seinen Erörterungen über die Familie als Provinz des volkhaften Lebens; das dort Gesagte gilt aber für den ganzen Bereich des Volkstums und Volkslebens.

„Die Humanitätsidee verschlang den Gedanken an die Familie, über der Menschheit wurden die Menschen vergessen, über dem idealen Menschen das Volk in seiner derben, oft auch rohen Realität." [95])

„Der moderne Staat, der bürokratische Staat ..., hat keinen Sinn für diesen sozialen Beruf gehabt, weil ihm überhaupt die Gesellschaft im Staatsmechanismus aufging. Je mehr die leibhafte, lebenswarme Gestalt des Bauern, des Bürgers, des Edelmannes in der Abstraktion des Staatsbürgers zum Schatten wurde, um so weiter glaubte er politisch vorgeschritten zu sein." [96])

Die allzu natürliche Folge ist, daß dieser Staat, der, fern der organischen Grundlagen aus ideologischer Konstruktion geboren, sich selber absolut setzt, auch das Erziehungswesen von seinem Wurzelgrund im Volksleben entfernt und auf den Boden absolut ideologischer Konstruktion stellt. Diese Folge hebt Riehl nachdrücklich hervor; er klagt die auf dieser Basis stehende „Staatsallmacht" an, die Entwicklung des Erziehungswesens, besonders der Schule, in falsche Bahnen gebracht zu haben. In seinen Erörterungen über die Familie als besonderen Wahrer und Hort der volkhaften Sitte - und nur unter diesem Gesichtspunkt sieht er die Familie - geht er darum sogar so weit, die Verstaatlichung alles Schulwesens als eine völlige Fehlentwicklung darzustellen und eine größere Verbreiterung des Familieneinflusses in der Erziehung zu fordern. Sein Anliegen ist dabei immer die Rückführung des Erziehungswesens auf sein natürlichen Grundlagen.

„Aus den neumodischen Schulen, in welchen vernünftige Überzeugung und freundschaftlicher Verkehr die alte Zucht ersetzen sollte, kamen tausend anmaßliche Vielwisser hervor, aber gar selten ein Charakter ...

Durch die Entfernung vom Hause und ihre Folgen führte der Weg zum Wiedererkennen des Wertes der altmodischen realistischen häuslichen Erziehung. Indem wir abkommen von dem Begriff der bürokratischen Staatsallmacht, indem wir die Bedeutung der sozialen Mächte" (darunter versteht er die volkhaften Formen

---

94) A. a. O., II, 30.

95) A. a. O., III, 221.

96) A. a. O., II, 186/187.

des Gemeinschaftslebens) „wie der Familie neben dem Staate wieder zu würdigen beginnen, können wir uns auch einer Umgestaltung unseres Erziehungswesens nicht lange mehr entschlagen. Wir müssen dem Hause wiedergeben, was des Hauses ist; in der Schule aber nicht den Geist der häuslichen Zucht verlangen, sondern vielmehr verklärt und geläutert wiederum walten lassen." [97])

Und doch läge eigentlich die Aufgabe wie die Macht des Staates darin, über die Kräfte des Volkstums auf das Volk einzuwirken. Dies ist aber nicht der Fall, und so muß Riehl festellen:

„Die Dorfschulmeister ... sind, wo sie überhaupt die rechten sind, das einzige Organ, durch welches der Gebildete, durch welches der Staatsmann durchgreifend und unmittelbar auf den Bauern einwirken kann." [98])

Die zentralste Funktion des Staates ist die Erziehung der Menschen, und er wird in seinem Kern Erziehung, je mehr er sich hineinstellt in den Wirkungskreis des Volkstumes, der gleichbedeutend mit ursprünglicher Formung der Menschen ist. Dazu aber muß das ganze Staatsdenken und die Staatspraxis umgestellt werden auf das Programm, zu dem Riehl seine „Naturgeschichte des Volkes" erhebt:

„Es gilt, die gesammelten Einzelerkenntnisse aus der Naturgeschichte des Volkes nutzbar zu machen in der Lehre für die Idee des Staates, nutzbar in der Praxis für die Weiterbildung unseres Verfassungs- und Verwaltungswesens, für den Wiederaufbau der gärenden ringenden bürgerlichen Gesellschaft, es gilt, diese naturgeschichtlichen Tatsachen zu benutzen als Schild und Schwert wider einseitig politische Parteilehren, die unser politisches Leben nach einmal vorgezeichneter Schablone zurechtschneiden wollen. Dies nenne ich soziale Politik." [99])

2. Die organische Begründung des Unterrichtes, dargestellt am Beispiel des Musikunterrichtes.

Riehl will also mit dem Staate auch das Erziehungswesen von dem künstlichen Boden der ideologischen Konstruktion zurückverpflanzt wissen auf den organischen Wurzelgrund des menschen- und gemeinschaftsformenden Volkslebens. Zu welch entscheidenden Konsequenzen diese Umstellung und Neubegründung des Erziehungswesens bis in die einzelnen Unterrichtsgebiete hinein führt, das hat uns Riehl für ein Gebiet der Schul- und Unterrichtsarbeit näher ausgeführt, nämlich für den Musikunterricht. Was hierzu von ihm gesagt wird, gilt mutatis mutandis für das gesamte Unterrichtswesen. Der Unterricht darf nicht eine Stätte der Vermittlung abstrakten Wissens und äußerlicher

[97]) A. a. O., III, 142/143.
[98]) A. a. O., II, 118.
[99]) A. a. O., I, 18.

Fähigkeiten sein, sondern muß im Kern den Strom geistigen Lebens und lebendigen Geistes der Jugend zuleiten, den er aber nur zuleiten kann, wenn er ihm selber dorther zuströmt, woher er wirklich kommt, nämlich aus dem Volksleben und volkhaften Kulturleben der Nation.

Welche menschenformende Wirkung von der volkhaften Musikkultur, angefangen vom Volkslied bis zu den aus ihm aufsteigenden Formen der künstlerischen Tondichtung, ursprünglich und unmittelbar ausgeht, das kam in den Riehlschen Gedanken bereits anschaulich zum Ausdruck. Nunmehr führt Riehl aus, wie auch die systematische Bildungsarbeit des Musikunterrichtes den Strom des ursprünglich formenden volkhaften Musiklebens aufgreifen und mit den Mitteln planmäßiger Tätigkeit zur vertieften Wirkung bringen kann und muß.

Programmatisch erklärt er in dieser Hinsicht:

„Wir sollen Musik studieren, nicht um des Spielens, sondern um der Musik willen, um der Kunst willen, um der ästhetischen Gesittung willen und von wegen der historischen Erkenntnis unserer gesamten Kultur, davon die Musik kein geringes Bruchstück ist. Wir sollen uns einleben in die Geschichte der Musik, und selbst bei jedem Schritt des rein technischen Studiums soll dieser Gedanke beachtet sein." [100])

„Einleben in die Geschichte der Musik" - das ist nach den früheren Darlegungen in dem Sinne Riehls nichts Geringeres als Hineinwachsen in den Reichtum des volkhaften Musiklebens als eines Kernstückes unserer gesamten volkhaften Kultur; dieses Gesetz des Musikunterrichtes steht vor und über allem „rein technischen Studium". Das derzeitige musikalische Unterrichtswesen kritisch beleuchtend, führt er seinen Gedanken vom Wesen und Ziel des Musikunterrichts weiter aus:

„Wir lassen unseren Kindern das Klavierspielen, Geigen, Singen lehren, an guten und schlechten Mustern; sie können dann mit diesen Fertigkeiten treiben, was ihnen beliebt. Die meisten Musiker wissen sich selber nicht einmal Rechenschaft zu geben über Geschichte und Ästhetik" (er will sagen: über das reiche Leben und die geistigen Gehalte) „ihrer Kunst: wie sollten sie das Anderen beibringen? Wer bloß spielen kann, der kann eben nichts weiter als - spielen. Spielen ist ein Zeitvertreib, und jeder bloße Zeitvertreib macht zuletzt dumm. Ich spreche hier nicht von der Heranbildung junger Künstler, sondern von der allgemeinen Erziehung durch die Kunst. Da hat es doch wahrhaft einen gar kleinen pädagogischen Wert, wenn einer fingerfertig wird auf dem Klavier oder der Geige; hingegen einen sehr hohen, wenn er es dahin bringt, gute Musik zu verstehen, ...die großen Meister in ihrem historischen Charakterbilde" (d. h. als Interpreten volkhaften musikalischen Lebens und Geistes) „stets leibhaftig vor Augen zu haben. Jenes ist bloßer Musikunterricht, dieses ist musikalische Erziehung." [101])

[100]) W. H. Riehl, Kulturstudien aus drei Jahrhunderten, S. 400.
[101]) A. a. O., S. 360/361.

Riehl will also auch im Musikunterricht die „allgemeine Erziehung durch die Kunst" und „musikalische Erziehung", die den Anschluß gibt an das in der Musik geborgene Leben, statt des „bloßen Musikunterrichtes", der nur zu technischen Fertigkeiten führt, mit denen die Kinder „treiben, was ihnen beliebt".

„Ich begehre nur eine mäßige Technik", sagt Riehl, „denn sie genügt, um uns nicht zwar die vollendete Wiedergabe, wohl aber das volle Verständnis aller wahren Meisterwerke zu erschließen." [102])

An der glücklichen Art, wie Riehl die musikalische Erziehung im eigenen Elternhause empfangen hat, veranschaulicht er diesen tiefsten Sinn der musikalischen Bildung, und er geht dabei insbesondere auf die Wahl des musikalischen Stoffes ein, von dem er seine musikalische Erziehung empfing. Wenn es nur um technische Fertigkeiten geht, dann genügen die für diesen Zweck eigens geschaffenen, mehr oder weniger künstlerischen Schulstücke; wenn es aber um Musikerziehung in dem von ihm erklärten Sinn geht, dann muß die Ausbildung in geeigneter Auswahl von den einfachsten zu den künstlerischsten Werken der Meister selbst fortschreiten, die in weit besserer Weise zugleich auch der technischen Bildung dienen, weil die Seele von vornherein mitschwingt:

„Ich achte es für einen großen Segen für mein ganzes Leben, daß ich so manches Jahr lang, da ich noch gar nicht oder nur ganz dürftig musizieren konnte, dennoch viele hundertmal mit den keuschesten, reinsten und reichsten Weisen Haydns, Mozarts und Beethovens in den Schlaf gegeigt worden bin! Denn wenn auch ein Kind so hohe Werke nicht versteht, so ist es doch nicht gleichgültig, ob zuerst Traumbilder himmlischer Schönheit oder verzerrter und seichter Manier vor unserer Seele dämmern ...

Technische Schule macht man an Schulstücken und nicht an Tondichtungen. ... Wer also schon beim bloßen Handwerksstudium klassische Luft atmet, dem ist damit von Anbeginn die Lehre gegeben, über dem Handwerk niemals die Kunst zu vergessen ...

Man muß sich nur die Mühe nehmen, die einfachsten, edelsten und charaktervollsten Weisen für diesen Zweck auszuziehen und zu bearbeiten ... Übungsstücke, bloß für den Schulzweck erfunden, sind immer tot und entzünden kein Leben...

Wie man für die Schule Anthologien aus den klassischen Dichtern macht, so mache ich sie auch aus den klassischen Musikern: dies wäre ein Grundstein zum historischen Studium der Musik" (worunter Riehl nach den früheren Ausführungen den Einblick und das Einleben in die gesamte Lebenseinheit vom Volkslied bis zu der an ihm orientierten Hochmusik versteht).

„Auch bei der bloßen Singerübung wird sich dann der Schüler unvermerkt schon einleben in einen edeln und reinen Stil; er wird nicht bloß Musik spielen, sondern auch Musik verstehen lernen." [103])

[102]) A. a. O., S. 365.

[103]) A. a. O., S. 363/4.

Was nicht nur technisches Erarbeiten erfordert, sondern auch seelisches Erleben ermöglicht, weil es Zeuge einer lebendigen Welt ist, der sich der werdende Mensch mit Geist und Blut verwandt fühlt, das belebt und beschwingt die bildnerische Arbeit, belebt auch die Arbeit des Schülers selber, die ihm nicht erspart bleiben kann, ja mit aller Strenge von ihm gefordert werden muß, auch um ihres allgemein erzieherischen und charakterbildenden Wertes willen.

„Ich lernte unterscheiden zwischen dem äußeren vergänglichen Schmuck und dem dauernden Kern eines Kunstwerkes; ich lernte meinen eigenen unreifen Geschmack beugen vor den herben Formen eines großen Meisters. Schon um dieser Selbstbezwingung frühreifer Naseweisheit willen kann man die Jugend nicht zeitig genug zu jenen Kunstwerken führen, die innerlich ewig lebendig, aber doch in ihrem äußeren Glanze längst verblichen sind." [104])

„Der mannhafte Ernst dieser Musik wächst hinein in den Charakter dessen, der sie mit Hingabe studiert." [105])

„Das Alte, Einfache, Spröde, Strenge ist ein besserer Stoff zur intellektuellen, künstlerischen und sittlichen Zucht als das Moderne, Reiche, Weiche, Selbstverständliche." [106])

Wie ein Reformprogramm faßt er seine Gedanken zur Neubegründung der Musikerziehung zusammen:

(So wäre es) „an der Zeit, die strengen, ernsten, den Geist stählenden und zur wirklichen Arbeit zwingenden Werke der alten Meister nach einem umfassenden Plane für die Lehre zu bearbeiten. Hier kann ein musikalischer Pädagoge noch als ein Reformator auftreten. Er würde nicht lange einsam stehen. Die Gebildeten würden ihm zufallen, die Leute, welche längst schon den sittenverderbenden Einfluß unseres dilettantischen Musiktreibens wahrgenommen haben, ohne sich über den Grund dieser Tatsache klar zu werden, die Leute, welche es darum jetzt schon vielfach vorziehen, ihre Kinder ohne Musik auszubilden, als sie mit der Musik in geistestötender Spielerei tausend unersetzliche Stunden verträumen zu lassen." [107])

Wenn aber der Musikunterricht im Wesen Musikerziehung ist und sein soll, in der die Musik der Jugend zu einem Mittler und Spender des volkskulturellen Lebens wird und in der die musiktechnische Ausbildung die eingeordnete sekundäre Rolle spielt, dann bedarf es aber auch der zu dieser Leistung befähigtesten Musikerzieher bzw. einer Vorbildung der Musikerzieher, die sie zu dieser Leistung befähigt. Gerade darauf weist nun Riehl mit Nachdruck hin, und er zeigt auch näher die Anforderungen auf, die an die Ausbildung solcher Musikerzieher ge-

[104]) A. a. O., S. 369/70.
[105]) A. a. O., S. 372.
[106]) A. a. O., S. 401.
[107]) A. a. O., S. 374.

stellt werden müssen. Er beklagt es, daß die hochschulmäßige Musikausbildung vorwiegend die technischen Fächer fördert und daß in dieser Musikausbildung das wesentliche Element der Musikgeschichte fehle, die ja nach seiner Auffassung das Verständnis für den ganzen volkhaft-kulturellen Reichtum des Musiklebens vom Volkslied bis zur künstlerischen Tondichtung erschließen und damit den eigentlichen Musikerzieher bilden soll, statt den Nur-Fachmusiker.

„Denn Sänger, Geiger und Flötisten werden immer nur Musikunterricht erteilen, jene aber leiten die musikalische Erziehung." [108])

Dem Staate erklärt er es als eine seiner

„echtesten kulturpolitischen Aufgaben, eine Kunstpflege zu fördern, welche .... auf die Wahrung der höchsten Reinheit, Gesundheit und Idealität der Kunst als eines volksbildenden Elementes gerichtet ist." [109]).

„Nun gibt es freilich", so fährt er fort, „auch Musiklehrer an den deutschen Universitäten; diese sind aber, mit seltenen Ausnahmen, bloß Techniker, nicht künstlerisch durchgebildete Männer der Wissenschaft." [110])

So fordert er,

daß „der Staat zugreift und eine Hochschule der Musik fundiert, deren Wirkung nicht bloß auf die Fachmusiker, sondern auf die ganze gebildete Nation, auf unsere ganze ästhetische Kultur, zielt". [111])

Nachdrücklich möchte er seinem Adressaten, dem „Staatsmann",

„die Frage dringend ans Herz legen, ob es nicht geboten sei, im Hinblick auf den wahren Notstand unserer musikalischen Erziehung, tüchtige Männer zum wissenschaftlichen Anbau der Geschichte und Ästhetik der Tonkunst an deutsche Hochschulen zu berufen" ...

„Sind nur diese ersten Schritte getan, dann wird man von oben nach unten weitergehen müssen. Auch der Musikunterricht an den Gymnasien und namentlich an den Schullehrerseminaren wird im kleineren Ringe teilnehmen am befruchtenden Geschichtsstudium." [112])

Riehl stellt fest, daß die Zeit für eine solche Maßnahme günstig ist, da das Musikinteresse, wie sich an den zahlreichen Ausgaben und an den gründlichen literarischen Kommentierungen der Klassiker, an der Fülle der Konzerte usw. zeige, sich wesentlich verbreitert habe, und er schließt mit feierlicher Betonung:

„Daß diese Wirkung auch eine tiefere werde, dafür bedarf es der gründlichen Reform unserer musikalischen Erziehung, die nicht auf eine geträumte Zukunft zu harren braucht: die Gegenwart ist schon reif für dieselbe ..

[108]) A. a. O., S. 403.
[109]) A. a. O., S. 403.
[110]) A. a. O., S. 404/5.
[111]) A. a. O., S. 404.
[112]) A. a. O., S. 405/6.

Es ist an der Zeit, über die Musik auch von anderem Standpunkt zu reden als dem musikalischen." [113])

Mit diesem anderen Standpunkt ist aber der erzieherische gemeint, den Riehl so gründlich dargelegt hat. Wiederholt man an dieser Stelle noch einmal den Gedanken von der Geburt der gesamten musikalischen Kultur aus dem Volksliede und der Volksmusik, so hat sich die Gedankenkette geschlossen, in der Riehl von der „Geschichte der Musik" den Ausgang der musikalischen Erziehung erwartet, die er dem bloßen musikalischen Unterricht entgegengesetzt wissen will.

Und wie für dieses Gebiet des Unterrichts die erzieherische Wirkung aus seinem Lebenselement im Volkstum kommt, so ist es in entsprechender Weise für die übrigen Unterrichtsgebiete und zuletzt für das gesamte Unterrichtsleben nicht anders, wenn Riehl uns darüber auch keine so ausführlichen Darlegungen geschenkt hat wie über den Musikunterricht.

Wie Riehl in der Musikgeschichte, die ja nur ein Teilgebiet der „Naturgeschichte des Volkes" ist, die Grundlegung der musikalisch-unterrichtlichen Erziehung sieht, durch die sie auf das ihr entsprechende Lebenselement im Volkstum gestellt wird, so sind auch andere Unterrichtsgebiete auf die ihnen entsprechenden Elemente des Volkstumes gestellt und empfangen auch sie aus den entsprechenden Teilgebieten der „Naturgeschichte des Volkes" ihre Richtung und Befruchtung. So wird die „Naturgeschichte des Volkes" - sagen wir kurz: die Volkskunst - die Richtschnur des Unterrichtes überhaupt. Die Gegenwart meint nichts anderes, wenn sie von der Volkskunst als allgemeinem Unterrichtsprinzip spricht, d. h. dem Prinzip, von dem irgendwie alle Fächer ausgerichtet sind und ihre eigentliche erzieherische Befruchtung empfangen.

3. Die von Riehl unter die Begriffe „Arbeit" und „Arbeitsschule" gefaßten Elemente des Volkstums in ihrer Bedeutung für die Schule als Unterrichts- und Erziehungsstätte.

Zunächst muß festgestellt werden, daß die von Riehl als volkstümliche Phänomene entwickelten Begriffe „Arbeit" und „Arbeitsschule" nichts zu tun haben mit den in der Pädagogik der letzten Jahrzehnte, von Kerschensteiner ausgehend, entwickelten Begriffen „Arbeit" und „Arbeitsschule" als methodischem Mittel der formalen Selbstbildung des Schülers durch manuelle und geistige Selbstbetätigung. Für Riehl lie-

[113]) A. a. O., S. 407.

gen diese Begriffe, wenn sie auch sekundär eine pädagogische Bedeutung gewinnen, so doch zunächst überhaupt keineswegs auf dem Gebiete der Schulpädagogik und der Unterrichtsmethodik. Gleichwohl sind sie geeignet, der Theorie der Arbeitsschule und der Arbeitsunterrichtsmethode einen neuen Inhalt und die volkspädagogische Wendung zu geben. Was Riehl „Schule" nennt, hat mit dem, was die Pädagogik Schule nennt, nichts gemein.

Was Riehl in seinem Werk „Die deutsche Arbeit" [114]) unter dem Begriff und Titel „Arbeitsschule" beschreibt und erörtert, liegt primär auf volkssoziologischem Gebiet. Schule bedeutet hier Genossenschaft, und „Arbeitsschule" bezeichnet den Volksgenossenschaftscharakter des Arbeitens und des Erarbeiteten. Freilich hat alle Arbeit auch eine individuelle Note von Seiten des Talentes, der Tatkraft und des sittlichen Bewußtseins des Individuums her, aber das Individuum bliebe doch mit der Arbeit in ewigem Anfängertum und Primitivismus stecken, wäre und bliebe die Arbeit nur ganz seine eigene Arbeit. Die Volksgenossenschaft hat, ganz mit dem Stempel ihrer volkhaften Art, im Erbgang der Generationen und in der jeweiligen Gemeinschaft der Zeitgenossen in vielgestaltigen Verästelungen einen Arbeitsrhythmus, einen Arbeitsstil und einen Arbeitsgeist entwickelt und entwickelt ihn fortschreitend, an dem der einzelne Anteil nimmt, von dem der einzelne den Typ seines Arbeitens empfängt und in die der einzelne, wenn seine Arbeit nicht bedeutungslos verwelken soll, sein Arbeiten hineinstellen muß. Das gilt für das Arbeiten am Boden ebenso wie für das Arbeiten an der technischen und geistigen Materie. Das Arbeiten wird durch die Volksgenossenschaft ausgeformt und emporgetragen. Es ist die „Volkspersönlichkeit", um mit Riehl zu sprechen, die ihren Arbeitsstil, ihren Arbeitsrhythmus und Arbeitsgeist entwickelt. Aber nicht nur die formale Seite des Arbeitens trägt diesen volksgenossenschaftlichen Charakter, ebenso und sichtbarer noch trägt ihn die materiale Seite, das Erarbeitete, die tausendfältigen Arbeitsergebnisse in ihrer Gesamtheit. Diese Volksgenossenschaftlichkeit der Arbeit, also sowohl des Arbeitens wie des Erarbeiteten, ist es, was Riehl die „Arbeitsschule" [115]) nennt. Aus ihr empfangen und zu ihr tragen alle Volksglieder bei, die einzelnen und die Generationen in ewigem Wechsel.

[114]) W. H. Riehl, Die deutsche Arbeit (1883).
[115]) A. a. O., S. 245 ff.

Nach diesen interpretativen und um der Verdeutlichung der Sache willen vielleicht auch leicht überspitzten Erläuterungen soll nun wieder Riehls eigene Sprache über die Dinge reden.

„... nicht bloß Talent und sittliche Tatkraft, sondern mit diesem der Erfolg der Arbeit, die Wirkung aufs Allgemeine, gibt uns den wahren Maßstab für die Ehre der Arbeit. Die vereinsamte Arbeit kann aber auch an sich schon nicht sonderlich gedeihen. Geteilte Arbeit ist verdoppelte Arbeit; Arbeitsteilung setzt aber Genossenschaft voraus. Die Schule faßt den zeitlich nacheinander entwickelten Arbeitsfortschritt zusammen und erspart so dem einzelnen die fruchtlose Mühe, ohne Kenntnis der Arbeit der Vorgänger immer wieder von vorne anzufangen. Was Wunder also, daß man der in der Genossenschaft gewurzelten und geschulten Arbeit von vornherein mehr Vertrauen schenkt als der vereinsamten, wenn diese auch noch so sehr Urkunde geben sollte von der Kraft des Talentes und des Willens!" [116])

„In jedem Volke schlummert die Ahnung, daß es mit eigenartigen, ihm allein zugehörenden Formen und Ergebnissen der Arbeit sich als persönlich ausweisen müsse im Kreise der Nationen." [117])

„Mit Recht suchten sich darum die Völker auch durch die großen Taten ihrer nationalen Arbeit aus längst vergangener Zeit zu legitimieren... Mehr noch als bei den Individuen wird bei den Nationen die Arbeit der Vorfahren zum Adelsbrief für kommende Geschlechter. So tiefer Zauber ruht überall in der Ehre der Arbeit." [118])

Mag sich bei der geistigen Arbeit die Leistung des schaffenden Individuums auch stärker ausprägen als etwa bei der Arbeit der Bauern, sie trägt doch das Gesicht der „Volkspersönlichkeit" gleich wie diese:

„Wie nun die Produkte der reinen Geistesarbeit am frühesten und klarsten den Charakter eines Volkes spiegeln, so erkennen die Völker auch das Persönliche" (d. h. das Volkspersönliche) „ihrer Arbeit zuerst in den Werken des Geistes." [119])

Nun ist die „nationale Arbeit" nicht nur ein volkhaftes Phänomen neben anderen, neben Sitte, Brauch usw., sondern sie steht an Bedeutung vor dieser und ist die tragende Kraft für die Ausprägung von Sitte und Brauch usw., ja die tragende Kraft der Ausprägung der Volkspersönlichkeit überhaupt; sie ist damit ein Bildungsfaktor von ursprünglichster und weittragendster Bedeutung.

„... es ist die nationale Arbeit, durch welche wir unsere Volkspersönlichkeit behaupten und fortbilden." [120])

„Beim Bodenbau übt die Form der Arbeit den entscheidenden Einfluß auf das Herausbilden des Nationalcharakters; bei der Geistesarbeit, den Gewerben und so weiter hingegen das Arbeitsprodukt." [121])

116) A. a. O., S. 32/33.
117) A. a. O., S. 51.
118) A. a. O., S. 52.
119) A. a. O., S. 78.
120) A. a. O., S. 40.
121) A. a. O., S. 62.

„Die Form des Bodenbaues bestimmt großenteils die Bauernsitte; diese aber ist ein Schrein, worin gar viele uralte Heiligtümer des Volkstums geborgen liegen." [122])

„Wenn ich nun hier von nationaler Arbeit rede, von dem Einflusse des Gesamtschaffens eines Volkes auf das Herausbilden seiner Volkspersönlichkeit, dann werde ich auch die Geistesarbeit ins Auge fassen müssen, ja diese 'persönlichen Dienste' ... werden nicht bloß schüchtern hinter den materiellen Arbeitsgruppen einherschleichen, sondern vielmehr den Reigen eröffnen. Denn sie sind recht eigentlich Dienste an der Persönlichkeit der Nation und prägen vor allen den Volkscharakter fest und selbstbewußt." [123])

Besonders die Geistesarbeit der klassischen Epoche - und wir wissen aus Riehls Erörterungen über die Kunst, wie sehr er ihre echten Schöpfungen aus den Elementen des Volkstums gewachsen sieht - hat die „nationale Arbeit" zur Höhe emporgeführt:

„Die Geistesarbeit" (dieser Zeit) „erzog das ganze Volk zum neuen Geiste der Arbeit. Dies war Arbeitsschule im großen Stil." [124])

Riehl sieht den „großen Stil" der nationalen „Arbeitsschule" nicht nur in der Tiefe des Arbeitsgeistes, den sie entwickelt hat, sondern auch in der ganzen Breite der Variationen, die diese nationale Arbeitsschule trotz der gesamttypischen Einheit doch auch durch die Sonderprägung in den einzelnen Gebieten und Stämmen erfährt; gerade in den gebiets- und stammesmäßigen Variationen der deutschen „Arbeitsschule" erblickt Riehl noch ein besonderes Moment der Förderung und Ausprägung des Ganzen, das in der „segensreichen Konkurrenz" gelegen ist. Er sagt:

„Deutschland besitzt die zahlreichsten Mittelpunkte origineller Betriebsamkeit in hundert Städten selbständigen Charakters, deren jede eine Arbeitshauptstadt ist und eine Arbeitsschule für das umliegende Land ... Aber auch unsere Stämme haben mit ihren ausgeprägten Sitten zugleich einen gar fein ausgeprägten besonderen Arbeitsgeist ererbt. Zu den tiefsinnigsten und schwersten Rätseln der Kulturgeschichte gehört dieser unterschiedene Arbeitsgeist der Stämme; aus ihren dunkelsten Kulturaltertümern blitzt er oft schon hervor; er ward gefördert und gefestet durch die ganze Geschichte des Stammes, sitzt aber scheinbar wieder den Leuten im Blut, daß man ihn schier leichter naturgeschichtlich als geschichtlich zu begreifen wähnt. Daraus erwächst nun neben der Konkurrenz des Arbeitsideals bei den Gesellschaftsschichten die gleiche, nicht minder segensreiche Konkurrenz bei Stämmen und Gauen... Die fortschreitend sich vertiefende Volkskunde wird jedoch neben der bloßen Statistik von Arbeit und Sitte auch aufsteigen müssen zu einem darauf gegründeten Charakterbilde unseres besonderen Stammesarbeitsgeistes in und mit dem deutschen. Dann

[122]) A. a. O., S. 63.
[123]) A. a. O., S. 50.
[124]) A. a. O., S. 252.

wird uns die speziellste Kulturgeschichte in tausend verschlungenen Zügen erst recht lehren, was Arbeitsschule großen Stiles ist." [125])

Was Riehl unter „nationaler Arbeit" und „Arbeitsschule" versteht, ist plastisch vor uns hingetreten. Damit steht wiederum eine Lebenserscheinung des Volkstums vor uns und mit ihr zugleich eine der volkhaften Mächte ursprünglicher und unmittelbarer Menschenformung, wie sie das Volkstum so zahlreich birgt.

Soweit es sich nur darum handeln würde, die volkhafte Arbeit und „Arbeitsschule" als eine ursprüngliche Bildungsmacht des Volkstums zu kennzeichnen, hätte diese Darstellung in das III. Kapitel der Untersuchung gehört; denn dort handelte es sich ja darum, das Volkstum und seine Lebenserscheinungen als ursprünglich spontane Erziehungsmächte aufzuzeigen. - Da Riehl die „nationale Arbeit" und „Arbeitsschule" aber zugleich weiterhin auch unter dem Gesichtspunkt ihrer grundlegenden und richtunggebenden Bedeutung für das Gebiet der institutionellen Erziehungsarbeit gefaßt und behandelt hat, wurde sie an dieser Stelle unserer Untersuchung herangezogen, um das Gesamtbild des Gegenstandes nicht zu sprengen.

Nunmehr wird also die „nationale Arbeit" bzw. „Arbeitsschule" als Orientierungsgrundlage für die institutionelle Erziehung, d. h. für den Bereich, den wir im pädagogischen Sprachgebrauch Schule nennen, im Anschluß an Riehl darzustellen sein.

Schon in den früheren Besprechungen über den Musikunterricht erwies sich Riehl als Gegner des Nur-Spielens und der Übungen um der technischen Fähigkeit willen; er forderte, daß die Schüler die technischen Übungen vornehmen an geeignet ausgewählten Stücken, aus denen der lebendige Arbeitsrhythmus, der Schaffensstil und der Arbeitsgeist der Meister und in ihnen des Volkstums dem Schüler entgegenweht; er forderte die strenge, harte Arbeit des Schülers, in der er die Strenge und den Ernst der Arbeit des Meisters nacherlebt, als wesentliches Mittel seiner Charakterbildung.

Diesen Gedanken verallgemeinert Riehl nun dahin, daß die Schule ganz im Arbeitsrhythmus, im Arbeitsstil und im Arbeitsgeist der Volksgenossenschaft leben und schaffen muß, die er die nationale „Arbeitsschule" nannte. Hier darf kein Empfinden subjektiver Neigung und individueller Spielerei aufkommen, sondern die Arbeit muß von vornherein als etwas über persönliche Neigung und Betätigung Hinausragendes empfunden werden.

[125]) A. a. O., S. 268.

Sie stellt ein hohes Lebenselement seines Volkes dar, in das der Schüler eintritt und das er mit der ganzen Fülle und Beschwingtheit, aber auch mit der ganzen Arbeitsstrenge und -herbheit, die ihm eigen ist, kennenlernen muß. Der Schüler arbeitet, vom Leichteren zum Schwereren geführt, die Arbeitsleistung nach, die die Schöpfer in ihre Werke hineingearbeitet haben, und er wird so selber von ihrem Arbeitsrhythmus, Arbeitsstil und Arbeitsgeist erfüllt und damit zuletzt vom Arbeitsgeist der Nation. Damit zieht ein anderer Sinn von „Arbeitsschule" in die deutsche Schule ein, als es die Kerschensteinersche Arbeitsschule mit ihrer formalen Selbstbildung des Schülers durch Selbsttätigkeit war. Die Schule steht mitten in dem, was Riehl in einem weiteren Sinne die nationale „Arbeitsschule" nannte, sie steht mitten im Arbeitsgeist, Arbeitsstil und Arbeitsrhythmus der „Volkspersönlichkeit". Riehl sagt:

„Im großen Stil erzieht das Volk sich selber zur Arbeit; die Schule erwächst ihm unvermerkt aus seinen eigensten Entwicklungskrisen" [126]) - d. h. Entwicklungsbedürfnissen.

„Schon unser Schulzwang ist eine zwangsweise Arbeitserziehung des Volkes" (d. h. durch das Volk bzw. durch die Ausweitung seiner Arbeit) „auf Umwegen ... Allein der Schulzwang ist nicht bloß ein Zwang zum Erwerben gewisser Kenntnisse, er ist zugleich ein Zwang zur Arbeitsschule" (d. h. der notwendige Zwang zur Einführung und zum Hineinwachsen in die „Arbeitsschule" des Volkes). „Nur wer von Kindesbeinen an geregelt arbeiten gelernt hat, taugt in unserer Gesellschaft. Gerade der allgemeine Schulzwang wirkt sicher wesentlich mit, daß das deutsche Volk vor anderen so universell zur Arbeit befähigt erscheint. Trotzdem wird in hohen und niederen Schulen bei fleißigster Arbeit noch gar oft die Aufgabe vergessen und vergriffen, daß man die Kinder zum rechten Arbeitsgeiste und zum reinsten Arbeitsideal erziehe... Ja man wirkt wohl gar vorschriftsmäßig gegen das sittlichste Arbeitsideal." [127])

(Riehl deutet die Art der Schulpreise und Leistungsbelohnungen an, die den Schüler die Arbeit zu sehr im Lichte seiner subjektiven Leistung erleben lassen.)

Riehls Gedanke, daß die Schule nur der für die Jugend bestimmte und unter pädagogischer Leitung stehende Kreis innerhalb der großen „Arbeitsschule" des Volkes ist und daß sie das Kind mehr und mehr in die „nationale Arbeit" einzuführen hat, ist ein wertvoller Ansatz für unser heutiges nationalpolitisches Erziehungsdenken.

---

[126]) A. a. O., S. 255.
[127]) A. a. O., S. 258/259.

Literaturverzeichnis.

Riehl, Wilhelm Heinrich: Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik. 1. Band: Land und Leute, 1899; 2. Band: Die bürgerliche Gesellschaft, 1907; 3. Band: Die Familie, 1904; 4. Band: Wanderbuch, 1903.

— Das Volkslied in seinem Einfluß auf die gesamte Entwicklung der modernen Musik. In: „Die Gegenwart", Bd. 3, 1849.

— Musikalische Charakterköpfe, 3 Bände, 1853.

— Kulturgeschichtliche Novellen, 1856.

— Die Pfälzer, 1857.

— Kulturstudien aus drei Jahrhunderten, 1862.

— Freie Vorträge, 1873.

— Die deutsche Arbeit, 1883.

— Kulturgeschichtliche Charakterköpfe, aus der Erinnerung gezeichnet, 1891.

Bach, Adolf: Deutsche Volkskunde, Leipzig 1937.

Bungardt, K.: Friedrich Ludwig Jahn als Begründer einer völkisch-politischen Erziehung, 1938.

Fischer, Georg: Geschichte des deutschen Volkstums. In: „Handbuch der deutschen Volkskunde", hrsg. von W. Peßler, Potsdam.

Fritzsche, R. A.: J. Möser und W. H. Riehl. In: „Hess. Blätter", VII, 1908.

Geramb, V. von: Wilhelm Heinrich Riehl. In: „Mitteilungen für die ostbayerische Grenzmark", 11. Jahrg., 1922.

Gothein, E.: W. H. Riehl. In: „Preußische Jahrbücher", Bd. 92, 1898.

Ipsen, G.: Riehl und die deutsche Volkslehre. In: „Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums", München, 12. Jahrg., 1937.

Keferstein, G.: W. H. Riehl, ein Wegbereiter des neuen Werdens. In: „Die Literatur", 40. Jahrg., Stuttgart, 1937.

Koch, G.: W. H. Riehl. In: „Hess. Blätter", XXIII, 1914.

Mayer, G. von: W. H. Riehl. In: „Biogr. Jahrbuch und deutscher Nekrolog", Bd. III, 1900.

Mayser, E.: W. H. Riehl und die deutsche Volkskunde. In: „Zeitschrift für Deutschkunde", Jg. 52 Leipzig, 1937.

Müller, K. A. von: Erforscher des deutschen Volkstums W. H. Riehl. In: „Zwölf Historikerprofile", Stuttgart, 1935.

Nelis, H. J.: Die Autorität als päd. Problem. Frankfurt a. M., 1933.

— Völkische Lebensform als Erziehungsgrundlage. In: „Nationalsozialismus und Wissenschaft", Berlin, 1937.

Renz, K.: W. H. Riehls „Wissenschaft vom Volke". In: „Neue deutsche Forschungen", Berlin, 1937.

Roscher, H.: Der Volksforscher W. H. Riehl und seine soziale Politik. Diss. Hamburg, 1927.

Schmidt, B. J. Chr.: W. H. Riehl, seine geistige Entwicklung bis zur Übernahme seiner Professur in München. Diss. Straßburg, 1913.

Schmitz, W.: Geschichte der deutschen Volkskunde. In: „Handbuch der deutschen Volkskunde", hrsg. von W. Peßler, Potsdam.

Spamer, A.: W. H. Riehl und die deutsche Volkskunde. In: „Jahrbuch für hist. Volkskunde", V, 1935.
— Die Volkskunde als Gegenwartswissenschaft, 1932.
Stein, R.: Ist Riehl vergessen? In: „Die höhere Schule d. Freistaates Sachsen", XIV, Radebeul, 1936.

Eine neue Art von Kettenbrief und -Stundenbuch.

In einem einer Heidelberger Leihbibliothek entliehenen Buch fand sich jüngst (1941) ein zweiseitig handschriftlich beschriebenes Blättchen mit folgendem Text eingelegt:

[Seite 1]

Ortas!

Nimm und lies!

Die Botschaft des guten Geistes!

Befolge die Anordnungen auf der Rückseite, und du wirst auf allen Gebieten großen Erfolg haben! Satro.

Wenden!

[Seite 2]

Ortas!

O Mensch! Armselige Kreatur! Hüte dich vor der Macht der allmächtigen Geister! Sie bedrohen jeden, auch dich! Bei Tag und bei Nacht! Wo du stehst und gehst! Darum sieh dich vor! Sprich folgende Formeln zu folgenden Zeiten dreimal laut vor dich hin:

Um 8 Uhr:		Um 13 Uhr:		Um 19 Uhr:	
	SATOR		ERODE		MESTA
	AREPO		RALOD		EVAUT
	TENET		OLELO		SATAS
	OPERA		DOLAR		TUAVE
	ROTAS		EDORE		ATSEM

Wenden!

Achtung!

Es ist Pflicht eines jeden, der das gelesen hat, dasselbe dreimal zu vervielfältigen und unauffällig in die Öffentlichkeit zu bringen. Andernfalls fühlt er die Rache der Geister. Satro.

*

Neu an der Sache scheint mir der Weg „in die Öffentlichkeit", der über die Leihbibliothek führt. Er ist jedenfalls weniger auffällig als der, den ich hier gewählt habe. Die Sator-Formel mit ihren neuen Begleitern aber hat ein unsterbliches Leben, und wir wissen ja jetzt endlich, was sie bedeutet.

Heidelberg. Albert Becker.

Das jüngere Hildebrandslied und seine Vorstufe.

Von Ludwig Wolff.

Man hat unser ahd. Hildebrandslied, das noch alle Wesenszüge der germanischen Heldendichtung zeigt, oft und gerne mit der jungen Gestaltung verglichen, die uns seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts als eins der meistgesungenen Lieder vielfach überliefert ist. Was die Lage besonders reizvoll macht, ist aber doch der Umstand, daß wir eigentlich von drei verschiedenen Stufen reden müssen, die den Geist verschiedener Zeiten vertreten: eine Fassung höfischen Charakters, die wir in nordischem Gewande aus der Thidrekssaga kennen, war der Vorläufer des Volksliedes. H. de Boor hat sie mit bedeutsamen Ausführungen klarer beleuchtet [1]). Trotz der grundlegenden Umbildung des Stoffes reichen leichte Anklänge an das schicksalsumwitterte Gespräch der alten Dichtung bis in die jüngste Formung und können noch die Bestätigung dafür geben, daß wirklich die Verse 46-48 des ahd. Liedes nicht Hildebrand, sondern Hadubrand zuzuteilen sind: noch immer weist der Sohn auf die stattliche Rüstung, die den Alten Lügen strafe (inwiefern, wird freilich nicht mehr klar) und zeige, daß er in Wahrheit an einem glänzenden Fürstenhof zu Hause sei, noch immer entgegnet ihm der andere, daß ihm jahraus, jahrein nichts als ein ruheloses Reckenleben auferlegt sei, und noch immer trachtet der Junge, die Rüstung des Gegners zu erbeuten, obwohl sich das in die ritterliche Welt nur schlecht einfügt [2]).

Schon diese Anklänge weisen darauf hin, daß man schwerlich mit H. de Boor zwischen die beiden liedhaften Gestaltungen des gleichen Stoffs ein Dietrichepos als Mittelstufe setzen darf [3]). Wohl mußte der Rahmen sich nach rückwärts wie nach vorwärts leicht erweitern, als

---

[1]) Die nordische und deutsche Hildebrandsage. 5.: Die deutsche Entwicklung. Z. f. dt. Phil. 50 (1926), 199 ff. Vgl. A. Heusler, Preuß. Jahrbücher 208 (1927), 143 ff.

[2]) Vgl. hierzu W. Kienast, Altes Hildebrandslied, Thidrekssaga und Junges Hildebrandslied: Archiv f. d. Studium der neueren Spraechen 144 (1922), 155 ff.

[3]) Vgl. H. Schneider, Ehrismann-Festschrift (Berlin 1925), S. 116.

der Dichter des 13. Jahrhunderts der Handlung einen neuen Sinn und eine neue Richtung gab. Wo einst ein Schicksal von mitleidloser Härte waltete, da weiß man sich jetzt dankbar in der gütigen Führung Gottes; wo heldische Größe selbst den eigenen Sohn der Ehre opfern konnte und sich damit aus düsterer Tragik überwindend ins Gipfelhafte hob, da geht es nun nur noch darum, daß der Vater mit der Gewißheit eines freundlichen Ausgangs die Tüchtigkeit und ritterliche Sinnesart des Sohns erprobt und freudig feststellt, freilich seinem Übermut zugleich auch eine leichte Lehre gibt. Er sucht jetzt selbst den Kampf, in dem er unerkannt mit dem Sohn die Kräfte messen möchte. Das machte einen Eingangsauftritt nötig, der mit den Absichten zugleich das Ziel der Handlung und die innere Haltung sichtbar macht, und so mußte sich schließlich alles auch wieder in einem heiteren Schlußauftritt lösen, der Ute sicherlich zuerst Namen und lebendige Gestalt gegeben hat.

Über den Rahmen eines Liedes führt das nicht hinaus, und mir scheint, daß man es noch an der Thidrekssaga spüren kann, wie hier eine liedhafte Dichtung eng begrenzten Inhalts in den größeren epischen Zusammenhang eingefügt ist. Sie hat ihren eigenen schmalen Personenstand, und es ist sehr auffällig, daß selbst Thidrek nur am Rande steht: zweimal wird er etwas gewaltsam ferngehalten, indem er im Wald zurückbleibt, und so ist er im Lied des 15. Jahrhunderts wohl erst nachträglich an die Stelle einer sonst unbekannten Neben- und Hilfsperson gerückt. Freilich ist der Sagaschreiber gerade beim Anfang stark erweiternd um die Einordnung in die Gesamthandlung, der Heimkehr Thidreks, bemüht und schaltet hierzu sogar eine Unterredung mit dem Berner ein [4]), ohne daß jedoch etwas Wesentliches aus den Angaben oder Reden herausspringt. Wenn das hier die Scheidung immerhin undeutlicher werden läßt, so kann man am Schluß noch die Naht erkennen. Alibrand will mit seinem Vater zu seiner Burg heimreiten; die Handschrift B setzt Bern dafür, weil das eben nach der Dietrichhandlung, nicht aber nach dem deutschen Liede, der Ort ist, wo er Sitz und Herrschaft hat. Diese Absicht bleibt aber dann in sonderbarer Weise stecken: statt daß Hildebrand daheim das Wiedersehen mit dem treuen Weibe feiert, muß sie ihnen zufällig entgegengehen, und die Erkennung und alles andere wird ins Freie verlegt [5]). Im Liede, so wie wir

---

[4]) H. Bertelsen, Þiðriks Saga af Bern, Bd. 2, S. 345, 20 ff.

[5]) Glättend läßt die schwedische Übersetzung (Sagan om Didrik af Bern, utg. af G. O. Hyltén-Cavallius, Stockholm 1850, S. 275) die drei die Nacht in Bern verbringen, wo die Mutter die Wunden Alabrans verbindet. Aber das nächste Kapitel muß dann noch einmal den Eintritt in Bern erzählen.

es kennen, setzt Alibrand den Vater auf den Ehrenplatz und fordert die Mutter auf, den Unerkannten herrlich zu bewirten. Auch die Saga hat die Abendmahlzeit, die sich so als alt ergibt, aber hier müssen sich die drei, wie es scheint, am Wegesrande aus den Reisebündeln stärken [6]), ehe sie nach kurzer Rast weiter reiten, um noch vor der Nacht nach Bern zu kommen: der Schluß der Liedhandlung muß darauf Rücksicht nehmen, daß auch das Dietrichepos Alibrand als dem Herrn der Hauptstadt, die seine borg ist, schon einen Platz gegeben hatte und die Heimkehr in ganz andern Formen schilderte [7]).

Der Eingang der neuen Dichtung mußte das Verlangen Hildebrands zum Ausdruck bringen, dem Sohn in ritterlichem Kampfe zu begegnen. Hierzu mußte ihm von heimischer Seite eine Schilderung Alibrands gegeben werden, damit er den Sohn erkennen konnte, wenn er ihm in geschlossener Rüstung entgegen kam, und so beschreibt ihm Konrad in der Thidrekssaga, der als Sohn eines Herzogs vorgestellt wird, seine Erscheinung mit dem weißen Roß, den Schuhen, dem Schilde und dem Wappen, das darauf gemalt ist; in der zweiten Strophe des jungen Liedes klingt es noch eben in den Versen nach:

> Was begegent dir auff der heyden?
> ein schneller degen jung;
> was begegent dir auff der marcke?
> der jung herr Alebrand,

und der warnende Hinweis auf sein kämpferisches Ungestüm, der sich daran anschloß, folgt noch in gleicher Weise. Der ganze Auftritt ist bereits unter das neue Grundmotiv der Namensfrage gestellt: wie Konrad mit der Mahnung anhebt, daß er ja recht höfisch mit dem Sohne reden und es ihm auch sagen solle, daß er sein Vater sei, so erklärt Hildebrand in den abschließenden Worten: Þott Alibrand minn son hyggi sik wera mikinn mann, og hans ofmetnadur er suo stolltz ath hann will wid ongvan mann jafnast, enn suo gamall sem egh em, þa kann vera ath enn seigi hann æigi siþar sitt nafn mier enn egh seigi honom mitt.

Als der Dichter des 13. Jahrhunderts mit dem tragischen Ausgang zugleich den heldischen Geist und Sinn des alten Liedes aufgab, da suchte er dem Stoff aus dem rein höfischen Motiv der Namensverweigerung eine neue Seele zu verleihen. Mit H. de Boor scheint es mir glaublich, daß ihm Parzivals Kampf mit Feirefiz dafür das anregende Vorbild gewesen ist. So geht nun alles darum, daß nach dem

---

6) Im Sagatext steht ein ausdrückliches Þar.

7) Vgl. H. Schneider, Germ. Heldensage, Bd. 1 (Berlin 1928), S. 310.

ersten feindlichen Zusammenprall ein jeder von dem anderen verlangt, daß er den Namen nennen solle, und es die Ritterehre doch verbietet, auf dies Begehren einzugehen. Immer von neuem entbrennt der Kampf, den die Thidrekssaga nach Art der Ritterdichtung in einer Folge einzelner Abschnitte aufbaut, um diese Forderung. Eg em ecke Ylfinga ættar helldur enn þv, erklärt der Sohn auf die unmittelbare Frage in Worten, denen der Dichter doch wohl absichtlich eine so zweideutige Form gegeben hatte. Selbst als Alibrand besiegt am Boden liegt, ist der Tod ihm lieber, als daß er den Namen sagte: über das Leben geht die ritterliche Ehre. *Die Lösung* wird wie im Parzival nur dadurch möglich, daß der Sieger ihm vorangeht; der kann ja nicht in den Verdacht geraten, daß er es durch vorhte betwungenlîche tut. Das Reizvolle aber ist es, daß in geistvoller Weise auch hierbei noch die Form gewahrt wird: vorschlagsweise nennt Hildebrand erst den Namen des anderen und knüpft den eigenen bedingungsweise daran an: willtu hallda þinu lifi, þa seight mier skiott ef þu ertt Alibrand minn son, þa er ek Hilldibrand þinn fader, und Alibrand antwortet in gleicher Weise mit dem Namen seines Kampfesgegners und der bedingten Zufügung des eigenen.

In der umfang- und inhaltsreichen Abhandlung, mit der er die jetzt maßgebende Ausgabe in dem großen Balladenwerk [8]) begleitete, wollte J o h n M e i e r das Motiv der Namensverweigerung und anderes, worin die Thidrekssaga über das junge Lied hinausgeht, nur dem Sagaschreiber zuschieben [9]). Sicherlich hat seine realistische Art die Darstellung verwandelt, und bedeutet die Umsetzung, die die Dichtung hier erfahren hat, für uns die Hauptschwierigkeit. Aber bei dem romanisch-keltischen Ursprung der Ehrenregel, die germanischem Brauch scharf widerspricht und nur vereinzelt in Heldendichtungen von ausgesprochen höfisch-ritterlicher Färbung hinübergreift, ist es von vornherein wenig glaubhaft, hier die Erfindungskraft des Norwegers am Werk zu sehen, und so treffen wir im jungen Lied auch noch den Nachhall, wie schon W. G r i m m gesehen hatte [10]). Auch hier fordert Hildebrand von dem Besiegten *das* Bekenntnis seines Namens, dein beychtvatter wil jch wesen: wenn er sich als Wölfinger bekenne, könne er das Leben behalten (bistu von den wolfen, von mir magst du genesen, wäre nach John Meier die ursprüngliche Fassung). In der Ant-

[8]) Deutsche Volkslieder, Balladen, hrsg. von John Meier. 1. Teil, Berlin 1935.

[9]) J o h n M e i e r, Das jüngere Hildebrandslied. Jahrbuch f. Volksliedforschung 4 (1934), 1 ff.

[10]) Die deutsche Heldensage (3. Aufl. 1889), S. 412.

wort Alibrands klingt auch die Abwehr des Zugeständnisses noch nach: Du sagst mir vil von Wolffen, die lauffen in dem holtz: jch bin ein edler degen auß Kriechenlanden stoltz. Unmöglich scheint es mir, daß der Dichter dem Sohne, den er doch nicht als geistig unbeholfen schildern will, bloß ein wunderliches und dichterisch vollkommen sinnloses Mißverständnis habe zuschreiben wollen, wie John Meier meint: die Behauptung der griechischen Herkunft ist die Ableugnung seines Geschlechts; der Versuch, aus fernliegender Quelle darin eine zutreffende oder, wie es sein müßte, selbstverständliche Angabe zu erweisen, ist allzu künstlich. Und schließlich spiegelt sich, wenn auch in verändertem Wortlaut, auch noch etwas von der bedingten Form der Namensnennung wider: Heist deyn mûter fraw Ute, ein gewaltige Hertzogin, so bin ich Hiltebrand der alte, der liebste vatter dein.

Aber freilich kann ich die Verse von den Wölfen, die sich mit einer Halbstrophe im Wolfdietrich B (279) decken, kaum dem ursprünglichen Gedicht zurechnen. Mit der Wölfingerfrage ließen sie sich nur etwas künstlich verbinden, im Wolfdietrich dagegen ist es die gegebene Antwort auf den Vorwurf, daß der Held ein kebeskint sei, das man ze walde bî jungen wolvelîn gefunden habe, und Wolfdietrich stammt auch wirklich aus Griechenland (allerdings fehlt gerade diese Angabe in dem Wolfdietrichvers). Trotz H. Schneider [11]) kann ich also nur bei der Hildebrandsdichtung die Entlehnung sehen, die dann über die Entstehungszeit in den Tagen Wolframs (Willehalm 439, 16) hinausgeht. Es ist wie die Einleitung zu der fortschreitenden Umformung im Stil geläufiger bildhafter Formeln.

Ohne Grund hatte aber John Meier der deutschen Dichtung die Namensverweigerung doch nicht bestreiten wollen. Mehr als ein Nachhall, nur für den Kundigen verständlich, ist nicht mehr zu finden, und an die Wolfsverse, die jetzt schwer zu deuten waren, schließt sich nun die offene Namensnennung an. Gerade das ist das Bezeichnende. Eine Dichtung, die aus der höfischen Geisteswelt hervorgegangen war und in höfischen Kreisen vorgetragen wurde, eins von den kuædum er skemta skal rikumm monnum, wie es der Sagaschreiber ausdrückt [12]), ist zum Volkslied umgesungen, in dem die singende Gemeinschaft sich zusammenfindet, und es ist deutlich, daß wir das als eine positive Leistung nehmen müssen. Es war die umformende Aneignung, die Umbildung zur Erfüllung neuer Aufgaben.

[11]) Die Gedichte und die Sage von Wolfdietrich, München 1913, S. 208 f.; Germanische Heldensage, Bd. 1, S. 319.

[12]) Beertelsen, a. a. O., Bd. 1, S. 2, 14.

Jenes höfisch-romanische Motiv, das für Art und Denken des deutschen Volkes fremdartig war, ist ausgeschieden, die Wolfsverse, die man mit ihrer bestechenden Bildhaftigkeit nicht gerne fahren ließ, sind nur noch ein Überbleibsel, und die Freude am kämpferischen Kräftespiel mit dem reizvollen, humorvoll durchleuchteten Gegensatz zwischen vorgetäuschter Feindschaft und herzlicher Verbundenheit macht jetzt allein den Gehalt des Liedes aus. Das Ritterliche ist ins Volkstümlich-Derbe umgesetzt; das Bild vom rußigen Kessel [13]) gibt den Ton, und so möchte ich auch das Bartausraufen nicht der ursprünglichen Fassung zusprechen.

Obwohl das Lied von neuem die eigentliche Seele eingebüßt hat, ist es doch gerade in der jüngsten Form in allen Strophen in volksliedhafter Weise lyrisch durchtönt und in freundliche Heiterkeit erhoben. Ausgetilgt ist alles, was sich nur auf äußere stoffliche Tatsachen ohne Gefühlsbedeutung bezog. So mußte der Einleitungsauftritt auf wenige Strophen zusammenschmelzen. Ohne sich mit einer einführenden Wendung aufzuhalten, setzt er nun unmittelbar mit den zielweisenden Worten Hildebrands ein. Man trifft ihn im Gespräch mit einem Herzog Amelung (Abelon); aber wer das ist, bleibt ebenso wie alles Nähere der ergänzenden Phantasie überlassen: hier gibt es keinen Raum mehr für das Ungewichtige. Das Streben und die Haltung Hildebrands, das Bild von der Persönlichkeit des Sohnes und die Mahnung, ihm entgegenkommend zu begegnen, bleiben wertvoll. Dagegen die Frage nach den äußeren Erkennungszeichen und die ausführliche Auskunft über die Ausrüstung Alibrands wurden ebenso unverwendbar wie darauf die gleichlaufende Beschreibung beim Zusammentreffen. Ebenso mußte es auch der ausführlichen Kampfesschilderung höfisch-ritterlichen Stils ergehen, die der Dichter nach dem Zeugnis der Thidrekssaga einst gegeben hatte. Wenn dort der Waffengang noch in so vielgliedriger, spannungssteigernder Staffelung mit zahlreichen Einzelheiten anschaulich dargestellt war, so bleiben jetzt nur ein paar rasche Formeln, die von der langen, nachträglich auch hier noch festgestellten Kampfesdauer nichts erkennen lassen: Sie ließen von den worten, sie zugen zwei scharfe swert; was die zwen helden begerten, des wurden sie gewert. Schon die zweite Zeile wendet sich vom Äußeren wieder ins Geistige zurück und läßt die Grundstimmung des Liedes neu erklingen. Nicht anders ist es dann bei dem gefährlichen Schlag des Sohnes und der Sicherung Hildebrands. Während man das nach der Thidrekssaga einst mit jeder Bewegung nacherleben konnte, beziehen sich hier von zwei Strophen

---

[13]) Vgl. dazu die Nachweise DWb. Bd. 5, 620/1.

wieder bloß zwei Zeilen auf das greifbare Geschehen, und sie sind wieder mit sofortiger Rückwendung ins Geistige so allgemein gehalten, daß man über die Deutung hat streiten können. An Stelle des Besonderen, das gerade dieser Handlung zugehörte, ist die geläufige Formel getreten, so wie dann in den Worten Alibrands die „Ritter vnd Knechte", „Ritter vnd Grafen" aus andern Liedern übernommen sind [14]). Für die Vorstufe setzt die Darstellung trotz John Meier offenbar den verräterischen Hieb der Thidreksaga voraus, den man als Kampfepisode aber nicht so ernst genommen hat. Wohl ist daraus, wie es nach dem neuen Wortlaut scheint, nun ein Schlag von besonderer Kraft geworden. Die Worte aber: den streych leret dich ein weyb [15]), einst so natürlich, sind nun bloß noch in etwas gezwungener Deutung damit zu verbinden, und der furchtbare Hieb, vor dem Hildebrand Rettung suchend weit zurückspringen muß, ist nach so langem Kampf eine merkwürdige Einleitung für die Niederlage Alibrands, die dann anschließend in der Fassung t bei John Meier wieder nur mit zwei formelhaften Zeilen dargestellt wird. In der Thidreksaga bringt Hildebrand, der längst die Oberhand gewonnen hat, erbittert durch den hinterhältigen Hieb, den Sohn durch sein heftiges Anstürmen zu Fall, kommt selbst auf ihn zu liegen und setzt ihm darauf das Schwert auf die Brust. Das entspricht den üblichen Formen und Möglichkeiten ritterlichen Kampfes. Dagegen ist es beim Gegeneinander von Schwergewappneten eine recht auffällige Wendung, wenn es im jungen Liede heißt: Er erwischt jn bey der mitte, da er am schwechsten was, er schwang jn hinder sich zürücke wol jn das grüne gras. Glaubhafter ist es schon bei einem schlanken Mädchen (auch das grüne Gras bedeutungsvoller) im Lied vom Jäger [16]), und so mag es dorther stammen ebenso wie die Eingangswendung „Was begegent dir auff der heyden?"

[14]) Vgl. die Nachweise von John Meier. Näher als Dietrichs erste Ausfahrt (Piaristenhandschrift!) steht das Lied der Jakobspilger, Str. 10:

Er gab dem pilgram einen schlak
daß er von herzen ser erschrak

(Uhland Nr. 302; Erk-Böhme Nr. 2091): hier ist es wirklich ein unvermuteter Schlag vor dem der angebliche Pilger erschreckt zurückweicht. - Zur zweiten Zeile vgl. noch A. Daur, Das alte deutsche Volkslied nach seinen festen Ausdrucksformen betrachtet, Leipzig 1909, S. 99; Ritter und knechte (grafen): Daur S. 73.

[15]) Thet slaget lærdhe tik en kono in der schwedischen Fassung gegen þin kono in der norwegisch-isländischen.

[16]) P. Alpers, Die alten nd. Volkslieder, Hamburg 1924, Nr. 29 (Uhland Nr. 104); Erk-Böhme Nr. 1438/9, vgl. Nr. 1435; geistliche Kontrafaktur Nr. 1925. Ferner 2153 (Tod und Mädchen).

Auch im Abschluß wird das Äußere gekürzt, aber durch die Gefühlsbedeutung war hier das Geschehensbild doch noch etwas besser geschützt. Eine schmückende, stimmungsmäßige Erweiterung im Stil des Volkslieds ist das goldene Siegeskränzlein [17]), dessen Deutung nur dem Gefühl überlassen bleibt: vom realistischen Gesichtspunkt, der hier aber nicht mehr gilt, wäre es kaum glaubhaft. Über eine Kette von geläufigen Formeln, die nur flüchtige Andeutungen über den Fortgang geben: Was fürt er an der seyten? Er ... satzt jn oben an den tisch [18]) eilt der Sang endlich zu dem Schlußmotiv vom Ring im Becher, das uns namentlich vom Möringer her vertraut ist. Äußerlich betrachtet, ist er hier natürlich als Erkennungszeichen sinnlos und wäre darum in der Dichtung des 13. Jahrhunderts mit ihrem klaren Ablauf schwerlich denkbar. Für das Volkslied aber ist das eine wesensfremde Fragestellung. Hier ist es nur wie ein sinnbildhaftes Zeichen, das alles mit sich führt, was in diesem Augenblick des Wiederfindens Mann und Frau bewegen konnte. Es ist möglich, daß auch die besondere Form aus einem andern Liede stammt: die Frage „Was het er in seinem munde? von gold ein fingerlein", kennen wir, auf ein Hirschlein bezogen, auch aus den geheimnistiefen Strophen von der Goldmühle [19]).

In die Vergegenwärtigung der greifbaren äußeren Tatsachen ist so etwas Sprunghaftes und Andeutendes gekommen, wie es eben dem Volkslied eigentümlich ist. Auf die sachliche Begründung und Erklärung wird kein Wert gelegt; das sind Dinge, die den Singenden nicht berühren. Der Vorgang, der zu diesem Stil der „Sprünge und Würfe" geführt hat, war eben eine kräftige Verdichtung, der alles zum Opfer fallen mußte, was nicht vom Gefühl getragen wurde, nicht innerlich erlebt war. Auch die Redeeinführungsformeln gehören mit zu dem, was bei den neuen Forderungen an die gesungene Gemeinschaftsdichtung zu belanglos ist; sobald der Ton etwas lebhafter und wärmer wird, bleibt dafür kein Raum.

Das gesprochene Wort, in dem die innere Haltung unmittelbar Gestalt gewinnt, hat noch weit stärker die Führung übernommen als in der Dichtung des 13. Jahrhunderts, die doch wirklich den ganzen Ablauf vor die Augen stellen wollte, und hat das nur Erzählende in den Hintergrund gedrängt; in der Fassung t bleibt nur eine einzige Strophe ohne Rede und trägt mit ihren Fragen und ihrem Gleichlauf doch lyrischen Charakter. Wir können an die entscheidende Rolle des Ge-

[17]) Vgl. auch Daur, a. a. O. S. 54.
[18]) Daur, a. a. O. S. 126; 93.
[19]) Erk-Böhme Nr. 421.

sprächs im altgermanischen Heldenliede denken; auch dort stand dahinter die Hingabe an den Kern der Persönlichkeit. Dennoch ist der Unterschied unverkennbar. In den Versen des Hofdichters, der die Gefolgschaft zu den höchsten Gedanken mitriß, hatten wir die geistige Auseinandersetzung, in der die heldische Größe sich erhebt. Die Dichtung des 13. Jahrhunderts zeigte die Ideale, denen der Ritter nachstrebt, um seinem Namen Ehre zu gewinnen. Für das Volkslied, das einer singenden, froh verbundenen Gemeinschaft dient, geht etwas anderes voran: eine lyrische Stimmung, in der alle sich zusammenfinden, und das Einssein sich erst voll verwirklicht, soll darin Ausdruck finden. So kommt der beherrschende Eindruck jetzt vom Anwachsen des warmherzigen Empfindens. Wo es in der Thidrekssaga heißt, daß Hildebrand kurteisliga mit dem Sohne reden möge, da ihm sonst die Begegnung leicht das Leben kosten könne, da dringt man jetzt in ihn: du solt jm freundlich zůsprechen, und begründet es: wann der jung herr Alebrant ist mir von hertzen lieb, und so hebt sich eben die Herzlichkeit der inneren Bindungen immer wieder neu empor und wächst über alles andere hinaus. Wie das Lied mit dem Sehnsuchtswunsch Hildebrands nach Frau Ute anhebt, so gilt das letzte Wort der liebsten frawen seyn. „Ach vater, liebster vatter", so erklingt es in Formeln, die uns überall aus dem Volksgesang dieser Zeit entgegentönen [20]); „lieb", „der liebste" wird zum leitenden Wort. Es ist das Gefühl, das den singenden Kreis, als er mehr und mehr im Lied zusammenwächst, am stärksten füllt. Es drängt sich empor in den Ausrufungen, im Aufgreifen und in der Wiederholung der Worte, in denen die Bindung beschlossen liegt, vater, sune, můter, oder dem Hinweis auf das mütterliche Verhältnis schon im Eingang (Str. 3). Es gewinnt sinnliche Gestalt, wenn Hildebrand - in diesem Liede, das für äußeres Geschehen nur so wenige Zeilen zur Verfügung stellen kann! - den goldenen Helm des Sohnes öffnet und ihn mit einem innigen Kuß begrüßt (auch in der Thidrekssaga küssen sie sich schon). Es wird fast zur Empfindsamkeit, wenn der Sohn die Wunden seines Vaters lieber selber tragen möchte, und es zeigt sich im Preise Gottes, der sie geschirmt und zusammengeführt hat.

Lyrischen Klang haben aber auch die andern Beiworte und Appositionen, die das Lied so freigebig setzt, und die dem Namen und der Anrede erst persönlichen Charakter geben. Es geht bis in das Sachliche hinein mit dem grün und golden oder dem Rückblick auf so „manchen lieben tag". Es sind Formeln, die in ungezählten Liedern wiederkehren und vom Gesang her lange den besondern innern Wert bekommen haben.

[20]) Vgl. Daur, a. a. O. S. 56; 92 f.

Auch jene Fragen, von denen sich Stimmung und Phantasie erregen lassen, gehören mit hierher[21]): Was begegent dir auff der heyden? ein schneller degen jung usf. Im Volkslied dieser Zeiten dienen sie ebenso der lyrisch-musikalischen Durchformung wie der Gleichlauf und die Wiederholungen, die wir so gut als Ergebnis des Umsingens kennen. So flüchtig man das Dingliche behandelt: im Bereich des Stimmungsmäßigen kann sich die Sprache reich und frei entfalten. Wenn man beim äußeren Geschehen minder Bedeutsames ruhig übergehen kann, so sind im Sprachstil und der lyrischen Haltung, die ihn trägt, Zusammenhang und Einheit um so stärker. Da ist es gerade kennzeichnend, daß die letztverklungenen Worte, Wendungen, Verse im neuen Einsatz wieder aufgenommen werden. Da haben wir die feste Kettung, die uns vom Volkslied so vertraut ist. Die Strophen, die als musikalische Größen nebeneinander stehen, hängen sich untrennbar aneinander, und wenn sich der Gesang einmal erhoben hat, so reißt der Bogen bis zum Ende nicht wieder ab. Alles, was der Kreis der Sänger fordern kann, findet hier die vollkommenste Verwirklichung aus den Eigenformen, die dafür entwickelt waren.

So hat sich die Dichtung tief hineingesungen in die Form- und Motivwelt der Lieder, die im Volk lebendig waren und hat gerade dadurch das Schwingende, Tönende bekommen, das den Singenden so seltsam mit längst vertrauten Klangfiguren ansprechen kann. Auf welcher Seite das Geben und das Nehmen lag, ist da im einzelnen vielfach kaum festzustellen. An manchen Stellen ist sichtlich auch das Hildebrandslied mit seinen Prägungen vorangegangen; ich brauche nur auf die Nachweise von John Meier zu verweisen. Aber ob die Anregungen nun nach der einen oder nach der andern Seite liefen, jedenfalls stehen wir überall in den Wendungen, den Ausdrucksformen, den Gedanken und der Haltung des Volkes. Auch das altverbreitete Sprichwort vom berußten Kessel und die dämpfende Anwendung, die den Ernst so fühlbar mindert, gehören noch mit dazu, sowie der Unterton des freundlichen Humors. Eine Schöpfung, die einst die Züge höfischen Geistes trug, ist von der singenden Gemeinschaft so zurechtgesungen, daß sie den inneren Bedürfnissen ihrer Sangesstunden nachkommt und nur noch aus dem Gemeinbesitz des Volkes lebt: eben diese verjüngende Erneuerung aus volkhaften Tiefen, die wir Vers für Vers verfolgen können, war die Voraussetzung dafür, daß sie so tiefe Wurzeln schlagen konnte.

---

21) Vgl. Daur, a. a. O. S. 93.

Mittelalterliche Sprichwörter und das moderne Mundartwörterbuch.

Von Luise Berthold.

Die reiche Fülle von Sprichwörtern und Verwandtem, die die modernen Mundartwörterbücher bergen und mit der sie unsere Sprichwörterkenntnis erheblich vermehren, kann auch älteren Texten mitunter Dienste leisten. Sie kann etwa den Sinn von Textstellen deuten helfen (vgl. meine Bemerkungen zu einer Eckhartstelle in der Germ.-Roman. Monatsschr. XV, 232 f.). Zugleich kann aber auch der alte Text der Sprichwortkunde etwas zutragen, da er ja die nachweisbare Lebensdauer des für die Rückprobe benutzten Sprichworts nach rückwärts verlängert. Endlich kann es der Sprichwortkunde auch nützen, wenn ein mittelalterliches Sprichwort, das schon mit andern Mitteln als solches erkannt wurde, in der heutigen Mundart gleichfalls aufgewiesen wird und so an nachweisbarer Lebensdauer nach vorn gewinnt. Aus diesen Gründen will ich einige mittelalterliche Textstellen mit Sprichwörtern usw. aus den Sammlungen des Hessen-Nassauischen Wörterbuchs zusammenhalten. In ganz verwandtem Sinne hätte auch die Arbeit von L. Hofmann [1]) ihr an sich lohnendes 7. Kapitel („Volks- und Spruchweisheit") noch weiter ausbauen können.

1) In seiner Abhandlung de partibus logicae gibt Notker unter andern Beispielen von „repugnantibus" auch dies Sprichwort: Nóh tú nemáht nieht fóllén múnt háben mélues únde dóh blásen (Pipers Ausgabe I, 595). Zingerle, Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter, 101 verzeichnet dazu mehrere Entsprechungen aus Wackernagels Mittelhochdeutschem Lesebuch und eine aus Johann v. Morsheim (gest. 1516). In der heutigen Mundart kennt Wissenbach im Dillkreis: hę̄ wil blǭsᵊ on ds mę̄ᵃl īm maul bᵊhalᵊ = er will Vorteile haben, ohne etwas dafür einzusetzen (s. Kroh, Beträge z. nass.

[1]) Liselotte Hofmann, Der volkskundliche Gehalt der mittelhochdeutschen Epen von 1100 bis gegen 1250 (Zeulenroda 1939). Vgl. dazu meine Besprechung im Dt. Arch. f. Gesch. des Mittelalters IV, 324 f.

Dialektgeographie, 332, der auch auf Notker hinwies). Im gleichen Sinne zeigen die Sammlungen des Wörterbuchs das Sprichwort noch einmal in Odenhausen (Kr. Wetzlar) und mehrmals in Nassau, aus dem es schon Kehrein, Volkssprache und Volkssitte in Nassau II, 28 belegte. Außerdem bieten sie aus Niedermörsbach im Westerwald Mer kann net blose on den Wend 'Wind' behalen. In den alemannischen Mundartwörterbüchern finde ich das Sprichwort nicht. Es fehlt also dem Schweizer. Idiotikon, dem Schwäbischen und dem Elsäss. Wörterbuch; auch das bis euer gearbeitete Badische Wörterbuch bringt es bei blasen nicht. Wanders Sprichwörterlexikon hat I, 393 einen einzigen Beleg ohne Quellenangabe und bringt V, 1008 die erwähnte Kehrein-Stelle.

2) Wolframs Parzival 1, 26 bietet:

> wer roufet mich, dâ nie dehein hâr
> gewuohs, innen an mîner hant?
> der hât vil nâhe griffe erkant.

Daß der Vordersatz ein weitverbreitetes Sprichwort ist und eine „Warnung vor unnützem Unternehmen" darstellt, bemerkte schon E. Martins Kommentar zu Stelle. An deutschen Parallelen bringt er solche aus Lutwin und dem Spiegel (s. Ztschr. f. dt. Alt. XIII, 384) sowie aus Geiler und Th. Murner, denen noch ein Hinweis auf Wander a. a. O. III, 1506 und V, 1671 zugefügt sei. Bei Zingerle und bei L. Hofmann a. a. O. S. 65 ff. finde ich nichts. Die moderne Mundart im Bereich des Hess.-Nass. Wörterbuchs aber kennt aus Leihgestern (Kr. Gießen): rob ə hẹ̄r aus, wū kā̃ i̯əs 'rupfe eine (!) Haar aus, wo keine (!) ist' = „Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren" (s. Hess. Bl. f. Volkskde. VII, 166).

3) Titurel 77, 4 versichert Sigune dem Schionatulander:

> ez brinnent elliu wazzer, ê diu liebe mînhalp verderbe.

E. Martin sagt in seinem Kommentar dazu „Sprichwort für etwas Ungewöhnliches" (besser „etwas Unmögliches" L. Hofmann a. a. O. S. 68) und weist auf Germania VII. Dort hat Zingerle auf S. 190 verwandte sprichwörtliche Redensarten aus mittelhochdeutschen Dichtern zusammengestellt, meist des Sinnes, daß eher der Rhein, wohl auch der Po brenne, ehe etwas Bestimmtes geschehe. Die Sammlungen des Hess.-Nass. Wörterbuchs kennen Wann de Maa 'Main' brennt = niemals (Biebrich) und De Mao brennt „für etwas Unmögliches, z. B. es dauert bis etc." (Frankfurt), was übrigens beides zum Hess.-Nass. Volkswörterbuch 230, 34 ff. nachzutragen ist. (Vgl. auch „Feuer!

der Maa brennt" bei Friedr. Stoltze, Frankfurt in seinen Sprichwörtern und Redensarten (1939), S. 12 f.: „wenn der Frankfurter etwas Unglaubliches hört".) Bei Wander finde ich unter brennen, Main und Wasser nichts, unter Rhein einen Beleg (Nr. 30), der offenbar die Beispiele aus Germ. VII, 190 zusammenfaßt.

4) Im Nibelungenlied 150, 2 findet sich die als Zeugnis für Schicksalsglauben wichtige Wendung:

dâ sterbent wan die veigen: die lâzen ligen tôt.

L. Hofmann a. a. O. S. 78 rechnet die erste Halbzeile ohne besondere Begründung zu den „eigentlichen Sprichwörtern". Für die verwandte Stelle aus dem Rolandslied weist sie S. 76 auf eine Parallele bei Wander I, 963. Sie hätte aber aus Wander I, 961 auch eine Entsprechung zu der Nibelungenstelle anführen können, die aus einer niederdeutschen Sprichwörtersammlung stammt: de nich fege is, starvt nicht. Genau so im Rhein. Wörterbuch II, 363, 53 ff.: den ni f(eige) es, störvt nit 'der nicht zum Tode Bestimmte (stirbt nicht)'. In den Sammlungen des Hess.-Nass. Wörterbuchs kann ich dafür allerdings keinen Beleg finden, obwohl feige in altertümlicher Verwendungsweise (z. B. = den Tod ahnend) auch ihnen noch bekannt ist.

5) Im Winsbecken 42, 8-10 heißt es:

ez ist mir âne zwîvel kunt,
ez loufet selten wîsiu mûs
slâfender vohen in den munt.

Eine Reihe näherer oder fernerer Entsprechungen dazu gibt Zingerle auf S. 100. 133. 178 f., wobei neben dem schlafenden Fuchs u. a. auch der Wolf auftritt. Beide, den Fuchs und den Wolf, finden wir auch in den Sammlungen des Hess.-Nass. Wörterbuchs, jenen in Densberg (Kr. Fritzlar): N Foks, der schleeft, fangt kee Huhn, diesen in Dilschhausen (Kr. Marburg): Dr Wolf im Schlof, Fangt käj Schof. Zum Fuchs vgl. dabei noch Rhein. Wörterb. II, 850, 26 ff.

6) Nicht eigentlich mit einem Sprichwort, aber doch mit einer sprichwörtlichen Redensart wird im Meier Helmbrecht Z. 1482 gesagt: si lebten niht des windes. Wie das Vorhergehende zeigt, ist damit gemeint, daß bei der Hochzeit Gotelint/Lemberslint gründlichst getafelt wird. Dazu paßt es, wenn nach den Sammlungen des Hess.-Nass. Wörterbuchs in Weisel (Kr. St. Goarshausen) gilt: Dä läbt ach net vom Wend = ist ein starker Esser und daher wohl genährt. Des Windes leben und Vom Winde leben bei Wander a. a. O. V, 259. 263 haben hingegen andere Bedeutungen.

7) Das Innsbrucker Osterspiel, dessen Heimat Höpfner in Thüringen sucht, läßt seinen mercator mit folgender Begrüßung auftreten:

'Got grueß uch, ir hern, vbir al',
alз sprach der wolf vnd kuckte in den genßestal.

(E. Hartl, Das Drama des Mittelalters, Bd. 2, S. 157). Auch diese Einführung, die deutlich an ein Beispielsprichwort erinnert, findet ihre Entsprechung in den Sammlungen des Wörterbuchs. Aus Sonnenberg bei Wiesbaden wurde ihm, übrigens ohne weitere Erläuterung durch den Einsender, mitgeteilt: Gute Nacht all', Sagt der Fuchs im Gänsestall.

Zum Schneiderspott.

Barbara Saldit erwähnt in diesen Blättern XXX/XXXI, 97 eine Spottschrift auf die Schneider mit dem Schneiderwappen auf dem Titelblatt, das bei Mummenhoff, Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit, S. 100 wiedergegeben ist. (Ein Exemplar dieser 10 Bl. starken Broschüre besitzt die Preußische Staatsbibliothek unter der Sign. Oo 12096.) In einem Sammelband unserer Universitäts-Bibliothek (E 33882) stieß ich nun zufällig auf eine „gründtliche Widerlegung vnnd vnwidertreibliche Gegenantwort dieses wider die Schneider außgesprengten Scriptum", mit folgendem Titel:

„Der Schneider | Genug- vnd Sattsame | **Widerlegung, Auff eine,** | vor diesem außgangene vnnd zum drittenmal | verböserte, vnnütze, schandliche Schmähkarten, Lä- | sterschrifft vnd Injurien, &c. | Welche ein vngenannter, sechszinckichter vier- | eckichter vnd Oeltränckter Satz- vnd Stocknarr, nach an- | trieb seines Ehrnrührigen Spayvöglischen vnd Schalcksnärrischen | Geistes, einem Er. Schneider-Handwerk, zu lauterm vnverschuldtem De- | spect, Neid vnd verachtung spöttlich vnd vnverantwortlich in den | offenbaren Truck außsprengen lassen.

Sampt einem kurtzen angehängten Bericht, woher es | doch komme, daß man noch heutigs tags die Schneider mit dem | Bock, vnd seiner Mutter der Gäyß, zu vexiren pflege. | Durch | Bonifacium Sartorium, Sartoriorum De- | fensorem & Procuratorem, &c."

Darunter ein Holzschnitt, den Sieg des Schneiders über seinen am Boden liegenden Widersacher und das sich darüber freuende Publikum darstellend, links und rechts davon eine Erklärung in Versen zu je vier Zeilen.

Die Schrift hat 52 Seiten in 4°. Der Verfasser ist Rheinländer. S. 14 ist der Holzschnitt des Schneiderwappens wiederholt (auf dem mittleren Fingerhut liest man nicht „Bockal", so Saldit a. a. O., sondern „Bockatius"). Auf der letzten Seite wird auf ein 1621 gedrucktes Buch Bezug genommen; der Sammelband enthält sonst nur Drucke aus den Jahren 1616-1622: man wird daher als Erscheinungsjahr der Broschüre 1622 oder 1623 vermuten dürfen. Nach S. 3 ist die erste Auflage jener Spottschrift drei oder vier Jahre vorher erschienen, gehört also nicht mehr ins 16. Jahrhundert, wie Mummenhoff annahm. Sprachlich und volkskundlich sind beide Schriften sehr beachtenswert. H.

Ist Volkskunst ästhetisch zu betrachten?

Ein heimatphilosophischer Beitrag zur Volkskunde.

Von Paul Bommersheim.

Wenn die Philosophie sich der Heimat zuwendet, kann sie das nur tun in der Ganzheit ihrer Gebiete. Als Naturphilosophie etwa findet sie hier ihren Gegenstand nicht minder wie als Kulturphilosophie, als Ethik nicht minder wie als Ästhetik, oder wie man sonst noch die Philosophie aufgliedern möge. Denn die Heimat ist jeweils ein Weltall im Kleinen: alle Hauptgebiete des Seins sind in ihr auf jeweils besondere Weise versammelt und verknüpft [1]). So erstehen hier auch Fragen an die Philosophie der Kunst. Nun erscheinen hier Werke der Kunst zwar nicht ausschließlich, aber doch oftmals in der Form der „Volkskunst". Sie erregt deshalb auch das Nachsinnen [2]).

Nun ist hier leicht eine eigentümliche Mehrschichtigkeit bemerkbar. Mehrere Wertbereiche durchdringen sich in ihr. Ihre Gebilde pflegen dem Gebrauch zu dienen. Das Haus und das Tor, der Schrank und die Truhe, die Kanne und die Schüssel, der Rechen und die Flachsschwinge: sie sind dazu da, im Handeln der Menschen benutzt zu werden; der Mensch soll etwas mit ihnen machen können. Es ist das Gebiet des technischen Wertes, dem die Volkskunst in dieser Richtung angehört. Auf dem gleichen Gebilde kann sich aber etwa das Wirbelrad finden, das Zeichen der Sonne und dadurch des göttlich-lebendigen Lichtes, oder der Lebensbaum, das Zeichen gottgeborener, fruchtbarer Naturkraft. Hier reicht Volkskunst über den Bereich des technischen Wertes hinaus in den des Sinnbildlich-Religiösen. Zugleich gehört sie aber auch der Gemeinschaft an. Hier sind die Dinge so geformt, wie man es bei uns daheim hat. So sah sie das Kind, wie sie von den Voreltern her da standen oder im Gebrauche waren. Als Träger der Verbundenheit von Ahnen und Gegenwärtigen sind sie zugleich Ausdruck der Zusammengehörigkeit der heute Lebenden. Selbstverständlich liegen hier diese einzelnen Werte nicht bloß nebeneinander, wie wir sie nacheinander nennen müssen. Sie sind vielmehr in einem eigentümlichen Ganzen verschlungen, das noch näher zu bestimmen wäre [3]). Gehört diesem Ganzen nun auch der ästhetische Wert an? Man hat

---

[1]) Vgl. zur Grundlegung der Heimatphilosophie meine beiden Schriften Heimat und All, Leipzig 1936, und Mensch und Heimat, Leipzig 1938.

[2]) Dazu auch der Aufsatz „Volkskunst im Raum" in Heimat und All.

[3]) Über die Verbindung des technischen und ästhetischen Wertes vgl. die in der vorigen Anm. genannte Arbeit.

das bestritten, gerade im Hinblick auf jene anderen Wertrichtungen. Ist dies Abstreiten berechtigt? Aber was ist hier überhaupt unter „ästhetisch" zu verstehen?

Für die letzte Frage gehen wir am besten von einer eigentümlichen Tatsache im Geschick von Werken der Volkskunst aus. In großen Mengen sind in den letzten Jahrzehnten solche Werke vom Land in die Städte gekommen. Von dem, was auf dem Land blieb, ist das meiste zugrunde gegangen. Erst in jüngster Zeit beginnt das Bauerntum wieder für solche Dinge zu erwachen. Der soziale Ort hat sich also hier gewandelt. Bei dem Arzt in der Stadt, der früher eine Landpraxis hatte, bei dem Baurat, der früher einen Kreis im Gebirge betreute, bei dem Lehrer, der sich als Junge noch manches aus seiner Familie rettete und später mancherlei hinzutrug, bei dem Pfarrer, dem Richter: hier findet man heute noch das meiste an älterer Volkskunst. Auch diese Wandlung des sozialen Ortes ist eine Tatsache unseres Volkslebens. Und sie verdient von der Volkskunde als der Lehre von der Wirklichkeit des Volksganzen mit allem Ernst betrachtet zu werden.

Bei dieser Wandlung des sozialen Ortes haben nun auch die einzelnen Wertschichten Art und Maß ihrer Bedeutsamkeit gewandelt. Die technische Wertrichtung hat ihre Bedeutung in der Regel verloren: die Gebilde werden nicht mehr tätig gebraucht. Und das gerade um anderer Wertrichtungen willen: die Gegenstände sind einem dann zu kostbar, als daß man sie den Gefahren oder auch nur der Alltäglichkeit des Gebrauchs aussetze. Der Gemeinschaftswert hat in vielen Fällen seine Bedeutung behalten, aber seine besondere Artung hat sich gewandelt. Sie verknüpfen nun den Menschen, der sich in der städtischen Wechselhaftigkeit bewegt, in deren Steigerungen, Vereinseitigungen, Erweiterungen mit der mütterlichen Welt, aus der er stammt und die in ihm noch lebendig ist, im günstigsten Falle mit den eigenen Ahnen, welche diese Werke schufen oder doch benutzten. Sie können das Wertmoment des Dabeiseins bei den Schicksalen der Ahnen tragen [4]). Im Wertmoment des „Alten" können sie ehrwürdig sein [5]). Das Sinnbildlich-Religiöse kann hier Offenheit finden. Ja, es kann ihm eine Aufgeschlossenheit entgegenkommen, wie sie etwa im Bauerntum schon lang verschwunden war. Vor allem aber ist es die ästhetische Wertschicht, die an dem gewandelten sozialen Ort ihre Bedeutsamkeit bekundet. Hier wollen wir sie deshalb auch zunächst aufsuchen.

Vor mir zwischen Büchern und Handschriftenkasten steht ein alter Steinzeugkrug, wie sie im Westerwald hergestellt und von dort aus weit verbreitet wurden. Einst hat man in einem Dorf in der Wetterau in ihm den Apfelwein aus dem Keller geholt. Heute in der Stube des Wissenschaftlers wird er nicht mehr in solchem Sinne gebraucht. Aber

---

[4]) Über dies Wertmoment vgl. den Aufsatz „Das Dabeisein mit den Dingen" in Mensch und Heimat und meinen Aufsatz „Die geschichtliche Stätte in der Heimat" (Jahrbücher d. Akad. gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, N. F., Heft LIV, 1939, 15 ff.).

[5]) Über das Wertmoment des Alten vgl. „Die geschichtliche Stätte in der Heimat", S. 23 ff.

um so mehr wird sein ästhetischer Wert, wird seine Schönheit gewürdigt. Und man blickt manchmal von der Arbeit zu ihm auf und „erholt sich" in einem rechten Sinne des Wortes in seinem Anschauen zu neuer Arbeit. In seinem breiten Mittelfelde kreisen helle Ranken durch den blauen Grund. Nicht etwa von der Mitte her, sondern links von der Seite her schwingt sich ihr Stiel herein, um dann erst ziemlich weit unten die Mitte zu erreichen. Indem er hier nun hochsprießt, bildet sich eine gewisse Symmetrie der linken und der rechten Hälfte. Aber keine starre Spiegelbildlichkeit wird erreicht. Eine leise Regsamkeit der Formen schafft auch Ungleichheit, wie solche schon durch das Einsetzen der Bewegung links unten eingeleitet wurde. Es ist wie das lebendige Spielen einer feinen Waage. Und mit dem Schwung, mit dem die Bewegung einsetzte, wirft sie sich nun in zwei Ranken auseinander. Und jede wirbelt selber wieder in ihren Verzweigungen weiter. Oben in der Mitte sieht man einen Vogel. Eine einzige Kurve eilt über Rumpf, Hals, Kopf. In die Zwischenräume zwischen den Figuren sind kleine Kreise eingestreut. Die mechanische Regelmäßigkeit des einzelnen Kreises - man merkt, er ist mit einem Stempel eingepreßt - verträgt sich nicht ganz mit der menschlichen Unmittelbarkeit der übrigen Formung. Aber in der unregelmäßigen Ordnung, mit der die Kreise alle Felder erfüllen, ist wieder die durchgängige Art des Ganzen hergestellt.

Damit haben wir begonnen, die Kanne ästhetisch zu würdigen. Wieviel auch an der allseitigen Durchführung dieser Würdigung noch fehlen mag, wir können uns nun doch von diesem Ansatz aus auf das Wesen des Ästhetischen besinnen. Da ist Sinnlich-Anschauliches: der Krug tritt in seiner Gesamtform und in seinen Einzelformen vor das Auge. Und so ist das Ästhetische überall im Sinnlich-Anschaulichen (wobei das Wort „anschaulich" so weit genommen werden muß, daß es nicht nur den Bereich des Sehens, sondern nicht minder auch den des Hörens umfaßt). In diesem Sinnlichen wird aber zugleich ein anderes gefühlt, das nicht mehr allein sinnlich ist. In dem, was wir über die Zierate des Kruges sagten, war enthalten, daß die sinnlich-wahrnehmbaren Formen in diesem Falle ungemein „lebendig" sind. Mit diesem „lebendig" bezeichnen wir nun etwas, das ebenso der Seele angehört wie dem Sinnlichen. Auch die Seele kann lebendig, bewegt, schwingend sein. Darauf beruht es ja, daß, wie es oben hieß, ein Mensch sich im Anblick des Kruges von der Arbeit zu neuer Arbeit „erholen" kann: die Lebendigkeit, die mit der Anschauung in ihn eingeht, erweckt in seiner Seele neue Frische und Beweglichkeit. Nun muß freilich das Ästhetische nicht immer in solchem Sinne „lebendig" sein. Es kann auch „schwer" sein oder „lastend", es kann „zart" sein oder „spröde" oder „edel" oder „fest" und so weiter in einer unendlichen Reihe. Grundsätzlich liegt hier immer ein gleiches vor: Da ist immer ein Sinnliches und unmittelbar in dem Sinnlichen etwas, das ebenso ihm wie der Seele anzugehören vermag. Wir bezeichnen dies andere, da es den Gehalt des Sinnlichen ausmacht, als sinnlichen Gehalt. Ästhetisch in Betracht kommt also immer eine Einheit von Sinnlichem und sinnlichem Gehalt.

Sie kommt ästhetisch in Betracht. Das heißt: sie ist noch nicht ohne weiteres auch schon ästhetisch. Denn wenn sie in dieser Richtung nur in Betracht kommt, so sind zwei Fälle möglich. Sie kann in ihr anzuerkennen sein oder zu verwerfen. Im ersten Falle ist sie eigentlich ästhetisch, im zweiten Falle unästhetisch. Als wir auf die Formen des Kruges in ihrem sinnlichen Gehalt des Lebendigen hinwiesen, bewegten wir uns in einer ästhetischen Anerkennung. Als wir aber von der „mechanischen Regelmäßigkeit" der kleinen Kreise und ihrer Unstimmigkeit zum Ganzen sprachen, wiesen wir auf einen ästhetischen Mangel hin. Wenn wir in diesem Wertbereich etwas anerkennen, sagen wir, es sei „schön" [6]). Von hier aus können wir auch die Sachverhalte, die wir bisher als „ästhetisch" bezeichneten, aus dem Innern unserer Sprache ansprechen. Mit einem glücklichen Ausdruck, den Herman Glockner eingeführt hat, bezeichnen wir das ästhetische Verhalten als Schönschau [7]). Einheiten des Sinnlichen mit seinen sinnlichen Gehalten kommen also schönschaulich in Betracht und können dabei schön oder unschön sein.

Wir haben nun die Voraussetzungen gewonnen, um auf die Frage, ob die Volkskunst schönschaulich zu betrachten sei, eine erste Antwort zu geben. Voraussetzung für eine solche Betrachtung ist notwendig, daß ein Gegenstand sinnlich-anschaulich sei und im Sinnlichen zugleich sinnliche Gehalte darbiete. Und diese Begingung genügt, mag er sich dabei als schön oder unschön herausstellen. Die Frage nach seiner Herkunft spielt dabei keine Rolle. Dies gilt dann auch von der Volkskunst. Als sinnliche, von sinnlichen Gehalten erfüllte Gebilde sind die Werke der Volkskunst schönschaulich zu betrachten, schon ehe man etwas über ihre Herkunft weiß. Auch wie diese Werke in einer städtischen Wohnung stehen, sind sie so zu betrachten. Wenn bei der Wandlung des sozialen Ortes gerade diese Wertschicht hervorgetreten ist in ihrer Bedeutsamkeit, so ist das im Wesen des Schönschaulichen gerechtfertigt. Wie das Werk dasteht, so offenbart es auch dem Empfänglichen seine Lebendigkeit oder seine Schwere, sein Geheimnisvolles oder seine Wucht oder was dergleichen sein mag. Und wenn er eben ins Zimmer eintritt vor das Werk und gar nichts darüber weiß, wo es herstammt und wie es

---

[6]) Dabei ist nicht zu vergessen, daß der Ausdruck „schön" in der sogenannten klassischen Ästhetik einen zu engen Sinn angenommen hat, von dem aus Werke gerade der Volkskunst oft gar nicht zu würdigen wären. Wir müssen es in einem weiteren Sinne nehmen, nach dem man auch von der „Schönheit des Häßlichen" spricht, also etwa von der Schönheit gotischer Wasserspeier. Wilhelm Worringer hat hier vor Jahren mit seinen „Formproblemen der Gotik" (1. Aufl. München 1912) Bahn gebrochen.

[7]) Hermann Glockner, Die ästhetische Sphäre: Logos IX 1920/21. Dort, wo echte Philosophie ist, wird jeweils das Ganze des Alls in einer neuen, sachlich gerechtfertigten Blickrichtung betrachtet. Wenn dann ein Ausdruck von einer Philosophie in die andere übernommen wird, so wird er dabei in ein neues Ganzes eingegliedert. Zwar bleibt dann ein gewisser Bedeutungskern, der den Gebrauch desselben Wortes erlaubt; aber dieser Kern wird einbezogen in ein neues Beziehungsgefüge, das jene Bedeutung mannigfach abwandelt. Das gilt auch hier, wo wir Glockners Ausdruck „Schönschau" übernehmen. Eine genauere Darstellung des Gemeinsamen und Unterschiedlichen ist selbstverständlich hier nicht möglich.

dort mit den Menschen verknüpft war: so kann es ihn doch ganz unmittelbar ansprechen. So hat es seinen schönschaulichen Wert in ihm selber.

Das schließt selbstverständlich nicht aus, daß man nun auch weiter fragt, wie sich sein ursprünglicher sozialer Ort zu diesem Schönschaulichen verhalten habe. War es auch für den Schaffer und ursprünglichen Gebraucher der Volkskunst da? War es dort auch gewollt? In dieser letzten Frage ist uns ein sehr wichtiger Ausdruck gekommen, den Alois Riegl in die Kunstwissenschaft eingeführt hat, der des „Kunstwollens" [8]). Nun umfaßt dieser Ausdruck ein Doppeltes, das bewußte und das unbewußte Wollen. Eine rationalistische Kunstauffassung pflegt das bewußte, eine irrationalistische das unbewußte Wollen übermäßig zu betonen. In Wahrheit findet sich in der Regel wohl beides, wenn auch im Unbewußten die umfassendere Macht wirkt.

Diese Unterscheidung führt in der Richtung unseres Fragens an eine neue Entscheidung heran. Wenn Schönschauliches auch gar nicht bewußt gewollt ist, so kann es doch dem unbewußten Kunstwollen entstammen. Es mag sein, daß dem Werkenden nur einfällt: „Hier muß ich die Kurve so anbringen... hier muß ich sie so herum biegen... hier herein könnte ich einen Vogel setzen... dem geben wir einmal diese Bewegung" usw. Er weiß hier jeweils nicht, warum er dies und gerade dies tut. Es fällt ihm nur halt so ein. Und deshalb tut er es. Ein bewußtes Kunstwollen ist also soweit ausgeschaltet. Aber alles kann zugleich aus einem unbewußten Kunstwollen hervorquellen und von ihm durchdrungen sein. Die Frage, ob das Schönschauliche der Volkskunst auch aus dem Kunstvollen der Schaffenden hervorgehe, ist also unabhängig von der Frage, ob diese auch von solchem Wollen wissen. Auch wenn wir sicher wären, daß der Töpfer gar nicht solche Lebendigkeit auf seinem Krug mit heller Absicht erstrebt habe, so wäre damit über ein Kunstwollen in dieser Richtung noch gar nichts entschieden. Wo also die Volkskunstforschung nichts ausmachen könnte über eine schönschauliche Absicht, hätte sie deshalb noch kein Recht, ein entsprechendes Kunstwollen zu leugnen.

Woran läßt sich aber nun ein solches Kunstwollen erkennen? Es sei hier auf ein wesentliches Prüfmaß hingewiesen, an das noch weitere anzuschließen wären. Das ist die Einheitlichkeit. Im Falle unseres Steinzeugkruges könnte einer, der das Ganze nicht erfühlt, etwa sagen: „Der Schwung der Linien geht gar nicht auf ein Kunstwollen zum sinnlichen Gehalt des Lebendigen zurück. Der Handwerker wollte vielmehr bei seinen kärglichen Einnahmen schnell möglichst viel Kannen herstellen. So wurde die einzelne Verzierung im Schwung hingeschmissen." Dem ist aber nun zu entgegnen: Die große Lebendigkeit beruht gar nicht allein auf dem Schwung der Linien. Sie beruht auch auf der lebendigen Abgewogenheit des Ganzen: wie Symmetrie hergestellt und zugleich in fein spielenden Abweichungen Starrheit ver-

---

[8]) Vgl. die Einleitung von Hans Sedlmayr zur Neu-Ausgabe von Alois Riegl, Gesammelte Aufsätze (Augsburg, Wien, 1929).

mieden wird. Diese Abgewogenheit aber läßt sich gewiß nicht mit der Eiligkeit des Schnellarbeitens erklären. Ganz im Gegenteil verlangt sie ein sorgsames Durchfühlen. Das wird besonders deutlich, wenn man unseren Krug mit einem aus der Niedergangszeit der Kannenbäckerei im 19. Jahrhundert vergleicht. Für ihn gilt in der Tat jener Einwand: hier sind nur schnell ein paar Farbschwünge darauf geschmiert. Und hier fehlt jene regsame innere Bezogenheit des Ganzen. In zwei verschiedenen Richtungen zeigt sich also in unserem Falle der sinnliche Gehalt der Lebendigkeit: in dem Schwung der Linien und der Ausgewogenheit der Beziehungen. Beides ist selbstverständlich nicht getrennt. Der Schwung der Linien verläuft vielmehr jeweils so, daß er in lebendiger Ordnung auf die anderen Formen bezogen bleibt. So weist die einheitliche Lebendigkeit des Ganzen auf einen entsprechenden Einheitsgrund zurück: auf das einheitliche Kunstwollen, das alle bildnerischen Einfälle aus sich gebar.

Die schönschauliche Eigenwertigkeit des Werkes der Volkskunst in sich selber schloß nicht aus, daß wir nach dem Kunstwollen frugen, das sie hervorgebracht hat. Die Anerkennung eines unbewußten Kunstwollens schließt nun nicht aus, daß wir fragen, ob sich damit auch ein bewußtes Kunstwollen verknüpfe. Ja eine umfassende Volksforschung wird diese Frage stellen müssen. Gibt es überhaupt ein schönschauliches Bewußtsein in jenen Schichten unseres Volkes, denen die Volkskunst ursprünglich angehört? Man hat gelegentlich auch das bestritten. Wer nicht voreingenommen ist, wird es freilich kaum tun. Doch sei der Sachverhalt an zwei Beispielen aufgewiesen und verdeutlicht. Ich sitze in einem Dorfwirtshaus im hohen Vogelsberg (Rudingshain). Auf dem Tisch liegt vor mir aufgeschlagen ein Buch, in dem Fachwerkbauten abgebildet sind. Ein Bauernbursch, der am gleichen Tisch sitzt, meint auf ein abgebildetes Haus deutend: „Das wäre für uns zu steif." Das schönschauliche Urteil ist hier deutlich. Im Sinnlichen wird ein Gehalt gespürt, der als „zu steif" bezeichnet und damit abgelehnt wird. Aufschlußreich ist auch - was eben nicht genauer verfolgt werden kann - die Beziehung dieses schönschaulichen Urteils auf die Gemeinschaft: „Für uns", d. h. für uns hierzuland wäre das zu steif. Das ist ein Beispiel aus einem evangelischen Dorf. Man möchte deshalb hier einwenden: solche Einstellung stimmt nur für eine evangelische Gegend; in einer katholischen aber ist das Bewußtsein religiös-sinnbildlich und deshalb nicht schönschaulich eingestellt. Deshalb folge hier noch ein Beispiel auch aus einer solchen Landschaft. In einem der stadtfernsten Dörfer des Bregenzer Waldes (Damüls) zeigt mir ein junges Mädchen die Trachtenkleider von ihm und seinen Geschwistern. Die Schulterstickereien von zwei Kleidern vergleichend meint es: „Das ist schöner als das. Das ist zu dicht." Hier wie im ersten Falle also ein sinnlicher Gehalt, durch dessen Übermaß die Schönheit not leidet. Diese beiden Beispiele zeigen, wie schönschauliches Bewußtsein in der Tat in jenen Schichten rege ist, denen Volkskunst ursprünglich angehört. Und was in diesen beiden Fällen vom Gebraucher dieser Kunst gilt, das gilt natürlich nicht minder auch von ihrem Schöpfer.

Zusammenfassend läßt sich so sagen: Volkskunst ist schönschaulich zu betrachten, schon weil ihre Werke selbst eine solche Betrachtung fordern, weiter aber auch, weil sie zurückweisen auf ein entsprechendes Kunstwollen und weiter, weil in dem Teil unseres Volkes, dem diese Kunst ursprünglich angehört, auch ein schönschauliches Bewußtsein wach ist.

Damit haben wir unsere Frage grundsätzlich beantwortet. Zugleich sind damit auch Wege freigelegt, die nur in sonderwissenschaftlichen Untersuchungen verfolgt werden können. Wenn das Werk der Volkskunst sich schon in seinem sinnlich-gehaltvollen Dasein der Schönschau darbietet, so erwächst die Aufgabe, auch in diesem Sinne die Volkskunst zu erforschen. Es kommt darauf an, die zugleich ungemein feinfühligen und sachlich verantwortlichen Untersuchungs-Weisen, wie sie die Kunstwissenschaft seit Jahrzehnten, im Grunde seit Winckelmann, ausgebildet hat, nun auch auf die Volkskunst anzuwenden. Und hier befinden wir uns heute noch am Anfang. Man hat es zwar gelegentlich begrüßt, daß heute eine ästhetische und kunstwissenschaftliche Betrachtung der Volkskunst zurückgetreten sei. Zu begrüßen ist aber eine solche Tatsache nur, insofern solche Betrachtung in Blickrichtungen geschah, die dieser Weise von Kunst fremd und ungemäß waren (von ästhetisierendem Literatengerede ganz zu schweigen). Aber eine kunstwissenschaftliche und ästhetische Erforschung dieser Kunst in ihrer Eigenart, eine gerade diesem Gegenstand eingeschmiegte Anwendung der feinsinnigen und sachtreuen Untersuchungs-Weisen heutiger Kunstwissenschaft ist eine unumgängliche Aufgabe.

Andererseits gilt es, das schönschauliche Bewußtsein zu untersuchen, das in den ursprünglichen Trägern der Volkskunst lebt. Was wir nur an zwei Beispielen andeuteten, das wäre systematisch durchzuführen, an den Schaffern wie den Gebrauchern dieser Kunst mit all der menschlichen Behutsamkeit, wie sie der geistigen Lebendigkeit in unserem Volke gegenüber notwendig ist. Ergab sich in der ersten Richtung eine Aufgabe kunstwissenschaftlicher Forschung, so ergibt sich in dieser zweiten Richtung eine Aufgabe einer bestimmt ausgebildeten Psychologie.

Beide Aufgaben sind freilich nicht überall zu trennen. Vielmehr sind die kunstwissenschaftlichen und die seelenkundlichen Ermittlungen aufeinander zu beziehen. Welche der kunstwissenschaftlich aufgewiesenen sinnlichen Gehalte sind auch den ursprünglichen Trägern der Volkskunst bewußt? Und welche müssen dem unbewußten Kunstwollen zugesprochen werden? Mit diesem Fragenpaar stellt sich der Zusammenhang der Forschungsrichtungen wieder her, und zugleich weist er weiter in eine umfassende Volks-Seelenkunde und Rassen-Seelenkunde. Erinnern wir uns aber daran, was oben über die Mehrschichtigkeit dieser Kunst gesagt wurde. Das bedeutet jetzt: Jener Zusammenhang von Forschungsrichtungen ist selbst wieder einem größeren Zusammenhang einzugliedern. Der Gemeinschaftswert in den Werken der Volkskunst verlangt ihre Untersuchung im Zusammenhang mit den

Weisen volklicher Gemeinschaft, der technische Wert in ihnen ihre Untersuchung im Zusammenhang mit den volklichen Arbeitsweisen usw. All diese Richtungen aber liegen nicht bloß nebeneinander, sondern sind Glieder eines umfassenden Ganzen: der Volkskunde. Wenn vorhin die Notwendigkeit kunstwissenschaftlicher und seelenkundlicher Untersuchungsweisen aufgewiesen wurde, darf das deshalb nicht bedeuten, daß hier ein volkskundlicher Gegenstand einer anderen Wissenschaft übergeben werden soll. Man hat mit der Überfremdung der Volkskunde durch andere Wissenschaften keine guten Erfahrungen gemacht[9]). Nur im Ganzen der Volkskunde können jene kunstwissenschaftlichen und seelenkundlichen Untersuchungsweisen ihre Teilaufgaben haben.

Bei ihrer Aufgabe, das Einzelne auf das Ganze zu beziehen, kann auch die Philosophie bei jenem Schönschaulichen nicht stehen bleiben. In der einen Richtung hat sie der Verbindung des schönschaulichen Wertes mit den anderen Werten in der Volkskunst grundsätzlich nachzugehen. Hier hat sie nach dem soeben Gesagten also ein gemeinsames Grenzgebiet mit der Volkskunde. In einer anderen Richtung hat sie dem Sinn der Schönschau und des Schönschaulichen mit seinen sinnlichen Gehalten im ganzen unseres Daseins nachzusinnen. Sie muß schließlich dahin gelangen, die religiöse Deutung dieser Gehalte und insoweit auch der Volkskunst bis ins wissenschaftliche Bewußtsein durchzuführen[10]). Das ist der weitere Raum, in den unser Gedankengang über die schönschauliche Betrachtung der Volkskunst notwendig hinführt.

---

[9]) Vgl. die Kritik bei Heinrich Harmjanz, Volk, Mensch und Ding. Erkenntniskritische Untersuchungen zur volkskundlichen Begriffsbildung (Königsberg-Berlin 1936).

[10]) Über die religiöse Deutung sinnlicher Gehalte vgl. „Volkskunst im Raum" und „Die geschichtliche Stätte in der Heimat".

Neujahrenbacken und Neujahreneisen im Dillkreis.

Von Karl Löber.

Im ehemals nassauischen Dillkreis backt man heute noch in einigen Dörfern zwischen Weihnachten und Neujahr in alten Zangeneisen dünne, flache Kuchen. Der Brauch wird in Allendorf bei Haiger noch allgemein geübt; in anderen Dörfern der Nachbarschaft geht er von Jahr zu Jahr zurück. Über seine Verbreitung unterrrichtet die Karte. Das heute zum Landkreis Siegen gehörige Würgendorf wurde deswegen mitberücksichtigt, weil es im alten Herzogtum Nassau-Dillenburg jahrhundertelang mit dem Dillkreis zusammen gehörte und heute wohl der einzige Belegort des Siegerlandes ist.

1. Der Brauch.

Am Tage nach Weihnachten fangen die Allendorfer an, ‚Naujoahrn' zu backen. Etwa 5-7 Pfd ‚Backemehl' (Roggenmehl) werden mit Wasser zu einem ziemlich steifen Teig verarbeitet. Als Gewürz wird neben Salz reichlich Pfeffer und Nelken zugegeben. Aus dem Teig formt man lange, etwa kinderarmdicke Würste, von denen mit dem Messer dicke Scheiben abgeschnitten werden. Inzwischen hat man im offenen Feuer eines meist in der Futter- oder Waschküche stehenden alten Herdes die ‚Naujoahrneise' heiß werden lassen. Von ihnen soll besonders berichtet werden. Zwischen ihre Platten legt man eins der Teigstücke, dem man oft vorher noch durch Rollen zwischen den Händen kugelige Form gab, preßt sie mit den langen Handhaben und der daran befindlichen ‚Schlejße' (Schließe, Klammer) fest zusammen, schiebt die Eisen ins Feuer zurück und läßt den Teig unter 1-2maligem Wenden der Eisen ausbacken. Der richtige Hitzegrad ist erreicht, wenn der Teig beim Zusammendrücken laut quietscht. Nach dem Backen wird eine ‚Naujoahr' neben die andere zum Auskühlen senkrecht in eine Schüssel oder einen Korb gestellt. Zum Heizen braucht man sehr trockenes Buchenholz, weil es fast keinen Rauch entwickelt. Die Platten der Eisen werden nur vor dem ersten Backen einmal mit einer Speckschwarte eingeschmiert. Spä-

ter backt man jeweils nach etwa 5-7 ‚Naujoahrn' eine ‚Fispel'. Das ist eine ‚Naujoahr' mit eingebackenem fettem ‚Sulperflaasch' (gesalzenes Schweinefleisch), die durch das heißgewordene Fett die Platten für eine gewisse Zeit wieder einschmiert. ‚Fispeln' gelten als Leckerbissen und werden gewöhnlich warm verzehrt. Die ‚Naujoahrn' aber kommen zum Kaffee auf den Tisch und werden mit Butter bestrichen oder in heißen Milchkaffee gebrockt gegessen. Oft sieht man Leute, die unterwegs aus der Tasche ‚Naujoahrn' knabbern. Das Gebäck hebt sich unbegrenzt lange auf. Es gilt als gute Krankenkost, weshalb sich manche Leute einen Vorrat davon halten. Auf Wunsch kranker und besonders alter Leute werden manchmal mitten im Jahr ‚Naujoahrn' gebacken [1]).

Das ‚Naujoahrnbacke' geschieht in froher, nachbarschaftlicher *Gemeinschaftsarbeit*. Man tut sich zusammen, leiht sich gegenseitig die Eisen aus und richtet einen guten Kaffee, bei dem die ersten ‚Naujoahrn' gegessen werden. In der ‚Naujoahrschwuche' (Woche zwischen Weihnachten und Neujahr) und besonders am Neujahrstag kommen sie dann zu allen Kaffeemahlzeiten auf den Tisch. Schon während des Backens werden ‚Naujoahrn' an die vielfach zuschauenden Kinder verschenkt, die dann auch später bei Nachbarn, ‚Padde un Goade' (*Pate und Gote*) ihr Teil bekommen. Alte Leute erzählen, daß vor etwa 60-70 Jahren noch die ‚Naujoahrn' das einzige weihnachtlich-neujährliche Patengeschenk bildeten. So eine geschenkte ‚Naujoahr' kann es aber auch ‚in sich haben'! Oft backt man ein Leder-, Pappe- oder Schwartenstückchen in eine ‚Naujoahr' *und freut sich diebisch*, wenn der damit Beschenkte verzweifelt an dem harten Zeug herumkaut [2]).

Neujahren werden noch in Haigerseelbach, Steinbach und Würgendorf gebacken, allerdings bei weitem nicht in dem Umfange wie in Allendorf. Der Haigerseelbacher Brauch deckt sich mit dem Allendorfer in allen Stücken. In *Steinbach* heißen die ‚Fispeln' ‚Greewenaujoahrn' (Grieben = Speckstücke). Hier backt man die Neujahren besonders am letzten Tag im alten Jahr und ißt sie abends nach dem Kirchgang. Die Würgendorfer legen ihre ‚Naujoahrn' sofort nach dem Backen kurze Zeit in Zuckerwasser, wodurch sie geschmeidig werden und sich rollen lassen [3]). In Rodenbach, Nieder- und Oberroßbach, Fellerdilln, Offdilln, Flammersbach und Langenaubach wissen sich alte Leute des Brauches noch mehr oder weniger gut zu erinnern. Er scheint dort überall

[1]) Vgl. Thiele 57 f.

[2]) Vgl. Sartori III, 66, $_{52}$, wo Ähnliches aus Rheine angegeben wird.

[3]) Vgl. damit die städtischen, gleichfalls in Zangeneisen gebackenen „Zimmetrollen".

so wie heute noch in Allendorf geübt worden zu sein. Nur in Niederroßbach erzählte man, daß der Teig mit Zucker gesüßt worden sei. Von den benutzten Neujahreneisen sind leider nur wenige erhalten geblieben. Die meisten sind in den Jahren nach dem Weltkrieg über die ‚Lumpemänner' in den Schrotthandel gekommen [4]). In Allendorf aber hält man die Eisen in hohen Ehren und ist bestrebt, falls man selbst kein Eisen besitzt, von anderen Dörfern, in denen der Brauch ausging, ein Eisen zu kaufen. Hier gehört oft ein Eisen einem ganzen Verwandtenkreis und wird dann auch bei einer Erbteilung nie einer einzelnen Familie zugesprochen.

Bemerkenswert ist es, daß das Neujahrenbacken in der Umgebung von Haiger in einem Gebiet beheimatet ist, das auch sonst in volkskundlicher Beziehung eine besondere Stellung einnimmt. Es hebt mit der Haubergswirtschaft [5]), dem Herdengeläut [6]), dem Pfingstbrauchtum (Maimänner und Pfingstbräutchen) [7]), den am Giebel des Strohdachs gekreuzten Pferdeköpfen und Hasen [8]) und mancherlei mundartlichen Besonderheiten die links der Dat-Linie gelegene Nordwestecke des Dillkreises deutlich von dessen Großteil ab.

Nun ist aber das Neujahrenbacken wenigstens resthaft auch im Süden des Dillkreises, im alten Amt Beilstein, üblich. Hier backen in Haiern und Rodenroth noch einzelne Leute ‚Buxelappes'. Man nimmt dazu einen Teig wie zu den Allendorfer ‚Nausoahrn', setzt aber Zwetschenkraut hinzu. Gebacken wird in ‚Buxelappeseisen', die den Neujahreneisen der Umgebung von Haiger vollkommen gleichen. In Arborn, Nenderoth und Odersberg ist der Brauch eingegangen. Die Arborner nannten das Gebäck ‚Buxelerrer', wie ‚Buxelappes' wohl zur Bezeichnung seiner Zähigkeit. Ich fand in Rodenroth und Haiern nur noch je ein Eisen. Nach Aussage der Leute soll im angrenzenden Oberlahnkreis, insbesondere in Obershausen der Brauch noch gut bekannt sein. Ich konnte das aber nicht nachprüfen.

Dafür, daß früher Neujahren als Eisenkuchen auch in den übrigen Teilen des Dillkreises gebacken worden sind, fehlen bisher jegliche Unterlagen. Ich möchte es aber aus folgendem Grunde als wahrscheinlich annehmen. Im Amte Beilstein werden heute die ‚Buxelappes' immer

[4]) Vgl. Heimberger.

[5]) S. Löber in Dillzeitung 1937 Nr. 134, 140, 146, 152, 164.

[6]) S. Löber in Volk u. Scholle 1936, 12.

[7]) S. Mößinger in diesen Blättern XXXVII, 22 ff. und Löber in Dillzeitung Nr. 129.

[8]) S. Löber in „Heimatland" (Siegen) 1939, S. 3 ff.

mehr abgelöst von „Neujährchen‘ in Form kleiner Laibe, die aus Brotmehl mit etwa $^1/_8$ Weizenmehlzusatz, Wasser oder Milch, Salz, Nelken und Hefe gewirkt und wie Brot in den Backofen eingeschossen und gebacken werden. In Nenderoth verziert man sie vor dem Backen durch Eindrücken von Rautenmustern vermittels eines Stempels, der aus einer Runkelrübe geschnitten wird. Solche Neujährchen sind in den übrigen Teilen des Dillkreises vielfach bezeugt und vereinzelt (in Mademühlen, Hörbach, Steinbrücken) wieder außer Brauch gekommen. Es könnte möglich sein, daß sie einmal an die Stelle der Neujahren als Eisenkuchen getreten sind. Das dürfte allerdings dann schon lange her sein.

2. Das Gerät.

Zangeneisen als Backformen für Klemmkuchen, Eiserkuchen, Iserkauken, Nijahrskauken und ähnlich benanntes Gebäck gelten mit Recht als besonders beachtliche Beispiele deutscher Volkskunst [9]). Die Eisen des Dillkreises können sich den bisher veröffentlichten in jeder Beziehung zur Seite stellen. Auf unseren Tafeln sollen die Muster der 54 aufgefundenen Eisen veröffentlicht werden. Von ihnen dürften etwa 35 noch regelmäßig gebraucht werden. Die Zeichnungen sind so entstanden, daß von den beiden Platten auf dünnem Papier mit weichem, dickem Bleistift Abreibungen gemacht und diese umgekehrt gepaust wurden. Sie zeigen also das Positiv der Platten, das Muster des fertigen Gebäcks und zwar ohne jede Beschönigung, Fortlassung oder Hinzufügung. Dabei ist zu beachten, daß der Rand der Zeichnung mit Ausnahme der Eisen 1 und 40 nicht den Plattenrand angibt, für den in Wirklichkeit jeweils $^3/_4$ bis 1 cm zuzugeben sind.

Äußerlich gleichen unsere Eisen vollkommen den bei Bomann und Heimberger [10]) abgebildeten. Es sind also Zangeneisen mit runden Platten und langen Handhaben, die hinten meist eine feststellbare Klammer haben. Die Größe der Platten schwankt zwischen 13 und 19 cm Durchmesser. Das Gewicht eines Eisens beträgt durchschnittlich 6-7 kg. Es kommen nur runde Eisen vor. Die in anderen Gegenden sehr verbreiteten mit rechteckigen Platten fehlen ganz. Alle Eisen sind aus weichem Schmiedeeisen geschmiedet, wodurch die öfter vorkommenden mehr oder weniger starken Verbiegungen der Platten - besonders nach öfterem Gebrauch - verständlich werden, die aber meist wieder vom Dorfschmied leicht berichtigt werden. Trotzdem sind, besonders in

[9]) Vgl. Spamer I, 472, Karlinger 108 und Erich-Beitl 427.
[10]) S. Schrifttumsnachweis.

Allendorf, manche Eisen im Laufe der Zeit so ausgeleiert und verbogen worden, daß sie nun nicht mehr gleichmäßig ausbacken. Gute Eisen sind dagegen bekannt und begehrt und machen oft zwischen Weihnachten und Neujahr den Weg durchs ganze Dorf.

Die Verzierungen der Platteninnenseiten wurden in kaltem Zustand mit dem Kaltmeißel und allerlei Punzen eingegraben und eingeschlagen [11]). Die durchschnittliche Tiefe der Linien, Punkte, Sterne usw. beträgt 1 mm. Viel tiefer dürfen sie nicht sein, weil sonst das Gebäck an den betreffenden Stellen zu dick und zu hart wird. Die Art der Verzierungen unserer Eisen spricht dafür, daß sie durchweg von bäuerlichen oder höchstens kleinstädtischen Schmieden gefertigt wurden [12]). Nur ganz vereinzelt scheint wirklich städtischer Einfluß vorzuliegen, wie bei dem Eisen 53 mit seinen Kronen und Monogrammen und dem Eisen 1 mit seiner naturalistischen Darstellung, die übrigens im Eisen 2 eine bemerkenswerte Kopie gefunden hat. Selbstverständlich waren auch die alten Dorfschmiede nicht alle gleichmäßig künstlerisch begabt. Es gibt da ganz beträchtliche Unterschiede. Man vergleiche nur die Eisen 26 und 27 oder 15 und 16. Mancherlei Verkehrtes ist zu beobachten, am häufigsten die Nichtberücksichtigung des Spiegelbildes, zufolgedessen Buchstaben oder Zahlen auf dem Gebäck negativ erscheinen (11a, 12b, 17a, 51a). Zahlen oder Buchstaben erscheinen seitenverkehrt, umgetauscht oder auf den Kopf gestellt (2a, 4a, 6a). Buchstaben, ja ganze Worte gehen seltsame Verbindungen ein (5a, 6a, 7a, 19a). Man schreibt z. B. ‚Hirsch schreit' - ‚Hirschreit'. Durch falsche Einteilung bleiben Sätze unvollständig (22b, 38b). Doch spielt das alles im Gesamteindruck und vor allem für die Beurteilung des Sinnbildergehalts der Eisen kaum eine Rolle. Leicht zu erkennen ist, daß einige Eisen aus gemeinsamer Werkstätte stammen müssen (5, 6, 7; 34, 35; 38, 39). Die beiden letzten hat wohl der Schmied Jost Fris für sich selbst angefertigt. Offenbar und mit Recht war er mit der ersten Ausfertigung nicht recht zufrieden, weshalb er sich ein Jahr später ein neues, besseres Eisen schuf. Es hat wohl jeder der Neujahreneisen-Schmiede seinen besonderen Motivschatz gehabt. Allen gemeinsam aber ist ein schlichtes Unbekümmertsein, das sich z. B. darin äußert, daß den meisten Hirschen in offenbar überlieferter Weise die Füße offengelassen werden, oder daß dem Hirsch (1a) die Bauchlinie auch durch die rechten Beine geht [13]).

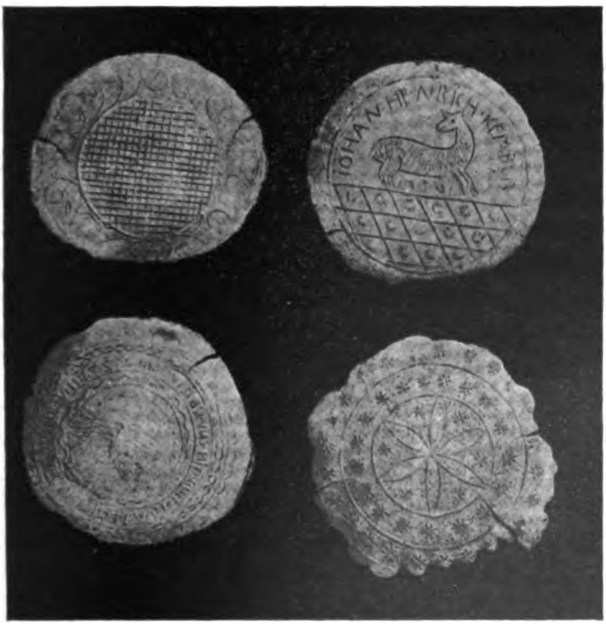
[11]) Vgl. Heimberger a. a. O.

[12]) Vgl. Heimberger a. a. O.

[13]) Vgl. auch die Hirsche auf den Bildern bei Uebe.



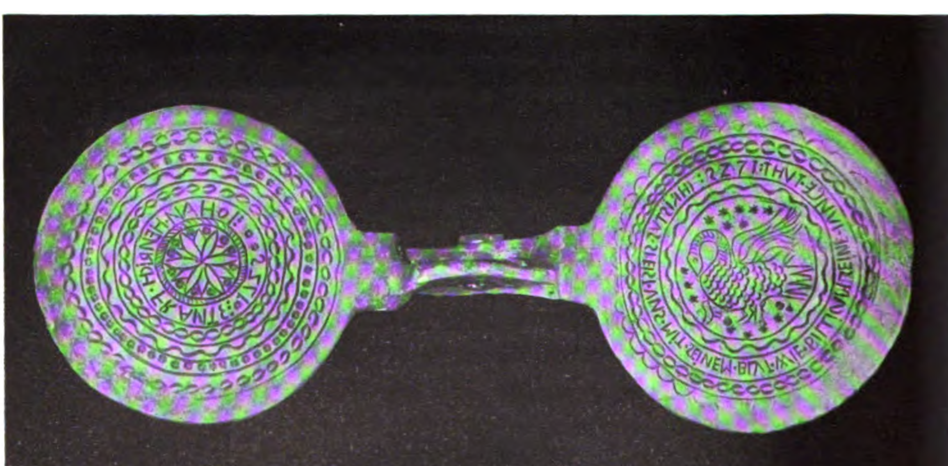
Eine „Nausoahr“ aus Eisen Nr. 1. Aufn.: Löber.



Allendorfer „Nausoahrn“. Aufn.: Löber.

Allendorfer Buben mit Neujahreneisen.
Aufn.: Löber.





Geöffnetes Neujahreneisen. Aufn.: Löber.

Unsere Neujahreneisen sind wie die gleichen Kucheneisen anderer Gegenden Hochzeitsgeschenke gewesen [14]). Es begegnen uns darum auf den Platten vielfach die Anfangsbuchstaben vom Namen des schenkenden Mannes oder beider Brautleute. Im letzteren Falle können entweder beide auf einer Plattenseite oder auf zweien einander gegenüber stehen. Oft findet man auch voll ausgeschriebene Vor- und Familiennamen, dann aber immer nur die des Mannes. Es handelt sich dabei fast ausnahmslos um solche Namen, die für den nordwestlichen Dillkreis, ja sogar in einzelnen Fällen für einzelne Dörfer charakteristisch sind. Dadurch läßt sich für einzelne Eisen der Herkunftsort feststellen. So gehört 31, das heute in Steinbach steht, ursprünglich nach Allendorf, weil der Name 1706 nur hier vorkam. Aus entsprechenden Gründen muß für die Eisen 1 und 6 Steinbach, für 18 Rodenbach und für 21, 24 und 44 der Hickengrund (Kreis Siegen) als Heimat angenommen werden, wenn auch in letzterem das Neujahrenbacken seit Menschengedenken nicht mehr bekannt ist. Vereinzelt hat auch der Bräutigam die Zeichen seines Handwerks auf sein Eisen setzen lassen bzw. selbst gesetzt. Darum gehörte wohl 22 einem Wagner, 1 und 31 zwei Schneidern, 38 und 39 einem (!) Schmied und 15 einem Haubergsbauer, trägt es doch eine ‚Häbe' (Hippe), die neben dem ‚Lohschlisser' das charakteristische Werkzeug der Haubergswirtschaft ist. In den Fällen 15 und 31 sind die Handwerkszeichen ganz wappenmäßig aufgefaßt.

Der Sinnbildreichtum der Kucheneisen-Gravierungen ist bekannt [15]). Die Eisen des Dillkreises machen davon keine Ausnahme. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, in den Streit um die Bedeutung der einzelnen Sinnzeichen einzugreifen. Ich verweise auf Thiele, der besonders reichlich ‚Klemmeisen' bei seiner Sinnbildforschung herangezogen hat, und auf Weigel.

Der Hirsch ist ‚besonders in den Kuchenformen der Weihnachtszeit noch durchaus lebendig' [16]) und gilt als Sinnbild der männlichen Lebenskraft, in Verbindung mit dem Lebensbaum oder mit dem Lebenskraut im Geäse als Träger und Mittler der Lebenskraft [17]). Auf unseren Eisen erscheint er 22 mal (1-22) und nimmt damit eine besondere Stellung vor allen anderen Sinnzeichen ein. Auf 8 Platten (3a, 4a, 5a, 6a, 7a, 8a, 13a, 19a) hat er ein Pflanzenreis im Geäse.

[14]) Vgl. Uebe, Heimberger, Thiele.

[15]) Vgl. Erich-Beitl, Uebe, Heimberger, Thiele.

[16]) Weigel 68.

[17]) Thiele 43. [Vgl. a. Ida Müller, Der Hirsch mit der Pflanze im Maul: Bayer. Heimatschutz XXV 1929, 40 ff.; Kellermann: Germanien 1940, S. 170.]

Verschiedenlich wird er von einem oder zwei Hunden gehetzt[18]) (1a, 2a, 12a, 17a, 22a), beim letzten sogar, von anderen Waldtieren umgeben, als richtiges Jagdstück aufgefaßt. Bemerkenswert sind auch die beiden Hirsche mit gerautetem Körper (11a, 17a), der mit dem Hubertuskreuz (9a) und der, dessen Geweih zu Geäst wird (12a). Vielleicht ist auch das als Reh bezeichnete Tier auf 18a als Hirsch aufzufassen. Frommer Sinn der Väter umgab den Hirsch oft (5a, 6a, 7a, 19a, 20a, 22a) mit dem Bibelspruch: WIE DER HIRSCHREIT NACH FRISCHEM WASER ALSO SCHREIT MEINE SELE O GOT ZV DIR.

Besonders eindrucksvoll erscheint der Hirsch da, wo ihm auf der anderen Eisenplatte der Schwan gegenübersteht. Dieser wird auch im Volksmund als solcher bezeichnet, selbst da, wo er im christlichen Sinne als Pelikan aufgefaßt ist (23a) oder umrahmt wird von dem Spruch: CHRISTVS SPEIST VNS MIT SEINEM BLVT WIE BILLICAM SEINE JVNGE TVHT (19b, 23a)[19]). Der Pelikan mag vielleicht deswegen - z. B. über Scheunentoren in Dillbrecht und Holzhausen - so oft in unserer Gegend vorkommen, weil er mit dem angegebenen Spruch als Devise des heimatlichen Herrscherhauses der Oranier galt. Ohne Beziehung zum Pelikan erscheint der Schwan auf den Platten 20b, 21b, 24a, so daß er also 5 mal vorkommt.

Ein Pferd findet sich auf den Platten 26a, 27a, 37a. Auf 22b, 25a trägt es einen Reiter, von denen der erste wegen seines Hutschmucks beachtenswert ist. Auf 27a tritt zum Pferd ein Hund. Den Jäger ohne Pferd zeigt 28a. Das Einhorn kommt nur einmal vor (29a). Es soll aber in Rodenroth solcher Eisen mehr gegeben haben. Ein Löwe hält ein Herz auf 40a. Doppeladler begegnen öfters (30a, 31a, 32a, 33a)[20]). Unbestimmbare Vögel finden sich außer 22b auf 37a.

Pflanzlicher Schmuck ist reichlich vorhanden und wird wohl nicht überall als Lebensbaum zu deuten sein, sicherer schon da, wo er einer Vase (12a) oder einem Korbe (24a, 26b) entwächst, oder wo er mit Wurzeln dargestellt ist (14a, 15a, 17a)[21]). Dreiblätter zeigt 24b. Herzen kommen auf Minnegaben häufig vor und finden sich darum auf den Eisen öfters (10a, 12b, 13b, 17a, 30a b, 33b, 34a, 35a, 37a, 38a, 39a b, 40a)[22]), einmal auch von einem Pfeil durchbohrt (36a).

[18]) Vgl. das Eisen aus Gelsenkirchen bei Uebe.

[19]) Vgl. das Eisen aus Menden bei Uebe und Bild 9 bei Heimberger.

[20]) Vgl. Heimberger Bild 8, Bomann Abb. 86, Uebe (Eisen aus Grundschöttel).

[21]) Vgl. Thiele 57.

[22]) Vgl. Thiele 39, Weigel 46.

Rautelungen [23]) und Sechsersterne [24]) sind so zahlreich, daß ihre Aufzählung erspart werden kann. Einmal kommt ein Vierstern (47a), einmal ein Fünfstern als Drudenfuß (52b) [25]), einmal ein Achtstern (43b) und zweimal das achtspeichige Rad (18b, 33b) [26]) vor. Vielleicht gehören auch die Blumen 3b, 4b, 5b, 8b, 28b und 46a b in diesen Zusammenhang. 7b zeigt eine klar ausgeprägte Sonne, die in diesem Fragenkreis besonders bemerkenswert ist [27]). Kronen finden sich auf 36b, 38b, 52a, 53a b, bei letzterem in Verbindung mit dem - allerdings in ungebräuchlicher Buchstabenfolge geschriebenen - Christusmonogramm [28]). Unser ältestes Eisen 52, das übrigens auch als einziges den Drudenfuß hat, zeigt auf beiden Platten je einen Reichsapfel. Stellt 16b die Marterwerkzeuge Christi dar? Hat 54 Beziehungen zur Jahresteilung?

Solch starke Sinnzeichenverwendung kann nichts anderes als segenwünschende, glückverheißende Bedeutung haben. Das wird unterstrichen durch mancherlei eingegrabene Glückwünsche:

VICTORIA (22b)

EIN NEV IAHR (54b)

GOT GEB SEINER CHRISTENSCHAFT
EIN FRIDSAM FRELICH NEVES IAHR (21b)

GOTT GEBE GLVCK ZVM NEVEN IAHR
SEINER LIEBEN CHRISTEN SCHAAR (26a)

GOT GEB VNS EIN GLICKLICH NEV IAHR (29a)

DIS NEV IAHR SEI DIR GESCHENCKT
DAS DV MEIN GEDENCKEST (39b)

Einer hat sich auch den Anfang eines heute noch in Allendorf den alten Leuten bekannten Volksliedes aufs Eisen setzen lassen:

IACOB ABER WAR EIN FROMMER MAN
DER BLIEB IN SEINER HIDE (44b)

Der Inhaber hieß ja selbst Jakob und hat sicher weiter gesungen:

Er aß so gern Kartoffelbrei
und war damit zufridde.

Dagegen muß der Schmied Jost Fris ein kleiner Menschenhasser gewesen sein. Auf seinem ersten Eisen (38b) erzählt er Unvollendetes

---

[23]) Vgl. Weigel 43 f.

[24]) Vgl. Thiele 35, Weigel 48.

[25]) Vgl. Weigel 47.

[26]) Vgl. Weigel 37 f.

[27]) Vgl. das Eisen aus Forst bei Thiele.

[28]) Vgl. Heimberger Bild 2.

von seinem sauren Handwerk, und aufs zweite (39a) setzt er den Spruch, der bei uns auch als Hausinschrift vorkommt:

GLAVB LIB DREV VND RECHT
HABEN SICH ALLE 4 SCHLAFEN GELEGT [29a]).

Von unseren 54 Eisen sind 36 durch eingegrabene Jahreszahlen datiert, mithin 2/3, was genau mit den Beobachtungen Looses [29]) übereinstimmt. Von diesen Eisen gehört 1 dem 17. Jhdt. an, 30 entstammen der ersten Hälfte des 18. Jhdts., 4 dessen zweiter Hälfte und wieder 1 dem 19. Jhdt. Unsere Eisen sind damit insgesamt etwas jüngeren Ursprungs als die westfälisch-niedersächsischen. Ein Verzeichnis der heutigen Besitzer folgt am Schluß.

3. Waffel oder Eisenkuchen?

Über die Bezeichnung des in Klemm- oder Zangeneisen gebackenen Backwerks besteht im volkskundlichen Schrifttum nicht die wünschenswerte Klarheit und Einheitlichkeit [30]). Im Volk hört man, besonders da, wo der Brauch noch lebendig ist, nur Namen, die sich entweder auf das betreffende Fest (Nijahrs-, Hochtidskauken) oder auf das Gerät beziehen (Iserkauken, Kniepertjes). Dagegen gebrauchen sonderbarerweise die Beobachter und Aufzeichner des Brauchs immer wieder den Namen ‚Waffeln'. In Wirklichkeit aber sind Waffeln und in Zangeneisen gebackene Kuchen nach Teigart, Herstellungsgerät und Aussehen ganz grundverschiedene Dinge, deren Unterscheidungsmerkmale hier einmal angegeben seien.

Eisenkuchen	Waffeln
Teig: Steif, fast zäh, roll- und knetbar, meist aus Roggenmehl mit Zusatz starker Gewürze, ohne Triebmittel.	Teig: Dünnflüssig, muß geschöpft werden, meist aus Weizenmehl, ohne Zusatz starker Gewürze, mit Triebmittel (Hefe, Backpulver).
Gerät: Schmiedeeiserne Zangen mit langen Handhaben, Platten abgesehen von den Verzierungen ohne Vertiefungen. Handarbeit!	Gerät: Gegossene Waffeleisen, früher mit langen Handhaben, heute meist mit großen, auf den Herd zu setzenden Doppelplatten, jede meist in 5 ‚Herzen' geteilt mit wabenartigen Vertiefungen und Rinnen. Fabrikware!
Gebäck: Wie dünne Pappe, hart, knusprig, unter Luftfeuchtigkeit ledrig zäh werdend, lange aufhebbar. Fladbrot!	Gebäck: Etwa 1-1½ cm dick, locker, weich, leicht verderblich, mit tiefen Löchern, in die meist Zucker und Zimt gestreut wird. Mürbegebäck!

---

[29]) S. Loose a. a. O.

[29a]) Vgl. Hess. Bl. XII, 165, 1.

[30]) So bei Loose, Heimberger, Uebe, Karlinger, Spamer und besonders bei Weyh.

Es ist unmöglich, in einem Kucheneisen Waffeln zu backen, weil von dem dünnflüssigen Teig kaum etwas zwischen den Platten bleiben würde. Im Waffeleisen gebackene Eisenkuchen aber würden ungenießbar, weil in den weiten Zwischenräumen und Löchern der triebmittellose Teig klumpig hart bliebe.

Auch im Dillkreis werden Waffeln gebacken und zwar oft und reichlich. Das Roßbachtal heißt danach der ‚Waffelgrund'. Die beiden Gebäcke und Eisen aber werden scharf auseinandergehalten. Es muß auch, um Verwechslungen vorzubeugen, gesagt werden, daß die vielen Kautelungen auf den Neujahreneisen nur Strich- und keine Waffelmuster darstellen. Die Verwechslung der Gebäcke und Eisen wird verständlich durch die Tatsache, daß die ersten Waffeleisen, die in unserer Gegend wohl um 1800 aufkamen, den Neujahreneisen äußerlich ähnlich sahen. Es gibt ihrer auch im Dillkreis noch eine ganze Anzahl und zwar mit viereckigen, ovalen und runden Platten. Sie sind wohl auch hauptsächlich schuld daran, daß in späteren Jahren die Anfertigung handgeschmiedeter und meißelverzierter Neujahreneisen unterblieb [31]).

4. Einordnung.

Die Frage nach der Herkunft unseres Brauches und des Eisenkuchenbackens überhaupt ist nicht einfach zu beantworten. Man nimmt vielfach an, daß sie in erster Linie dem niederdeutschen Kulturkreis angehören [32]), obwohl aus Franken, Baden, Österreich, Tirol Kucheneisen gesammelt worden sind. Hier liegen vielleicht ähnliche Verhältnisse vor wie bei den Pferdeköpfen am Giebel des Strohdachs, die gleichfalls als niederdeutsche Besonderheit gelten und bis in die Schweiz hinein vorkommen. Allerdings wird nicht zu leugnen sein, daß die Eisenkuchen im flämisch-niederländisch-niedersächsisch-westfälischen Brauchtum besonders häufig auftreten. Für den Dillkreis könnte sogar wegen der jahrhundertelangen Verbindung der oranischen Lande mit den Niederlanden eine Beeinflussung von dort her angenommen werden. Greifbarere Ergebnisse verspricht aber erst eine Sammlung und Vergleichung der zweifellos noch in anderen Gebieten Deutschlands vorkommenden Kucheneisen, der mit dem Eisenkuchenbacken verbundenen Bräuche und ihrer Darstellung auf altem Bildgut. Ich darf da auf die Bilder des ‚Bauernbruegel' hinweisen, insbesondere auf seinen ‚Streit des Karnevals mit den Fasten', auf dem in viereckigen Zangen-

[31]) Vgl. auch Heimberger („gegossene Fabrikware Ersatz").
[32]) Vgl. Weyh, Erich-Beitl, Thiele.

eisen ein im Nachdruck nicht genau erkennbares Gebäck gebacken, gegessen und am Hut getragen wird [33]).

Verzeichnis der Kucheneisen-Besitzer.

1. Allendorf

3 Ernst Weber
1 Geschwister Hudel
4 Emil Eidam
6 Wilh. Rob. Weber
8 Geschwister Heppner
9 Hermann Lehr
18 Heinrich Jost
20 Hilda Weber
21 Hermann Heppner
23 Oskar Pein
25 Karl Schol
26 Geschwister Hahn
27 Eugen Weyel
30 Hermann Heppner
32 Henriette Petry
34 Emil Hahn
36 Karl Wilh. Schol
37 Arnold Schol
41 Ernst Hudel
42 Alfred Triesch
44 Rudolf Stoll
45 Lina Heppner
47 Karl Kiehl Ww.
49 Wilh. Hch. Heppner
51 Eugen Weyel

2. Würgendorf

11 Heinrich Müller
12 Ernst Türk
14 Wilhelm Geist
17 Eduard Schneider
33 Albrecht Buchner
35 Eduard Schneider
43 Fritz Hecker
46 Emil Orter

3. Steinbach

7 Wilhelm Engel
24 Rudolf Daub
31 Heinrich Fuhr
48 Rudolf Daub
50 Wilh. Aug. Kring
54 Wilh. Aug. Kring

4. Haigerseelbach

19 Wilhelm Kölsch
22 Adolf Krumm
28 Karl Triesch

5. Langenaubach

5 Ferd. Heinz
(jetzt Karl Löber, Allendorf)
52 Ferd. Schneider

6. Rodenbach

40 August Hahn

7. Niederroßbach

39 Friedrich Dienst

8. Haiern

53 Reinhold Klein

9. Rodenroth

29 Theodor Becker

10. Museum Dillenburg

2 aus Offdilln
38 aus Besitz der Familie Welcker, Dillenburg.

11. Museum Herborn

Eisen 10, 13, 15, 16 ohne Angabe der Herkunft.

---

[33]) Schrolls Farbendrucke der Gemälde Peter Bruegels Nr. 7.

Schrifttumsnachweis.

Loose, Fr., Die Eiserkuchen der Zerbster Gegend: Ztschr. d. Ver. f. Vkd. XI 1901, Heft 1. Mit Abb.

Heimberger, Heiner, Badisch-fränkische Waffeleisen: Oberdtsch. Ztschr. f. Vkd. V 1931, Heft 2. Mit Abb.

Weyh, Maria El., Rheinische Gebildbrote: Rhein. Vierteljahrsblätter IX 1939, Heft 1/2. Darin bes. S. 115/116 mit Schrifttumsnachweis.

Uebe, Rud., Deutsche Volkskunst, Westfalen (München). Darin bes. S. 44 u. 12 Abb.

Erich u. Beitl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde (Leipzig). Darin besonders der Artikel ‚Kucheneisen' S. 427/28 mit Schrifttumsnachweis.

Sartori, Paul, Sitte und Brauch (Leipzig 1910 f.). Bes. III, 65 f. mit Schrifttumsnachweis.

Thiele, Ernst, Sinnbild und Brauchtum (Potsdam 1937). Bes. S. 57 f. mit Abb. und Karte.

Weigel, K. Th., Germanisches Glaubensgut in Runen und Sinnbildern (München 1939). 1 Abb. 107.

Bomann, Wilh., Bäuerliches Hauswesen und Tagwerk im alten Niedersachsen (Weimar 1927). Bes. S. 109/10 mit Abb. und Schrifttumsnachweis.

Kleinere Hinweise bei:

Müller, Jos., Rheinisches Wörterbuch (Berlin 1931) II, 97 u. 573.

Woeste, Fr., Wörterbuch der Westfälischen Mundart (Norden u. Leipzig 1882 [1930]), S. 15, 113, 123.

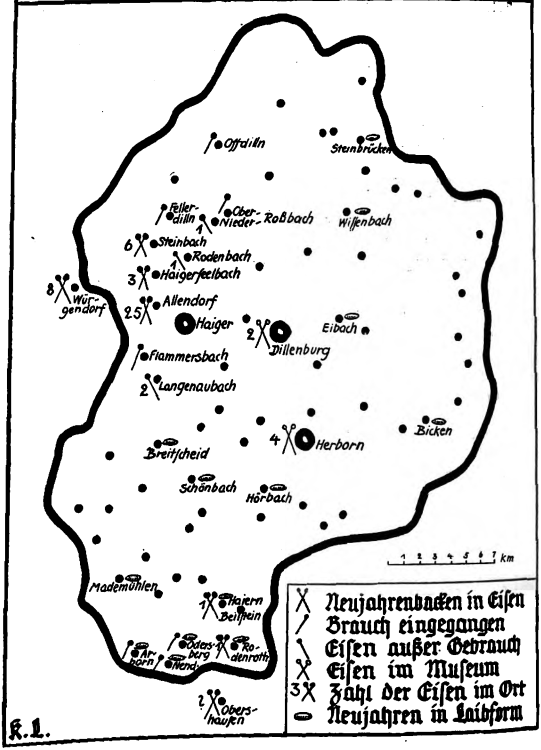
Kuhn, A., und Schwartz, W., Norddt. Sagen, Märchen und Gebräuche (Leipzig 1848), S. 406 Nr. 139.

Spamer, Ad., Die deutsche Volkskunde (Leipzig 1934) I, 472 und Abb, II, 285 und 287.

Karlinger, Deutsche Volkskunst (Berlin 1938), S. 108, Abb. S. 150, 159.

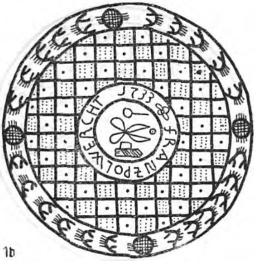
Den Herren Professoren Hepding-Gießen und Martin-Marburg habe ich für freundliche Förderung dieser Arbeit zu danken, dem ersteren für wichtige Hinweise zum Schrifttum, dem letzteren für die Möglichkeit, alle Neujahreneisen veröffentlichen zu können.

Neujahrenbacken im Dillkreis





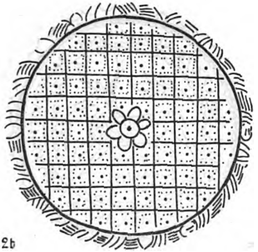
1a



1b



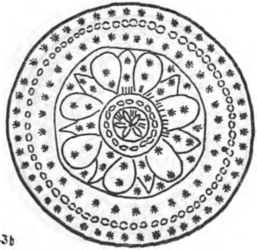
2a



2b



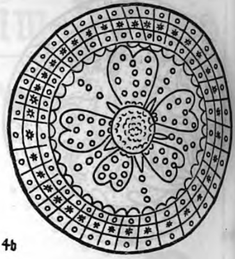
3a



3b



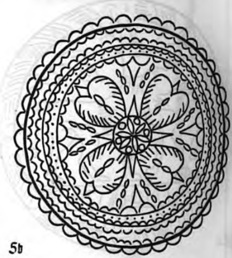
4a



4b



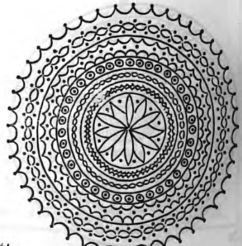
5a



5b



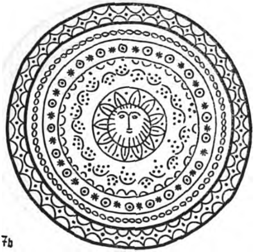
6a



6b



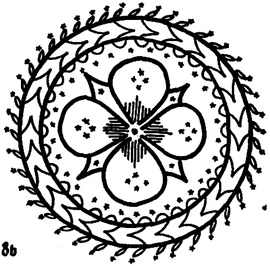
7a



7b



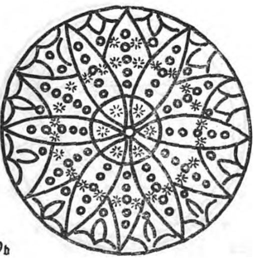
8a



8b



9a



9b



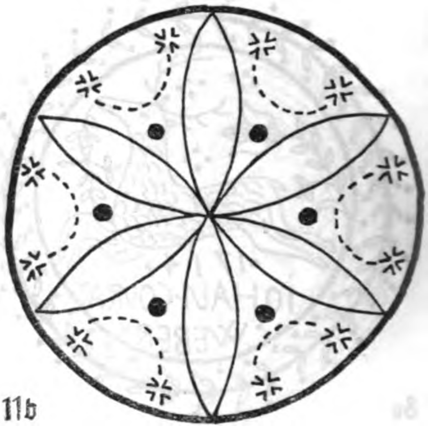
10a



10b



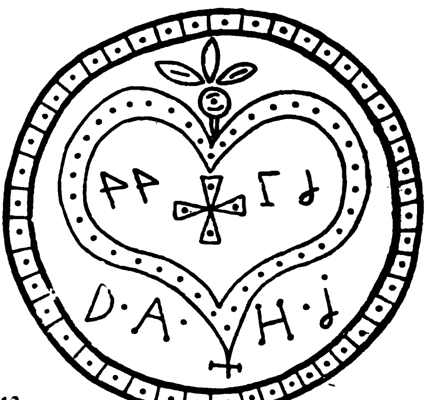
11a



11b



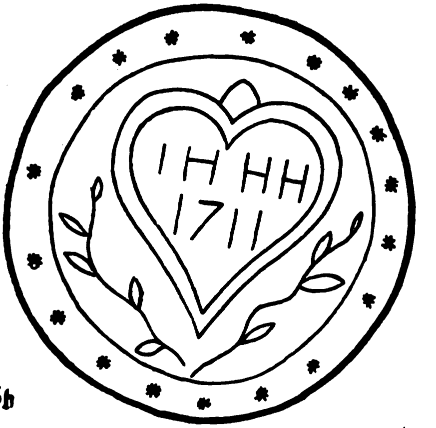
12a



12b



13a



13b



14a



14b



15a



15b



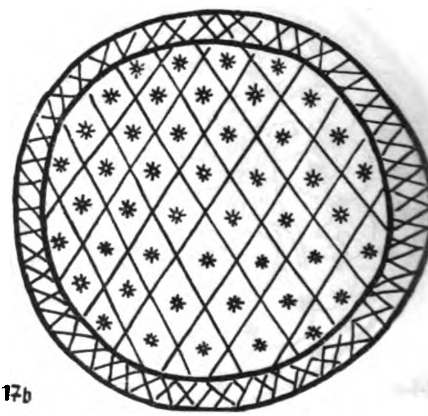
16a



16b



17a



17b



18a



18b



19a



19b



20a



20b



21a



21b



22a



22b



23a



23b

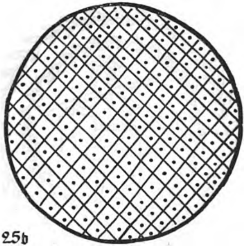




24b



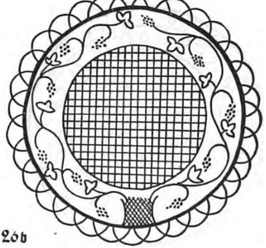
25a



25b



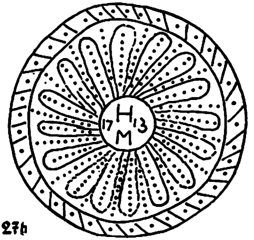
26a



26b



27a



27b



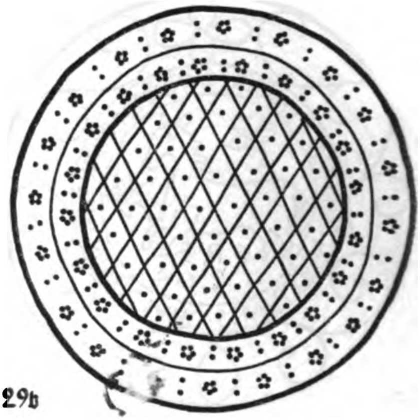
28a



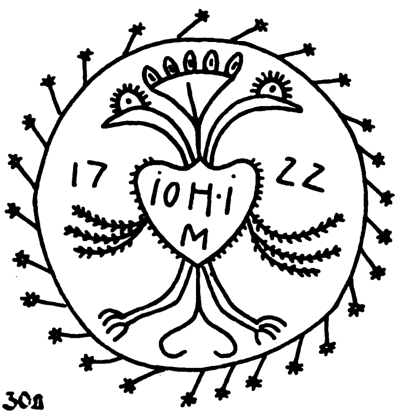
28b



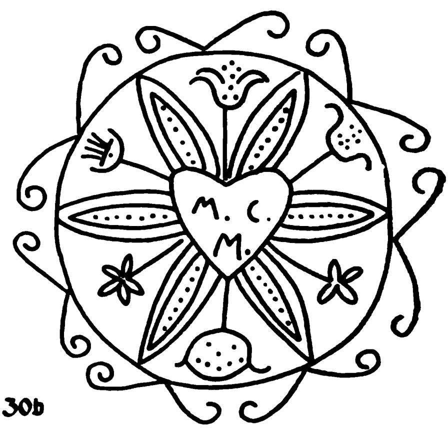
29a



29b



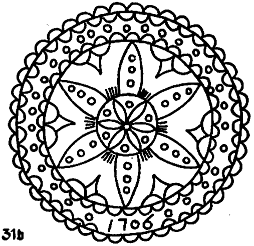
30a



30b



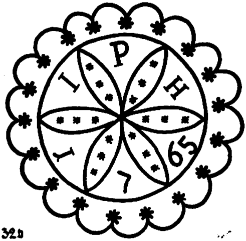
31a



31b



32a



32b



33a



33b

7*



34a



34b



35a



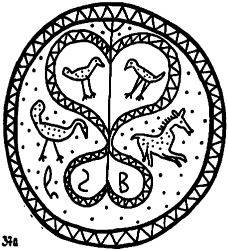
35b



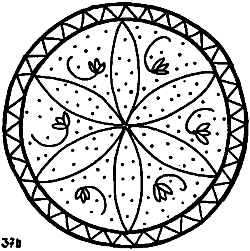
36a



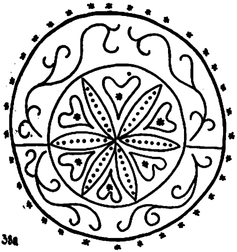
36b



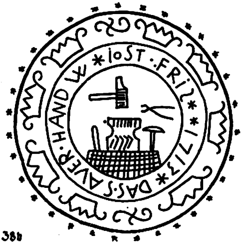
37a



37b



38a



38b



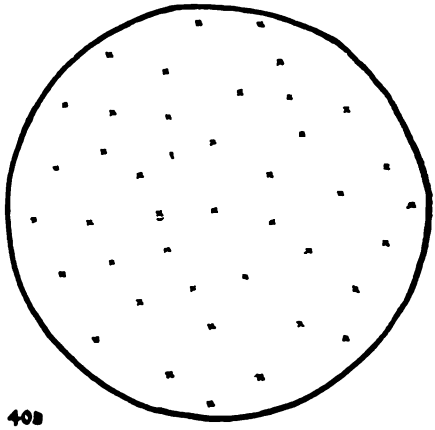
39a



39b



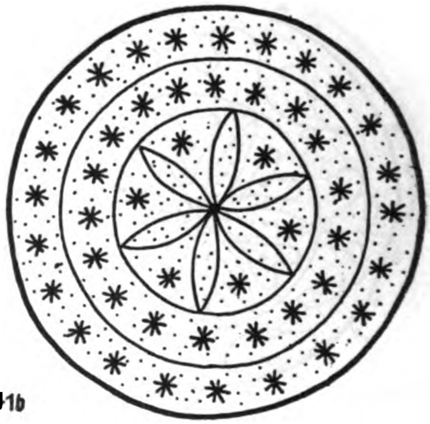
40a



40b



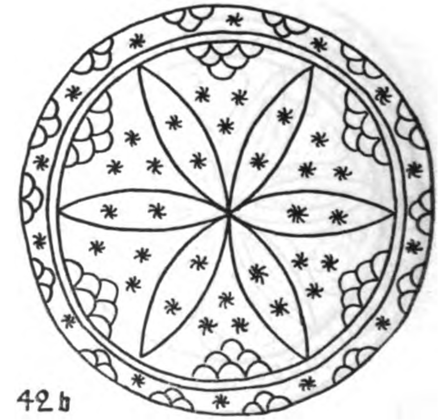
41a



41b



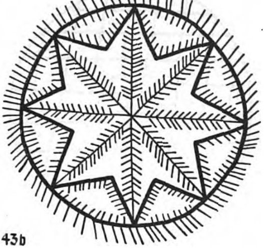
42a



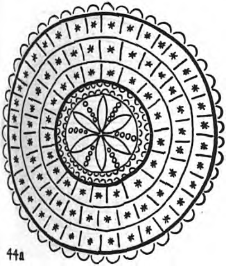
42b



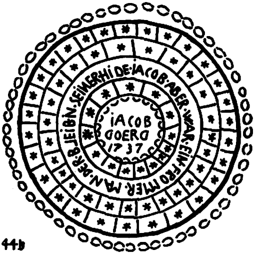
43a



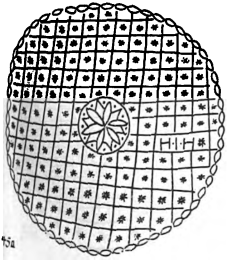
43b



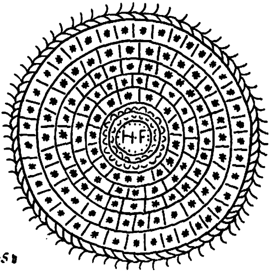
44a



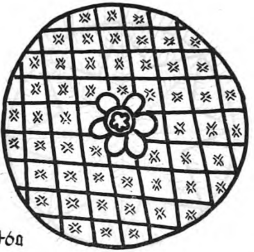
44b



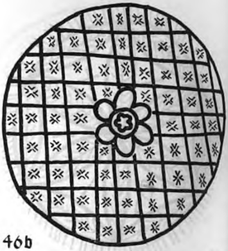
45a



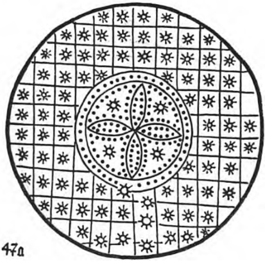
45b



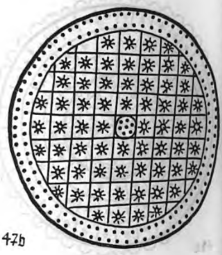
46a



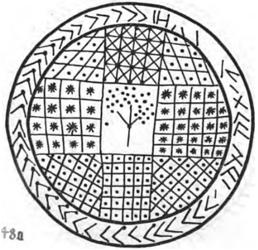
46b



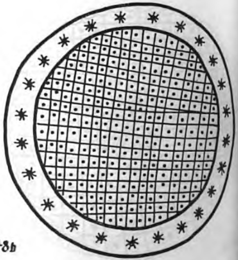
47a



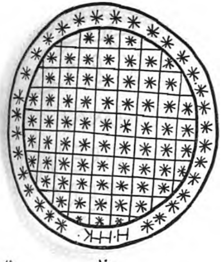
47b



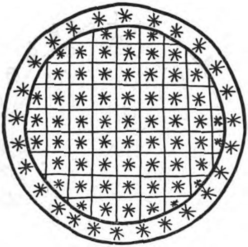
48a



48b



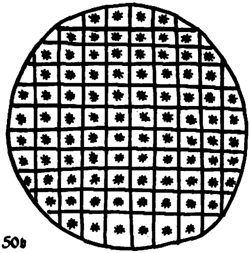
49a



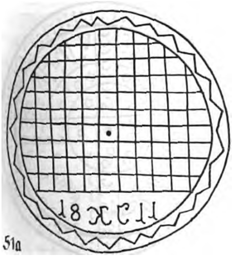
49b



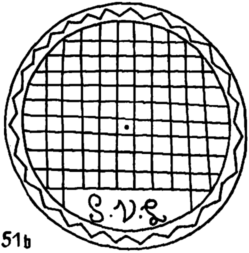
50a



50b



51a



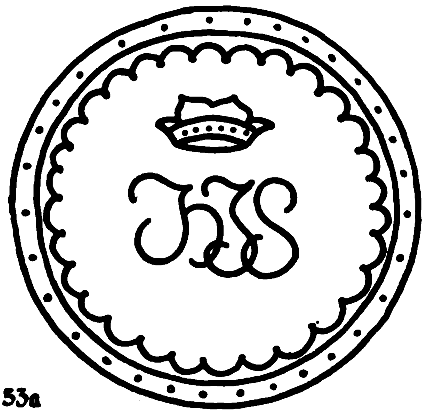
51b



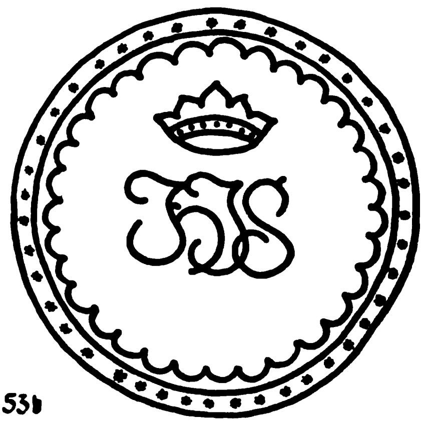
52a



52b



53a



53b



54a



54b

Waldmännchenstag, Schlägelstag und Waldfeier (2. Januar) in Hessen.

Von Bernhard Martin.

(Mit Karte.)

Der 2. Januar fällt in die heilige Zeit der Zwölften. Er ist nach Sartori[1]) ursprünglich gefeiert worden, dann in die Reihe der „abgeschafften Tage" gerückt, ist aber hier und da noch Feiertag. „An manchen Orten gibt die Gemeindeabrechnung oder die Wahl des Gemeindebeamten zu einer abendlichen Zeche Veranlassung."

Sartori verweist dann in den Anmerkungen auf Heßler, Hess. Landes- und Volkskunde II, 443, wo der 2. Januar, der „Waldmännchenstag", als Unglückstag bezeichnet wird, und auf Witzschel II, 187: „In verschiedenen Orten bei Eisenach heißt der 2. Januar „Waldvir" (Waldfeier) und alle Arbeit, besonders im Wald, ruht."

Das Grimmsche Wörterbuch[2]) sagt unter Waldmännchen, es sei ein mythisches Wesen, das man sich im Walde wohnend denkt, Satyr, Faun, und fügt hinzu, „im Volksglauben mitteldeutscher Gegenden lebend".

Zu „Waldfeier" ist bei Wähler[3]) zu lesen: „Eine nur in mehreren Dörfern des Kreises Eisenach (Ifta, Förtha, Göringen und früher Ruhla) vorkommende Eigenart ist die Feier des 2. Januar, es heißt dort „Waldfier" (Waldfeier) und hat seinen Namen davon, daß die Holzhauer an diesem Tage feiern, d. h. daß sie nicht in den Wald gehen; denn „da sucht sich der Wald einen Mann", d. h. da verunglückte einer (Ifta). In Ruhla sagt man: „Zu Walfier, da gehen die alten Weiber zu Bier!"

Wie man sieht, sind die Angaben über den Sinngehalt und die geographische Verbreitung dieses Brauchtums zum 2. Januar dürftig

---

[1]) Sartori, Sitte u. Brauch III, 72.

[2]) Grimm, Deutsches Wörterbuch XIII, 1167.

[3]) Wähler, Thüringische Volkskunde, Jena 1940, S. 416.

und ungenau. Weiter führen die Sammlungen zum Deutschen Volkskundeatlas für Hessen. Hier findet sich die Frage 69c: „Trägt der 2. Januar einen besonderen Namen und welchen? (z. B. Bertholdstag, Bechtelistag).“ Wie man sieht, zielte man auf den aus der Nordschweiz und Südbaden bekannten Bächtelistag, der dort besonders gefeiert wird.

Da nur nach dem Namen des Tages gefragt ist, machen die meisten Beantworter in dem auf der Karte dargestellten hessisch-thüringischen Gebiete, nämlich 21 von 35, keine Angaben über das Brauchtum des Tages und seinen Sinngehalt, 14 geben knappe, aber brauchbare Hinweise, 114 melden, daß ihnen der Name (und damit auch das Brauchtum) unbekannt sei.

Aus den Angaben der obigen 14 Beantworter ergibt sich zunächst, daß in Hessen neben „Waldmännchen, Waldmännchenstag“ ein zweiter Name vorkommt „Schlägelstag“ (7 Belege, von denen 6 in den Kreis Hersfeld, 1 in den Kreis Hünfeld gehören).

Über den Inhalt des Volksglaubens sagen sie folgendes aus:

1. Waldmännchen(stag).

An diesem Tage fordert der Wald einen Mann; man arbeitet im Walde nicht.

So in Dudenrode (Kr. Witzenhausen); Lichtenau (ebda.); Niederdünzebach (ebda., „sonst fährt die Axt ins Bein“); Vockerode (Kr. Melsungen); Schemmern (ebda.); Metzebach (ebda.); Heinebach (ebda., „es wird auch kein Holz gefahren“); Braunhausen (Kr. Rotenburg); Diemerode (ebda.). Eingeschränkter ist die Angabe für Eltmannshausen (Kr. Eschwege): „an diesem Tage darf kein Vieh aus dem Stalle“, ausgeweiteter die für Obersuhl (Kr. Rotenburg): „an dem Tage stirbt jemand im Feld, im Wald oder auf dem Wasser; deshalb geht man nicht gern aus dem Hause“.

2. Schlägelstag.

Rotensee (Kr. Hersfeld): „weil Kain an diesem Tage Abel totschlug“; Neukirchen (Kr. Hünfeld): „wer da Schläge bekommt, erhält solche jeden Tag des neuen Jahres“.

Von Ippinghausen (Kr. Wolfhagen) wird mitgeteilt, daß der Tag als Unglückstag gilt.

Diese Angabe reizten mich, der geographischen Verbreitung in Hessen und dem thüringischen Grenzraum nachzugehen und vielleicht auch den Sinngehalt des „Waldmännchen-Schlägelstages“ näher zu ergründen.

Um an den Sinngehalt heranzukommen, fügte ich für eine Umfrage durch Postkarten die Frage hinzu: Warum heißt er so? Für 191 Orte kamen auf diesem Wege Zeugnisse zusammen. Weitere 71 Orte erfragten die Leiter der Landwirtschaftsschulen in den Kreisen Hofgeismar, Wolfhagen, Eschwege, Rotenburg, Hünfeld, Hersfeld, Ziegenhain, Fritzlar-Homberg, Melsungen und Witzenhausen, acht Orte des Kreises Hofgeismar Stud.-Rat Dr. Müller-Hofgeismar. Ihnen allen, wie allen Lehrern, die die Fragen beantworteten, möchte ich an dieser Stelle für ihre Mühe besonders danken; es war ein Opfer in dieser Zeit der starken Beanspruchung. 48 Orte der Kreise Eisenach (33), Mühlhausen (4), Heiligenstadt (10) und Worbis (1) kamen hinzu. Zwei Angaben bot das Archiv des Hessen-Nassauischen Wörterbuchs. Für Nentershausen (Kr. Rotenburg) stellte Amtsgerichtsrat von Baumbach eine Umfrage im Dorf an, in 24 Orten konnte ich persönliche Feststellungen machen.

So sind im ganzen auf unserer Karte 494 Orte dargestellt und verarbeitet. Der Zeichenweiser der Karte gibt die näheren Erläuterungen. Die Karte ist so angelegt, daß das Feldernetz von 5 zu 5′ der Längengrade und von 10 zu 10′ der Breitengrade eingezeichnet ist. Legt man eine Karte 1 : 300 000 oder 200 000 mit demselben Netz daneben, ist jeder Ort genau zu ermitteln, so daß die Karte von den Namen entlastet werden konnte [4]).

Räumen wir zunächst einige Angaben beiseite, die mit der besonderen, oben angedeuteten Bedeutung des 2. Januar nichts zu tun haben.

Auf Nachklänge des Neujahrs weisen folgende Bezeichnungen:

1. Lauftag.

In Gehaus (Ei) geht man an diesem Tage zu Verwandten und Bekannten, um die Glückwünsche zum neuen Jahr darzubringen. In Dorndorf (Ei) „gingen die armen Leute zu den Bauern, wünschten Neujahr und erhielten kleine Brotlaibe, Erbsen, Speck u. a. Lebensmittel".

---

[4]) Für die Kreise werden im folgenden Abkürzungen gebraucht:

Hof	=	Hofgeismar	Fr.-Ho.	=	Fritzlar-Homberg
Ka	=	Kassel	Ro	=	Rotenburg
Wo	=	Wolfhagen	He	=	Hersfeld
Wi	=	Witzenhausen	Hü	=	Hünfeld
Me	=	Melsungen	Ei	=	Eisenach
Ew	=	Eschwege			

„Lauftag" heißt der 2. Januar als Eingehtag des Gesindes in Weiler und Wölferbütt (Ei). Im Gesamtgebiet des hessischen Weihnachtstermins ist der 2. Januar häufig Eingehtag, wie ich persönlich festgestellt habe; man geht aus am 27. 12., geht ein am 2. 1.

2. Scherztag.

Gehört in denselben Zusammenhang, auch für Spahl und Borsch (Ei) belegt [5]).

3. Spinnabend.

Für Gerterode (Kr. Worbis) wird angegeben, daß der 2. 1. früher 'Spinnabend' genannt wurde. Man beging festlich den ersten gemeinsamen Spinnabend. Auffällig ist, daß er in die Zwölften fällt, in denen sonst gerade das Spinnrad stillstehen soll; wahrscheinlich ist er später hierher verlegt.

Alle anderen Zeugnisse lassen sich nach dem dahinter stehenden Volksglauben einheitlich betrachten und gruppieren sich nach den drei verschiedenen Namen:

1. Waldmännchen(stag).

Der Hauptteil der Waldmännchenbelege ergibt als Kern des Volksglaubens folgendes: Der Tag gehört dem Waldmännchen; es will den Wald für sich haben, schädigt jeden, der trotzdem hineingeht oder dort arbeitet.

So in Nieste (Ka);Eichenberg, Witzenhausen, Ellershausen, Bad Sooden-Allendorf, Vatterode, Weidenbach, Laudenbach, Hopfelde (und Flur!), Kleinvach (alle Wi); Körle, Kirchhof, Altmorschen (alle Me); Bernsdorf, Rechtebach, Rittmannshausen, Wommen, Willershausen (alle Ew); Licherode, Erdpenhausen, Erkshausen, Rautenhausen, Breitau, Berneburg, Rockensüß, Münchhosbach, Weißenhasel, Dens, Nentershausen, Ulfen, Weiterode, Ronshausen, Hönebach (alle Ro).

Einige Antworten gehen weiter: Der Wald will an diesem Tage sein Opfer haben, fordert einen Mann; man muß auf jeden Fall den Wald meiden.

Das gilt in Ermschwerd, Hubenrode, Kleinalmerode, Witzenhausen, Ellingerode, Ungsterode, Wendershausen, Dohrenbach, Oberrieden, Kammerbach, Epterode, Rommerode, Retterode, Hausen (dazu „das Wasser will eine Frau haben"), Küchen, Harmuthsachen (alle Wi); Frankenhain, Hitzerode (und für die Flur), Albungen, Wolfterode,

[5]) S. Deutscher Volkskundeatlas, Karte 47.

Vockerode, Eltmannshausen, Niddawitzhausen, Rodebach, Neuerode, Jestädt, Grebendorf, Niederhone, Oberhone, Schwebda, Frieda, Eschwege, Niederdünzebach, Aue, Wanfried, Hetzerode, Burghofen, Schemmern, Reichensachsen, Bischhausen, Hoheneiche, Friemen, Wichmannshausen, Oberdünzebach, Weißenborn, Heldra, Grandenborn, Renda, Archfeld (alle Ew); Adelshausen, Pfieffe, Landefeld, Weidelbach, Nausis (alle Me); Obergude, Niedergude, Schwarzenhasel, Solz, Blankenbach, Machtlos (alle Ro); Weidelbach (Fr.-Ho.; die Hexen tanzen); Neustädt (Ei). Aus Unhausen-Breitzbach (Ew) wird berichtet, es habe im Walde, wenn man ihn gegen das Verbot betreten habe, überall gepoltert und gekracht, so daß man ihn schnell verlassen habe.

Für Machtlos (Ro) erzählt die Sage, daß an diesem Tage ein Waldarbeiter beim Holzfällen ums Leben gekommen sei, vom „Waldmännchen" erschlagen, das an diesem Tage durch die Wälder zieht und seinen Wald beschützt. - In Solz (Ro) sagen die alten Leute, an diesem Tage sei ein Holzhauer im Walde erschlagen worden.

Besonders bemerkenswert ist, daß in den Bergbaugebieten auch die Bergleute sich an diesem Tage hüten, in den Berg zu fahren (bezeugt aus Wickenrode (Wi); Nentershausen, Süß und Blankenbach (alle Ro). Der Gewährsmann von Süß schreibt: „Der Berggeist soll die Bergleute einmal verfolgt haben bis auf die „Hohe Süß"; er soll gesagt haben: Am 2. Januar will ich meine Ruhe haben!" In Blankenbach gehen die Hüttenarbeiter der Richelsdörfer Hütte mit dem Gezähe zum Schacht, fahren aber nicht ein, ebenso in Bebra.

Wichtig ist nun, daß eine Reihe von Orten die Unglücksbedeutung des 2. Januar auch über den Wald hinaus kennen. Man darf nicht reisen (Lispenhausen, Dens Ro); Röhrda, Langenhain, Rechtebach, Abterode (Ew); Epterode (Wi) und in den obengenannten Orten des Kreises Eschwege.

Vieh darf nicht aus dem Stalle (Kreis Witzenhausen; Breitau Ro); Kinder dürfen nicht Schlitten fahren (Oberdünzebach Ew); man darf nicht schlachten, da sonst das Schlachtwerk verdirbt (Willershausen Ew; Solz Ro; Nentershausen Ro). In Rommerode (Wi) schlachten die Holzhauer gerade an diesem Tage.

Wald, Straße und Wasser wollen ein Opfer haben (Schwarzenhasel Ro; Landefeld Me; Kleinalmerode Wi, besonders auch keine Eisernte!; Lispenhausen Ro).

Abgeblaßt ist die Bedeutung in Nenterode (Ro), wo nur Vorsicht für diesen Tag empfohlen wird.

Der Name „Waldmännchen(stag)“ ist noch vorhanden, aber das Brauchtum ist erloschen in Gilfershausen und Imshausen (beide Ro).

Nur der Name ist mir angegeben, Brauchtum kann vorhanden sein, in Melsungen, Vockerode, Wollrode, Röhrenfurth, Lobenhausen, Altmorschen, Ostheim (alle Me); Herleshausen (Ew, neben 'Waldfeuer'). Aus Wickenrode (Wi) bezeugt Lehrer Karl Löwer in seiner Dorfchronik: „An diesem Tage kam auch die Frau Holle vom Meißner an den Hirschberg.“

In Sipperhausen (Fr.-Ho.) ist kein Name bekannt; es lebt aber noch der Volksglaube: „Am 2. Januar lenkt der Bauer kein Gefährt nach auswärts, denn es kommt nicht glücklich zurück.“ In Gieselwerder (Hof) gilt der 2. Januar als Unglückstag; früher ging, wie auch am Silvester, keiner in den Wald. - Alles, was sich am 2. Januar ereignet, wiederholt sich im Laufe des Jahres.

Die letzte Bemerkung zeigt, daß der 2. Januar ein L o s t a g ist; das ist auch für Hohenkirchen (Hof) und Seigertshausen (Zi) bezeugt; in Laudenbach (Wi) heißt es: Wem ein Unglück am „Waldmännchen“ zustieß, der hatte das ganze Jahr Unglück; in Ellershausen (Wi): „Wer am 2. Januar im Walde arbeitet, hat im ganzen Jahr kein Glück.“

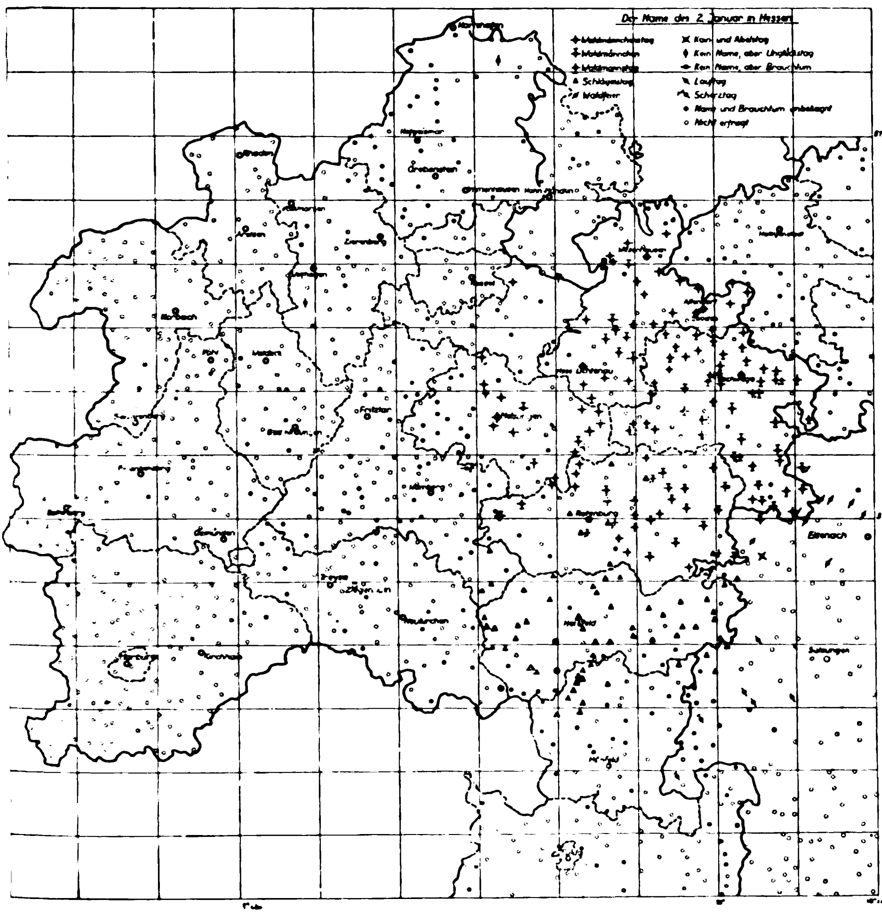
2. S c h l ä g e l s t a g .

Bei „Schlägelstag“ ergibt sich im großen und ganzen dasselbe Bild. Das Brauchtum ist das gleiche, nur der Charakter als Lostag tritt stärker hervor.

Neben „Waldmännchen“ steht „Schlägelstag“ in Mündershausen, Raßdorf und Lispenhausen (alle Ro); 'Schlatag, Schlägelstag' sagen die meisten, einzelne 'Waldmännchenstag' in Braach (Ro). 'Schnegelstag' heißt der Tag in Friedlos (He); volksetymologisch wohl an 'Schnegel' (= Schnecke) angelehnt, als die alte Bedeutung verblaßte.

Er ist ein Unglückstag besonders für Waldarbeiter, der Wald will sein Opfer haben, so in: Raboldshausen (Fr.-Ho., auch für das Wasser!); Kathus, Meckbach, Friedlos, Hersa, Heimboldshausen, Kleinensee (alle He); Dankerode, Raßdorf, Braach (auch für Wasser!), Lispenhausen (auch für Straße und Wasser!), Mündershausen (alle Ro); Unterbreizbach (Ei). - Man soll nicht reisen, nichts unternehmen, äußerst vorsichtig sein (Dippach Ei).

Wer an diesem Tage in den Wald geht, dem begegnet der Teufel oder die Hexen (Wölfershausen He).



Der Name des 2. Januar in Hessen
Kein Name, aber Unglückstag
Kein Name, aber Brauchtum
Lauftag
Scherztag
Nicht erfragt
Hofgeismar
Grebenstein
Zierenberg
Korbach
Fritzlar
Rotenburg
Eisenach
Hersfeld
Salzungen

„Der Wald will einen Mann haben, das Wasser eine Frau, das Feuer ein Kind", sagt man in Mecklar (He); hier ist tatsächlich ein Mann, der am 2. 1. im Walde trotz Warnung Holz fuhr, tödlich verunglückt.

Noch vor 25 Jahren sagte man von einem an diesem Tage tödlich verunglückten Schachtarbeiter: „Hätte er an diesem Tage nicht gearbeitet, wäre ihm das Unglück nicht passiert" (Unterbreizbach Ei).

„An diesem Tage sind zwei Holzarbeiter im Wald erschlagen worden. Am 2. 1. muß man den Wald meiden" (Holzheim He; dort heißt es ferner: „Wenn an diesem Tage Brot gebacken wird, so ziehen im Jahre die Gewitter vorbei").

„Wenn jemand an diesem Tag einen Knochenbruch erleidet, so heilt dieser Bruch nicht wieder" (Kathus He).

Ganz auffällig ist die Angabe für Bengendorf (He): „An diesem Tage geht ein Männlein durch den Wald, schlägt an die Bäume und schlägt so neuen Saft hinein."

Eine christianisierte Bedeutung und Erklärung, daß nämlich Kain an diesem Tage Abel erschlagen habe, die offenbar darauf beruht, daß im christlichen Kalender am 2. 1. Abel und Seth als Tagespatrone erscheinen, wird aus folgenden Orten mitgeteilt: Kathus, Mecklar, Kleinensee (He); Unterbreizbach, Sünna (Ei); in abgeblaßter Form in Heimboldshausen (He): „An diesem Tage hat einst ein Mann im Verborgenen seinen Bruder erschlagen. Eine überirdische Stimme fragte ihn nach dem Verbleib des Getöteten, bekam aber zur Antwort: „Ich weiß es nicht. Muß ich denn auf meinen Bruder aufpassen?" "

In Herda (Ei) heißt der Tag geradezu „Kain- und Abelstag".

Wer am Schlägelstage arbeitet, bekommt Schläge (früher in Willingshain He); in Asbach (He).darf man nicht dreschen.

Der Name „Schlägelstag" ist noch bekannt in Rohrbach, Frielingen, Reckerode, Biedebach (He); man weiß ihn sich nicht zu erklären.

Für Willingshain (He) wird angegeben: „Niemand arbeitete. Die Gemeinde kam zusammen und vergab das Läuten, das Nachtwächteramt, das des Tagwächters, auch wurden Schafhirt und Kuhhirt gedingt." Ähnliches gilt für Asbach und Ausbach (He). In allen drei Orten sagt man: 'Schlägelstag'.

Aus Ausbach wird noch gemeldet, daß an diesem Tage viel an die Tür geschlagen wurde. Bettler kamen von nah und fern und wünschten Neujahr, Handwerker überbrachten ihre Rechnungen.

Neben diesen Vorstellungen, oft auch allein bezeugt, erscheint die, daß man an diesem Tage sich vor Schlägen hüten

müsse, sonst bekomme man im ganzen Jahr Schläge. So belegt für Ellingshausen, Salzberg (Fr.-H.); Blankenheim (Ro); Meckbach, Obergeis, Gittersdorf, Willingshain, Kathus, Malkomes, Dinkelrode, Wippershain, Hersa, Lautenhausen, Gethsemane, Mengshausen, Lengers, Niederaula, Hersfeld (alle He); Wehrda (Hü); Vacha, Unterbreizbach (Ei).

Nur der Name ist bekannt in Biedebach, Frielingen, Allendorf, Gersdorf, Reckerode und Rohrbach (alle He).

Nach dem Brauchtum war nicht gefragt, so daß nur der Name gemeldet wurde, in Oberstoppel, Unterstoppel, Rhina, Mauers, Müsenbach, Meisenbach, Odensachsen und Hermannspiegel (alle Hü).

3. Waldfeier, -feuer.

„Waldfier" ist bezeugt für Madelungen, Stregda, Gerstungen, Ifta (Ei); erklärt wird es für alle mit „Waldfeier". „Walfüer" (= Waldfeuer) schreibt Lehrer Seher in Pferdsdorf (Ei); „Waldfeuer" derselbe für Spichra. „Walfier" bezeugt Wähler (a. a. O.) für Förtha, Göringen und Ifta.

Die Bedeutung des Tages ist dieselbe wie bei „Waldmännchen" und „Schlägelstag". Von einer Feier ist nur insofern die Rede, als man eben „feiert", nicht arbeitet, was ja im Volke weithin die Bedeutung von „feiern" ist. Für Ifta und Gerstungen wird ausdrücklich das „Waldmännchen" als der Unglücksbringer an diesem Tage bezeugt; in ersterem wird der Tag auch „Waldmännchen" genannt.

Nur der Name (neben „Waldmännchenstag") ist bekannt in Herleshausen (Ew).

Die Beurteilung des Gesamtbildes dieses eigenartigen Volksglaubens ist nicht leicht und bisher auch nur von Hans Strobel[6]) versucht. Er hebt zwei Züge des hessischen „Waldmännchenstages" hervor, daß man kein Pferd einspannen darf und niemand in den Wald gehen soll. „Es ist wahrscheinlich, daß das Waldmännchen unser Jäger Wode ist, vor dem nunmehr gewarnt wird."

Das Deutsche Wörterbuch gibt unter „Waldmannstag" (13, 1168) an, daß der 28. Dezember, der Kindleintag bei Lautenberg „Waldmannstag" heiße, an dem die Alten aus Furcht vor dem wilden Jäger nicht in den Wald gingen (nach El. H. Meyer, Deutsche Vkde. 253).

Wuttke[7]) berichtet für Franken, Oberpfalz und das bayrische Schwaben ohne Bezug auf den 2. Januar oder den Zeitpunkt des Auf-

[6]) Strobel, Bauernbrauch im Jahreslauf, 3. Aufl. 1938, S. 83.
[7]) Der deutsche Volksaberglauben der Gegenwart, S. 20, Abschn. 19.

tretens: „Im Mitteldeutschland erscheint Wodan als ein gefürchtetes Waldgespenst, Haimann (= Waldmann), riesig, mit breitem Hut und statt des Haares und Bartes mit Moos und Flechten bewachsen; er reitet auf weißem Roß, schwebt über dem Walde oder geht durch ihn hindurch; sein Klageruf: hoi, hoi, bekundet, daß sein Reich zu Ende sei."

Zu „Waldfeier" ist bei Grimm[8]) zu lesen, daß der Tag bei Goslar in alter Zeit in den Bergwerken Feiertag gewesen sei (wieder ohne Bezug auf den 2. 1). „Das Wort findet sich noch jetzt in Thüringen als „Waldfir" (in Ruhla Wålfir: Hertel 252; Regel 144) und betrifft den 2. Januar, angeblich als den Tag, an dem der neue Rinderhirt sein Amt antritt; der Tag wird an einigen Orten mit Tanz und Musik festlich begangen."

Karl Regel[9]) hat den Versuch gemacht, die Ruhler Form wålfir zu deuten. Die Erklärung als „Waldfeier" befriedigt ihn nicht, „Wahlfeier", wozu die sprachlichen Gesetze raten, scheint ihm auch keinen Sinn zu geben. So führt er Wål unter Hinweis auf Grimm, D. Myth. 687 (alt 787) - auf den kühnen Odhinsohn Vali, den Bruder des Baldur, der ihn an Höðr rächt, zurück. Er will darin den erneuten Sieg des in Vali verkörperten zunehmenden Lichtes bald nach der Wintersonnenwende sehen. Der am 2. Januar für das Jahr neu bestimmte oder bestätigte Rinderhirt der Gemeinde, der eine Probe seiner Geschicklichkeit im Hornblasen geben mußte, indem er den Verheirateten des Ortes zum Tanze aufspielte, würde „streng mythisch gefaßt den ursprünglichen Sinn haben, daß der Hirte der Unterwelt jubelt, weil auch der Schadenstifter Höður, seinem Opfer Baldur nachfolgend, in dieselbe hinabgestiegen ist." Der Kühnheit dieser Deutung, die auf diesem einzigen Beleg aufgebaut ist, ist sich Regel bewußt.

Hertel hat a. a. O. „Waldfeuer" als Stichwort angesetzt. - Zu „Schlägelstag" habe ich keine Erklärung finden können.

Erschwert wird die Deutung des Gesamtbereiches dieses Volksglaubens dadurch, daß in keinem Bericht bisher das Waldmännchen näher gekennzeichnet ist. Meist wird von ihm in der Einzahl geredet, nur einmal werden „die Waldmännchen" genannt in Erdpenhausen (Ro). Sonst kommt nur im Kreise Eschwege (28 mal) Waldmannstag neben Waldmännchenstag vor. Man schildert die Wirkungen, aber eine so ausführliche Schilderung des Äußeren des Waldgeistes (wie etwa oben bei Wuttke) findet sich nicht, läßt sich auch nicht aus den Einzelzügen zusammensetzen.

[8]) Deutsches Wörterbuch XIII, 1124.

[9]) Regel, Die Ruhlaer Mundart, Weimar 1868, S. 144.

Andrerseits könnte man gerade hierin einen sehr alten Zug sehen: die Macht, die den Wald, das Wasser, die Flur, die Luft beherrscht, wird ganz schemenhaft empfunden und dargestellt.

Geht man von den am meisten bezeugten Zügen aus, so scheint die Deutung nahe zu liegen, daß es sich um einen örtlich begrenzten Waldgeist handeln müßte, der an diesem Tage im Walde Ruhe haben will, deshalb jeden Ruhestörer zur Rechenschaft zieht. Auf die Frage, wozu er diesen Tag brauche, gäbe dann die Auskunft von Bengendorf, daß er den Saft in die Bäume schlage, eine Antwort.

Damit lassen sich aber die Angaben kaum in Übereinstimmung bringen, die die Bergleute umfassen, und alle die, die über den Kreis des Waldes hinausführen. Diese ergeben, daß man nirgends recht sicher ist vor der geheimnisvollen Macht, die an diesem Tage die unumschränkte Herrschaft über Flur, Wald, Straße und Wasser haben will.

Zu den sogenannten „kleinen Leuten" kann das Wesen kaum gehören, sie werden in hessischen Sagen im allgemeinen als gutartig dargestellt.

Altertümlich erscheinen die Züge, daß man dem Teufel oder den Hexen begegne, wenn man an diesem Tage in den Wald gehe (Wölfershausen He), und daß Frau Holle an diesem Tage vom Meißner an den Hirschberg kam (Wickenrode Wi). Diese scheinen unmittelbar in die Vorstellungswelt des heiligen Bezirkes der Zwölften hineinzuführen. Daß kein Vieh, insbesondere keine Pferde, aus dem Stalle geführt werden darf [10]), daß man nicht reisen, Schlitten fahren, nicht schlachten darf, gehört wohl in die Reihe der vielen Verbote für diese dunkelste und ruhigste Zeit des Jahres. Man arbeitet in dieser im behandelten Gebiete vorwiegend „Zwischen den Jahren" genannten Zeit [11]) ja überhaupt nur das Nötigste; auch das Gesinde hat Ruhe; man erlaubt ihm, sich um die eigenen Sachen zu kümmern und die Neujahrs- (Scherz-) märkte zu besuchen.

Das Waldmännchen (der Waldmann) könnte dann das Sinnbild sein für die Lebenskraft, die Macht, die Gottheit, die in den Zwölften waltet, Vorstellungen, die sich dann um Wodan sammelten. Daß sie aus der Naturverbundenheit unserer vorchristlichen Ahnen hervorgewachsen sind, steht wohl außer Zweifel. Beziehungen zum 'Wütenden Heer'

[10]) Für den Kreis Ziegenhain bestätigt mir eben eine Erhebung der Landwirtschaftsschule, daß man im Kreise allgemein der Meinung ist, daß „zwischen den Jahren" nicht gefahren werden darf.

[11]) S. Deutscher Volkskundeatlas, Karte 47.

ließen sich knüpfen durch Hinweis auf das Poltern und Krachen im Walde, das aus Unhausen und Breitzbach (Ew) gemeldet wird [12]).

Die Zusammendrängung und Festlegung des Brauchtums auf den 2. Januar und besonders auf Waldarbeit ist wohl jünger. Wenn man an diesem Tage der Gottheit genug tut, kann die Arbeit wieder beginnen, ist der Wald wieder offen. Wie weit der Wunsch der Waldarbeiter und Holzfuhrleute, einen eigenen Feiertag zu haben, mitgespielt hat, ist kaum zu ergründen, kann aber auch erst wirksam geworden sein, als der Feiertag abgeschafft werden sollte; das Brauchtum verblaßte, als es Stellen gab, die den Volksglauben nicht mehr teilten, ihn gar bekämpften und lächerlich machten.

Die christianisierte Form der Erklärung ist sicher jung, da sie nur vereinzelt vorkommt und nur im Gebiet des „Schlägelstages". Außerdem kennen Kirche und Volksglauben keinen festen Tag für den Brudermord Kains. Im Schapbachtal gilt der letzte Montag im April als dieser Tag, „er ist einer der schlimmsten Tage" [13]); anderwärts ist's der 1. August [14]). Diese Form hat höchstens erhaltend auf den alten Volksglauben gewirkt, ist ein Zeugnis für seine Festigkeit.

Zu „Waldfeier (=feuer)" ist noch zu sagen, daß H e r t e l [15]) „Waldfeuer" schreibt. Tatsächlich lauten sprachlich gesehen die Formen für „Waldfeier" und „Waldfeuer" gleich, wie ein Vergleich der Sprachatlaskarten und eine Durchsicht der einschlägigen Arbeiten ergibt. Hier kann nur die Untersuchung des volkskundlichen Gehalts an die richtige Erklärung heranführen, wenn diese überhaupt möglich ist.

Bei 'Schlägel' ist wohl anzuknüpfen an die Bedeutung 'Schlägel' (= Hammer, Holzhammer). Dieser ist ja für den Holzhauer und Holzfuhrmann ein unentbehrliches Werkzeug. Gleichzeitig ist die Beziehung zum Hammer des Bergmanns gegeben, die für unser Bergbaugebiet um Richelsdorf wichtig ist.

Wieweit die Möglichkeit einer mythischen Deutung von 'Schlägel' vorhanden ist, die sich etwa aus den Hinweisen Jakob Grimms [16]) auf den Schlegelwurf ergäbe, der dem bei unsern Vorfahren so einfluß=

[12]) Vgl. auch die Sagen vom Wilden Heer bei W e r n e r (B o e t t e), die aus den nördlichen Dörfern des Kr. Hersfeld stammen. Aus einer vergessenen Ecke III, 177.

[13]) S. Hdwtb. des dt. Aberglaubens IV, 913.

[14]) W. T r e u t l e i n, Das Arbeitsverbot im deutschen Volksglauben (1932), S. 58.

[15]) Thür. Sprachschatz 252; im Dtsch. Wb. a. a. O. wird auf diese Form nicht eingegangen.

[16]) D. Mythol. I, 112 unter Wuotan; bes. S. 114 Anm. 1 und D. Rechtsaltert. I, 86. 237; II, 268. 320. 485.

reichen Hammerwurf gleiche, slage sei ahd. malleus (Graf 6, 773). „Der vom Himmel geworfene Schlegel wird also nichts als ein Donnerkeil sein...", wage ich nicht zu entscheiden.

Das geographische Bild zeigt, daß der Glaube heute noch ziemlich geschlossen in den Kreisen Witzenhausen, Eschwege, Rotenburg, Hersfeld, dem Nordteil von Hünfeld, dem Ostteil von Melsungen verbreitet ist.

Die Reste in den Kreisen Kassel, Hofgeismar und Wolfhagen lassen den Schluß zu, daß der Glaube auch weiterhin gegolten hat, ohne daß sich Genaueres sagen läßt.

Für die Frage nach der Bedeutung des Glaubens um den 2. 1. für die Menschen dieser Bezirke ist zu sagen, daß in den meisten Antworten gesagt wird „früher" oder „jetzt im Schwinden" oder „vor dem Weltkriege noch in Übung" usw.

Daneben gibt es allerdings eine ganze Reihe von Orten, die den Glauben noch haben und die Verbote für diesen Tag noch streng beachten. Für Obergude (Ro) und Friedlos (He) ist sogar bezeugt, daß das Forstamt sich an die Regel hält, daß kein Holzhauer und auch kein Holzfuhrmann in den Wald geht, weil der Tag sonst Opfer fordert. Hier würde also der Fall vorliegen, daß eine Behörde gezwungen ist, auf den Volksglauben im Arbeitsplan Rücksicht zu nehmen.

Im ganzen ist der Waldmännchenstag ein schönes Zeugnis für die Nachwirkung eines uralten, aus der echten Naturverbundenheit unserer Volksmenschen erwachsenen Volksglaubens.

[Nachtrag zu S. 107: A. F. C. Vilmar erwähnt den Waldmännchenstag in einem Aufsatz „Vom Aberglauben und von der Zauberei" (1862), wieder abgedruckt in seinen gesammelten pastoral-theologischen Aufsätzen „Kirche und Welt" I (1872), S. 272: „Die Unglückstage ... sollten dem Anschein nach leicht auf feindselige Wesen des Heidentums zurück zu beziehen sein; es findet dieß jedoch nur auf einen Tag Anwendung, auf den (von Wuttke nicht einmal erwähnten) sogenannten „Waldmännchenstag", den 2. Januar, an welchem die Waldmänner und Waldfrauen den Besuch des Waldes nicht leiden können und durch Zufügung von allerlei Schaden, mitunter auch von schwerem Unglück, rächen; in einem großen Strich von Deutschland wagt an diesem Tage kein Bauer eine Reise, welche durch den Wald führt, namentlich etwa gar eine Fuhre in den Wald, oder auch nur eine Reise überhaupt (einen Weg über Feld) zu unternehmen, und die Furcht vor dem Waldmännchenstag wird durch Unglücksfälle, welche an diesem Tag allerdings nicht selten eintreten, immer von neuem aufgefrischt." H.]

Schiffer- und Fischerregeln.

Von Walther Mitzka.

Karl Helm behandelt in den Hess. Bl. f. Volkskunde XXXVIII 1940, 114 ff. Wesen und Werden der Bauernregeln. Diese sagen die Witterung und ihre Folgen für die Ernte voraus, bezeichnen aber auch ohne Bezug auf das Wetter die für Bauernarbeit günstigen oder ungünstigen Erscheinungen. Im Streit der Meinungen gewinnt und bezieht er grundsätzliche Stellung zur Frage über Herkunft und Entstehung und der andern, wie das Volk selbst dazu stehe. Im Bereich der ersten war das Schrifttum zu Meinungen gelangt, die sich gegenseitig aufheben mußten: entweder nur literarischer Ursprung oder nur urzeitlicher. Helm gibt beidem sein Recht. Die zweite Frage war bislang hinter einer andern, nämlich nach dem Urteil der wissenschaftlichen Meteorologie, gewöhnlich übersehen worden.

I.

Zu den Bauernregeln stellen wir hier die Regeln der anderen vom Wetter abhängigen Berufe der Schiffer, also der Seeleute und der Binnenschiffer, und der Fischer. Im Gegensatz zu den reichen Stoffsammlungen und dem theoretischen Schrifttum über bäuerliche Sprüche gibt es für jene beiden, auf dem Wasser tätigen, Stände keine zusammenfassende Stoffdarbietung. Eine grundsätzliche Behandlung der Fischerregeln unternimmt in knappster Form der Abschnitt „Wetter- und Gewässerkunde" in m. „Deutschen Fischervolkskunde" [1]). Das Wetter bringt dem Bauern schlimmstenfalls wirtschaftlichen Schaden, dem Schiffer und dem Fischer geht es aber um Leib und Leben. Ihre Regeln erscheinen uns wirklichkeitsgetreuer, sie sind eher eigengewonnene Erfahrung, und sei es auch in langer Geschlechterreihe. Da kennt jede Schiffer- und Fischerfamilie den nassen Tod.

Den Hof um den Mond oder die Sonne kennt der Bauer als Vorzeichen schlechten Wetters, wie wir andern auch. Ihm bringt es keine persönliche Gefahr, die aus so vielen Varianten der zugehörigen Schif-

[1]) Neumünster 1940, S. 21 f. (abgekürzt = Mi.).

fer- und Fischerregel aufsteigt. Die Flußfischer von Altenwerder [2]) an der Niederelbe folgern, wie es die Bauern tun würden, recht harmlos:

Hof üm däi Maan	Dat mag gahn
Hof üm däi Sünn	Gift wat up de Plünn [Plundern, Kleider]

Aber an der ostfriesischen Küste [3]) hat die Regel, und abgewandelt überhaupt bei den Seefischern bis nach Ostpreußen hin, einen ganz andern Klang:

Hof um de Maan	Dat kan noch gahn
Man Hof um de Sünn	Dor schreien Schippers Froen un Kinner üm

Vor dem Wind werden nicht der Bauer, wohl aber der Schiffer und der Fischer gewarnt. Gare le vent! gilt für sie an der bretonischen Küste bei bestimmter Färbung des Meeres (Sé. II, 210) [4]).

Der Bauer nimmt für die Voraussage den ganzen Ablauf des Jahres, von der Aussaat bis zur Ernte, in Anspruch. Auf langfristige Wettervoraussage, ob nun für einen langen Zeitausschnitt oder nach einem solchen, geht eine Masse von Bauernregeln. Die Wettervoraussage der Schiffer und Fischer ist wesentlich kurzfristig, es geht um Stunden, Tage, höchstens Wochen, ganz selten und schon ausnahmsweise auf noch längere Zeit. Die Bodenseefischer von der Reichenau [5]) erwarten einen guten Felchensommer, wenn das Wasser im April und Mai steigt und nach Johanni wieder zurückgeht. Da braucht schon die Voraussage einen geraumen Zeitabschnitt, das Verhalten der Frühjahrslaicher, die aus der Tiefe kommen, richtet sich nach diesen Wasserverhältnissen. Das ist eine exakte Beobachtung, die wissenschaftlich begründbar erscheint. Ganz etwas andres aber sind die so zahlreichen bäuerlichen Regeln, die von Lostagen aus über einen Zeitraum hinweg das Wetter voraussagen wollen. Überhaupt fehlen die literarischen Regeln, die unter den Bauernregeln auf die Hälfte des Bestandes geschätzt werden [6]). Unsere Schiffer- und Fischerregeln haben keine literarische Überlieferung wie jene, und sie sind nicht schriftlicher Her-

[2]) Eduard Kück, Wetterglaube in der Lüneburger Heide (1915), S. 111.

[3]) W. Lüpkes, Seemannssprüche, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten über Seewesen, Schiffer- und Fischerleben in den germanischen und romanischen Sprachen (1900), S. 16, Nr. 207 (= L.).

[4]) Paul Sébillot, Légendes, croyances et superstitions de la mer. I. II. Paris 1887 (= Sé.).

[5]) Bernhard Möking, Die Sprache des Reichenauer Fischers: Schriften d. Ver. f. Geschichte des Bodensees u. s. Umgebung 1934, S. 82 (= Mö.).

[6]) Gustav Hellmann, Wetterweisheit des Volkes: Deutsche Rundschau 1924, S. 45 f.

kunft, stammen nicht von Gebildeten im Sinne der mittelalterlichen Formung von Bauernregeln. Für uns entfällt von vornherein die Frage, welchen Quellenwert die Stoffsammlungen haben, denn unsere Regeln sind gewöhnlich erst in der Gegenwart aufgezeichnet worden. Und zwar sind sie gehört und abgehört worden nach dem hier verarbeiteten, uns erreichbaren Schrifttum auch bei andern Völkern.

Dem Bauern geht es am meisten um Regen und Sonnenschein, den andern um den Wind und die Wasserverhältnisse. Gewiß, der Bauer sieht auch auf den Wind, der Fischer auf den Regen. Der Wind ist der Bauernregel nur Begleiterscheinung von Regen oder Trockenheit, dem Fischer aber Segelwind, Fischwind oder als Sturm bedeutet er Lebensgefahr. Dem Bauern schlägt er das Obst zu früh von den Bäumen. Es bleibt auch bäuerlich harmlos, wenn an ihm als weichem Süd- oder Westwind die Voraussage abgelesen wird, daß dann am besten Bohnen oder Erbsen zu säen sind, weil sie dann beim Kochen leichter weich werden [7]). Wir werden die Eigenart und die Andersartigkeit jener und unserer Regeln weiter unten an einzelnen Beispielen noch vielfältiger beobachten können.

Zunächst müssen wir die verschiedene Stellung der **Schiffer** und der Fischer zum Wetter erörtern. Der Schiffer kümmert sich auf großer Wasserfläche, dem Meere, den Haffen, den großen Binnenseen, ebenfalls gerade der Gefahr wegen um das Wetter. Der **Binnenschiffer** ist vom Wetter am wenigsten abhängig, ihm geht es am ehesten wie dem Bauern um den Erwerb. Ihn interessieren Wasserstand oder Eisverhältnisse. Diese Gruppe können wir gleich ausschalten, es gibt da von ihnen kaum mal eine Wetterregel. Eine vom Niederrhein (Kleverland) [8]) mag von Seeschiffern oder Seefischern, die mit ihren Fahrzeugen bis zum Oberrhein gelangen, stammen:

Es de Wend West — Fährt de Schepper op sin best
Norderwend met Schnee — Süewend in Seh [Sicht]

Im Leben der Seeleute hat sich in den letzten Jahren ein gewaltiger Wandel in der Wertung des Windes vollzogen, seitdem das Zeitalter des Großsegelschiffes von dem des Dampf- und Motorschiffes abgelöst worden ist. Auch auf kleinen Segelfahrzeugen wird der Motor eingebaut. Aber immer noch segeln die Schiffer der Segelfrachtschiffe, der Ewer der Niederelbe, noch mehr des Stettiner Haffes und des Greifswalder Boddens sogar mit drei Masten, mit zweien die flinken

[7]) **Kück** a. a. O. S. 49.

[8]) **Johannes Schneider**, Sprache u. Brauch des rheinischen Fischers. Kap. 1: Fischnamen (Bonner Diss. 1929), S. 68.

Tolkemitter Lommen des Frischen Haffes und mit einem die Kurkähne und Boydaks des Kurischen. Gerade für solche Schiffer behält die Wetterregel ihren Lebenswert.

Die Kutter der Seefischer segeln nun selten, aber auf den Haffen bleiben auch die größten Typen beim Segel. Der Motor ist auf eigenen Wunsch und vom Staate aus zur Erhaltung eines zahlreichen, für den seemännischen Nachwuchs unentbehrlichen Fischerstandes beim Fischen verboten. Für das Großsegelschiff der Weltmeere war widriger Wind oder Windstille immer eine schwere Enttäuschung. Dem Großschiffer ist dies nun gleichgültig geworden, aber nicht das grobe Wetter. Auch sind Eis und Nebel, dem Bauern uninteressant, dem Schiffer und dem Fischer großer Gewässer feindlich geblieben. Der Nebel ist in allen Weltteilen immer noch sogar der schlimmste Gegner, ihm kann man nicht wie dem Eis ausweichen.

Der R e g e n ist dem Bauern von elementarer Wichtigkeit, er ist dem Schiffer im Beruf gleichgültig, er ist ihm höchstens persönlich lästig. Eher ist er dem Fischer wieder einigermaßen wichtig, aber doch nur als Begleiterscheinung für guten oder schlechten Fischfang.

Anders als dem Schiffer ist der S t u r m dem Fischer, allerdings von Land aus, willkommen. Bei der Arbeit auf dem Wasser behindert oder gefährdet er ihn, zerreißt oder entführt er seine Geräte. Aber mit bestimmten Stürmen können Fische an erwünschte Fangstellen gebracht werden. Der Föhn auf dem Bodensee ist an sich gefürchtet, aber er ist fischig.

Dem Seemann, der nicht auf bestimmten Wind angewiesen geblieben ist, kommt langandauerndes, schönes Wetter immer recht, unruhiges Wetter strengt auch auf dem Dampfer irgendwie an. Auf dem Bodensee ist Schönwetter auf die Dauer (eine Stete) ebensowenig lieb wie langandauernd stürmisches Wetter (eine Räuhe, Mö. S. 77). So und so bleibt der Fang mager.

Die wasserfahrenden Stände nehmen das Wetter und die Regeln sehr ernst. Dabei finden wir, verglichen mit der Fülle der Bauernregeln, an Stoff nur wenig vor. Es fehlt spielerische Regelschöpfung. Dazu gehört auch folgendes: der Schiffer und der Fischer großer Gewässer kennen und nutzen die W i s s e n s c h a f t. Ihnen sind in der breitesten Schicht die Instrumente der Wetterkunde ganz anders vertraut. Sie können ganz anders die Wetterkarte und die Wetternachrichten lesen. Für sie ist schon lange an der Küste ein Wetterdienst, mit leicht zugänglichen und verständlich ausgestatteten Wetterhäuschen, bis zum Signalmast für Sturmwarnung eingerichtet worden.

Schon viel früher, seit Jahrhunderten gibt es für die Bauern Wetterkalender. Da steht in einem von diesen der Ausdruck Bauernregeln schon im Jahre 1505. Solche Drucke haben die Schiffer und Fischer also nicht. In den amtlichen Navigationsbüchern und an jenen Wetterhäuschen ist wissenschaftliche Wetterkunde vertreten, und nur sie. Aber der Fischerjunge der Küste kennt auch ohnedies die Windrose, das Verhalten des Windes, ob rechts- oder linksdrehend, von kleinauf. Er kennt auch bald den zugehörigen Wortschatz, so für das Zurückdrehen des Windes den Begriff krimpen. Mehr oder minder ernst zu nehmende Meteorologie gibt es schon seit dem Altertum. Aber das ist nicht Volksliteratur wie die Bauernregeln.

Amtliche Begriffe der Meteorologie, „erster, zweiter Ordnung", sind in einer Fischerregel von Rostock von der Krähe auf dem Turmhahn enthalten. Wir nehmen sie als parodistisch, was übrigens an sich gar nicht typisch für die Regeln unserer beiden Stände ist. Wenn de Kreih up den'n Nikolaitorm bi den Faut von'n Hahn sitt, denn ward't Unwäder erster Ordnung. Sitt sei up'n Swanz von den'n Hahn, ward't Unwäder zweiter Ordnung, sitt sei up den'n Kopp, denn kümmt Storm [9]). In ernstgemeintem Gebrauch tauchen hochsprachliche Ausdrücke, wenn auch in mundartlicher Lautform, in folgendem Seemannsspruch (L. S. 24 Nr. 297) auf: Unbestännigen Wind : bestännig Wetter. Also der launische Wind hält den Regen noch auf. Die Eigenschaftswörter stammen aus amtlicher Wettervoraussage. Übrigens ist diese Regel auch bäuerlich, tatsächlich ist kein besonderer Beruf vorauszusetzen. Sie sind aus der Lüneburger Heide (Kück) bezeugt, an ihrem Nordrande an der Elbe sitzen Bauern, Schiffer und Fischer beieinander.

Unsere beiden wasserfahrenden Stände stehen hinter den Bauern an Kopfzahl sehr weit zurück, sie siedeln zudem auch recht verstreut oder gar vereinzelt. Kaum einmal gibt es ein Dorf nur mit Fischern, noch weniger nur mit Schiffern. Das begünstigt alles wenig das Aufkommen und Gedeihen von solchen berufsständischen Wetterregeln. Jedenfalls ist die Zahl der im Schrifttum geborgenen Schiffer- und Fischerregeln sehr viel kleiner als die der Bauernregeln. Durch ihre Wirklichkeitsnähe und den besonders hohen Wert für diese Berufe aber sind sie für grundsätzliche Fragestellung ergiebig genug.

---

[9]) Johannes Gosselck, Fischerglaube in Sprache und Brauch: „Mecklenburg", Heimatbund Mecklenburg im Reichsbund Volkstum und Heimat 1934, S. 10 f. (= G.).

Von den Berufsfischern hat der Sportfischer vieles übernommen, etwa: nach dem Regen ist gut fischen. Nicht eigentliche Wetterregel, sondern mit der zweiten Großgruppe von Bauernregeln, die eine für den Ertrag wichtige Naturtatsache feststellen, geht die Fischerregel: gegen den Abend gehen die Fische [10]).

Der Bauer ist im Nebenberuf auch mal Fischer, und umgekehrt hat der Fischer gern etwas Vieh und Land und betreibt Bauernwirtschaft. Aber auch ohne solche berufliche Koppelung ist mancher als Bauernregel gebuchter Spruch oder Wetterausdruck auch den Fischern geläufig. Das ist bei allen Regeln möglich, die keine berufsmäßige Bindung zeigen. Trotzdem kann man auch da nach unscheinbaren Merkmalen suchen. Im großen Fischerdorf Ribnitz in Mecklenburg heißt es (G. S. 10): Wenn de Sünn so gallen [gelb aussehen] deit, wenn sei up Staken steiht, wenn se'n Hof hett, wenn sei in de Hurrick sackt [in die schwarze Wolke sinkt], denn kümmt Wind mit Unwäder. Da sind vier Wetterregeln mit je einer Voraussetzung eingebaut, die allesamt dieselbe Folgerung ziehen. Die Prämissen haben auch in Bauernregeln Platz, aber die Voraussage selbst ist zunächst Schiffern oder Fischern zuzusprechen, auch wenn dies nicht ausdrücklich wie in diesem Falle von Fischern gehört worden wäre. Der Bauer würde sagen, mindestens meinen: Regen und schlechtes Wetter.

II.

Ehe wir weiter auf die Untersuchung des Gegenständlichen, des Naturgegebenen und des Berufsgegebenen eingehen, müssen wir die Form der Schiffer- und Fischerregeln erörtern. Einmal ist es zur Erkenntnis des Eigenständigen, dann der Frage nach Urtümlichkeit oder jungem Wachstum notwendig, aber außerdem gerade auch wegen der Naturerscheinungen, die als wohlbekannte Teile der Regeln sprachlich wegbleiben können. Über die bisher übliche Formbetrachtung hinaus führt uns also eine Gruppe „elliptischer" Regeln, es ist eine riesige Gruppe. Gemeint ist hier die syntaktische Form.

Da müssen wir beim Überschlag über das Schrifttum von den Bauernregeln feststellen, daß da immer die geprägte Form mit festem Wortlaut einschließlich der Varianten, ob nun Prosa oder Vers, vorausgesetzt wird. Halten wir uns von dieser Gewohnheit frei, so haben wir von unseren Regeln zu melden, daß diese Gruppe weitaus in der Minderheit bleiben muß. Am stärksten geht zuletzt Frick in einem Auf-

---

[10]) Eilert Pastor, Deutsche Volksweisheit: Wetterregeln und Bauernsprüche (1934), S. 405.

satz „*Le peuple et la prévision du temps*“ im Schweizerischen Archiv für Volkskunde 1927 S. 1 f. auf die Formfrage ein. Als Grundform stellt er für die bäuerlichen Wetterregeln folgende Formel auf: Voraussetzung (a), Zeitangabe für diese (b), Vorbedeutung (c), zeitliche Fälligkeit der Voraussage (d) = présage, date du présage, pronostic, échéance. Er kennt auch solche, wo d fehlt. Die vollständige kürzeste Grundformel ist ihm:

Regenjahr Notjahr
a b c d

Es ist deutlich, wie für F. die kalendermäßigen Wetterregeln, also die literarischen Erzeugnisse, die Ausgangsbasis abgegeben haben. Helm geht auf solche Formfragen absichtlich nicht ein, sie liegen von seiner besonderen Fragestellung seitab. Mit ihm (S. 116) gehen wir von der zweigliedrigen Grundform aus: Voraussetzung und Folgerung. Das ergäbe die Formel a c. Diese Grundlage erschien seither als die urtümlichste. Sie ist vollständig. Wir werden jedoch Formen herausstellen, die noch einfacher sind, in denen Teile sprachlich nicht verwirklicht sind. Auch sie sind Regeln, dem Sinne nach sind sie von jenem zweigliedrigen Bau.

Doch wollen wir erst mal an die Untersuchung der syntaktischen Form unserer Schiffer- und Fischerregeln gehen mit dem Seitenblick in jene andere Welt der bäuerlichen Regeln.

1. Bisher haben wir an unsern Beispielen die Form, die auch die Bauernregel unter den bisher gebuchten Formen gewöhnlich zeigt, kennengelernt mit „wenn“ - „dann“. Die Voraussetzung wird durch einen Bedingungssatz gegeben.

2. Eine zweite syntaktische Art verwendet einen syntaktisch gleichwertigen Nebensatz ohne Bindewort: Hett se'n Mastboom, denn gifft dat Storm, heißt es wieder in Ribnitz (G. S. 10) von der Sonne, die nun nicht den stielartigen Schein nach unten, sondern nach oben aufweist. Nur auf den Grad des Unwetters, nicht auf sein Kommen an sich geht die syntaktisch hergehörige Reihe mit „je ... je“: Je fröher de Sünn schient, je leeger [eigentlich tiefer] un sworer ward dat Wedder (Ellerbeck[11]) bei Kiel). Bis dahin hatten wir eben Beispiele der Formel ac, diese dritte Form hier entspräche einem bac.

3. Eine syntaktische Umkehr der zweiten Form, ohne Bindewort im Nebensatz, zeigt die zweite Hälfte der Doppelregel: Wenn de Regen-

[11]) O. Mensing, Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch IV, 958; Hermann Stange, Wetter und Wind im Munde der Ellerbecker Fischer: Das alte Ellerbeck (Kiel 1937), S. 128.

wörbel [Regenpfeifer] so schriegt, denn gifft dat Südostenwind; ward't rägen, denn kümmt he mit de Husch an (Dierhagen in Mecklenburg, G. S. 11). Da ist die Antithese „wenn er aber im Schwarm kommt" äußerlich in der sonstigen Weise der Schlußfolgerung ausgesagt. Beim Gleichlauf der Antithesenglieder war zu erwarten: „wenn er im Husch kommt, dann wird es regnen." Die Formel für jenen ersten Wortlaut ist also: ac + ca. Jenen Gleichlauf hat die Ellerbecker Fischerregel (St. S. 128):

> Steiht se, [nämlich Steinbruck 'Lämmerwolken'] in'n Süden, denn ward dat leeg [schlecht]
> Steiht se in'n Nordost, denn wad't hoch Werder.

Die zur Reihe „wenn... dann" umgekehrte Art (ca) ist sehr häufig, sie wird aber in unsern Regeln bei ihrer schriftlichen Festlegung selten gebucht. Nun ist jener Wortlaut keine in ihrer Gliederfolge festgelegte, geprägte Regel. Es ist der Bericht eines Fischers, der ausgefragt wird. Dabei ist jede Hälfte, wie das Ganze, auf jeden Fall eine vollgültige Fischerregel.

Wir durchbrechen gleich hier die bisherige Auffassung von der Form der Wetterregel, ehe wir die Reihe der syntaktischen Formen weiter verfolgen. Ein anderer Fischer erklärt dem Ausfrager, oder sei es bloß ein auswärtiger Gesprächspartner: Wenn de Wulken so intweiräten sünd, kümmt Storm up, ore [oder] dat ward näweln. - Do büte scheftet e groter Windraund op, far m Schwark de witte Wolkenwaund „da außen [an der Wolke] schiftet [ändert sich = kommt] ein großer Windrand auf: vor der schwarzen Wolke der weiße Wolkenrand" erläutert der Fischer der Fragenden die Wettererscheinung [12]). Oder er erklärt: Hof üm den Maan, so'n Kreis as so'n Wagenrad, denn weeten wi Bescheid (Vipperow in Mecklenburg. G. S. 11). Aber unter den Fischern selber ist die Lebensform der damit dem Fremden gegenüber ausgesagten Fischerregel folgende. Der eine Fischer stellt fest: „es kommt Sturm oder es kommt Nebel, die Wolken sind entzweigerissen." Oder der eine sagt: „Sturm kommt"; der andere bestätigt: „die Wolken sind entzweigerissen", auch umgekehrt. Das Ganze kann noch wortkarger ausfallen. Hier wollen wir zunächst den Blick von der Buchüberlieferung weg, so dankenswert und unentbehrlich sie ist, zum Leben draußen gewandt feststellen: die Wetterregeln sind ihrer Form nach, wer weiß wie oft, Zwiegespräche. Nachher wer-

[12]) Karoline Krüger, Fischer-Volkssprache in Kahlberg auf der Frischen Nehrung: Elbinger Jahrbuch (1937), S. 11.

den wir sehen: der Partner braucht da nicht einmal zu ergänzen, zu antworten, also überhaupt zu sprechen. Die Sammler aber buchen die Regel mit Fug und Recht in ihrer dem Leser allein vollständig erfaßbaren Form, wie sie im Leben selber selten genug, etwa in der Kinderlehre einmal, ein paar mal, immer dem fremden Frager gegenüber, angewandt wird. Am ehesten für den letzten Fall spricht der Wortlaut: Männgmal sünd twei Bi-Sünnen, dat bedüdt Unwäder (Vipperow, G. S. 10). Oder: Bi Vull- und Ni-Maan ward dat rusen [rauschen], denn ward't n Dreidagschen [Regen an drei Tagen]. Den Kindern am Strande braucht man nicht „manchmal", „bei Voll- und Neumond" zu sagen, wenn das Fischerleben die Naturerscheinungen selber zeitigt und zur Belehrung Gelegenheit gibt. Es bleibt dabei: jener Wortlaut ist keine geprägte, im Wortlaut orts- oder landschaftsübliche Regel, sie ist aber in jedem Falle eine Fischerregel.

Etwas ganz anderes sind die Sprichwörter in fester Dialogform, wie sie Archer Taylor, The proverb, Cambrigde-Massachusetts 1931 S. 156 von Griechen, Rumänen, Russen, Polen, Arabern zitiert. Es sind feste, anekdotische Kurzerzählungen in Gesprächsform.

4. Eine vierte syntaktische Art besteht aus zwei Hauptsätzen: Nu kümmt dat mit'n Smutt [feinem Regen], denn is de Wind nich wied (Mecklenburgisches Elbufer, G. S. 11). Es bleibt bei der Formel ac.

5. Eine fünfte braucht keinen Nebensatz, auch keinen unvollständigen: Bi Südwest sünd de Fisch tau fuul (Lütjendorf in Mecklenburg, G. S. 11). Die Voraussetzung ist durch bi Südwest ausreichend genug gewährleistet. Die Formel bleibt ac, wie auch bei 6. und 7.

6. Die Prämisse besteht aus unvollständigem Satz, er kann zu Haupt- oder Nebensatz ergänzt werden: Bollenkörbe [Hagelwolken] am Himmel und Schneewasser am Boden, es kann kein Fisch rupfen [doch wohl: am Fischergerät] (vom Bodensee, Mö. S. 79). Wieder eine Erzählung, ein Bericht im Zwiegespräch zwischen Fischer und Ausfrager, muß sein: Morgens Süd, middags Nuurd, dat is dat Best, dat gifft bestännig Wäder (Elbe in Mecklenburg, G. S. 11). Das ist wieder nicht der Form nach, wohl aber nach Gegenstand und Inhalt eine Fischerregel.

7. Prämisse und Folgerung sind unvollständige Sätze:
unbestänniger Wind : bestännig Wädder (L. S. 24 Nr. 297),
Südwestwind mit Stof [Staub] (oder: Smut)
Nordwest mit'n Donnerslag (L. S. 24 Nr. 303).

8. Die Prämisse ist ein vollständiger Satz, aber die Folgerung fehlt ganz. Und zwar wird sie nicht ausgesprochen, weil sie jenem Lebens-

kreis selbstverständlich ist. Dor steiht en Gall an de Sünn (Ellerbeck, St. S. 128). Es braucht erst nicht gesagt zu werden, daß schlecht Wetter kommt. De Luft is muscheli, „es ist Wind und Regen in Aussicht" (St. S. 127), is wateri, „wässerig", es wird regnen. Wenn dies ein Fischer zum andern sagt, so kann er die Folgerung auch ohne weiteres aussprechen, namentlich wenn die Anzeichen nicht deutlich genug oder wenn er die Folgerung nicht absolut sicher nimmt: De Luft ward so smeeri utsehn, ik glööv, dat gifft'n Staker [Sturm]; oder: Dat süüt so munkelig ut. Mi schal verlangen, wat dat Werder in'e Snut hett (St. S. 128). Formel: a.

Sind auch diese Regeln in ihrer Syntax im vorliegenden Wortlaut einmalig, so sind sie doch nach den Begriffen, den Anzeichen und der Folgerung dort allgemeingültige Fischerregeln. Diese syntaktische Form der sprachlich fehlenden Folgerung bei vollständigem Vordersatz, also bei Nachsatzellipse, kann feste Redensart werden: Das Gewölke läuft wieder über den Mond (oder: die Sonne) wie die Kugel aus dem Rohr (Bodensee, in Mundart, Mö. S. 81).

9. Der Vordersatz kann durch ein Stichwort abgelöst werden. Die Satzaussage und der Nachsatz sind unnötig, wenn der Fischer zum andern sagt: Beisonne! oder de wille Sünn (Schwerin, G. S. 10). Auch dies braucht sprachlich nicht verwirklicht zu sein, dann zeigt er oder er wendet vielsagend den Blick dorthin, so daß der andere sein Mienenspiel versteht. Er kann mit Kopfnicken oder Schulterzucken oder sonstwie antworten. Jedenfalls müssen wir uns diese Gruppe lediglich aus e i n e m Wort, das die Anzeige, das Vorzeichen meint, als ungeheuer groß vorstellen. Darüber spricht man unter sich an Bord oder am Strande nicht erst in ausführlichem Wortlaut. Es genügt, wenn schon gesprochen wird, das S t i c h w o r t, davor noch allenfalls sieh, also im Süden lug, im Norden kiek! Sehr häufig mag eine feste Redewendung, z. B. Wasser wie Schnaps, sein (Bodensee, Mö. S. 81). Der Sinn ist: das Wasser ist klar und darum nicht fischig. Gewöhnlich wird die Wendung nicht so zahm ausfallen. Auf dem Ammersee [13]) wird der Westwind Hinterwind oder schlechter Wind genannt. Der Fischer meint die ganze Fischerregel, auch wenn er zum andern nur sagt: Hinterwind! Die Formel bleibt: a.

10. Unentbehrlich bleiben mithin in allen Fällen die Kennzeichnungen des Vorzeichens durch Sprache oder Miene. Der Fischer kann allerdings zum andern sagen: es kommt Regen, Sturm usw., ver-

[13]) B r u n o S c h w e i z e r, Die Namen der Windrichtungen am Ammersee: Ammersee-Heimatblätter 1924/25, S. 170.

wirklicht sprachlich also nur die Folgerung. Das Vorzeichen muß aber zu sehen oder zu hören sein, also es muß gemeinsam wahrgenommen werden. Dann ist eine stillschweigende Verständigung über das Vorzeichen zustandegekommen. Auch diese Form von Fischerregeln ist nirgends im Schrifttum zu erwarten und nirgends gedruckt. Aus eigenen Beobachtungen draußen wollen wir an einem solchen schriftlichen Beleg diese Form (Formel: c) erschließen: Der Vordersatz fehlt also ganz, nur die Folgerung wird gesprochen. Auf dem Bodensee folgert der Fischer aus bestimmtem Verhalten der Fische, aus dem Fangergebnis: es wird sudeln, d. h. es wird anhaltend regnen. Aussage: de fisch no kha -n es sudle, oder khunn no e ebbes (so bei Mö. S. 81). Da wird gewiß im Zwiegespräch die Prämisse nicht immer ausgesprochen, die Fischer sehen ja, daß das Netz nichts heraufbringt. Dann kann der eine die Fischerregeln lediglich mit jenem Stichwort oder in irgendeiner Satzform aussprechen: na, wenn das nicht sudeln wird, da kommt noch was usw., oder wie jene Belege lauten.

Das einzelne Stichwort ist gewiß die allerhäufigste Fischer- und Schifferregel überhaupt.

III.

Das war gewöhnlich immer wieder Prosa. Von den Bauernregeln meint die Forschung (He. S. 149 f.), daß die Mehrzahl in Versform gestaltet wäre. Das liegt an der literarischen Gestaltung im Mittelalter, dann im Druck und weiter zurück an der Herkunft aus der Antike. Auch wenn wir nun die Unmasse unserer Stichwortregeln (Formel a oder c) beiseitelassen, überwiegt bei den geprägten Fischer- und Schifferregeln, den deutschen und den andersprachigen aus dem erreichbaren Schrifttum, weitaus die Prosa. Auch in ihr kann die innere Form gehoben sein, so durch ein Gleichnis: der (eig. die) Föhn will heute wieder gesoffen haben = de bfö will hüt wider gsoffe ha, d. h. es wird heute noch regnen (Bodensee, Mö. S.78). Ein sehr übliches Bild in Schifferregeln der Nordsee und der Ostsee (Barnewitz, Warnemünde S. 200) ist: der Mond frißt die Wolke auf, wenn bei Anbruch einer Vollmondnacht von ihm das drohende Gewölk zerteilt wird und das Wetter gut bleibt (L. S. 120 Nr. 151). In Mecklenburg heißt es, dem Ostenwind schwillt der Kopf: Bi Austenwind kümmt ihrst so'n Düstern [dunkle Wolke], em swellt de Kopp. Bildlich sagt man in der Fischerregel am Bodensee (Mö. S. 85): Der Nordwind (de ortluft) hat die Fische weggedrückt.

Kein Gleichnis, wohl aber ein poetisch klingender Vordersatz ist in der Schweriner Fischerregel (G. S. 13) enthalten: wenn de Buerros' um Rodduurn bläuhn, denn laikt de Brassen. Denn sünd em de Gedanken verrutscht.

In der Versform zeigen sich reine Reime und Assonanzen, wie in den Bauernregeln. Die Verse zeigen sich nur als Zweitakter, selten mehr als zwei Verse. Zur ersten Gruppe gehört vom Bodensee (Mö. S. 80); mit einsilbigem Auftakt im ersten Vers, zweisilbigem im zweiten:

de ortlufd [Nordwind] und bfö]Föhn[
mached s wetr schö.

Ostfriesland (L. S. 24 Nr. 301):

Westwind mit Mist [Nebel]
Het Ostwind in de Kist.

(L. S. 20 Nr. 249):

Mewen in't Land
Unweer vor de Hand.

Dazu gibt es dort ohne Reim, doch von demselben Taktgehalt, die Variante: Störm up Se. —Von der Elbe in Mecklenburg (G. S. 11):

Scheeben [„schiefer, schlimmer"] Südwest
bringt Regen un Pest.

Ostfriesland (L. S. 24 Nr. 302):

Oostwind
is'n Königskind.

Keine Voraussage, sondern eine wertende Feststellung bedeutet die Fischerregel der Fischer vom Tollensesee in Mecklenburg (G. S. 10) mit Zweitakter und Binnenreim oder Binnenassonanz:

De Nuurdwind — Muurdwind
Westwind — Bestwind
Südwind — Brüdwind
Ostwind — Trotzwind.

Das letzte wird auf den winterlichen, vorher die ostfriesische Regel auf den sommerlichen Ostwind gehen.

Kunstloser ist ein vereinzelter Dreizeiler, dessen beide letzten Zweitakter durch Assonanz gebunden sind; aus Ostfriesland (L. S. 24 Nr. 296):

Mit Vul- und Näj-Maan
Mit de Wind na't Westen
Of de Welt (oder de Lucht) mutt basten [bersten, vgl. unten V Nr. 5].

Mecklenburg (Dierhagen, G. S. 10):

Süden mit Rägen
un Schiet is'n Klimper
is'n Westenstinker.

Der Fischer setzt hinzu: denn gifft von Westen wat achter up, es kommt also schlimmer Westwind. Bei dieser Wetterregel erhebt sich aber doch der Zweifel, ob die ersten beiden Zeilen als je ein Zweitakter, das Ganze als Verse gefühlt sind. Es könnte auch bloße Prosa ohne gewollte Takte, mit Assonanzen, sein.

Recht verschiedene Füllung zeigen die acht Takte der Lübecker Schifferregel, die den Ausfahrtswind und den Heimkehrwind kennzeichnet (L. S. 24 Nr. 306).

Nordost is de Schipperfro'n ehr Trost,
Nordwest is de Schippers ehr best.

Die variantenreichste Schiffer- und Fischerregel, an der ganzen deutschen Küste wohlbekannt, ist die vom Hof um Mond und Sonne. Diese Fülle wird aus der schmerzlichen Lebenserfahrung, die aus der Regel spricht, verständlich. Wir haben zwei Varianten schon oben in anderem Zusammenhang genannt. Die Form ist immer ein zweitaktiger Vierzeiler, vom reinen Reim (oben: Sünn — Plünn) bis zur Assonanz (z. B. Sünn — üm). Der Reim der ersten beiden Verse ist immer rein: Wismar (G. S. 10):

Hof üm de Maan — sall woll noch gahn,
Hof üm de Sünn — bringt Wif un Kinner üm.

Finkenwärder [14]):

Kring um Moon — kann noch gohn,
Kring um'n Sünn — bringt Seemann swore Stünn.

Altpreußen (L. S. 16 Nr. 207):

De Hoff öm de Man — dei mag vergan,
Awer de Hoff öm de Sönn — denn grient [weint] Wiw on Kind dröm.

Ostfriesland noch (L. S. 16 Nr. 207):

Is Unweers Künn [Kunde]
oder: Doo schreien Schippers Wifer üm.

Mecklenburg (Wo.) [15]):

(De Hollander seggt):
Krink üm de Maan, — denn hett de Storm gedaan
(de mott woll gahn — denn is't meist gedaan),
Krink üm de Sünn — denn sall't beginn'
(denn ward he woll begünn').

Krink üm'n Maan — dat kann woll noch gahn,
Oewer Sünnenkrink — bedräuwt männich Fru un Kind.

---

[14]) Aus der von Dr. Beckmann für den 2. Band von „Reise, Reise, Quartier, in Gottesnaam" vorbereiteten Sammlung Wossidlos freundlichst zur Verfügung gestellt (= Wo.).

[15]) H. Wriede: „Quickborn" 1908/09, S. 72.

Ring üm'n Maan	denn laat man gahn,
Sünnenring	is'n bösen (slim) Ding.
Ring üm de Maan	lett man gahn
Sonnenring, Sonnenring	beweint manch Weib und Kind.
Manenring	is keen Ding
Ring um die Sonn'	hat schon mancher Frau die Kinder genommen.

Aus der ersten oder der zweiten Hälfte bestehen:

Ring üm de Maan	het noch keenen Seemann wat daan.
Krink üm de Sünn	helpt n' Seemann von de Plünn.

Die gegensätzliche Wertung des Hofes (cerne, charme) um Mond und Sonne ergibt auch in der Bretagne diese Form (Sé. II, 56):

Jamais cerne à la lune
N'abattit mât de hune [bricht den Mast oberhalb vom Mars, die Stenge]
Mais quand il est au soula [soleil]
Il abat le mât et l'éta [Stag, also den ganzen Mast].

oder: Charme de lune
N'abat ni mât ni hune
Charme de solet
Les abat quand ils seraient d'fé [fer].

IV.

Die „mythische" Gruppe, unter den Bauernregeln so sehr zahlreich, tritt bei uns wesentlich zurück, eine wichtige Untergruppe fehlt ganz.

Im Gegensatz zu jenen bäuerlichen Voraussagen, die von Kalendertagen auf einen späteren Zeitraum schließen, fehlen entsprechende deutsche Fischerregeln. Es fehlen da die „Lostage", übrigens auch unter den Schifferregeln, jene Tage, an denen sich das Los der zu erwartenden Witterung eines kommenden Abschnittes des Jahres entscheidet (He. S. 149 f.)[16]. Die Folgerung für das kommende Wetter aus dem eines vorherliegenden Tages finden wir bei deutschen Fischern nicht (Mi. S. 24). Folgerungen aus dem Wetter der Neujahrsnacht, in der Zeit des Frühjahrsbeginnes (Palmsonntag, Georgstag = 12. März) gibt es bei andern Völkern[17]. Dazu stellen sich auch deutsche Bauernregeln.

Feste Termine werden aber im Fischerdasein in einemfort genannt und eingehalten. Das sind keine Wetterregeln, wohl aber kann man

[16]) G. Hellmann, Über den Ursprung der volkstümlichen Wetterregeln (Bauernregeln): Sitzungsberichte d. Preuß. Akad. d. Wiss. 1923, Physikal.-mathem. Kl., S. 148 f. (= He.).

[17]) P. Sébillot, Le folk-lore des pêcheurs. (Paris 1901), S. 150: Schottland, Bretagne.

eine konstatierende Regel ablesen, wenn es gilt, daß an diesem oder jenem Tage eines Kalenderheiligen der Hechtfang oder sonst eine Berufstätigkeit anfängt oder aufhört. Wir stellen gleich hier fest: das sind **rechtliche** Bestimmungen. Das kann auch beim Schiffer der Fall sein. An den nordfriesischen Inseln ging ehedem die Schiffahrt am Peterstage, am 22. Februar, auf. Der Anfang der Schiffahrt und dort damit auch der Fischerei wird also, nach den Bauernregeln zu folgern, Ende Februar, genauer in christlicher Zeit auf den Tag des Fischers Peter, gelegt worden sein. Da lebt heute auf den Inseln und auf dem benachbarten Festlande das Biikenbrennen nach: ein festlicher Volksbrauch, es werden Teertonnen (sie bleiben vom Schmieren der Schiffswand übrig) abgebrannt. Schon der 31. Januar ist kalendermäßig der St. Peterstag. Ich finde dazu keine Schiffer- oder Fischerregel. Es ist noch zu früh im Jahr. Aber der 22. Februar, Peters Stuhlfeier, konnte sehr gut Anfangstermin der Kleinschiffahrt der Nordsee werden, das ist klimatisch verständlich. Für die östliche Ostsee wäre auch dies durchschnittlich zu früh gewesen. Der Patron der Schiffer war St. Nikolaus. Dessen Kalendertag paßt gar nicht ins Schifferleben. Am 6. Dezember sind die Schiffe längst im Winterquartier, auf Land gezogen oder mindestens abgetakelt gewesen. Übrigens liegt die deutsche Küste mitsamt den drei Haffen im protestantischen Bereich, aber im katholischen doch die Fischerei der großen süddeutschen Gewässer.

Jener 22. Februar rückt aus dem Bereich „Sitte und Brauch" in den Kreis des Rechtes, indem die Versicherungsgesellschaft sich nach solchem festen Termin richtet. Für die Zeit vorher galt doppelte Prämie. In Ostfriesland ging es von Lichtmeß bis Martini, fing also schon früher an (L. S. 6 Nr. 64). Ohne solchen kalendermäßigen Anfang gehen Schiffahrt und Fischerei auf, wenn die Winter-(Eis-)fischerei nicht mehr möglich ist und das Wasser offen genug ist. Den Schluß der Sommerfischerei ergibt schon das Auftreten von Eis. Dazu kommen jedoch noch vielfältige Sonderverabredungen unter den Fischern selbst oder behördliche Terminsetzungen. Auch sie gehen im letzten Grunde auf Volksrecht zurück.

Als **Volksrecht** ist dies alles beim Fischer am deutlichsten festzustellen (Mi. S. 63 f.). Er befischt mit andern dasselbe Fanggewässer. Da ist eine Regelung dieser Berufsgemeinschaft desselben Raumes für Jahres- und für Tageszeiten unentbehrlich. Sie verabreden bestimmte Tage und Geräte, die Schonzeiten und Schonreviere. Das ist rechtens. Die Behörde aller Zeiten bestätigt so etwas mit Gesetzeskraft. Der einzelne Fischer darf nicht früher als an dem bestimmten Tage oder

nach Schluß fischen. Da sind die kalendermäßigen Fischerregeln Rechtsformeln geworden. Auf dem Aussee im Salzkammergut[18]) wird gefischt: von der vierten Woche nach Ostern bis 3. Jänner. Die Wochen werden nach Heiligen genannt. Die letzte Woche hieß Stumpf, sie war nicht vollständig. Das Sonnenfischen geht bis Lechtanfang, das ist der 11. Oktober. Die Fischerregel besagt also, daß da die Laichzeit anfängt. Ob der Saibling selbst damit einverstanden ist, geht uns nichts an.

Außer diesen durch eignes Recht gesetzten Terminen kennen die Schiffer und Fischer auch freie, gewohnheitsgemäße Regeln mit Zeitangabe ohne jeden rechtlichen Zwang. Sie gehören zu jenen Bauernregeln, die ungefähr zur selben Jahreszeit wiederkehrende Wetterverhältnisse mit bestimmten Kalendertagen bezeichnen, ohne sie stur auf den Tag selbst festlegen zu wollen. Diese Gruppe ist uns allen von den Eisheiligen her vertraut. So waren in Warnemünde[19]) um den Georgstag (12. März) die Adebarsstürme zu erwarten. Wir achten auf das Wörtchen um. Im Mai konnte außer den Eisheiligen auch der 25. (Urbanstag) schlecht Wetter bringen. Mit einem solchen Rückfall Ende Mai rechnen andre auch heute noch. Herbststürme erwarten wir in Norddeutschland, wo an der Küste die erste Hälfte des Oktobers schönes Wetter zu bringen pflegt, für die zweite Hälfte. Dazu stimmt dort, daß der Gallustag (16. Oktober) Stürme bringen kann. Besonders gefürchtet waren entsprechend Allerheiligen und Allerseelen (1. und 2. November).

Aber das folgende ist eine Lostagprophezeiung: bei Quatember (Mittwoch nach Invocavit, weiter nach den kirchlichen Tagen 14. 9., 13. 12.) wurde scharf nach Wind Ausguck gehalten, der gleiche Wind sollte die nächsten drei Monate wehen. Da treffen wir gut bäuerliche Lostage ersten Ranges, denen man mittelalterliche literarische Herkunft nachsagt. Wir müssen dies auch hier in solcher Vereinzelung unter unseren Regeln als Bauernregel nehmen, die doch im Erfahrungskreis der ganz anders auf Wind und Sturm eingestellten Schiffer und Fischer nicht auf die Dauer, wenn je überhaupt, heimisch geworden sein kann. Gerade hier ist eine quellen- und dazu zeitgeschichtliche Angabe nicht zu entbehren.

Exakte Beobachtungen, die nicht zu Kalendertagen gehören, sind Regeln von Tageszeiten. Da gibt es solche, wir nannten oben eine, die sich auf den Abend und seine Fischigkeit berufen. Oder (am Bodensee, Mö. S. 80): Wenn am Abend der Föhn herabfällt (abe-

[18]) F. v. Andrian, Die Altausseer (1905), S. 91 f.

[19]) Friedrich Barnewitz, Geschichte des Hafenortes Warnemünde (1919), S. 200 f. (ohne Quellenangabe).

kheit), geht er am Abend herauf (ufe). Es setzt dann der auf der Reichenau unbeliebte Westwind ein. Harmlos und schon (bäuerliche?) Wort- und Reimspielerei ist die Wismarer Wetterregel: Kein Sünnabend is so dick [bedeckt], de Sünn gifft uns allemal n' Blick (G. S. 11). Dies wird in Ostfriesland in mehrfach geprägter Form ausgesagt [20]):

Is geen Saterdag so nat (so quaat)
Of de Süntje schient noch wat (noch wol eenmal fro of laat).

Dies steht zwischen andern Regeln, die offenkundig Bauernregeln sind.

Allgemeine, nicht auf den Tag festgelegte jahreszeitliche Angabe indirekter Art ist mehrfach zu belegen, so vom Rhein bei Düsseldorf [21]):

Blöht der Wet [Weizen]
Der Ol [Aal] an Angel on en Körf [Korbreusen] geht.

Unbestimmbar groß ist die Gruppe der abergläubischen Vorzeichen. Dazu gehören unsinnige Meinungen vom Mond: „Steht der Neumond so, daß man einen Zaum anhängen kann, dann gibt es gut Wetter; liegt er auf dem Rücken, dann Sturm" (Wismar, G. S. 11). Wie auch in Wanzka in Mecklenburg: Wenn der Seebenstern steiht un nich so hängen deit, denn wart dat good Wäder (G.). Manche astro-meteorologische Meinung der seemännischen Bevölkerung erinnert an Bauernregeln bis zurück zu Plinius, Naturalis historia (etwa II, 39 ff.), muß aber nicht auf diese literarischen Quellen, überhaupt auf das vielfältige meteorologische Schrifttum zurückgehen. Amerikanische Seeleute meinen, der Mond des ersten und des letzten Viertels zeige gutes Wetter an, wenn er auf dem Rücken liege und die Spitzen nach oben weisen. Island: zeigen die Spitzen des zunehmenden Mondes zur Erde, dann gäbe es Wind. Bretagne: zeigen sie zum Meere, dann kommt schlechtes Wetter (Sé. II, 61). Dies kommt, wenn man am Mond den Peitschenstock anhängen kann (Wo.). Traumvorzeichen: Wenn de Swartels [Ruß] so dalslagen deit, wenn von Doden drömt, denn kümmt bald wat Natts von baben (Rostock). Das Niederschlagen des Rußes gilt allgemein als Zeichen schlechten Wetters. Das ist nicht berufsbezogen, so auch nicht die pommersche Schifferregel, daß der nächste Wind von dorther komme, wohin ein Hund mit hoher Nase schnuppert. Aber andere (Te.) sind durchaus berufsständisch: wenn der Besan- oder der Großsegelbaum knarrt, flaut der Wind ab, oder auf die nächste Windstille folgt Ostwind. Ist beim Schiffsbau windbrüchiges Holz verwendet worden, so knackt es, wenn stürmisches Wetter kommen will.

[20]) Ostfriesisches Monatsblatt für provinzielle Interessen 1884, S. 204.

[21]) Joseph Müller, Rheinisches Wörterbuch I, 5.

Hat ein beladenes Schiff beim Loswerfen Steuerbordschlagseite, so gibt es eine gute und schnelle Reise, bei Backbordneigung nicht.

Das sind Vorzeichen. Voraussetzung und Folge ergeben sich auch aus Mitteln, die angewandt werden, um den gewünschten Wind herbeizulocken. Bäuerlichen Wetterzauber können wir als Entsprechung nennen. Schiffer und Fischer rufen, oder besser gesagt haben einst den Wind herbeigerufen durch Kratzen an der Hinterseite des Mastes und vor allem durch Pfeifen, aber dies darf nicht zu laut sein [22]. Dazwischen ist es gut (Te.), ein paar freundliche Worte zu sprechen, wie in Pommern (Te.): kumm old Bröderken, kumm oll Junge. Alte pommersche Schiffer sind mit dem Wind sehr vertraut, sie treten ans Steuer und reden ihm halblaut, sonst wird er leicht zu stark, gut zu: kuhl up, kuhl up, oll Vader „frisch auf, alter Vater" [22]. Das ist scherzhaft zu nehmen, daß man, wenn auch mit Unmut oder Ingrimm (Mecklenburg, Wo.), an den Mast klopft: Kumm, Bris', kumm; — Kumm, bris' up, bräk Stangen un Masten! — Weih' up, du Galgenhund, dat sik de Masten bögen. — Bris' up, du Himmelhund, dat alle Telgen zittern. Ein Mittel, nicht nur bei pommerschen Schiffen, besteht darin, einen alten Besen, den Stiel in die Richtung des günstigen Windes, ins Feuer oder einen solchen ohne Stiel über Bord zu werfen. Kommt aber ein Schiff dabei entgegen, so nimmt man ihm seinen guten Wind. Das gibt dann Ärger und Streit (Te.). Mecklenburg: Jung, smiet em [dem andern Schiff] 'n stuven Bessen vör de Bog, secht de Kaptain. — Will'n Bessen verbrennen, dat wi Wind kriegen (Wo.).

Nun gibt es Schiffer- und Fischerregeln, die davor warnen, etwas Besonderes zu tun oder zu unterlassen. Gibt es bei den Bauernregeln etwas Entsprechendes? Auf See soll man keinen Feuerbrand, auch nicht einmal eine glühende Kohle über Bord werfen, das gibt Sturm. Kommen auf See Vögel an Bord, so darf man nicht nach ihnen greifen, dann muß man nämlich bald nach den Segeln greifen, es kommt Sturm (Te.).

Die Bauernregeln brauchen, schon aus beruflichen Gründen, kein Vorzeichen des A n g a n g s und des F a n g g l ü c k s (Mi. S. 79-83). Eine alte Frau, ein junges Mädchen zu treffen, den Schlächter mit vollem Fleischkorb, diese Angangszeichen beschäftigen außer den Fischer noch den Jäger.

Zum Streit um die Rolle und den Umfang der Erfahrung oder den Glauben (Mythisches) der Bauernregeln möchten wir für unsere

---

[22]) J. D. H. T e m m e, Die Volkssagen von Pommern und Rügen (1840), S. 346 f. (= Te.).

Regeln die Wettererfahrung viel höher bewerten. Dabei sind sie grundsätzlich als mündlich entstanden und mündlich geformt zu denken.

Zu der von Helm S. 130 erörterten Frage nach der inneren Stellung des Volkes zu den Regeln: nirgends habe ich die Überzeugung gewinnen können, daß das Fischervolk insgesamt jene abergläubischen Vorzeichen wirklich ernst nimmt. Daß da etwas, z. B. das Elmsfeuer „halb im Ernst, halb im Scherz" [23]) als Vorzeichen angesehen wird, kennen wir ja allenthalben. Der Masse der bäuerlichen Kalenderregeln entspricht in unsern Regeln auch da nichts. Offenbare Parodien finde ich nicht. Derbheiten, in nicht gedruckten Regeln, sind etwas ganz anderes. Schiffer und Fischer sind, anders als der mit seinen Familienmitgliedern im Beruf tätige Bauer, bei der Arbeit unter sich.

Die naturgegebenen Vorzeichen nehmen Schiffer und Fischer grundsätzlich ernst. Das zeigt auch die Exaktheit der Folgerung, sie kann sehr wohl auch vielfältig sein, ein „so oder so" enthalten: es kommt Sturm oder Nebel, also ganz entgegengesetzte Erscheinungen (Vipperow, G. S. 11): Wenn de Wulken so intweiräten sünd. An der bretonischen Küste heißt es: geht die Sonne so blaß wie der Mond unter, so gibt es Wind und Nebel; eine andere nicht lokalisierte Regel sagt, es gäbe Regen auf See (Sé. II, 44).

V.

Die Vorzeichen der Natur. Die Folgerung ist wie in den Bauernregeln schlechtes und gutes Wetter in seinen verschiedenen Erscheinungsformen. Die Vorzeichen aber sind oft sonderberuflich.

Das Vorzeichen ist oft zugleich auch der Grund, so in der Erzählung, die eine Fischerregel materiell, nicht in geprägter Form enthält: He ist mit de Aust [Ostwind] langboetelt, dorüm sünd de Kuulbors un Pliten weg (Warnemünde, Binnenfischer, G. S. 12). Die Kaulbarsche und Flundern sind darum, daß Ostwind wehte, abgezogen. Wird nun für irgendeine Berufserscheinung ein Grund angegeben, so braucht dieser noch keine Fischerregel zu sein. Eine solche steckt darum nicht in folgendem: Wenn de Nuurden so brisen deit, dann kriggt de Brassen Sand in de Keeben. Denn is he mall. Denn kann he mit de Hark ranhaalt warden (Warnemünde, G. S. 12). Bei Nordbrise wird also der Brassen matt, da er Sand in seine Kiemen bekommt, er kann mit der Harke herausgeholt werden.

Eine Regel aber ist die Voraussage: Südwind is'n Brüdwind, he hölt sik nich lang (Neubrandenburg, G. S. 11). Der Fischer würde

[23]) Constantin Frh. v. Moltke, Gegen den Wind (1936), S. 109.

zum andern nur sagen: Süd(wind)! Der andere könnte aus der Formel antworten: Brüdwind. Weil es Südwind ist, darum wissen beide ohne Worte: der bleibt nicht lange. Der Satz: De Süden haalt Werder up'n Dutt [Haufen], is en Schietenfreter, is een scheeben Süden (Ellerbeck, St. S. 128) ist gewiß keine geprägte Form, sondern ist so zu verteilen: der eine Fischer sagt: scheeben Süd „schlechter Südwind", der andere bestätigt: haalt leeg Werder up'n Dutt, oder noch öfters wird er sagen: Schietenfreter. Wir wiederholen: diese Fischer- und Schifferregeln werden die Naturzeichen meist in Stichwortform nennen.

1. Windart. Beispiele: Nah'n scheeben Südost kümmt n' strammen Nuurdwest (Rostock, G. S. 11). Das Südwestwetter folgt auf Nordost: De Nuurdost haalt sik den Himmel ut Südwest (Mecklenburgisches Elbufer, G. S. 11). Bodenseefischer brauchen sich nur zu sagen: „einen Blast gab es in der Vornacht", dann wissen sie, daß die Forelle auf die Tiefe gegangen ist, also das Stellnetz auszuwerfen ist (Mö. S. 78: blošd „Sturm"). Ostwind gilt überall als Schönwetterbringer, aber Ostenwind mit Regen regent dree Daag, oder regent ok negen (L. S. 24 Nr. 300; St. S. 129). Dem Wind, der gegen den Sonnenlauf dreht, ist nicht zu trauen. Das wissen und glauben wir in unsern Breiten alle.

> When wind veers against the sun
> Trust it not, for back it will run (Sé. II, 44).

Wenn he oewer Süden krimpt gegen de Sünn', ward he väl stiwer as wenn he fuurts [sofort] westlich geiht (Wo.). Wenn es unter der Sonne weht, ist schön Wetter nahe [24]):

> Wenn die Sonne hinunterweht
> Gutes Wetter in Aussicht steht.

Aber in der Bretagne prophezeit man Sturm, wenn die Sonne sich der Brise nähert (Sé. II, 44). Genauere Ausgangsstellungen des zurückdrehenden Windes geben mecklenburgische Regeln an (Wo.):

> Je oostlicher de Krimper,
> je westlicher de Stinker.
>
> Südoostenkrimper   Gifft'n Westenstinker.

Die Wetterregeln geben in der Regel ein zeitliches Nacheinander. Eine örtliche Folgerung ist dies: in Utting am Ammersee (Schweizer S. 170) ist jeder Wind um $^1/_8$ der Windrose anders als in Diessen. Fährt der Fischer aus Diessen bei Südwind ab, so trifft er in Utting entweder Südwest oder Südost.

---

[24]) Reinhold Werner, Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben. 1881 [2] (= We.).

Der Wind kommt in Bauernregeln auch vor, aber der Bauer blickt erst auf andere Naturerscheinungen, die dann für die Bauernarbeit günstig oder ungünstig sind. Unmittelbarer wirkt er im Fischer- und Schifferdasein, dazu noch im Berufe des Windmüllers. „Wind und Wolken als Regenboten" überschreibt Kück ein Kapitel seines „Wetterglaubens in der Lüneburger Heide" (S. 118). Es kommt also auf den Regen an. Die altgriechischen Wetterregeln gehen immer wieder auf den Wind, Hellmann (Deutsche Rundschau 1924 S. 50 und Sitzungsberichte S. 159) sieht in ihnen gewiß mit vollem Recht eher Schifferregeln als Bauernregeln. Die Griechen sind ja auch und sind gerade Seefahrer. „Auf Reif folgt gern Südwind", „Wenn der Südwind den Nordwind herausfordert, wird es sogleich schneien" (am Bosporus), „Nordwind, der bei Nacht entsteht, bis zum dritten Tag vergeht", „Nordostwind bringt Wolken herauf". Diese Regeln gehen wie typischerweise die Schiffer- und Fischerregeln auf die allernächste Zukunft. Recht unbestimmt, ob nun zu unserer Gruppe gehörig oder eine Bauernregel, ist: „Wenn der Nordwind den Schmutz fest macht, ist der Winter da."

2. Die Wolkenart. Wolken, die spitz nach unten hängen, sind Windwolken (Warnemünde, G. S. 11). Andere Beispiele bringen sonst genannte Regeln. Schon aus dem Stichwort Hurrik „Wetterwolke" ergibt sich dem mecklenburgischen Fischer die Folgerung: schlecht Wetter. Windbaum heißt in Ostfriesland ein Nebenstreifen aus der Wolke (ten Doornkaat Koolmann, Wörterbuch d. ostfries. Sprache III 554). Krähen sind auf der Frischen Nehrung Wolkenfetzen, die der Sturm vor sich hertreibt[12]). Eine Schifferregel lautet: im Sommer käme Sturm von Bänken, das sind dunkle Wolkenstreifen am Horizont, im Winter aus hellen Streifen (We. S. 20):

Im Sommer die Bänke,
Im Winter die Blänke.

Ohne Jahreszeit in Mecklenburg (Wo.):

	Südoostenblinker	is'n Nuurdwestenstinker.
Oder:	Südwestenblinker	is'n Nuurdwestenstinker.

Federwolken sind verdächtig: Dat süht ut, as wenn een mit'n Bessen an'n Himmel fägt hett, dat gifft Storm (Wo.).

Die Schäfchenwolken sind quergestreift wie die Makrelen, sagt der englische Seemann, die langen Federwolken nennt er Stutenschwänze, zusammen sind sie Sturmzeichen[25]):

[25]) Fletcher S. Bassett, Legends and superstitions of the sea and sailors in all lands and all the times. Chikago u. New York (1885), S. 143 (= Ba.).

Mackerell skies and mare's tails
Make tall ships carry low sails.

Sie lassen die großen Schiffe nur Untersegel tragen. Er meint auch, wenn sich die Schäfchenwolken von Ost nach West erstrecken, käme trockenes Wetter, von Nord nach Süd, nasses (Ba. S. 52). Gehen die Wolken schnell, dann kommt auch unten Wind auf; langsam, dann Schönwetter (Bretagne). Wenn eine kleine Wetterwolke am blauen Himmel erscheint, naht ein Sturm (Sé. II, 14).

Wolken, die sich zu Tierfiguren oder Amboß ändern, sind Sturmzeichen (Sé. II, 13).

3. Luft und Luftspiegelungen sind für Fischer und Schiffer wichtig. Vom Müritzsee in Mecklenburg sieht der Fischer das Vieh auf dem Schwerinberge in natürlicher Kleinheit und rechnet dann mit weiterer Windstille. Sehen sie übergroß aus, so kommt ein Unwetter (G. S. 11). In der Kieler Bucht stellt der Fischer fest: wenn't Butenwind [zur Föhrde hinein] gifft, denn is dat Land immer veel höger as bi Binnenwind (St. S. 127). Wie aber die Landmarken beim Aufsuchen von Fangstellen erscheinen, ist dem Fischer unentbehrlich zu wissen, nach ihnen peilt er jene Stellen an. Wieder genügt ein Stichwort bei der Ausfahrt: Glast, da ist der Bodensee spiegelglatt, er glänzt in der Sonne wieder. Das ist kein fischiges Wetter (Mö. S. 77). Als Ganzes, oder elliptisch, ist folgende bildlich ausgestaltete Fischerregel, die hierher gehört, gestaltet: „Die" Föhn hängt aus dem Gebirge heraus [de bfö lampet, mhd. lampen „hängen"], die stäubt es auch noch einmal heim, d. h. jagt die Fischer [uns und die andern] nach Hause. Da ist das Gebirge so klar zu sehen, daß „man es heben könnte" (Mö. S. 79). Dazu: Wenn die Bodenseefischer die Churfirsten ganz klar sehen können, gibt es in 24 Stunden Sturm. Sind die Schatten der Schiffe auf dem Meeresspiegel zwiefach zu sehen, gibt es Regen, heißt es in Nordwestspanien (Sé. II, 71).

Klare Sicht am Abend, in der Nacht bei Sternhimmel (Mi. S. 26), ist uns allen ein bedenkliches Vorzeichen. Jene Fischerregeln zeigen aber in ihrer ganzen Haltung, wie gefährlich die Folgerungen zu nehmen sind.

4. Das gilt auch von den unwetterkündenden Erscheinungen an Sonne und Mond. Der Hof um die Sonne kann auch andern Ständen ein Vorzeichen sein, aber ein lebensgefährliches ist es dem Fischer

und Schiffer auf großem Gewässer [26]). Die Beisonne oder die gallige Sonne sind schlimme Vorzeichen. Auch da genügen als Wetterregeln im Gespräch die Stichwörter: Beisonne, gelbe Sonne, Sonne auf Stelzen, mit dem Mast; mit Wanten, wie ein Kelch (Bretagne, Sé. II, 44) u. a. m. Geht die Sonne groß auf, kommt wenig Wind; geht sie klein unter, viel Wind (Bretagne, Sé. II, 44):

Grand soleil	petit vent
Petit soleil	grand vent.

5. Bei Vollmond fängt man schlecht. Dazu der Bericht: De Aal ward vör sinem eegen Schatten grugen, weck Fischer fischen dorüm in'n Harwst bi Maanschien nich (Rostock, G. S. 12). Auf dem Bodensee heißt es, daß die Fische bei Vollmond die Netze sehen (Mö. S. 80). Das gilt auch in Schottland (Sé. II, 61). Das erste ist unsinnig, das zweite auch. Daß aber der Mondwechsel mit dem Wetter zu tun hat, ist nicht nur Meinung der Fischer, sondern unser aller. Sehr bestimmt formuliert ist: Drei Dag nach Vullmaan möt de Wind westlich gahn, ore de Höll möt basten [bersten] (Mecklenburg, G. S. 11). Barnewitz, Warnemünde S. 200: Wenn der Mond klar durch die Wolken scheint, frißt er sie auf. Wo: De Maan frett dat up (lickt dat weg — krigt dat kloor). Das meinen auch die Fischer der Bretagne und von Venedig (Sé. II, 61).

Zunehmender Mond bei Flut gibt viel Fische, sie sind aber schwer zu fangen (Sé. II, 67). Wo der Mondhof offen ist, kommt der nächste Wind her, meint der Seemann in Mecklenburg (Wo.) und in Sizilien (Sé. II, 55). Galliger Mond bringt Sturm, meinen nicht nur die französischen Seeleute, bläulicher bringt Nebel (Bretagne, Sé. II, 55).

Ein großer Stern in der Nähe des Mondes wird häufig als Vorzeichen gewertet, so bei den mecklenburgischen Seeleuten (Wo.): Wenn 'n groot Stiern dicht bi de Maand steiht, seggen wi: de Maand hett 'n Verklicker ('n Klicker) bi sik, dat sall bedüden: 'n Verrader — denn ward't weihgen: wo neger, wo arger. — Wenn de Stiern vör de Maan to geiht, dat 's de Verräder. — Wenn de Stiern na de Maand rankrupen deiht, dat sall nich goot sien. — De Pannenlicker [ein Stern] sitt wedder so dicht an de Maan: denn gifft 't Unwäder. — He hett de Hecksluup [das kleine Boot am Heck] so dicht uphaalt — he fiert sien Boot to sik an: denn gifft't Storm.

[26]) Eine geteilte, z. T. gegenteilige, vielleicht im besonderen Klima begründete Auffassung zeigt eine norwegische Regel (L. S. 101 Nr. 203): D'er Ur [Beisonne] fyre Uveder, og Gard [Hof] fyre Godveder.

He fiert sien Boot von sik af: denn ward't macklig [gutes] Wäder. — De Boot is lang achter anbunnen. — Wenn 'n Stiern oewer den Maand steiht, seggen wi: de Knecht erhäwt sik oewer sinen Herrn. — De Knecht drifft den Herrn, wenn de lütt Stiern von Süd na Nuurd steiht.

6. Ein „Windzeichen" ist auf dem Bodensee ein Stück Regenbogen, das oft einige Stunden über dem Horizont sichtbar ist. Das deutet auf Sturm oder veränderliches Wetter (Mö. S. 80). In diesem Ausdruck, der an sich eine Fischerregel enthält, hat der Fischer also den Begriff des „Zeichens" wortwörtlich ausgedrückt. Der Wind wird von dorther kommen, wo der Mondhof oder nach Gewitter der Regenbogen offen ist[27]) (Bodenwinkel auf der Frischen Nehrung). A. Jal, Glossaire nautique (Paris 1848), S. 159: die Seeleute des Mittelalters hielten den Regenbogen für ein gutes Zeichen. Steht das Ende dicht auf dem Meeresspiegel, so ist schlechtes Wetter zu erwarten (Bretagne). Dort meint man auch, es sei gefährlich, durch diese Enden zu fahren (Sé. II, 66), d. h. also in dieser Richtung. Mondregenbogen ist ein schlimmes Vorzeichen. Das gilt allgemein und mit Recht (Sé.: non sans raison, Ba. S. 49: not without some foundation).

Der Regenbogen bedeutet zu verschiedenen Tageszeiten das eine oder das andere (Taylor, The proverb 1931 S. 112):

A rainbow at night
Is the sailors (fishers) delight:
A rainbow in the morning
Is the sailors (fishers) warning.

Diese Freude oder Warnung, je nachdem, gilt auch für den Schäfer, gewiß erst nachträglich auf ihn übertragen.

7. Der Hering laicht, meint der Fischer von Redefin in Mecklenburg, wenn Nordlicht (Nuurdblassen) erscheint. Aus den Farben wird gutes oder schlechtes Wetter vorausgesagt (z. B. Island, Sé. II, 72).

8. Das Gewässer liefert Vorzeichen. Wenn der Bodensee im April und Mai steigt und nach Juni wieder fällt, gibt es einen guten Felchensommer (Mö. S. 82). Stif Wasser [mittelgroßes Hochwasser] em Aprel un Mai, Dann göft et Fonke (*Alausa finta*) on Alse (*Clupea alosa*) wie Heu (Düsseldorf-Nieder-Cassel, Jos. Müller, Rhein. Wörterbuch I, 129). Die Wasserfarbe, aus dem Salzkammergut: Bekommt der See glatte dunkle Stellen, die gegen die Seeklause (b. Alt-

[27]) Franz Hempel, Das Gewitter im Volksglauben unserer Heimat (= Heimatblätter d. Danziger Heimatbundes V 1928), S. 28.

aussee) gerichtet sind, so deutet das auf Regen (Andrian, Die Altausseer S. 151). Milchfarbe zeigt in der Nordsee geringe Tiefe an (We. S. 29).

9. Aus der Art des Regens schließt der mecklenburgische Fischer: bildet er Blasen auf dem Wasser, dat rägent up'n Buern, un rägent noch drei Dag. Solch Landregen ist dem Fischer sichtlich nicht so lästig wie dem Bauern. Der Blasenregen spielt auch in Bauernregeln diese Rolle (Kück S. 112). Auf Blasenregen auf dem Meer folgt viel Regen, heißt es an der französischen Küste (Sé. II, 71).

10. Schnee und Eis sind meist für den Aufgang der Fischerei und der Schiffahrt wichtig. Bollenkörbe [Hagelwolken] am Himmel, Schneewasser am Boden (Bodensee, Mö. S. 79). Liegt das Eis außergewöhnlich lange, so müssen die festen Anfangstermine der Fischerei verschoben werden. Der Schiffer sucht trotzdem anzufangen (L. S. 6 Nr. 64): Lichtmeß moot de Färman fahren: Is of geen Is „ob Eis oder keins".

11. Nebel auf See zeigt dem bretonischen Fischer aufkommenden Wind an, und zwar Landwind nach der Regel (Sé. II, 75):

Brume de mer vent de terre.

Dieser Nebel bringt gutes Wetter, aber nicht, wenn er sich zu Figuren formt.

12. Gewitter spielt in den Schiffer- und Fischerregeln auch anderer Länder kaum eine Rolle, anders als in den Bauernregeln. In der Bretagne bedeutet Wetterleuchten im Osten Wind (Sé. II, 68). Mit dem Blitz im Osten ist ruhig zu segeln (Sé. II, 69). Überhaupt kämen die Winde aus der Richtung des Wetterleuchtens (Venedig).

13. Das Elmsfeuer[28]) bedeutet gutes Wetter, wenn es steigt, sonst kommt Sturm (We. S. 84), in China umgekehrt (Sé. II, 98). Im allgemeinen gilt es als unheimliches Vorzeichen[29]), in der Bretagne und in Schottland folgert der Seemann schlechtes Wetter. Weil es das Ende eines Sturmes anzeige, nimmt man es insofern als günstig.

14. Meeresleuchten. Im Pommern zeigt es dem Fischer kommenden Schaden an, in der Bretagne meldet es Südost- oder Nordostwind, und manchmal gutes Wetter an. Der Fischer bleibt aber wie in der Normandie zu Hause, weil die Fische das Netz sähen. Man sieht jeden bewegten Gegenstand im Meeresleuchten. Darum ist auch das folgende richtig. In Schottland heißt es nämlich im Gegenteil, man könnte selber besser sehen, wo der Hering steht. Wie schon im Altertum meint man dort, daß Schlechtwetter folge (Sé. II, 114).

[28]) S. Sartori im Handwörterbuch des Aberglaubens II, 281.

[29]) Christian Herjett, Durch Passate und Taifune [6] (1938), S. 180 f.

15. Der Klang des Wassers ergibt Vorzeichen: wenn de See in'n Osten so schoelt [hohl rauscht], dann ward't slicht Wäder (Börgerende bei Warnemünde, G. S. 11). Bauernregeln der Lüneburger Heide (Kück S. 119) nehmen das Gehör aus Westen oder Nordwesten als ungünstiges Wetterzeichen. In Ostfriesland heißt es: t' Norder Heff [Wattenmeer] bullert, dann zieht ein Sturm herauf (L. S. 10 Nr. 130). Vom Wind ist die Rede, aber das Wasser ist gemeint: de Südwestenwind roort so, dat gift Unwäder (Wustrow, Wo.). Verse dazu haben die Bretonen mehrfach (Sé. II, 208). Klingt dort die See in manchen Fischerorten von dieser oder jener Richtung, Dörfern oder Klippen her hohl, so kommt schlechtes Wetter. Der Klang heißt in Schottland the song of the sea, in England calling of the sea, ein ungünstiges Zeichen. Ist allerdings in Rothearty (Schottland) das Meer von der Westküste her zu hören, so kommt gutes Fischwetter (II, 209).

16. Das Verhalten der Tiere ergibt viele Vorzeichen. Zuerst die Fische selber: „Es ist den Fischern bekannt, daß eine Kälte vor der Tür, wann die Fische sich in die Tiefe hinunter lassen" (1706, Schweiz. Idiotik. 1, 1099). Gehen zu Michaelis die Fische hoch, kommt viel schen Weder noch (Saarbrücker Gegend, Rhein. Wörterb. II 488). De Fische sprenge, et göft e Gewidder on Doneschur (Düsseldorf-Nieder-Cassel, Rhein. Wörterb. II 88). An der Küste sind es die Möwen.

Sea-gull ist die Möwe (Ba. S. 126 f.):

Sea-gull, sea-gull, sit on the sand
It's never good weather, when you're on the land.

Das gilt von allen Seevögeln:

When sea-birds fly to land
A storm is at hand.

Wenn die „große Fischmöwe" kommt, das sind die größten unserer Möwenarten, die Mantel- und die Heringsmöwen, beide an der schwarzen Decke zu erkennen, dann gibt es Sturm (Boizenburg an der Elbe, G. S. 11). Das ist eine zutreffende Prophezeiung, wenn sie mal so weit binnenwärts erscheinen. Silbermöwen müssen in der mecklenburgischen Fischerregel (G. S. 11) gemeint sein: wenn de Möwen, de lütt witt Diern, so lang intrecken [so lange ins Land kommen], denn ward't Unwäder. Drei Merkmale, also drei Fischerregeln, enthält der Bericht (G. S. 11): Wenn oll Viken, dat is de mit'n swarten Kopp, so schriegt, denn ward dat Wind. De Vagels trecken sick denn up'n Hümpel tosamen. Wenn se to Land gahn, denn gifft dat Unruhwäder (Vipperow). Die Lachmöwe im Sommerkleid heißt also

„Sophie“. Der Schwan läßt seine Stimme selten hören: wenn de Swaan so jaukelt, kümmt Storm (Mecklenburg, G. S. 11). Sieht man ihn auf See schwimmen, ist er Vorbote guten Wetters (Ba. S. 126). Den Seeschwalben und den Kormoranen kann an ihrem Verhalten das Wetter abgesehen werden. Die Sturmvögel (vor allem Procella) heißen nach dem Wetter, das sie durch ihre Anwesenheit anzeigen, sie sind ozeanisch, kommen kaum mal zu uns. Springen die Delphine und Meerschweine, so gibt es gutes Wetter (Sé. II, 219). Aus der Richtung, in der sie davonschwimmen, käme der nächste Wind (We. S. 17).

Der Vordersatz ist an sich komisch, als Vorzeichen kann er ganz ernsthaft gemeint sein: Min Flöh, de Aas, de kriggt dat Rönnen, dat ward rägen (Rostock, G.). Das Laufen und Beißen der Flöhe ist auch in Bauernregeln solch Vorzeichen (Kück S. 104).

Keine Wetterregel ist: heute ist heksteken Wetter, schön warm, da kann man Hechte stechen (Mensing, Wörterb. II 719; Dithmarschen). Da ist kein Vorzeichen enthalten, sondern eine bestimmte Art von Wetter wird nach einer hierfür günstigen Verrichtung bezeichnet. Also unsere Ausdrücke: Angelwetter, Segelwetter, Spazierwetter sind nicht zu den Stichwortregeln der Schiffer, Fischer und Bauern zu stellen, die aus einem einzelnen Wort bestehen können.

Das Eigene der natürlichen Vorzeichen unserer Schiffer- und Fischerregeln ist, beim Vergleich mit denen der Bauernregeln nach den Aufstellungen von Frick (S. 13 f.): Die sonderberuflichen Vorzeichen unserer Fischer- und Schifferregeln sind in erster Linie der Segel- und der Fischwind, dann das Gewässer mit seinen Fischen und Vögeln.

Die Frösche stillen in Aberglaube, Sage, Legende und Recht.

(Zum Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens III, 130 f.)

Von Hugo Hepding.

In warmen Frühlings- oder Sommernächten kann wohl manchmal auch heute noch, obwohl es sicher lange nicht mehr so viel Frösche gibt wie im Altertum und Mittelalter, das Froschgequake so unangenehm und Schlafbedürftigen, Kranken oder mit ernsten Gedanken Beschäftigten derart zur Qual werden, daß man es schon versteht, wenn man nach Mitteln sucht, um diese Tiere zum Schweigen zu bringen.

Wie die spätantiken Geoponika (XIII, 18), so empfahl man im 16. Jahrhundert in Frankreich [1]) und 1786 in Krünitz' Ökonomisch-technologischer Encyklopädie [2]) - wahrscheinlich hilft das Mittel auch heute noch -, „das beschwerliche Schreyen der Frösche durch ein am Ufer [an]gestecktes Licht, oder angezündetes Feuer zu stillen". Und nach einer Erzählung von Karl Weigands Großvater, der sich um 1760 in Gelnhausen aufgehalten hatte, berichtete dort die Sage, die Bürger der Stadt hätten, als der Kaiser in seiner Burg einmal vor den Fröschen nicht schlafen konnte, das Wasser die ganze Nacht mit Lichtern umstanden, daß die Frösche schwiegen und keiner einen Laut von sich gab. Nun schlief der Kaiser ruhig, und dafür bekamen die Bürger von ihm die versprochenen Freiheiten [3]).

Wir erfahren aber auch von allerlei abergläubischen Mitteln, die man gegen die Froschplage anwandte. So berichtet Thiers in seinem Traité des superstitions (1697), daß man von der [wohl ganz besonders fetten] Fastnachtsdienstags-Fleischbrühe in die Gräben, Tümpel und Teiche goß, damit die Frösche das ganze Jahr hindurch schwiegen; und denselben Brauch finden wir auch noch im

[1]) Eugène Rolland, Faune populaire de la France XI (1910), 139.

[2]) 2. Aufl. XV, 172.

[3]) Intelligenz-Blatt d. Prov. Oberhessen 1844 Nr. 33, S. 130.

19. Jahrhundert für verschiedene Gegenden Frankreichs bezeugt [4]). In Louhans (S.-et L.) genügte es schon, wenn man am Abend des mardi-gras einen Eimer mit Spülwasser in den Teich schüttete - es mußte aber mit der linken Hand geschehen -, pour empêcher les grenouilles de crier en leur graissant ainsi le gosier (1890). In Ille-et-V. soll man dagegen am Karfreitag die fette Fleischbrühe in die benachbarten Teiche schütten, um im Sommer die Frösche nicht mehr quaken zu hören [5]). Das Schweigen der Frösche im Sommer erreicht man in Braunau am Inn, wenn man am Palmsonntag, ohne ein Wort zu sagen, dreimal um eine Froschlache oder -grube läuft [6]). (Dieses einschließende, bannende Umschreiten [7]) wird uns auch später noch einmal begegnen.) Im Traunkreis wirft man, ebenfalls am Palmsonntag, drei geweihte Palmen in die Hauslache [8]); im Arondissement Montargis besprengt man die Sümpfe am 1. Mai vor Sonnenaufgang mit Weihwasser mit einem Buchszweig, der am Palmsonntag geweiht worden war [9]). In Landshut schweigt man die Frösche, indem man Osterwasser [10]), in Schwaben, indem man etwas vom geweihten Johanniswein in den Weiher schüttet [11]). Die Slowenen werfen die Schalen der Ostereier in die Froschlache [12]). (Alles kirchlich Geweihte hat ja magische Kräfte.) Wenn in Württemberg ein Mann, der wegen des Geschreis der Frösche nicht schlafen konnte, am Karfreitag frühmorgens „ubschriee" einige Totenbeine aus einem frisch geöffneten Grab in den Teich warf [13]), so liegt da die Vorstellung von der besonderen Zauberkraft von Totenknochen zu Grunde [14]).

In vielen Sagen und Legenden wird uns von Maßnahmen berichtet, die durch unerträgliches Froschgequake veranlaßt waren.

[4]) Rolland a. a. O. III (1881), 72 f.; XI, 139.

[5]) Ebda XI, 139 f.

[6]) Ztschr. f. österr. Volksk. III 1897, 279 Nr. 14 (das Zitat bei Bächtold-Stäubli im Handwtb. d. dt. Abergl. III, 135,67 ist danach zu berichtigen).

[7]) S. u. S. 155. Vgl. Handwtb. d. dt. Abergl. VIII, 1336; 1368 ff.

[8]) Ebda III, 130 (= Heimatgaue VII 1926, 97).

[9]) Rolland a. a. O. III, 72,16.

[10]) Handwtb. d. dt. Abergl. VI, 1357 s. v. „Ostertauf".

[11]) Schwäbisches Archiv XXVIII 1910, 90, wo dies aus der mißverstandenen Benediktionsformel für den Johanniswein erklärt wird: rana bedeute da nicht das Tier, sondern die Krankheit „Frosch".

[12]) Ztschr. f. österr. Volksk. IV 1898, 149.

[13]) Höhn, Württ. Jahrb. f. Statistik und Landeskd. 1917/18, 137 = Handwörterb. d. dt. Abergl. III, 130.

[14]) Vgl. z. B. Handwtb. V, 9: Wenn man sich einen Knochen aus dem Beinhaus unter das Kissen legt, redet man nicht im Schlaf.

Wie furchtbar die Froschplage im Altertum manchmal gewesen sein muß, geht aus Erzählungen hervor, nach denen dadurch sogar ganze Völkerschaften zur Auswanderung gezwungen worden sein sollten[15]). Als St. Benoît von Macerac (Loire-Inférieure) in Pen-Bu eine Kirche baute und die Fundamente bereits über den Boden ragten, begannen Tausende von Fröschen in den benachbarten Sümpfen zu quaken und den Heiligen bei seinen Gebeten und Betrachtungen zu stören; dann stieg auch noch das Wasser, sodaß die Frösche sogar bis in den Neubau kamen. Da er sie nicht vertreiben konnte, sah er darin einen Wink der Vorsehung und verlegte den Bau seines Oratoriums etwas weiter weg in die Nähe seiner Quelle[16]).

Ein solches Zurückweichen vor den Fröschen ist indes in den Sagen eine Ausnahme; gewöhnlich gelingt es dem Helden der Geschichte, sie zum Schweigen zu bringen. Schon aus dem Altertum haben wir solche Erzählungen. Die antiken Biologen hat es sehr beschäftigt, daß in einigen Gegenden die Frösche nicht quakten[17]), und der βάτραχος ἐξ Σερίφου war sogar eine sprichwörtliche Redensart[18]). Auf dieser Insel gab es dafür eine ätiologische Sage: Perseus habe nach seinem Kampf mit der Gorgo sich am Ufer des Sees von Seriphos ausruhen wollen, habe aber infolge des Quakens der Frösche nicht schlafen können; da habe denn auf seine Bitte sein Vater Zeus den Fröschen dort ewiges Schweigen geboten[19]). Eine andere Überlieferung wollte wissen, daß der Urheber der merkwürdigen Erscheinung in Seriphos nicht Perseus, sondern Herakles gewesen sei[20]), von dem sonst eine ganz ähnliche Geschichte erzählt wird, daß er nämlich, als er im Gebiet von Rhegion von den Zikaden in seinem Schlaf gestört wurde, von den Göttern ihr Verstummen bzw. ihr Verschwinden aus der Gegend erbeten habe[21]). Während hier also die Götter auf die Bitten der Heroen in das Naturgeschehen eingreifen, ist es in einer von Sueton[22]) überlieferten Geschichte das Augustusknäblein selbst, das, nachdem es kaum sprechen gelernt hatte, schon den Fröschen auf dem Landgut seines Großvaters vor der Stadt Schweigen befahl, atque ex eo negantur

---

[15]) Wellmann, Pauly-Wissowas Real-Encyklopädie VII, 114; Tomaschek, ebda II, 2593 s. v. Autariatai.

[16]) P. Sébillot, Le Folk-lore de France IV, 119.

[17]) Wellmann a. a. O.; Büchner ebda II A, 1731.

[18]) O. Weinreich, Studien zu Martial (1928), 158 Anm. 122a.

[19]) Älian περὶ ζώων III, 37.

[20]) Antigonos Karystios, hist. mirab. 4.

[21]) Solinus 2. 40; Diodor Sic. IV, 22. Vgl. Sestieri, Epigraphica II 1940, 21 f.

[22]) Augustus 94, 7.

ibi ranae coaxare[23]). Diese Wundergeschichte ist ein besonders hübsches antikes Beispiel für das von Weinreich in den „Studien zu Martial" behandelte Verhalten der Tiere zu numinosen Personen in Sage und Legende[24]).

Eine schöne hierher gehörende Parallele aus dem Orient lernte ich durch E. Rolland[25]) kennen: Der persische Dichter Dschami erzählt von dem Sultan Adhad Eddulat im 10. Jahrhundert, es hätten ihn einst beim Empfang eines byzantinischen Gesandten die Frösche in dem benachbarten Teiche sehr gestört. Da gab er einem Bedienten ein Papier, in dem sich ein Mittel befand, das die Kraft hatte, sie zum Stillschweigen zu bringen, und sagte ihm dabei: „Wirf dieses Papier in das Wasser und sag' beim Hineinwerfen: „Hier ist ein Befehl des Sultans Adhad Eddulat, der euch verbietet, ferner seine Ruhe zu stören." Sogleich schwiegen die Frösche still zur größten Verwunderung des Gesandten, der bei sich selbst sagte, wie man nachher erfahren hat: „Dieser Monarch muß eben die Macht haben, die Salomo[26]) gehabt hat, weil ihm die Tiere gehorchen" [27]). - Hier mag nun noch eine japanische Legende aus Tokyo ihren Platz finden: Einst störten die Frösche mit ihrem Abendlied den frommen Shogei [Gründer eines berühmten Tempels der buddhistischen Jodosekte] in seinen Betrachtungen, da „versiegelte er ihren Mund". Noch heute quaken dort die Frösche nicht. Das Haus am Teich trägt davon den Namen „das Haus ohne Ton" [28]).

Ungemein häufig ist das Motiv des Froschstillens in den christlichen Legenden[29]). Die Mönche des Klosters Chorin mußten, als das ihre Andacht störende Gequäk der Frösche im Mariensee gar kein Ende nehmen wollte, Gott bitten, diese auf ewig verstummen zu machen[30]). Und auch die Nonnen eines Klosters von Ermeton

[23]) Deonna, Rev. de l'hist. des religions LXXXIV 1921, 81 f.

[24]) A. a. O. S. 157 f.

[25]) A. a. O. XI, 141.

[26]) Vgl. J. de Vries, Die Märchen von klugen Rätsellösern (FFC. 73), S. 330.

[27]) Barth. d'Herbelot, Orientalische Bibliothek I (Halle 1785), 170.

[28]) Emil Schröder, Ztschr. f. Missionskde u. Religionswiss. XXXVI 1921, 117.

[29]) Ch. Cahier, Caractéristiques des saints (1867) I, 274 ff.; P. Saintyves (= E. Nourry), Les saints successeurs des dieux (1907), 251 f.; P. Toldo, Studien z. vergl. Literaturgesch. VIII 1908, 32; H. Günter, Legenden-Studien (1906), S. 158; ders., Die christliche Legende des Abendlandes (1910), S. 82 f.; H. Delehaye, Les légendes hagiographiques[3] (1927), S. 33.

[30]) Adalb. Kuhn, Märkische Sagen S. 207 Nr. 192.

Jur Biere in Belgien baten Gott um Befreiung von der Froschplage. „Deshalb sind die Frösche von Behoute stumm geworden" [31]).

Die Heiligen „wirken, dem Dogma zufolge, in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti, wie Perseus seinen Vater Zeus bittet; aber tatsächlich gelten sie doch selbst als numinose Personen, denen die ἄλογα ζῷα gehorchen und huldigen". Dies Wort Weinreichs [32]) wird schön illustriert durch die Legende der hl. Ulphia. Diese lebte im 8. Jahrhundert unter der geistlichen Leitung des Einsiedlers Domitius an den Ufern der Noye bei Amiens. Er pflegte sie an ihrer Zelle zu den Vigilien abzuholen. In einer warmen Sommernacht hatte sie sich nach dem Completorium, müde vom eifrigen Beten, in ihren Kleidern etwas niedergelegt; aber die Frösche machten solchen Lärm, daß sie nicht zur Ruhe kommen konnte. Endlich versank sie in einen tiefen Schlaf. Als nun Domitius mit seinem Stock an die Tür klopfte und ihr rief, erhielt er keine Antwort. In der Meinung, sie sei schon weggegangen, eilte er zum Gottesdienst. Als er sie dort nicht sieht, kehrt er eilends zu ihrer Zelle zurück. Ganz erschöpft kommt er an, da kommt sie gerade heraus und, als sie ihn sieht, sagt sie: „Gott verzeihe dir, daß du mich heute, als du zu den Vigilien gingst, nicht gerufen und geweckt hast." Er erwidert, er habe ihr fünfmal gerufen, aber keine Antwort erhalten. Da erkannte die hl. Jungfrau, daß der Lärm der Frösche daran schuld gewesen sei, daß sie es nicht gehört und nicht wach geworden sei, und sie kniet nieder und bittet Gott, dem Quaken dieser Frösche ein Ende zu machen, daß sie von nun an bis in Ewigkeit schweigen, sie und alle ihre Nachkommen, und zu ihnen gewendet spricht sie: Perpetuum silentium vobis impono. Und seitdem wird hier und in der ganzen Nachbarschaft kein Frosch gehört. Über ihrem Grab wurde ein Kloster des hl. Geistes gebaut, und auch da ertönt kein Froschgeschrei [33]).

Der hl. Hervăus war auf einer Reise wegen des Baus eines Klosters bei einem gewissen Woigonus in dem Ort Launguedrec in der Bretagne zu Gaste. In den Sümpfen und Fischteichen hauste eine gewaltige Menge von Fröschen, die mit ihrem Quaken den Dorfbewohnern sehr lästig waren. Als sie während des Abendessens wieder mit

[31]) Rev. des trad. popul. XIV 1899, 401; Sébillot a. a. O. III, 261 f.

[32]) A. a. O. S. 159.

[33]) Acta Sanctorum Boll. 31. Jan. II (1643), 1122; Cahier a. a. O. I, 275: In der sog. prairie de Sainte Ulphe ist's noch heute unerhört, daß die Frösche dieses Gebot übertreten. Die Heilige wird dargestellt betend auf einem Stein sitzend und neben ihr auf den Steinen eines Tümpels ein quakender Frosch (Abb. bei Cahier a. a. O.).

ihrer gewohnten Musik begannen, klagte der Gastfreund über diese Plage. Der Heilige nahm seine Zuflucht zum Gebet, und sofort schwiegen die Frösche. Da sagte einer der Anwesenden: „Wenn jetzt von allen den verstummten Fröschen einer allein quakte, würde ich diesen Mann für einen Heiligen halten." Kaum war dies Wort gefallen, da begann auch schon ein einziger Frosch unaufhörlich zu quaken. Als Woigonus dies Wunder sah, schenkte er dem Heiligen alles Holz, das er für den Klosterbau nötig hatte, sowie viele Ländereien und Dörfer und empfahl sich seinen Gebeten [34]). Nach einer Variante dieser Legende war St. Hervé ein Barde, der bei einem Gastmahl musizierte und dabei durch das Gequake der Frösche gestört wurde; aber sie wurden von ihm sofort zum Schweigen gebracht bis auf einen einzigen [35]).

Ganz ähnlich erzählt die Legende vom hl. Regulus, Bischof von Senlis: Er hatte einst gegen Abend in einem Dorf zu predigen; das Kirchlein war für die Menge der Zuhörer zu klein, deshalb sprach er im Freien. Aber trotz der vielen Menschen, die ringsum standen, lärmten die Frösche des Teiches. Der Heilige ertrug nicht hanc taediosam ranuncularum inquietudinem, wandte sich mit strengem Blick nach ihnen um und befahl ihnen: Silete, silete omnes, nisi solummodò una vestrarum ob huius testimonium mandati! Sie gehorchten sofort dem Befehl, und wunderbarerweise ahmt noch jetzt ihre Nachkommenschaft den Gehorsam ihrer Mütter nach, derart, daß dort alle Frösche mit Ausnahme eines einzigen schweigen [36]).

Auch der Erzbischof Rainald von Ravenna († 1321) wurde einmal bei der Predigt in einem Dorf am Po von Fröschen gestört. Er befahl ihnen im Vertrauen auf Gott Schweigen, und sie gehorchten seinem Wort wie einem Befehl Gottes, gleich als ob sie vernünftige Kreaturen wären, und schwiegen zur Verwunderung der Zuhörer auf der Stelle [37]).

---

[34]) Acta Sanctorum 17. Juni III (1743), 369; Alb. Le Grand, Les vies des saints de la Bretagne Armorique [5] (1901), 236.

[35]) Cahier a. a. O.

[36]) Acta Sanctorum 30. März III (1668), 819. 824. Er wird von Fröschen umgeben dargestellt: Thurg. Beitr. z. vaterl. Gesch. XXIII 1883, 105.

[37]) Ebda 18. August III (1752), 695. Wenn von dem Augustiner-Eremiten Jakob de Cerqueto, von dem die Bollandisten zum 17. April keine Legende gedruckt haben und von dem sie sagen, daß er die 83 Jahre seines Lebens dans la plus grande obscurité verbracht habe (Anal. Boll. XVI, 359 f.), mitgeteilt wird, daß er „die Frösche zum Schweigen und Verschwinden brachte, wenn sie ihn beim Predigen störten oder die Gegend durch ihre Überzahl belästigt wurde" (Frz. v. Sales Doyé, Heilige und Selige der katholischen Kirche I, 542), so geht dieser Wortlaut

Der hl. Georg von Suelli in Sardinien wurde auf einer Reise von der Nacht überrascht und legte sich in der Nähe eines Sumpfs zur Ruhe nieder. Aber die zahllosen Frösche, garrula continuo coaxantes voce, ließen ihn nicht schlafen. Da ließ er ihnen durch seinen Diakon befehlen, in der Nacht nicht mehr zu quaken. Und alsbald ward es still, als wenn kein einziger Frosch im ganzen See wäre [38]).

Péan Gâtineau (13. Jh.) schildert in seiner Dichtung über das Leben des hl. Martinus die Pilgerfahrt des Bischofs und des hl. Briccius zum hl. Silvanus nach Levroux. In Argy machten sie Halt, um die Messe zu halten. Aber in einem Graben neben der Kirche lärmten die Frösche derart, daß Martinus sein eigenes Wort nicht hören konnte und genötigt war, die heilige Handlung zu unterbrechen. Er schickte St. Briccius zum Teich, um sie zum Schweigen zu bringen. Nach der Messe setzten die Pilger ihren Weg nach Levroux fort. Da fiel es Martinus plötzlich ein, daß sie Argy verlassen hatten, ohne den Fröschen ihre Stimme wiedergegeben zu haben. So schickte er Briccius zurück, um seinen Befehl aufzuheben. Der beugte sich zum Graben und sagte:

> Raine, Martin te mande
> que tu chantes et te commande.

Ein einziger begann darauf zu singen. Aber seitdem, so erzählte man, singen dort die Frösche nicht mehr [39]).

In der Regel wird als Grund für das Stillen der Frösche durch die Heiligen angegeben, daß sie sie bei ihrem Beten oder Meditieren störten. Audönus (Saint Ouen) von Rouen z. B., in seinen Betrachtungen inconditae vocis offensus asperitate, murmura fracta ranarum jussionis auctoritate silentium tenere praecepit. Wie von einem Donnerschlag getroffen, verstummte ihr insuavis cantus [40]).

Der hl. Jacobus de Marchia brachte die Frösche zum Schweigen, weil sie ihn beim Breviergebet belästigten [41])

über Stadler auf Wolfg. Menzel, Christliche Symbolik (1854) I, 302, nicht auf einen Legendentext zurück. Das in den Anal. Boll. a. a. O. besprochene Schriftchen ist mir nicht zugänglich.

[38]) Acta Sanctorum 23. April III (1675), 216.

[39]) Sébillot a. a. O. III, 261; H. Lapaire, Les légendes berrichonnes (1927), 270 ff. (auch eine Bestrafung der Hähne mit Stillschweigen, das der hl. Ursinus ihnen auferlegt hatte, hob St. Martinus wieder auf).

[40]) Acta Sanctorum 24. August IV (1752), 800. Für die Schilderung des unleidlichen Froschgequakes finden die Legendentexte immer neue Ausdrücke.

[41]) Cahier a. a. O. I, 275 nach einem Drama von Dom Joseph Fern. de Bustamante.

Die hl. Senorina, Äbtissin des portugiesischen Klosters Basto, machte auf einer Reise mit ihren Nonnen an einem schönen Ort Halt für die Rezitation des divinum officium, aber ihre Devotion wurde a rauco ranarum strepitu behindert. Tunc Sancta garrulas animalium molestorum voces consopire disponens, ne in ceterum perstreperent, imperavit [42]).

Ein Reisender des 17. Jahrhunderts berichtet von einem Teich beim Franziskanerkloster von Montpellier, dessen Frösche nach Aussage der Leute nicht quaken, seitdem ihnen der hl. Antonius von Padua, den sie in seinen Gebeten und Meditationen unterbrochen hätten, Schweigen befohlen habe [43]); man versichere, daß, wenn man Frösche von einem andren Ort in diesen Teich bringe, sie hier stumm werden, und umgekehrt, daß Frösche aus diesem Teich in einem andren sich als tüchtige Quaker erweisen [44]).

„Johann das Lamm [Johannes Agnus] betete eines Tages in der Gegend von Namur; doch mitten in seinem Gebete begann eine zahllose Menge von Fröschen in der Nähe zu schreien Quakquak. Das störte den Heiligen so, daß er nicht fürder beten konnte, und in heiligem Zorn beschwur er die Frösche, für ewig von dem Orte zu weichen. Die Frösche schwiegen zur Stunde und hüpften alle weg" [45]).

Auch von einem Einsiedler, der an einem Bach bei Avort in Anjou seine Zelle hatte, wird erzählt, er habe bei seinen Gebeten unter dem Lärm der Frösche und Enten gelitten: à bout de patience, l'ermite „conjurit" les grenouilles et les canards [46]).

Auch der erste Abt des Klosters Sittichenbach, ein heiliger Mann von großer Wunderkraft, gebot in heiliger Entrüstung den Fröschen der Klosterteiche, die ihn in seinem Gebete störten, zu schweigen; seitdem ist dort kein Frosch mehr zu hören [47]).

Nach einer Überlieferung aus Polnisch-Oberschlesien soll auch der hl. Adalbert den Fröschen, weil sie ihn im Beten störten, die Mäuler gestopft haben, daß sie sie vor Adalberti (23. April) nicht öffnen können. Fangen sie aber vor A(da)lberti an zu schreien, so müssen sie

---

[42]) Acta Sanctorum 22. April III (1675), 75. Ähnlich Cahier a. a. O. I, 275.

[43]) Rev. des trad. popul. VI 1891, 623; Sébillot a. a. O. III, 261. Nach L. de Kerval tat Antonius das Wunder um der Mönche willen: Saintyves a. a. O. S. 251.

[44]) Genau so, wie das die Alten von den Fröschen von Seriphos erzählten.

[45]) Joh. Wilh. Wolf, Deutsche Märchen und Sagen (1845), S. 423 Nr. 299.

[46]) Bonnemère, Rev. des trad. popul. I 1886, 49.

[47]) Herm. Größler, Sagen der Grafschaft Mansfeld (1880), S. 44 f.

so viele Tage, als sie dies vorher getan haben, nach A(da)lberti verstummen [48]).

Der hl. Lidanus erbaute in sumpfiger Gegend bei Sezze an der Via Appia ein Kloster und eine Basilika der hl. Cäcilia. Mit seinem Stock auf den Sumpf schlagend, befahl er den Fröschen: Date honorem Deo et tantam confusionem auditui nostro inferre nolite: quoniam de vocibus hominum magis credimus delectari Dominum quam vestris. Bis zum heutigen Tag hört man dort keinen Frosch [49]). St. Lidanus ist daher Patron gegen die Froschplage [50]).

Anders als St. Lidanus dachten der hl. Benno und auch der hl. Franz [51]). Von Bischof Benno von Meißen erzählt die Legende sehr schön und fromm: „Er hatte im gebrauch vnnd gewonheit, daß er zu zeiten im Feldt bettet, vnd heilige Ding in der still betrachtet, daran jme die Frösch in ainer Pfützen mit jrem gwagxen sehr verdrießlich waren, derhalben er jhnen stillschweigen gebot, so sie stracks hielten. Vber ein klaines fiel jhme ein, daß geschriben steht: Die grossen Walfisch, vnd was sich in den Wassern beweget, sollen den Herrn benedeyen: Alle wilde Thier, vnd vnuernünftig Vieh benedeyen den Herrn. Also möchte etwo der Frösch plappern GOTT angenemer, dann sein Gebett seyn, hiesse sie gleich mit jhrem gewöhnlichen Gesang, Gott zu Lob, fort fahren, darauff hebten sie mit macht wider an zu schreyen, daß es in dem Felde erklunge" [52]).

Bei der großen Liebe des hl. Franz von Assisi auch zu den Tieren ist es natürlich, daß die Legende, wenn sie auch von ihm das Froschwunder erzählt, ihn ganz ähnlich handeln läßt. In dem Leben des Heiligen von Bernardus de Bessa heißt es: Als ihn einmal die Frösche in dem Teich in der Nähe der Kirchtür bei seiner Predigt belästigten, befahl er ihnen Schweigen, um auch selbst Gott loben zu können. Sie schwiegen nun auch weiterhin, bis er nach einiger Zeit wieder zu der Kirche kam und erfuhr, daß die Frösche seit seinem Wort immer geschwiegen hätten: da befahl er, daß sie in gewohnter Weise ihren Schöpfer lobten, bedauernd, daß er sie so lang daran gehindert habe [53]).

[48]) R. Kühnau, Schlesische Sagen III, 298 Nr. 1664; Handwtb. d. dt. Abergl. I, 164.

[49]) Acta Sanctorum 2. Juli I (1746), 344.

[50]) Doyé a. a. O. I, 692.

[51]) S. auch oben die Legende von St. Martinus S. 152.

[52]) Fr. Sieber, Sächsische Sagen (1926), S. 20; Meiche, Sagenbuch des Kgr. Sachsen S. 643 Nr. 794e.

[53]) Analecta Franciscana III 1897, 678.

Sogar auf Luther wurde das Froschwunder übertragen. Als er die heilige Schrift in Wittenberg übersetzte, hätten ihn die Frösche im Schanzgraben, der hinter dem Kloster wegläuft, unaufhörlich gestört. Deshalb hat er sie verwünscht, und seit der Zeit läßt sich keiner mehr dort hören [54]).

Als einstens der Pfarrer von Weissenstadt (Fichtelgebirge) auf der Kanzel [54a]) stand, schrieen die Frösche in dem großen Weiher so stark, daß er dadurch beinahe in der Predigt irre gemacht worden wäre. Da kam er in einen solchen Zorn und Eifer, daß er alle Frösche im Weiher verfluchte, so daß sie auch wirklich alle sogleich stumm wurden und starben. - Warf man einen Frosch in den Weiher, so suchte er herauszukommen oder starb sogleich.

In einem der beiden Weiher bei der Mühle von Reumont bei Solrinnes sind die Frösche stumm. Die Mönche, die sie in ihrem Gebet gestört hätten, sollen sie einst beschworen (conjurées) haben [55]).

Unter der Rechenberger Burg ist ein See, dabei eine Kreuzkapelle, in der man früher die Vesper betete. Die Frösche schrieen so laut durcheinander, daß die Geistlichen nicht mehr beten konnten. Sie beschworen sie und hatten von nun an Ruhe. Jetzt noch soll kein Frosch Jahr aus Jahr ein sich hören lassen, während im benachbarten Schwindelweiher alles zusammenquakt [56]).

Nicht bloß Heiligen [57]), Geistlichen und Mönchen schreibt man das Stillen der Frösche zu. Als ein Herr von Redern im märkischen Dorf Schwante in einem Frühjahr schwer krank darniederlag und durch das Quaken der Frösche nicht schlafen konnte, erbot sich ein armer Mann, der um einen Almosen bat und von der Sorge um den Kranken erfuhr, die Froschplage zu beseitigen. „Er begab sich hierauf fort, umging den adligen Hof im Kreise [58]), soweit als ihm gedäucht, daß der

[54]) Aus Querfurt: Adalb. Kuhn u. W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche S. 136 Nr. 158; vgl. a. Meiche a. a. O.

[54a]) A. Schöppner, Sagenbuch der Bayerischen Lande I, 179 f. Nr. 174. Es wird aber auch erzählt, der Pfarrer und die Einwohner hätten sich mit einem „Landstreicher" abgefunden, der für eine Summe Gelds alle Frösche aus dem Weiher verbannte.

[55]) A. van Gennep, Le folklore de la Flandre et du Hainaut français II (1936), 705.

[56]) Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben I, 116 Nr. 173.

[57]) Legenden, in denen andere Tiere auf Befehl der Heiligen schweigen müssen oder verschwinden, s. bei Delehaye a. a. O. S. 33 Anm. 5, Toldo a. a. O. S. 32 ff.; Günter, Die christliche Legende des Abendlandes S. 83.

[58]) Vgl. oben S. 147 Anm. 6 und 7.

Frösche Stimme verdrießlich sein könne, gebrauchet darunter seine Wissenschaft und bringet damit zu Wege, daß der Frösche Geplärre aufhört. Und in diesem Stande ist es hernach mit den Fröschen bis auf diesen Tag geblieben, also daß sie zwar in dem Wasser und Morast bei dem adligen Sitz gefunden werden, aber kein solch Geschrei, als außer diesem Zirkel verführen. Das würde aber hundert Jahr währen, hat der Mann gesagt, und die sind noch nicht um" [59]).

Im 18. Jahrhundert war das Leumnitzer Gut im Besitz der Familie von Freiesleben. Als einst die Gutsherrin in den Wochen lag und nachts wegen des Teufelslärms der Frösche nicht schlafen konnte, übernahm es eine Zigeunerfrau [60]), die Frösche zum Schweigen zu bringen. „Noch heute hört man im ganzen Dorf Leumnitz keinen Frosch mehr quaken" [61]). - Auch in Sohra bei Bautzen waren es Zigeuner, die dort die Sperlinge aus dem Dorfe verwiesen und das Quaken der Frösche besprochen haben, so daß dort von allen Fröschen auch nicht einer quakt [62]).

Das Quaken der Frösche im Teich des Dörfchens Döhlen bei Pielitz hat 1813 ein fremder verwundeter Offizier, der dort in Quartier lag und darunter litt, besprochen [63]).

Die Frösche im Wallgraben des Schlosses Tschammerhof hat ein Kammerjäger, indem er einen Zauberspruch über das Wasser sprach, zum Schweigen gebracht [64]).

In dem Weiher neben dem Schloß zu Pleystein „würdt nie kein Frosch gehört, gesehen oder gespürt. Soll daher kommen, daß ein Landgraf von Leuchtenberg, derorten residiert und sein Gemahlin in den 6 Wochen die Frösch nicht hören können, sie solche hab verfluchen lassen" [65]). - Nach anderen war es eine Leuchtenbergische Landgräfin, die auf der Burg von Bleystein ihre Tage im Dienst des Herrn beschließen wollte, aber in ihrer Andacht von den quakenden Fröschen unten im Schloßteich gar oft gestört wurde, und daher einmal auf den Söller hinaustrat und über die lärmenden Schreier das Kreuzzeichen mit der Hand machte, worauf sie verstummten. Oder es soll ein

[59]) Adalb. Kuhn, Märkische Sagen und Märchen S. 162 f. Nr. 154 = J. D. H. Temme, Die Volkssagen der Altmark (1839), 112 ff.

[60]) Über die Zauberkunst der Zigeuner s. Wuttke-Meyer, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart ³ S. 149 f.

[61]) Rob. Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes (1871), S. 230 Nr. 580.

[62]) Meiche a. a. O. S. 588 f. Nr. 732. 733.

[63]) Ebda S. 589 Nr. 733.

[64]) Kühnau, Schlesische Sagen III, 297 Nr. 1661.

[65]) Frz. v. Schönwerth, Oberpfälzische Sagen, Legenden, Märchen und Schwänke. Aus d. Nachlaß hrsg. v. K. Winkler, S. 59.

krankes Burgfräulein, das durch das Froschquaken sehr belästigt wurde, aus dem nahen Kloster einen Franziskaner kommen gelassen haben, der die Frösche im Weiher bannte. Seitdem sind sie stumm, und es bleibt auch keiner lebend, den man hineinwirft [65a]).

An einem Sommerabend quakten im Dorfteich von Grochwitz die Frösche so laut, daß die in der Schenke sitzenden Bauern sich bei ihrer Unterhaltung nicht verstehen konnten. Da meinte ein fremder Mühlbursche, „wenns ihnen auf ein paar Gläsel Schnaps nicht ankomme, so wolle er wohl den Fröschen Ruhe gebieten. Er ging deshalb auch hinaus, während jene noch darüber spotteten; kaum aber, daß sie ihn mit einer Gerte dreimal haben in den Teich schlagen [66]) sehen, so hatte das Quaken auch schon aufgehört. Und es ist eine allbekannte Wahrheit, daß man bis auf diesen Tag keinen Frosch in Grochwitz wieder hat quaken hören, obschon der Teich noch vorhanden ist und die ganze Sache länger schon her als 50 Jahre" [67]). - Ein Mühlbursche der Dornaischen Mühle, der vor Froschgeschrei nicht schlafen konnte, bannte ebenfalls die Frösche; seitdem hört man das ganze Brahmental aufwärts keinen Frosch mehr [68]).

Auch in der Gegend von Hartbüttel sind sie verwünscht. Eine Frau war einmal hinaus auf die Weide gegangen, um ihre Kälber zu rufen, da erhoben die Frösche ein so lautes Gequak, daß die Kälber, so hoch auch die Frau ihre Stimme erhob, nichts davon hörten. Da wurde die Frau zuletzt unmutig und verwünschte die Frösche, und seit der Zeit sind sie stumm geblieben bis auf diesen Tag [69]). - Schöner erzählt ist die Variante dieser Geschichte aus der Lüneburger Heide: „Bi Hiddingen is mâl'n Bûr wên, den sünd de Rinder weglôpen. He söcht un söcht, um wenn he mâl lûstern wull, ob he wol bölken hören könne, denn krölt de Pongen datwischen. Tolest ward'e slecht un verflökt de Pongen, se schullen ewig swîgen. Dôr was't still, un sit de Tîd is dôr nên Pong' mehr to hören" [70]).

Von den Fröschen zu Chorin [71]) heißt es auch, daß, als das ganze Kloster verwünscht worden war, auch die Frösche mit verwünscht und zu ewigem Schweigen verdammt worden seien [72]).

65a) Fr. Schönwerth, Aus der Oberpfalz II (1858), 176.

66) Vgl. oben S. 154 die Lidanus-Legende.

67) Eisel a. a. O. S. 231 Nr. 581. 68) Ebda Anm.

69) A. Kuhn u. W. Schwartz, Norddeutsche Sagen ... S. 270 Nr. 303.

70) Kurt Heckscher, Heidmärker Volkskunde (1938), S. 68 § 61, 1.

71) S. oben S. 149.

72) Adalb. Kuhn, Märkische Sagen S. 207 f. Nr. 192. Hierher gehört auch noch die S. 155 Anm. 54a angeführte Variante der Sage aus Weissenstadt.

Anhangsweise mag hier noch erwähnt werden, daß in einer russischen Variante des „Märchens vom Zarensohn" als eine der Proben, durch die sich der Held als königliches Kind erweist, auch die erscheint, daß auf sein Geheiß die Frösche mit Quaken aufhören [73]).

Eine andere Sagengruppe beruht auf mittelalterlichen Rechtsbestimmungen über Lehens- und Frondienstverpflichtungen, die Jakob Grimm in seinen „Deutschen Rechtsaltertümern" in dem Abschnitt über „Dienste aus Hoffahrt und Mutwillen" behandelt hat [74]) und deren Spuren er „während dem 14.-15. Jahrhundert nicht bloß im nördlichen Frankreich, hauptsächlich in Lothringen [75]), sondern bis in's Trierische und in die Wetterau" verfolgen konnte. Das von ihm dafür beigebrachte Material aus Roubaix bei Lille, Laxou bei Nancy, Montureux in Lothringen [76]) und aus den Weistümern von Wichterich (1413) und Völklingen (1422) [77]) (dazu noch ein Verweis, der diese Rechtsgewohnheit vielleicht auch für die Lombardei bezeugt), läßt sich heute wesentlich ergänzen; die zeitliche und örtliche Verbreitung erweist sich jetzt als viel größer, als man bisher annahm; auch J. Grimm war überzeugt, daß der Gebrauch „noch älter und ausgebreiteter war".

Mit Recht hat v. Künßberg auf die Bedeutung einer Motivforschung auch für die volkstümlichen Rechtsquellen hingewiesen [78]). Eine möglichst vollständige Sammlung der Zeugnisse für die einzelnen Motive ist dafür natürlich die notwendige Grundlage. So mag denn das, was ich bisher an Ergänzungen zu Grimm gefunden habe, hier eine Stelle finden.

Schon in den Nachträgen zu den RA. [79]) wird auf ein flandrisches Zeugnis aufmerksam gemacht. Danach gab es im 16. Jahrhundert im Kirchspiel Hoimille ein erbliches Lehen, dessen Inhaber gehalten war, dem Grafen, wenn er in Berghes war, mit einem Stock zu dienen, um die Frösche und andren Tiere in den Gräben zum Stillschweigen zu

[73]) Jan de Vries, Die Märchen von klugen Rätsellösern (FFC. 73), S. 330.

[74]) 4. Ausg. I, 491 ff.; Joh. Meyer, Thurgauische Beiträge z. vaterl. Gesch. XXIII 1883, 106 ff.

[75]) Leider war mir die von Rolland, Faune populaire XI, 140 dafür zitierte französische Literatur nicht zugänglich.

[76]) Dies Zeugnis auch bei Rolland a. a. O. und, etwas abweichend, bei Ch. Beauquier, Faune et flore populaires de la Franche-Comté (1909) I, 310.

[77]) Grimm, Weisthümer III, 726; II, 10; vgl. N. Fox, Saarländische Volkskunde S. 315.

[78]) Jahrb. f. hist. Volksk. I 1925, 78 ff.

[79]) a. a. O. I, 493.

bringen [80]). - In Ercé in der Bretagne erzählt man, daß die alten Herrn du Bordage die Bauern zwangen, das Wasser der Schloßgräben zu schlagen, um die Frösche am Quaken zu hindern [81]). - Der Art. 18 der Coutume von Drucat (Picardie) lautet: Item, et a ledit droit que, quant il couche et pernote en son chastiau (château) dudit lieu, tous les subgiez (sujets) dudit lieu de Drucat sont tenus batre l'ieaue (l'eau), estans auprez dudit chastiau, pour empeschier que les raines ou grenouilles ne lui faicent noise, sur peine et amende à chacun subgiet [81a]). - Um 1688 mußten jeweils am Vorabend von Johannes Bapt. die Besitzer zweier Häuser in einem Ort der Côtes-du-Nord das Wasser eines Baches beim Herrenhaus schlagen und dabei dreimal sagen:

Renouesselles, taisez vous (3 mal),
Monsieur dort, laissez dormir monsieur!

Sie mußten sich dann auf die Burg begeben und dort erklären, daß sie ihre Pflicht getan hätten, daß die Frösche nichts mehr sagten und keinen Lärm mehr machten. Dieses Servitut hieß le dépry des grenouilles [82]) In der Franche-Comté ist die Erinnerung daran noch jetzt besonders lebendig. Die von Grimm angeführte Überlieferung wird auch von Beauquier [83]) berichtet, nach ihm sangen die Landleute um den Étang de la Poche zu Louxeuil:

Pâ! pâ, renôttes' pâ!
Car veci Monsieu
L'abbé de Luxeu
Que Due gâ!

In Loulans-les-Forges (Haute-Saône) sagten die Bauern, wenn sie das Wasser schlugen:

Rânottes coisâ voue,
Monsieur lou marquis [d' Aubigny] doue.

Die Bewohner werden daher mit dem Spitznamen Rânottes geneckt [84]). Die von Bournois sagten:

---

[80]) L. A. Warnkönig, Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte III (1842), Nachtr. zum Urkundenbuch S. 77.

[81]) P. Sébillot, Traditions et superstitions de la Haute-Bretagne (1882) II, 236 f.

[81a]) Nach Bouthors, Coutume locale d'Amiens I, 484 zitiert v. Joh. Meyer, a. a. O. S. 108; er verweist auch noch auf Congrès scientifique de Douay 1836, p. 568 (mir leider nicht zugänglich).

[82]) Rolland a. a. O. III, 72 Nr. 15.

[83]) a. a. O. I, 310.

[84]) Ebda I, 310 und 311; Sébillot, Le folk-lore de France IV, 290.

R'nouillottes cazi vô,
Monsé de Vadré [= Vaudrey] dô [85]).

Die Leute von Grandfontaine-sur-Creuse (Doubs) hießen wegen dieser Verpflichtung für die Teiche um die Burg Passavant Rainettes [86]), die von Mathay (Doubs) Chape-ernouilles [87]). Und noch eine ganze Reihe von mundartlichen Bezeichnungen der Frösche als Spitznamen von Dörfern der Franche-Comté führt Beauquier in diesem Zusammenhang an. - Auch in der Côte-d'Or heißen die Bewohner von Nicey deswegen „le renouillei" [88]) - Von einer von einem Wassergraben umgebenen Burg in Burgund schrieb Bonivard 1560: Wenn die Frösche mit ihrem Schreien den Herrn am Schlafen hinderten, bestellte er seine Bauern, die verpflichtet waren, mit schönen weißen Gerten zu kommen und den Fröschen mit Schlägen zu drohen, wenn sie nicht schwiegen [89]). - In Gorze erzählte man, daß die Einwohner von Vionville als Frondienst jeden Abend Leute stellen mußten, die das Wasser des Fischteichs an der Mühle von Gorze schlugen, um das Quaken der Frösche zu verhindern, so daß die Mönche schlafen konnten [90]).

Noch im Anfang der französischen Revolution konnte am 4. August 1789 in der Nationalversammlung ein Abgeordneter aus der Niederbretagne ausrufen: qu'on nous apporte ces titres qui obligent les hommes à passer les nuits à battre les étangs pour empêcher les grenouilles de troubler le sommeil de leurs voluptueux seigneurs! [91])

Das älteste Zeugnis für das Froschstillen in Deutschland findet sich in dem Güterverzeichnis der Trierer Abtei St. Maximini aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts [92]). Darin wird neben den Verpflichtungen

[85]) Beauquier a. a.O. I, 310.

[86]) Sébillot a. a. O.

[87]) Ebda; Beauquier a. a. O. I, 311.

[88]) Sébillot a. a. O.

[89]) Rolland a. a. O. III, 72; Sébillot a. a. O. IV, 289.

[90]) R. de Westphalen. Petit dictionnaire des traditions populaires messines (1934), Sp. 326.

[91]) Nach Moniteur, Réimpreesion Nr. 33, vol. I, 280 zitiert von Joh. Meyer, Thurgauische Beiträge XXIII, 112. - Wenn man Joseph Winckler glauben dürfte, so hatte einst der Großvater des tollen Bomberg, der sich eine französische Marquise mitgebracht hatte, dieser Liaison wegen in Frühlings- und Sommernächten die Bauernlümmel bis zur Hüfte in der grünschilfigen Schloßgräfte stehen lassen, die „mit biegsamen Eschenruten jedem Froschschnäuzchen, das so pöbelhaft in die Nacht zu quaken wagte, eins auf die Nase tippen" mußten. „Silence des grenouilles nannte die Marquise diesen Spaß." (Der tolle Bomberg, S. 214 f. Ich verdanke diesen Nachweis meinem Kollegen Lic. Erwin Schmidt.)

[92]) Lamprecht führt die Stelle bei der Besprechung des Froschlehens im Mosselland Westdt. Zeitschr. VIII, 194 an (er zitiert dafür US. Max. S. 434 Mamer.

der Leibeigenen an den einzelnen Orten auch festgelegt, was die Dienstleute und Knechte des Klosters zu beanspruchen haben; bei dem luxemburgischen Ort Mamer heißt es: Villicus habet dimidium maldrum, carpentarius quartam partem, fatuus ille qui prohibet ranis cantum earum quartam partem. Dort hatte also ein beschränkter Mensch aus dem Gesinde die Aufgabe, die Frösche zum Schweigen zu bringen, und bekam dafür ¼ Malter Getreide.

Die Pröbste des Stifts S. Mariä ad Gradus zu Köln hatten zu Flamersheim ihre Vasallen. Einer, der das „Hüppelingslehen" besaß, mußte, wenn der Probst zu Flamersheim war, des Nachts in den Teichen die Frösche scheuchen, ne ranae clamorem faciant [93]). - In der Zimmernschen Chronik werden als „ain klaine Anzaigung" für die Üppigkeit der Reichenauer Äbte und Mönche die Froschlehen angeführt, „also genennet, da sondere mair und leut darauf bestellt, die auch ire lehengueter darum besessen, die haben den froschen weren sollen und verhindern, das die gaistlichen vätter vor dem retschen schlafen kunden" [94]). Ein solches Lehensgut war Rosenstauden auf der Nordseite der Insel unweit des Klosters; der Lehensmann mußte, so oft das Kloster es verlangte, nachts den quakenden Fröschen am Seeufer mit langen Stangen auf die Köpfe schlagen. Nach der Aufhebung des Klosters wurde die Lehensverpflichtung in eine jährliche Abgabe von 6 Gulden umgewandelt, die schließlich im Jahre 1830 vollends abgelöst wurde [95]). Auch die Herren von Friedingen hatten als Lehensleute des Klosters die Pflicht des Fröscheschweigens in Unlingen, einem Reichenauischen Pfarrdorf, wie es in einem alten Dingrodel heißt: „Item, es ist zu wissen, wenn ein Herr oder Prälat des Gotteshaus Richenow zu Maien kommt gen Unlengen und über Nacht wöllt da sein, begert es dann der Prälat oder Abt von den von Fridingen, so sollen sie ihre Knecht senden an die Kanzach und sollen mit

---

Herrn Dr. A. Röder, Direktor der Stadtbibiliothek Trier, verdanke ich den Nachweis, daß damit Urkundenbuch z. Gesch. der jetzt die Preuß. Reg.-Bez. Coblenz und Trier bildenden mittelrheinischen Territorien, bearb. v. Beyer, Eltester u. Goerz II (1865), 434 gemeint ist). Ein „Froschlehen" kann man das aber nicht nennen.

[93]) [Trimborn], Rheinische Provinzial-Blätter N. F. III 1836, Bd. 4, 226; Annalen d. Hist. Ver. f. d. Niederrhein XXIV 1872, 140.

[94]) Deutsches Rechtswörterbuch III, 1014.

[95]) Waibel und Framm, Badisches Sagenbuch I, 59 f. Anm.; Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben II, 185; Joh. Meyer, Thurgauische Beiträge XXIII 1883, 110 f.

Stecken die Frösch schwaigen, so fest sie können und mügen ungefahrlich" [96]).

Froschhufen werden in einem Diedenhofener Weistum von 1531 genannt: „Dargegen haben obgemelte kinder vor iren lohn und gerechtigkeit ein feldt liegendt in den fresch hauben, welches feldt den hern kein zehen geben, das sie dem herrn die fresch stillen in der süssen Zeit." - Auch ein Straubinger Urbar des 14. Jahrhunderts erwähnt „ein froschub" [97]).

Auf der Burg Herten bei Ellikon wohnte vor Zeiten ein Edelfräulein; die konnte nicht schlafen, weil die Frösche im Teiche bei Nacht einen abscheulichen Lärm verführten. Damit sie nun fürderhin nicht mehr in der Ruhe gestört würde, befahl sie den Besitzern ihrer Höfe, abwechselnd des Nachts die Frösche des Teiches zu verscheuchen oder zu schweigen. Mit der Zeit aber wurden die guten Leute von Herten dieser lästigen Nachtarbeit überdrüssig, und sie vermochten es auszuwirken, daß nachmals die Bewohner des Schlosses eigens für dieselbe einen Wächter oder Scheucher bestellten, wogegen die Lehenbauern selbst eine jährliche Abgabe, die man scherzweise den Fröschezins nannte, fortan dafür entrichteten. Auch als die Burg später nicht mehr bewohnt ward, und das Burgstall in den Besitz des Karthäuserklosters Ittingen gelangt war, zahlten die Hofleute diesen Fröschezins regelrecht an das Kloster, bis sie sich in neuerer Zeit von dieser Abgabe wie von den andern loskauften [98]).

Bis auf die neueste Zeit bezahlten die Einwohner des kleinen Dorfes Bichelsee an das Kloster Fischingen den Fröschebatzen. Diese Abgabe soll folgenden Ursprung gehabt haben: Wann nämlich die müßigen Burgherrn des eintönigen Gesanges der Frösche im nahen See befreit sein wollten, so boten sie ihre Bauern zur Froschjagd auf. Von diesem Frondienst kauften sich aber die Lehenbauern los, indem jede Haushaltung fortan jährlich einen Batzen bezahlte, welcher später beim Übergang des herrschaftlichen Besitztums dem Kloster Fischingen zukam [99]).

Die Bewohner von Florshain bei Treysa werden „die Frösche" genannt. Dieser Beiname wird zurückgeführt auf ein Recht, das im Mittelalter die Gutsherrschaft des Dorfes besessen haben soll. Danach wä-

[96]) Beck, Schwäbisches Archiv XXVIII 1910, 90.

[97]) Deutsches Rechtswörterbuch III, 1014.

[98]) Joh. Meyer, Thurgauische Beiträge XXIII, 109 f.

[99]) Ebda S. 111 f. nach Gust. Schwab, Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern (1830) II, 310. Meyer fügt hinzu: „Eine ähnliche Sage soll auch zu Wylen am Wald neben dem See erzählt werden."

ren die Bewohner des Dorfes verpflichtet gewesen, die Frösche in einem beim Dorfe gelegenen Gewässer durch Hineinschlagen in das Wasser zum Schweigen zu bringen, damit nicht durch ihr liebliches Konzert die Gutsherrschaft im Schlaf gestört würde [100]).

In Queckborn (Kr. Gießen) war eine Wasserburg. Dort erzählt man sich noch heute, daß, wenn in der Burg ein Fest gefeiert wurde oder Besuch da war, die Bedienten mit langen Stangen in das Wasser hätten schlagen müssen, damit die Frösche nicht die Herrschaften in ihrer Unterhaltung störten [101]). Aus einer alten Dienstverpflichtung der Bauern des Dorfs ist in der Volksüberlieferung hier im Lauf der Jahrhunderte ein Auftrag der Herrschaft an die Dienerschaft geworden, und die Kunde davon muß eigentlich schon als Sage bezeichnet werden.

Die Erinnerung an diese mittelalterlichen Rechtsbestimmungen ist vielerorts überhaupt nur noch in der Form der Sage oder des Schwanks erhalten. Aus der rechtlichen Verpflichtung ist ein einmaliger Vorgang geworden.

So erzählt man in der Normandie, eine Burgherrin hätte einst wegen des Froschgequaks nicht schlafen können. Da befahl ihr Gemahl den Dorfleuten, die stehenden Gewässer zu schlagen. Sie entledigten sich der Aufgabe so gut, daß auch nicht ein Schilfrohr aufrecht stehen blieb. Nach einiger Zeit kam die Burgherrin auf den Gedanken zu spinnen und befahl, ihr in den nahen Gräben eine „grüne Spindel" zu holen. Aber man fand nicht eine einzige. Sie machte den Leuten Vorwürfe, daß sie das ganze Schilfrohr zerstört hätten. Da ergriff einer von ihnen das Wort und sagte zu ihr:

Qui souffre des grenouilles,
N'a pas besoin de quenouille [102]).

Eine ähnliche Sage aus Lothringen hat vor kurzem Angelika Merkelbach-Pinck mitgeteilt: Vor vielen hundert Jahren lebte ein Graf von Püttlingen, der ging Tag und Nacht auf die Jagd und, wenn er müde war, legte er sich im Schatten der Bäume in einem Märdel nieder, weil es dort am kühlsten war. Aber er konnte nicht schlafen, denn sowie er die Augen schließen wollte, fingen die Frösche an zu quaken. Um zur Ruhe zu kommen, gab er seinen Knechten den Befehl, daß sie in der Zeit, in der er ein Mittagsschläfchen hielt, mit Weidenruten das Wasser peitschen sollten. Aber den Knechten, die von

[100]) Woringer, Volk und Scholle III 1925, 86.
[101]) Chr. Albach, Heimat im Bild (Gießen) 1939, 72.
[102]) Rolland, Fanne populaire XI, 140.

der Arbeit sehr müde waren, schien dies ein törichter Auftrag, und sie dachten: „Wenn der hohe Herr Graf arbeiten wollte, so wie wir, dann könnte er schlafen, wenn auch die Frösche noch so sehr quaken würden." Und weil sie immer so in's Wasser starrten, immer auf denselben Fleck, überkam auch sie die Müdigkeit, und sie schliefen ein. Im selben Augenblick fingen die Frösche wieder an zu quaken. Davon erwachte sogleich der Graf, und in seinem Zorn warf er einen Knecht nach dem andern in das Märdel hinein. Seit diesem Tag hatte er keine Ruhe mehr ... die vier Knechte verwandelten sich in vier Birken ...[103]).

In Failly-lès-Metz war einst in dem Unterdorf En Cheus eine Burg, die von breiten, von Fröschen wimmelnden Wassergräben umgeben war. Ihr beständiges Quaken störte den Schlaf des Burgherrn; er befahl, daß jeden Abend die jungen Leute des Orts sich an den Rändern der Gräben, jeder mit einem Stock, an dessen Ende ein torchon (Lappen, Strohwisch, Fackel?) sein müsse, einzufinden und das Wasser bis zum folgenden Morgen zu schlagen hätten[104]).

Hierher gehört natürlich auch die Geschichte von der Barbarossaburg in Gelnhausen, die wir oben S. 146 bereits mitgeteilt haben, dort sollen aber die Bürger die Frösche nicht durch Schlagen des Wassers, sondern durch Lichter zum Schweigen gebracht haben.

Sehr bekannt ist bei uns in Oberhessen die Sage von Freienseen, dessen Bewohner den Spottnamen „die Frääschgieker"[105]) oder „die Frääsch"[106]) haben. Jakob Grimm[107]) zitiert sie nach dem „Wetterauischen Geographus" des Joh. Wilh. Dielhelm (S. 138 f. s. v. Freyenseen)[108]), während Otto Schulte sie um die Jahrhundertwende in folgender Form aufgezeichnet hat: „An der Stelle des jetzigen Pfarrhauses stand einst eine Burg, in der einmal ein deutscher Kaiser, Barbarossa, übernachtete. Die Burg war aber ringsum von Sümpfen umgeben, und die Frösche in diesen quakten so laut, daß der Kaiser keine Ruhe finden konnte. Die Freienseener nahmen daher Stecken und Stangen und „giekten" die Frösche. Sie stießen nach ihnen.

[103]) Volkssagen aus Lothringen (1940), S. 88 f.

[104]) R. de Westphalen a. a. O. Sp. 326.

[105]) Crecelius, Oberhess. Wörterbuch I, 392; Schulte, Hess. Bl. f. Volksk. IV 1905, 150.

[106]) Schulte a. a. O.; K. Traum, Heimat im Bild 1937, 94.

[107]) Deutsche Rechtsaltertümer I⁴, 492.

[108]) Nach mündlicher Überlieferung „Die quakenden Frösche von Freiensee" bei J. W. Wolf, Deutsche Märchen und Sagen (1845), S. 566 Nr. 456 mit einigen Mißverständnissen; danach L. Bechstein, Mythe, Sage, Märe und Fabel II (1855), 31 („Frauensee!").

Da wurden die lauten Gesellen stille, und der Kaiser konnte schlafen. Früher soll auch in der Kirche zu Freienseen ein goldener Frosch gezeigt worden sein, den der Kaiser aus Dankbarkeit den Freienseenern geschenkt habe. Ferner habe er den Ort, der bis dahin „Seen" hieß, von allen Abgaben befreit, und seit der Zeit habe der Flecken den Namen „Freienseen" [109]). An dem Seenbach lagen außer dem Ort Freienseen die Siedlungen Baum-, Kreuz- und Oberseen, die aber schon am Ende des Mittelalters ausgegangen waren [109a]). Schon aus dem Namen Freienseen dürfte hervorgehen, daß dieser Flecken vor den anderen Seen sich gewisser Freiheiten zu erfreuen hatte. Er war aus Hanauischem Besitz 1341 in den der Heren von Falkenstein gelangt und dann bei der Falkensteinschen Erbteilung 1419 an das Gräfliche Haus Solms gekommen. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts hat Freienseen gegen die zunehmende Beschränkung seiner Rechte und Freiheiten durch die Solmser Territorialherren einen schweren Kampf zu führen gehabt, bei der die Gemeinde sich der Unterstützung der hessischen Landgrafen erfreuen durfte, die ein irgendwie entstandenes Schutzrecht über Freienseen ausübten. In den vielen Prozessen vor dem Reichskammergericht und dem Kaiserlichen Reichshofrat, Schiedsgerichts- und Vergleichsverhandlungen, die die Freienseener bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts gegen ihre Solmser Landesherrschaft geführt haben, spielt immer wieder die Behauptung eine Rolle, daß Freienseen ursprünglich ein freies Reichsdorf [110]) oder „eine Kaiserliche unmittelbare Reichspflege" gewesen sei. Karl V. hat jedenfalls 1555 einen Schutz- und Freiheitsbrief für die Gemeinde zu Freyenseen ausgestellt, der „auch nachmahls von jedesmahl regierenden allerhöchsten Kayserlichen Majestäten ... allergnädigst bestättiget worden" (zuletzt 1745), und schon 1525 hatte Karl V. auch das Wappen, das Freienseen „von vielen undencklichen Jahren her ... gebraucht und geführet, aber etliche Jahre her aus Ursachen, daß sie der Urkunde darüber ... abhändig geworden, nicht mehr gebraucht" hätte, „confirmirt, bestättet und von neuem gnädiglich verliehen und gegeben" [111]). Aus einem der Prozesse

---

[109]) Hess. Bl. f. Volksk. IV, 150 f. Vgl. zur Etymologie Weigand, Arch. f. Hess. Gesch. VII, 281; A. Götze, Hess. Bl. f. Volksk. XXXII, 105.

[109a]) Vgl. L. Volk, Die Wüstungen im Kreis Schotten: Mitt. d. Oberhess. Geschichtsver. N. F. XXXVII 1940, 24 ff.

[110]) „ein Reichsflecken": A. Fr. Büsching, Neue Erdbeschreibung VII (1768), 1170.

[111]) Abdruck Kayserlicher Privilegiorum, auch deshalb bey des Kayserl. und des H. Röm. Reichs Cammer-Gericht à multis seculis, ergangenen resp. Mandatorum & Judicatorum in Causa der ... Gemeinde, des Flecken Freyenseen, contra die Herren Graffen von Solms-Laubach (1725), S. 1.

(1554) haben wir noch einige uns hier interessierende Zeugenaussagen, die beweisen sollten, daß der „Fleck Freyenseen deren Gemeine mit Grund und Boden ein frey eigener Flecke". Da Karl Traum in einem Aufsatz „Geschichtliches über die ‚Froschsage' und das Wappen von Freienseen" [112]) die Aussagen des Lauer Cloß von Elpenrod und des Hen Blat von Herbstein mitgeteilt hat, beschränke ich mich darauf, hier nur die Aussage des Heintz Blat („Bürger und Inwohner zu Herbstein im Stift Fulda gelegen, ein Mann von 55 Jahren") im vollen Wortlaut abzudrucken [113]):

„Den Artickel nach genugsamer Erinnerung Wahr sein, Ursach seines Wissens, dann er Zeugen einen sehr alten Vatter gehabt, der seines Wissens über die hundert Jahr alt gewessen, der hette nochmahls ihme Zeugen und andern angezeigt, wie daß er von seinen Vor-Eltern so zu Engelroth gesessen, auch andern glaubhafften Leuthen gehört hät und bericht worden were, daß vor Zeiten ein Römischer König zu Freyenseen über Nacht alda gelegen were, und sonderlichen im Frühling, da die Frösche und Reuling [114]) geleicht, und geschrien hetten, daß hochbedachter Römische König seine Nacht-Ruh nicht gehaben mögen, derselbig hätte denen von Freyenseen verheissen und versprochen, wo sie die Thierer geschweigen und stillen könten, wolte Er sie und die ihren alwegen freyen, daruff die von Freyenseen ihr best gethan, und die bemelte Frösch und Röling geschweigt, daß Er sein Ruh gehabt, da hette er die Freyenseener und ihre Nachkommen gentzlichen gefreyet, und deshalben Brief und Siegel darüber gegeben, Er Zeug wisse auch nicht anders, denn sie weren in crafft und vermög derselben noch heutiges Tags frey und privilegirt."

Nach der vollständig von Traum mitgeteilten Aussage Hen Blats von Herbstein sei der Ort vor Zeiten „Sehn" genannt worden,

„da hätte sichs einmahls begeben, als ein römischer König alda fürgezogen und alda eine einöde gewesen, darzu Ihne die Nacht ergriffen, habe Er sich alda sambt den Seinen nieder gethan, und wie ihn die Frösch und Reuling des Nachts ein groß Geschrey und Wasser im Mertz gehabt, habe höchst gedachter Römischer König die Nachtbahrn daselbsten zu Freenseen, angesprochen, wo Sie die Thierer geschweigen können, wolte Er ihnen ein Geschenck und Verehrung thun, also hetten darauf mit Stangen, Knütteln und Kolben zu ihnen geworffen und geschlagen, daß sie dieselben geschweigt hetten. ... also hette Er ... sie gefreyt laut habender Brief und Siegel so Er ihnen darüber verfertigen und geben lassen hat."

Auch ein Johann Krapp von Köddingen, 78 Jahre alt, „deponirt, ... es seye vor alten Zeiten, ein König alda gelegen, der hab die Freyen-

---

112) Heimat im Bild 1937, 94 ff.

113) Nach [L. H. L. G. v. Canngießer], Ausführliche Erörterung des dem Hochfürstlichen Hauß Hessen-Darmstadt über den Flecken Freyensehen und dessen vor andern Gräflich-Solms-Laubachischen Unterthanen .... zustehenden Erb-Schutz-Rechts ... (1750), S. 77. (Nach der in Anm. 115 genannten Gegenschrift S. 175* ist diese 335 Folioseiten umfassende Akten-Veröffentlichung und Deduktion den Freienseenern „circa Vier Hundert Gulden zu stehen gekommen".)

114) Vgl. Crecelius, Oberhess. Wörterb. II, 698.

seener deromassen wie articulirt gefryet". Der Verfasser der Solmsischen Entgegnung auf v. Canngießers „Ausführliche Erörterung" macht sich über diese „Froschlegende" als „alte unwahrscheinliche Mährgen" lustig [115]), und auch v. Canngießer selbst sagt: „Es darf sich zwar niemand einbilden, als ob man die .... Historie wegen der Frösche, vor einen gewiß-untrüglichen Ursprung der Freyensehnischen Freyheiten auszugeben gemeinet seye, indeme nicht zu leugnen ist, daß dieser Umstand vielem Zweifel unterworfen" [116]). Wenn also von einer „Geschichtlichkeit der Froschnacht" [117]) kaum die Rede sein darf, so glaube ich doch, daß diese Sage der letzte Niederschlag mittelalterlicher Rechtsbestimmungen über Abhängigkeiten oder Freiheiten ist, wie wir sie oben in den von J. Grimm mitgeteilten Weistümern und in den Bestimmungen über Froschlehen kennen gelernt haben, in denen für gewisse Befreiungen von Abgaben und Diensten die Verpflichtung des Froschschweigens auferlegt worden war. Daß man in den verschiedenen „Vorzügen vor anderen Laubachischen Unterthanen und Dorfschaften", um die die Freienseener in ihren „unbändigen Freyheits-Begierden" und ihrem für ihre Gegner allerdings „unbegreiflichen Bauern-Stoltz" [118]) über 200 Jahre lang mit den Solmser Grafen prozessiert haben, mit v. Canngießer wirklich rudera immedietatis sehen darf [119]), wage ich nicht zu behaupten, möchte aber doch noch erwähnen, daß 1865 sogar ein Solmser Graf sich darüber folgendermaßen äußert: „Das Dorf Freienseen war von alten Zeiten her von den Kaisern mit Befreiung von allerlei Diensten und Frohnden, die sie früher schon den Grafen zu Hanau zu leisten hatten, begnadigt worden" [120]). Es ist schade, daß ältere Urkunden oder Weistümer darüber verloren gegangen sind. (Ich glaube, daß man auch die Gelnhäuser Sage auf ein, dort gewiß mit der Kaiserpfalz zusammenhängendes, Rechtsverhältnis zurückführen darf.) J. Grimm [121]) nahm an, die Volkssage habe den Dienst in eine

[115]) Vertheidigte Landes-Obrigkeit gegen die Mißbräuche des Erb-Schutz-Rechts, in einer besonderen Abfertigung bey Gelegenheit der Reichs-kündigen Freyensehner Sache zur Nachricht des Publici gründlich dargelegt. (Wetzlar 1752), S. 42 f.; s. a. S. 33 § 4.

[116]) a. a. O. S. 13 Anm. n.

[117]) K. Traum a. a. O. S. 95 sieht in der Verleihung des Wappens einen Beweis dafür.

[118]) Vertheidigte Landes-Obrigkeit ... S. 69 und 56.

[119]) a. a. O. S. 10.

[120]) Rudolph, Graf zu Solms-Laubach, Geschichte des Grafen- und Fürstenhauses Solms (1865), S. 165.

[121]) Deutsche Rechtsaltertümer [4] I, 491 ff.

Freiheit verdreht, und sah in dem Froschschweigen „mehr die symbolische Anerkennung der Oberherrschaft als das Vergnügen übermütiger Herrn". Die Rechtshistoriker nehmen in der Regel an, es sei eine Frondienstpflicht, die tatsächlich von den Hörigen nie ausgeübt worden sei: „vielmehr ist diese Bestimmung ein charakteristischer Ausdruck der uneingeschränkten Gewalt des Herrn über seinen Leibeigenen, der zeigt, wie weit unter Umständen die strenge Frondienstpflicht gehen konnte, und insofern liegt hier einfach eine Rechtsübertreibung vor" [122]). In einzelnen Fällen scheint es sich in der Tat um solche „Dienste aus Hoffart und Mutwillen" zu handeln. Aber wenn man hört, daß jener fatuus von Mamer für das Froschschweigen ¹/₄ Malter Getreide erhält oder daß dazu ein „Froschlehen" verliehen wurde oder dafür gewisse Freiheiten gewährt wurden, so wird man, angesichts auch der vielen Zeugnisse über die Froschplage im Mittelalter in den Legenden und Sagen, geneigt sein zu glauben, daß das Stillen der Frösche tatsächlich auch gegebenenfalls pflichtgemäß ausgeführt worden ist.

Es ist begreiflich, daß man in den Nachbardörfern gern darüber spottete und daß es wie in Frankreich (s. o. S. 160) den Anlaß zu Ortsneckereien gab. Unter den Dorfspitznamen ist ja „Frösche", „Rölinge", „Rälinger" u. ä. [123]) ungemein häufig bezeugt, und man wird fragen dürfen, ob in manchen Fällen dieser Spottname wie bei Freienseen und Florshain nicht auf eine solche alte Rechtsverpflichtung zurückgeht. Ich halte es jedenfalls mit A. Woringer für sehr wahrscheinlich, daß der Beiname der Bewohner von Riebelsdorf bei Neukirchen „Reelengsrürer" (Froschrührer) daher seinen Ursprung hat [124]). Sicher ist das noch für Großweier (Bühl), wenn auch die Erklärung nicht mehr ganz der Sache gerecht wird: Es heißt, dort seien die Männer mit Stangen ausgezogen, um die Frösche, die im Weiher neben der Kirche den Pfarrer störten, zu fangen(!). „Daher sind sie die Frösch" [125]). Eine Schildbürgergeschichte wird von den Bopfingern erzählt: Die Frösche im Stadtgraben schrien immer so, daß einem Hören und Sehen verging. Man beschloß das von nun an nicht mehr zu

[122]) Bernh. Thormann, Über den Humor in den deutschen Weistümern (Diss. Münster 1907), S. 27.

[123]) S. z. B. Wilh. Hoffmann, Rheinhess. Volkskunde, S. 149 und in Volkskundl. Ernte (1938), S. 83; Vilmar, Idiotikon S. 330; Hessenspiegel I 1924 Nr. 33, S. 10.

[124]) Volk und Scholle III 1925, 86.

[125]) Haffner, Alemannia N. F. VIII 1907, 100.

leiden. Der Schultheiß gab dem Büttel Befehl, sogleich an den Stadtgraben sich hinauszuverfügen, hineinzuschlagen und den Fröschen zu bedeuten, „wenn sie nicht ruhig sich verhalten, würde ihnen der Stadtgraben verwiesen werden" [126]). Ähnlich, aber noch weiter als Schildbürgerstreich ausgestaltet, ist der Griesheimer Schwank, nach dem dort der Gemeinderat auf die Beschwerde eines neuen Lehrers, dessen Schulhaus in der Nähe des Sumpfes lag, mit den Fröschen gütlich zu verhandeln beschloß. Die Geschichte endet damit, daß der Bürgermeister, als er am Lande einen Frosch auf eines andern Rücken erblickt, mit Tränen der Rührung im Auge ausruft: „Seht, wie sie dem Befehl ihrer Obrigkeit gehorsam sind, sie wollen in die Fremde abmarschieren, und da hat einer gar, woran die Kinder sich ein Beispiel nehmen mögen, seinen alten Vater auf dem Rücken" [127]).

Den oben mitgeteilten Sagen viel näher steht der flämische Schwank von den „slimme mannen van Kessel": Einst besuchte der König das Dorf und blieb bei dem Bürgermeister über Nacht. In dessen Hof war aber ein Weiher, und die Frösche darin quakten die ganze Nacht. Der Bürgermeister bestellte deshalb die Bauern mit ihren Gewehren und befahl ihnen, auf jeden Frosch zu schießen, der es wagen würde zu quaken. Man kann sich denken, wie's diese Nacht zuging! Der König hat jedenfalls durch das Geknalle die ganze Nacht kein Auge zumachen können [128]).

---

[126]) Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben I, 435 Nr. 7.

[127]) J. W. Wolf, Hessische Sagen (1853), S. 160 f.; danach auch bei H. Mertens, Was sich das Volk erzählt I, 28 f.

[128]) V. de Meyere, De vlaamsche vertelselschat II (1927), 95; Aarne-Thompson, FFC. 74 Nr. 1329*; Heckscher, Handwtb. d. dt. Märchens II, 266.

Kleine Mitteilungen.

Karl Wehrhan zum Gedenken.

Von Albert Becker, Heidelberg.

Wenn wir hier, unweit des Bereichs seines langjährigen Wirkens, Karl Wehrhans gedenken, so wird das Blatt der Erinnerung, das wir ihm zum 70. Geburtstag widmen wollten, zu einem Rückblick auf dies reiche Menschenleben, das die bekannten sieben Jahrzehnte nicht mehr sich runden sah. Einer der zahlreichen neueren Volkskundler, die noch nicht zu hauptamtlich bestellten Vertretern der jungen Wissenschaft werden konnten, weil ihr die Anerkennung so lange gefehlt, hat Karl Wehrhan in nimmermüdem Fleiß und einer seltenen Tatkraft Stunden karger Muße das ungeheure Werk abgerungen, das mit seinem Namen immer verbunden bleiben wird.

Wir sprechen ja hier nur von seiner Arbeit für die Volkskunde, ohne der ganz zu vergessen, die er treu im Dienste deutscher Jugenderziehung durch die Jahrzehnte geleistet und die ihm die volle Anerkennung seiner Schüler, ihrer Eltern und seiner Berufskameraden gebracht hat. Freilich wurzelt in dieser Arbeit zu einem guten Teil die Tätigkeit des Volkskundlers, die sich auch hier, wie so oft, als blühende Ranke um das dornenreichere berufliche Tun gewunden hat.

Karl Wehrhan war am 21. Juli 1871 zu Heidenoldendorf, einem Dorfe vor den Toren Detmolds und am Fuße der (seit 1875) mit dem Hermanns-Denkmal gekrönten Grotenburg, geboren. Große deutsche Erinnerungen bestimmten da mitformend die Seele des jungen Wehrhan. Auf der stillen „Waldheide" aber, die sein Elternhaus trug, sprach aus vielerlei Bodenfunden zu ihm vernehmlich die deutsche Vorzeit und regte zum denkenden Suchen und Sammeln an. Der sinnige Vater zog wie Tausende seiner Landsleute vom Wanderarbeiterberuf alljährlich als Ziegler [1]), als Ziegel-

[1]) In diesem Zusammenhang sei eine Zeitungsnotiz vom Ende des Jahres 1940 hier wiedergegeben, über die gewiß auch Karl Wehrhan sich besonders gefreut hätte: In der lippischen Stadt Lage hat man mit der Einrichtung eines „Museums der Ziegelbäcker" begonnen. Die Zunft der lippischen Ziegelbäcker hatte früher in der ganzen Welt einen Namen. Ihre Anfänge sind bis in das 17. Jahrhundert zurück zu verfolgen. Es gab Dörfer in dem kleinen Lande, in denen nur Wanderarbeiter wohnten, die im Sommer irgendwo auf auswärtigen Ziegeleien arbeiteten. Bis vor wenigen Jahrzehnten waren sie in allen Teilen des Reiches und sogar im Ausland und in Übersee bekannt. In den deutschen Kolonien lernten lippische Ziegler die Eingeborenen an. Die Stadt Lage soll das Museum erhalten, weil sie in der Blütezeit der lippischen Ziegelbäcker die „Zieglerhauptstadt" war, von der aus die Ziegler im Frühjahr ihre Wanderung antraten. In dem Museum soll alles vereint werden, was zur „Ziegelbäckerei" Beziehung hat, bildliche Darstellungen der Arbeit, Verträge, Urkunden und Gegenstände des täglichen Gebrauchs der Ziegler.

meister oder „Ziegelbäcker" hinaus in die Fremde; von der Mutter hatte der begabte Knabe den Sinn für Heimat und Volkstum ererbt, die Liebe zu Lied und Märchen, Sage und Geschichte, Sitte und Brauch als köstliches Lebensgeschenk mitbekommen; seiner lippischen Heimat gehörte darum auch zeitlebens sein ganzes Herz. Dort empfing er, im Lehrerseminar zu Detmold, seine erste Ausbildung; dort wirkte er eine Reihe von Jahren als Lehrer zu Blomberg. Weitere sprachliche Studien und andere Fortbildung brachten ihm 1899 eine Berufung nach Elberfeld, 1907 aber an die Bornheimer-Mittelschule zu Frankfurt a. M.; die hier 1912 neugegründete Volta-Mittelschule leitete er zielbewußt bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1933. Nach einigen Jahren des wissenschaftlich noch so inhaltreichen „Ruhestandes" verschied Wehrhan am 31. August 1938 in seiner Frankfurter Wahlheimat; in der ersten Morgenfrühe des 3. September wurden seine sterblichen Reste auf dem Frankfurter Hauptfriedhof in aller Stille beigesetzt.

Mehr und mehr trat Wehrhan in diesen arbeitsreichen Frankfurter Jahren nach dem Weltkrieg mit einer geradezu erstaunlichen Leistung hervor. Nur größte Selbstzucht, lange Zeit unerschütterte Gesundheit, planvollste Zeiteinteilung und ein ungeheurer Fleiß können sie erklären. Es sind gerade 20 Jahre her, daß ich Wehrhan zum ersten Male in seiner damaligen Frankfurter Wohnung besuchte. Es war eben die Zeit der Mittagspause, in der ich ihn aber nicht bei der Ruhe störte: er saß an der Schreibmaschine, die vom Beruf freie Zeit für seine Sagensammlungen nutzend. Und wie viele andere berufsfreie Stunden traten so dazu! Ähnlich mußten ja wir Ältere einer heute verklingenden Volkskundler-Generation - ich nenne beispielsweise, neben vielen anderen, Namen wie Johannes Bolte, Georg Heeger, Paul Sartori, Otto Schell, Richard Wossidlo, Theodor Zink [2]) - die „Mußestunden" nützen, jener Generation, die noch nicht das Glück hatte, ihrer volkskundlichen Arbeit hauptamtlich als „Facharbeiter" zu dienen. Gerade das Beispiel Wehrhans aber zeigt, daß auch auf jene ältere Weise etwas geleistet wurde; es lehrt auch, wieviel die heutige volkskundliche Jugend jenen Alten zu danken hat.

Das Verzeichnis von Wehrhans selbständig erschienenen Schriften, das wir nach seinen Aufzeichnungen hier beifügen können, geht ja wohl über die uns zunächst beschäftigende volkskundliche Arbeit z. T. hinaus, die sich indes doch wieder von der des Berufes nicht gut trennen läßt; wir bringen deshalb das Verzeichnis ganz. Aber auch im Bereich der Volkskunde selber bleibt kaum ein Gebiet und Thema unberührt. Und zu den selbständigen Schriften kommen die ungezählten größeren und kleineren Beiträge zu Zeitungen und Zeitschriften, die er in der von ihm jahrelang sorgsam mitbetreuten Volkskundlichen Bibliographie verzeichnen konnte: kaum eine volkskundliche Zeitschrift Deutschlands, in der sein Name nicht begegnete! Die Zeitschrift des Vereins für Rheinische und Westfälische Volkskunde, die Wehrhan 1903 mitbegründete, schrieb 1931 zum 60. Geburtstag in einem Wehrhan gewidmeten Hefte (1931, 1/2) die sehr bezeichnenden Sätze [3]): „Kaum zu zählen sind die kleineren und

[2]) Der meisten Volkskundler gedenken Nachrufe auch an dieser Stelle; der Pfälzer Georg Heeger und Theodor Zink habe ich hier gedacht.

[3]) Vgl. die Gedenkworte in: „Der Westfälische Erzieher", Ausgabe Gau Westfalen-Nord, 1938, Heft 13, 1. Oktober, S. 304-305 (mit gutem Bild). Auch „Die Mittelschule", 52, 1938, Nr. 30, 14. September, S. 327-328 sowie Hinweise in Tageszeitungen des lippischen Landes (Anfang September 1938), für die ich Frau Fr. Wehrhan verbindlichst danke.

größeren Arbeiten, mit denen er der deutschen Volkskunde gedient hat, und keinem deutschen Volkskundler ist sein Name unbekannt. Mit besonderer Treue und Liebe hat er sich der Erforschung seiner alten lippischen und seiner jetzigen Heimat gewidmet." Die lippische Heimat, so bekundet sein Landsmann und Mitarbeiter A. Wiemann[4]) in Detmold, hatte in Wehrhan ihren eifrigsten volkskundlichen Sammler. Das ist fast erstaunlich, da er doch den größten Teil seines Lebens nicht auf lippischem Boden verbrachte. Aber er hat den äußeren und inneren Zusammenhang mit seiner Heimat nie verloren. Seine Ferien gehörten fast alljährlich wenigstens zum Teil seiner alten Heimat. Wurden dort Heimatfeste gefeiert, so war Karl Wehrhan in der Regel dabei. Wo es etwas zu sammeln gab an volkskundlichem Gut, im Dorfwirtshaus, auf der Straße, bei den Kindern, in Familien, Wehrhan war immer bei der Hand. So stellen seine Sammlungen geradezu ein volkskundliches Archiv dar. Da findet man Rätsel, Sprichwörter, Märchen, Sagen, Schwänke, Segen und Heilsprüche, Volkslieder, Tänze, Berichte über Sitte und Brauch in großer Mannigfaltigkeit beieinander. (Ein Teil des von Wehrhan hinterlassenen volkskundlichen Erbes ruht heute in dem Landesarchiv zu Wiesbaden.) Daß Wehrhan auch ein Freund und Pfleger der plattdeutschen Mundart und ihres Schrifttums war, braucht kaum noch besonders angemerkt zu werden. Mit der Zeit erweiterte sich aber Wehrhans Arbeitsbereich immer mehr. Zum Lande Lippe kamen Westfalen, Rheinland, Hessen. Und Wehrhan sammelte nicht nur, er gestaltete sein Sammelgut auch sprachlich, wissenschaftlich nutzbar und veröffentlichte von seinen Schätzen immer wieder, was und wie es sich für Tageszeitungen, Kalender, Fachzeitschriften oder selbständige Bücher eignete. Das geistige Gesicht seiner lippischen Heimat und anderer echt deutscher Landschaften hat Wehrhan wie kaum ein anderer vor ihm erforscht und gezeichnet. Es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, seine Veröffentlichungen gingen gewiß in die Tausende. Hingewiesen sei auch noch auf Wehrhans schriftstellerische und praktische Tätigkeit im Dienste des deutschen Rundfunks. Früh schon wies er auf die hohe Bedeutung dieses neuzeitlichen Unterrichtsmittels hin, und die „Elternstunde" wie die „Jugendstunde" des Frankfurter Senders arbeiteten lange unter seiner Betreuung.

So war Karl Wehrhans reiches und reichlich ausgekostetes Leben ein Leben im Dienste der Heimat und des deutschen Volkes. Das danken wir ihm herzlich über das Grab hinaus zur 70. Wiederkehr seines Geburtstages, den zu erleben ihm nicht vergönnt war. Wir werden seiner auch menschlich und charakterlich so gewinnenden Persönlichkeit nicht vergessen.

Verzeichnis der selbständigen Schriften.

I. Volkskundliche Schriften:

1. Die Volkskunde und ihre Beziehung zur Schule. Elberfeld 1904. A. Martini & Grüttefien bzw. Verein für rheinische und westfälische Volkskunde. 18 Seiten.
2. Mit Gunst! Sitten, Br.uche und Feste des deutschen Handwerks (= Hilgers illustr. Volksbücher 113). Berlin und Leipzig 1909. Hermann Hilger. 96 S.
3. Gloria, Viktoria! Volksdichtung an Militärzügen. 200 Wagenaufschriften- gesammelt, mit Einleitung und Anmerkungen. Leipzig 1914/15. Wilhelm Heims. 40 S.
4. Letzte Grüße! Volksdichtung in Nachdichtungen auf unsere gefallenen Helden, ausgewählt, mit Einleitung und Anmerkungen. Leipzig 1915. Wilhem Heims. 40 S.

[4]) Vgl. die in Anm. 3 genannten Nachrufe.

5. Die Sage (= Handbücher zur Volkskunde I). Leipzig 1908. Wilhelm Heims. VIII u. 162. S.

6. Kinderlied und Kinderspiel (= Handbücher zur Volkskunde IV). Leipzig 1909. Wilhelm Heims. VIII u. 189 S.

7. Lippische Volkslieder, gesammelt und hrsg. von Karl Wehrhan und Fritz Wienke. Detmold 1912. Meyersche Hofbuchhandlung. 147 S.

8. Die Freimaurerei im Volksglauben. Geschichten, Sagen und Erzählungen des Volkes über die Geheimnisse der Freimaurer und ihre Kunst. Berlin-Lankwitz 1919. Wallmanns Verlag und Buchdruckerei. 72 S. 2. Aufl. Detmold 1921. Meyersche Hofbuchhandlung. 95 S.

9. Die deutschen Sagen des Mittelalters (= Deutsches Sagenbuch I, II). Mit F. Ranke und F. von der Leyen. München 1919/20. C. A. Becksche Buchhandlung u. Verlag. VII u. 210 S.; IX u. 253 S.

10. Das niederdeutsche Volkslied „van Herrn Pastor siene Koh" nach seiner Entwicklung, Verbreitung, Form und Singweise. Leipzig 1922. Otto Lenz. VII u. 105 Seiten.

11. Lippische Mundarten. Geschichten und Gedichte, Sprichwörter, Rätsel und Reime in Auswahl. Mit H. Schwanold und A. Wiemann (= Heimatbücher für Schule und Haus I). Detmold 1922. Meyersche Hofbuchhandlung. 47 S.

12. Die Externsteine im Teutoburger Walde in Natur, Kunst, Dichtung, Geschichte und Volkssage. Detmold 1922. Meyersche Hofbuchhandlung. 52 S.

13a. Sagen aus Hessen und Nassau (= Eichblatts Deutscher Sagenschatz V). Leipzig-Gohlis 1922. Herm. Eichblatt. XVI u. 203 S.

13b. Westfälische Sagen (= Eichblatts Deutscher Sagenschatz XIV). Ebenda 1934.

14. Die schönsten Sagen der alten Reichsstadt Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1923. Englert & Schlosser. 112 S. 2. Aufl. 1929. Ebenda 131 S.

15. Vierzehn Engel fahren. Reim-, Reigen- und Rätsellust für die singende, spielende Jugend, für Sport-, Turn- und Wandervereine. Mit J. Dillmann. Frankfurt a. M. 1923. Englert & Schlosser. 86 S.

16. Frankfurter Kinderleben in Sitte und Brauch, Kinderlied und Kinderspiel (= Veröffentlichungen des Volksliedausschusses für das Land Nassau, die Stadt Frankfurt a. M. und den Kreis Wetzlar I). Wiesbaden 1929. Hrch. Staadt (ging in den Bärenreiterverlag in Kassel über). XVI u. 388 S.

17. Alte und neue Märchen aus dem Teutoburger Walde und seiner Umgebung (= Heimatbücher für Schule und Haus III). Detmold 1923. Meyersche Hofbuchhandlung. 55 S.

18. Lippske Leuer. Leuerbook für den Plattduitsken Vereun in Deppelt. Detmold 1925. Meyersche Hofbuchhandlung. 35 S.

19. Der Aberglaube im Sport (=Wort und Brauch. Volkskundliche Arbeiten namens der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde hrsg. von Prof. Dr. Theodor Siebs und Prof. Dr. Max Hippe, Heft 24). Breslau 1936. M. u. H. Markus (ging an den Verlag von Korn in Breslau über).

20. Volkskundliches Kinderleben. Lieder und Spiele, Reime und Reigen für unsere Kinder. Paderborn 1936. Ferdinand Schöningh. 96 S.

II. Pädagogische Schriften:

1. Unsere Heimat. Heimatkunde von Frankfurt a. M. Mit F. W. Schmidt. Frankfurt a. M. Fr. B. Auffahrt 1911. VIII u. 168 S. 3. Aufl. Frankfurt a. M. 1916. M. Diesterweg. X u. 184 S.
2. Lehrbuch der Geschichte für Mittelschulen. Heft I bis V in einer Reihe von Auflagen. Frankfurt a. M. M. Diesterweg. Mit Dr. H. Idelberger und H. Wittelsbach, mit Karl Grunwald und M. Lukas (soll eingereiht werden in das umfassende Geschichtswerk für die verschiedenen Schularten, das Ministerpräsident Klagges, Braunschweig, im selben Verlage herausgibt).
3. Geschichtliches Lesegut. Quellenstücke. Erzählungen und Schilderungen. Mit A. Lüllwitz und H. Wittelsbach. Frankfurt 1924. M. Diesterweg. 56 u. 40 S.
4. Biblische Geschichten im Kinderton. Langensalza 1926. Julius Beltz. 75 u. 60 S.
5. Deutscher Eichenkranz. Balladen und Heldensänge als lebende Bilder deutscher Geschichte und deutscher Taten von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Leipzig-Gohlis 1925. Hermann Eichblatt. XVI u. 425 S.
6. Contes populaires (= Diesterwegs neusprachliche Reformausgaben 37). Frankfurt a. M. 1913. M. Diesterweg. 7. Aufl. 1928. 62 S.
7. Perrault, Contes de fées (= Diesterwegs neusprachliche Reformausgaben 55). Mit G. Schmidt. Frankfurt a. M. 1923. M. Diesterweg. 58 S. 3. Aufl. 1929.
8. Francis Delaisi, La force allemande et la guerre qui vient (= Boernertexte. Neusprachliche Lesestoffe). München und Leipzig [1917]. 52 S.
9. Die ungeteilte Unterrichtszeit nach ihrer pädagogischen, hygienischen und sozialwirtschaftlichen Bedeutung (= Lehrerprüfungs- und Informationsarbeiten 39). Minden i. W. 1909. Alfred Hufeland. 52 S.
10. Was willst du werden? Die Berufsarten des Mannes in Einzeldarstellungen: Der Volksschullehrer. Leipzig 1905. Paul Beyer. 60 S.

III. Andere Schriften:

1. Wilhelm Oesterhaus zum 80. Geburtstage. Sein Leben und Dichten. Detmold 1920. Meyersche Hofbuchhandlung. 91 S.
2. Das Küsterhaus. Eine Erzählung aus dem Teutoburger Walde. Nach dem Englischen. Detmold 1922. Meyersche Hofbuchhandlung. IV u. 358 S.
3. Die Straße. Verdeutschungsheft für Läden, Geschäftsschilder und Schaufenster. Frankfurt a. M. 1915. Allgemeiner Deutscher Sprachverein. 62 S.
4. W. Lohmayer, Die Erweckungsbewegung in Lippe im 19. Jahrhundert. Mit einem Anhang: Aus dem Leben der lippischen Gemeinschaftsbewegung, insbesondere deren Liederdichtung von K. Wehrhan. 2. Aufl. Detmold 1932. Meyersche Hofbuchhandlung (S. 135-194).

Jakob Heinzerling †.

Fast 95jährig, als der älteste Einwohner der Stadt Siegen, ist Jakob Heinzerling, der Nestor der Siegerländer Heimatforschung, am 19. April dieses Jahres gestorben. 47 Jahre lang, solange wie das zweite deutsche Kaiserreich bestanden hat, hat er am Real-Gymnasium seiner Vaterstadt Siegen die Jugend unterrichtet.

Zur Vertretung der zum Krieg gegen Frankreich ausgezogenen Lehrer fand der Lehramtskandidat Heinzerling im Herbst 1870 in Siegen seine erste Verwendung, und als der Weltkrieg 1914 die wehrpflichtigen Lehrer der Schule unter die Fahnen rief, nahm der 68jährige Professor, der vor einem Jahr nach 43jähriger Dienstzeit in den Ruhestand getreten war, seine Lehrtätigkeit wieder auf und hielt getreulich aus, bis zu Weihnachten 1918 aus dem Felde heimkehrender Ersatz ihn ablöste. Von den alten Schülern des Realgymnasiums, die im Jahre 1936 zur 400-Jahrfeier der Siegener „Lateinischen Schule" zusammenströmten, hatten selbst die ältesten noch Jakob Heinzerlings sprachlichen Unterweisungen gelauscht oder auf dem Turnplatz auf sein Kommando gehört, und es war für alle ein ergreifendes Erlebnis, die ehrwürdige Gestalt des schon fast erblindeten Neunzigjährigen, der mit seinem noch ungelichteten schneeweißen Haupt- und Barthaar wie eine mythische Erscheinung anmutete, unter den Ehrengästen zu erblicken.

Auch in seiner wissenschaftlichen Betätigung verkörpert Jakob Heinzerling ein Stück bester Überlieferung der Siegener Schule: In den Jahren 1845 und 1848 hatte Hermann Schütz in zwei Siegener Schulprogrammen „Über das Siegerländer Sprachidiom" eine kurze Lautlehre und etwa 1000 Idiotismen dargeboten; Jakob Heinzerling, der schon mit seiner überragenden Dr.-Dissertation [1]) an Schütz anknüpfen konnte, ist ihm mit drei Programm-Abhandlungen über die Siegerländer Mundart und einer vierten, die vielfach auf die Mundart Bezug nimmt, gefolgt.

Und gerade diese Arbeiten, die ja jeder Schüler mit dem Jahresbericht der Schule als Eigenbesitz mit nach Hause nahm, haben in empfänglichen Gemütern nachhaltige Wirkungen erzielt.

So ist für mich der Jugendeindruck der „Probe eines Wörterbuchs der Siegerländer Mundart" sicherlich mitbestimmend gewesen, daß ich mich später der heimischen Mundart- und Volkstumsforschung verschrieben habe, und gleich mir haben auch Bernhard Schmidt und Hermann Schmoeckel als dankbare Schüler und Jünger Jakob Heinzerlings mit Arbeiten über die Siegerländer Mundart promoviert [2]).

Ein Jahr vor dem erwähnten Schuljubiläum beging der Verein für Heimatkunde und Heimatschutz im Siegerland den Tag seines 25jährigen Bestehens. Auch hier gab die Anwesenheit des greisen Gelehrten, des Mitbegründers und ersten Vorsitzenden, dann Ehrenvorsitzenden des Vereins, den offiziellen Feierstunden recht eigentlich die Weihe, und überwältigend gab sich in dem Widerhall, den die ihm geltenden Grußworte fanden, die Liebe, Verehrung und Dankbarkeit kund, die er sich durch sein treues Wirken für die Heimat erworben hat.

Jakob Heinzerlings Veröffentlichungen – alle in kritisch-wissenschaftlichem Geist und doch in einer auch für seine ungelehrten Landsleute zugänglichen Form geschrieben – berühren fast alle Gebiete der Landeskunde: Mundart- und Volkskunde zuerst, aber auch Geschichtsforschung, vor allem Siedlungs- und Kulturgeschichtsforschung, Tier- und Pflanzenkunde. In der Festnummer des achten „Siegerland"-Bandes, die der Heimatverein im Jahre 1926 Jakob Heinzerling zum 80. Geburtstag gewidmet hat, habe ich die schöne Reihe seiner Veröffentlichungen zusammengestellt.

---

[1]) Über den Vocalismus und Consonantismus der Siegerländer Mundart. Marburg 1871.

[2]) B. Schmidt, Der Vocalismus der Siegerländer Mundart von Eisern. Halle 1894; H. Schmoeckel, Das Siegerländer Bauernhaus nach seinem Wortschatz dargestellt. Bonn 1912.

Nun hat sich als Krönung seines Lebenswerks das Siegerländer Wörterbuch hinzugesellt, für das er sein Lebenlang in treuer, ruhiger Stetigkeit gesammelt hat. In fast zwei Jahrzehnten inniger Arbeitsgemeinschaft durfte ich mit ihm an dem Werk bauen, und es, als seine Hand die Feder nicht mehr zu führen vermochte, noch zur guten Stunde zu einem gewissen runden Abschluß bringen. Alfred Götze hat als erster die wissenschaftliche Bedeutung des Werkes in einer liebevollen Besprechung anerkannt [3]). Hugo Hepding hat rühmend in einem langen Aufsatz in dieser Zeitschrift [4]) „von der Fülle des volkskundlichen Stoffes, der fast auf jeder Seite dargeboten wird", eine treffliche Vorstellung gegeben. In ähnlich anerkennender Weise haben sich andere gewichtige Stimmen geäußert [5]).

Die tiefe Genugtuung über diese rückhaltlose Zustimmung der berufenen Fachleute und die Freude über die begeisterte Aufnahme des Werkes in der Heimat haben Jakob Heinzerling die grausamen Altersbeschwerden der letzten Jahre tragen helfen. Durch Krankheit hat er seiner treu fürsorgenden Gattin und seinen beiden Töchtern - der einzige Sohn ist im Weltkrieg gefallen - nie Sorge gemacht. Eine vernünftig geregelte, in allem maßhaltende Lebensweise, Turnen, Wandern und Gartenarbeit haben ihn vor Krankheit und vor vorzeitigem Sterben bewahrt.

Ein charaktervoller, schlichter, rührend anspruchloser, gütiger Mensch ist mit ihm gestorben.

Düsseldorf. Hermann Reuter.

Erich Bethe †.

Im Herbst des verflossenen Jahres ist in Leipzig der langjährige Ordinarius für klassische Philologie an der dortigen Universität, Erich Bethe, gestorben. Ein geborener Stettiner, gehörte er zu den Schülern Ulrichs von Wilamowitz aus dessen frühester Greifswalder Zeit, doch führte ihn der Beginn seiner akademischen Laufbahn nach Bonn und brachte ihn so in persönliche Berührung auch mit Hermann Usener. Seine wissenschaftliche Tätigkeit ist eine sehr vielseitige gewesen. Unter anderm hat er ein altgriechisches Lexikon, das Onomastikon des Pollux, herausgegeben und dessen komplizierte Überlieferung in einer technisch vorbildlichen Form bezwungen. Immer ist im Mittelpunkt seiner Interessen die altgriechische Dichtung gestanden. Sein Buch über das griechische Theater, eines seiner ersten größeren Werke, hat in seiner Art Grundlegendes geleistet, da darin die Regieanweisungen, die das antike Drama in der Rede der Schauspieler versteckt, hervorgezogen und für die Rekonstruktion der Theaterverhältnisse fruchtbar gemacht worden sind. Die wichtigsten Arbeiten Bethes sind jedoch dem Urborn aller althellenischen Poesie, der Heldensage gewidmet. Ihr galt schon seine Dissertation, grundlegend für Quellenfragen der späteren Mythographie, ihr das Buch über die Thebanischen Heldenlieder, ihr vor allem das dreibändige Werk über Homer. Mag auch in dieser großen Schöpfung

[3]) Deutsche Literaturzeitung, Jg. LX 1939, Sp. 805, 806.

[4]) Bd. XXXVII 1939, S. 211-214.

[5]) W. Mitzka in: Siegerland, Bd. XXI 1939, S. 32 und in: Zeitschr. f. Mundartforschung XV 1939, S. 203-204; F. Maurer in: Literaturblatt f. germ. u. roman. Philologie LXI 1940, Sp. 6; Th. Frings in: Beiträge zur Gesch. d. dt. Sprache u. Literatur, Bd. LXIV 1940, S. 207; M. Zender in: Rheinische Vierteljahrsblätter IX 1939, S. 306-310; F. Wortmann in: Westfäl. Forschungen, Bd. II 1939, S. 276-279.

manches aus Stimmungen und Richtungen der Zeit geflossen sein, so zeichnet sie sich doch im Vergleich mit andern ähnlich gerichteten Büchern aus durch ein gründliches Wissen um das Wesen der Sage, durch umfassende Kenntnis der Epik auch anderer Völker. Aus den weit ausgreifenden Studien, die Bethe auf diesem Gebiet betrieben hat, ist auch der schöne Vortrag „Mythos, Sage, Märchen" erwachsen, der zuerst in den Hessischen Blättern für Volkskunde erschien und dann noch als besonderes Büchlein herausgekommen ist. Deutlich greifbar wird hier Bethes nahe Verbindung mit der Volkskunde. Ethnologie und Anthropologie sind ihm gleichfalls nicht unbekannte Disziplinen gewesen. Sein Aufsatz über die Dorische Knabenliebe, der ethnologische Erfahrungen heranzieht, erregte bei klassischen Philologen zunächst Befremden, und es ist der Unbefangenheit Franz Büchelers zu verdanken, daß er überhaupt gedruckt wurde. Dennoch ist dies ein erster Versuch, aus Brauch und Sitte des dorischen, hochkonservativen Adelstaates Zustände eines prähistorischen Europas zu erschließen. In Bethes Wesen war auch ein künstlerischer Zug; Arbeiten von ihm greifen über auf das Gebiet der Archäologie und Kunstgeschichte. Ein Mann von unabhängigem Urteil ist er mit herrschenden Ansichten und Autoritäten gelegentlich in scharfen Widerspruch geraten. Was er geschrieben hat, verliert dadurch nicht an Wert, und man wird ihn nicht vergessen. In seinen Schriften ist neben dem Zeitbedingten genug an positiver Substanz und an neuen Erkenntnissen enthalten, dazu kommt die schöne, klare Form der Darstellung, die den Leser immer anziehen wird.

Wien. Ludwig Radermacher.

Eberhard Freiherr von Künßberg †.

Am 3. Mai 1941, wenige Wochen nach der Vollendung seines 60. Lebensjahres, ist Professor Dr. Eberhard Freiherr von Künßberg in Heidelberg einem tückischen Leiden erlegen. Sein frühzeitiger Heimgang bedeutet eine schwere Einbuße für die deutsche rechtsgeschichtliche Forschung im allgemeinen, einen fast unersetzlichen Verlust für die Geschichte der deutschen Rechtssprache sowie für die junge Wissenschaft der rechtlichen Volkskunde, deren Wegbereiter und hervorragendster Vertreter er war. Sein Wirken als Rechtshistoriker hat einen Niederschlag vor allem in der Fortsetzung der Deutschen Rechtsgeschichte von Richard Schröder, dem bis heute führenden Werk auf diesem Gebiet, gefunden. Vielleicht noch größer sind die Verdienste, die er sich als Leiter des Deutschen Rechtswörterbuchs erworben hat. In jahrelanger entsagungsvoller Tätigkeit hat mit in erster Linie er die Grundlagen gelegt und die Steine gefügt zu dem gewaltigen Bau des „Wörterbuchs der deutschen Rechtssprache", von dem bisher drei Bände erschienen sind. Sie lassen bereits die ausschlaggebende Bedeutung erkennen, die das Werk nach seiner Fertigstellung für die Erschließung des Rechtslebens der Vergangenheit, aber auch für die deutsche Volkskunde gewinnen wird. Und schließlich haben wir ihm die weithin auf eigene Vorarbeiten gestützte erste zusammenfassende Darstellung der rechtlichen Volkskunde zu verdanken. Neben den größeren Veröffentlichungen steht eine Vielzahl von Einzeluntersuchungen, die namentlich der Synonymenforschung, der Rechtssprachgeographie und den Erscheinungen der rechtlichen Volkskunde galten.

Es ist unmöglich, im Rahmen dieser kurzen Würdigung des Lebenswerkes v. K.'s einen erschöpfenden Überblick über das von ihm Geleistete zu bieten. Nur einige seiner wichtigsten Schriften, soweit sie nicht schon vorstehend erwähnt sind, sollen hier aufgezählt werden. Nachdem v. K. bereits im Jahre 1907 mit einer Arbeit über die

Strafe des Steintragens und im Jahre 1910 mit einer Studie zur Rechtssprache über das Wort „Acht" hervorgetreten war, folgten im Jahre 1920 sein Buch über „Rechtsbrauch und Kinderspiel", richtungweisende Ausführungen über „Rechtsgeschichte und Volkskunde" im ersten Band des Jahrbuchs für historische Volkskunde (1925), eine Abhandlung „Rechtssprachgeographie" und die Sammlung „Deutsche Bauernweistümer" (beide 1926) sowie Erörterungen über „Flurnamen und Rechtsgeschichte" in der Zeitschr. der Sav.-Stiftung für Rechtsgeschichte (1931), die später auch als Sonderdruck herausgegeben sind. Noch aus dem letzten Lebensjahre v. K.'s stammt der vielfache Ausblicke gewährende Aufsatz über „Geheime Grenzzeugen" in dem zweiten, „Grenzrecht und Grenzzeichen" behandelnden und Theodor Knapp gewidmeten Heft der Sammlung „Das Rechtswahrzeichen" und der als Heft 4 der gleichen Sammlung frühere Forschungen wieder aufnehmende Beitrag „Schwurgebärde und Schwurfingerdeutung".

Das, was der Arbeit v. K.'s das Gepräge gab, ist die umfassende Vereinigung rechtsgeschichtlicher, sprachwissenschaftlicher und volkskundlicher Kenntnisse und Methoden, die sich in seiner Person verkörperte. Sie ermöglichte es ihm nicht nur, einen ungewöhnlich reichen Schatz von Erfahrungen auf den genannten Gebieten zu sammeln, sondern auch die Forschung voranzutreiben, indem er die verschiedenen Bereiche, denen seine Aufmerksamkeit galt, miteinander in Verbindung setzte, ihre wechselseitigen Beziehungen aufdeckte und so zu neuen Fragestellungen und Lösungen gelangte. v. K. verfügte zugleich über die Gabe, andere für die Beschäftigung mit rechtssprachlichen und rechtlich-volkskundlichen Aufgaben zu gewinnen, wie die große Zahl der von ihm angeregten und geförderten Untersuchungen dartut. Neben seinen wissenschaftlichen Leistungen darf aber auch der Mensch nicht vergessen werden. Restlos sich einsetzend, uneigennützig und hilfsbereit, eine liebenswürdige, ungeachtet aller Widrigkeiten des Lebens von sonnigem Humor erfüllte Persönlichkeit, so steht er denen, die mit ihm in nähere Berührung treten durften, vor Augen. Ein dankbares Gedenken auch über den engeren Kreis der Fachgenossen hinaus ist ihm sicher.

Gießen. Karl Frölich.

Louis Pinck †.

Louis Pinck ist 1873 als drittes von 13 Kindern eines dörflichen Postbeamten in Lemberg bei Bitsch in Lothringen geboren. Er ist den Weg gegangen, der für viele begabte Jungen bäuerlicher oder kleinbürgerlicher Herkunft typisch war: bischöfliches Gymnasium in Bitsch und später in Montigny, Priesterseminar und Vikariat in Metz, zuletzt leitende Tätigkeit in zwei Metzer katholischen Zeitungen, bis dann dieser dem jungen Geistlichen selbst wohl verheißungsvoll erscheinende Anstieg abgebrochen wurde durch die Versetzung in die Pfarre des Dorfes Hambach im Jahre 1908. Pinck hat sie verwaltet, bis ihn der Krieg 1939 von seiner nach Südfrankreich verbrachten Gemeinde und damit von dem fruchtbaren Acker seiner geistigen Arbeit trennte. Er selbst hat bis zum Einzug der deutschen Truppen in Lisieux in Nordfrankreich gelebt. Die Rückkehr in die Heimat brachte ihm die Rückkehr zu der über alles geliebten Arbeit nicht mehr; wenige Monate nach ihr, am 8. Dezember 1940, starb er in Saarbrücken.

Seinen Weg zur Volkskunde fand Pinck zunächst aus der lebendigen und starken Überlieferung seiner heimatlichen Landschaft und seiner Familie. Aber entschei-

dend ist wohl hinzugekommen, daß ihm in der Zeit der erwachenden Reflexion über die heimischen Formen ein Werk begegnete, das einen Bruch zwischen dem geistigen Ziel der Schule und der heimischen Formenwelt nicht erst entstehen ließ. „Des Knaben Wunderhorn" weckte die erste Begeisterung des Quartaners und trieb ihn dazu, Vergleiche zwischen den Liedern seiner Großmutter und den gedruckten Fassungen anzustellen.

Die erste praktische volkskundliche Tätigkeit freilich galt nicht vorzugsweise den Liedern, sondern den sichtbaren Zeugnissen altlothringischen Volkslebens, den Möbeln, Trachten, Schmuckgegenständen und anderen Altertümern. So wurde Pinck, der später auch in Hambach sein Haus mit schönem altem Gerät ausstattete, 1906 zum Begründer des lothringischen Heimatmuseums im Deutschen Tor in Metz. In Hambach muß sich dann, in der Begegnung mit den begabten Sängern des Dorfes und seiner Umgebung wie dem Bickelkättel und dem Papa Gerné, die stärkere Hinwendung zum Volkslied vollzogen haben. In dem Vortrag, den Pinck im zweiten Lehrgang des Elsaß-Lothringischen Heimatdienstes über „Lothringen nach Art, Brauch und Sitte" gehalten hat, steht das Volkslied in einer Reihe mitten unter den anderen Teilgebieten der Volkskunde. Aber wie die Anregung zur Bildung einer Kommission für die Sammlung der deutschen Volkslieder Lothringens, die 1914 von Pinck ausging, zeigt, muß sich Pinck schon in den ersten Hambacher Jahren mit dem Sammeln von Liedern befaßt haben. Die politischen Schwierigkeiten mannigfacher Art, unter denen Lothringen und auch Pinck selbst nach 1918 stand, sind wohl die Ursache, daß die Herausgabe des ersten Bandes der „Verklingenden Weisen" sich bis zum Jahre 1926 hinzog. 1928 folgte der zweite, 1933 der dritte, 1939 der vierte Band. Zwischen dem zweiten und dritten Band reiht sich, im Goethejahr 1932, die Herausgabe der „Volkslieder von Goethe im Elsaß gesammelt mit Melodien und Varianten aus Lothringen und dem Faksimiledruck der Straßburger Goethe-Handschrift" ein, in denen Pinck als in Lothringen noch heute lebend nachwies, was der Straßburger Student schon im 18. Jahrhundert im Elsaß als „verklingende Weisen" gesammelt hatte.

Ungetrübt zwar war der Erfolg nicht. Für die französische Propaganda in Lothringen war ein reiches und gewichtiges Volksliederwerk von so rein deutschem Charakter ein schwerer Schlag. Und so bediente man sich, um den Pastor Pinck auszuschalten, des Vorwurfs engherziger Geistlicher, die an der unveränderten Wiedergabe der „Schätzelslieder" Anstoß nahmen. Mit ausgesprochen diplomatischem Geschick hat es Pinck, der ergötzlich davon zu erzählen wußte, vermocht, die Angriffe abzuwehren und seinen Weg weiterzugehen. Die französische Wissenschaft erkannte Pincks Sammlung rückhaltlos an; und einen Höhepunkt erreichte seine Würdigung von französischer Seite im Jahre 1932, als Pinck anläßlich der Pariser Goetheausstellung zu einem Vortrag in der Nationalbibliothek eingeladen wurde. Sehr viel größer war die Wirkung in der deutschen Heimat, der Pinck durch seine Sammlung in schwerer Zeit einen politischen Dienst erwiesen hat, der ihm niemals vergessen werden darf. 1932 verlieh ihm die Universität Frankfurt den Ehrendoktor, 1936 die Universität Bonn als erstem den Görres-Preis; die Deutsche Akademie machte ihn zu ihrem Senator. Eine Fülle von Untersuchungen - darunter drei Dissertationen - nahm von der neuen Sammlung ihren Ausgang; vokale und instrumentale Bearbeitungen tragen die Lieder in immer weitere Kreise. Aber auch die engere lothringische Heimat dankte dem, der eine ihrer lebendigsten Quellen vor dem Versiegen bewahrte, durch eine immer weiter um sich greifende Teilnahme an der Sammeltätigkeit Pincks

und durch die Wiederbelebung der „Verklingenden Weisen“; Lothringen wurde wieder stolz auf sein Volkslied.

Pinck war das Glück zugefallen, daß er in einer Landschaft aufwuchs und wirken konnte, in der der Strom alter Volksüberlieferung noch floß, ja sogar gestaut war. Denn von Frankreich war Lothringen auch vor 1870 durch die Volksgrenze, vom Reich bis zu dieser Zeit durch die Staatsgrenze getrennt. In dieser Grenzlage war eine Rückzuglandschaft entstanden, die einen Bestand an Volksformen, besonders an Liedern, bewahrte, wie er in anderen Landschaften des Westens und auch des Ostens bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zwar noch spürbar ist, wie er sich aber nirgends sonst in der gleichen Reinheit und Stärke bis in die Gegenwart erhalten hat. Dieses Glück hat Pinck verstanden noch im rechten Augenblick zu fassen. Er begann seine Tätigkeit in einer Zeit, in der die jüngeren Generationen in Lothringen schon den aus Mitteldeutschland eindringenden Volksliedern zuneigten, die unter dem Einfluß bürgerlicher Gefühlsseligkeit aus der Zeit um 1800 stehen, in der aber die älteren Generationen noch Lieder sangen, die nach Text und Melodie in einer seit dem ausgehenden Mittelalter nicht unterbrochenen Tradition standen. Nicht besessen von einem theorieentsprungenen Streben nach wissenschaftlicher Vollständigkeit, sondern aus einem unmittelbaren Gefühl für das wirklich Schöne und Wertvolle hat Pinck in dieser Situation das Beste getan, was er tun konnte, indem er den alten Bestand der schon „Verklingenden Weisen“ vor dem Untergang bewahrte. Er begnügte sich nicht damit, die Liedertexte aufzuzeichnen und mit Hilfe treuer Mitarbeiter auch die Melodien für das Nachsingen zu bewahren, sondern er gab auch dazu eine eingehende Schilderung vom Leben des Volksliedes in seiner Heimat, von den Sängern und ihrer Eigenart, ihrem Leben, der Art ihres Singens, den Wegen der Überlieferung. Und indem er das tat, nicht aus musealem Interesse am Volkslied, sondern aus seiner unmittelbaren Freude am Leben, die ihm auch sonst eigen war, setzte er sich selbst ein Denkmal, in seiner Heimat, der er einen wertvollen Besitz bewahrte und zu neuem Leben erweckte, in der Wissenschaft, der er die entscheidendsten Anstöße und Anregungen gab.

Weilburg-Gießen. Kurt Wagner.

Beiträge zur hessischen Trachtenforschung.

Von Sigrid Ebert.

Im Jahre 1844 wurde in Darmstadt das Ludwigsdenkmal enthüllt. Zu dieser Feier kamen die Landeskinder aus allen Teilen des Großherzogtums Hessen zusammen, und es bot sich dem Beschauer ein buntes Bild der verschiedensten Bauerntrachten. Noch heute ist Hessen eins der Gebiete in Deutschland, in denen die Bauerntrachten am lebendigsten sind und die größte Mannigfaltigkeit zeigen. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aber war dieses Bild noch viel vollständiger und eigentümlicher als es heute sein könnte, denn viele der damals noch lebenden Trachten sind inzwischen der Zeit zum Opfer gefallen oder haben vieles in Farbe und Form verändert und vereinfacht.

Vergleichen wir einmal den Bericht, den Eduard Duller in seinem Buch: „Das Deutsche Volk in seinen Mundarten, Sitten, Gebräuchen, Festen und Trachten“, Leipzig 1847, von einigen oberhessischen Trachten gibt, die er bei den Enthüllungsfeierlichkeiten des Ludwigsdenkmals beobachtet hat, mit denen, die man noch heute

selber in diesen Gegenden sehen kann, oder für die man spätere Vergleiche in der Literatur zur Hand hat. Duller hat fein beobachtet und geschildert und sich auf gute Gewährsleute gestützt. Wenn trotzdem der Vergleich im einzelnen manchmal schwierig ist, so liegt das naturgemäß in dem Fehlen der eigenen Anschauung. O. Schulte weist in den Hessischen Blättern XXII 1928, 199 ff. auf einen Bilderbogen mit hessischen Trachten von eben diesem Fest in Darmstadt, dessen Zeichnungen F. Nebel gemacht hat, hin und druckt drei Bilder mit Beschreibungen der Farben ab. Trotzdem ist Dullers Schilderung von selbständigem Wert.

Duller beginnt S. 272: „Bei dieser lebendigen Ausstellung der Nationaltrachten des Großherzogthums Hessen hatte nun gerade die Provinz Oberhessen die reichste Mannigfaltigkeit aufzuweisen. Da sah man den Burschen aus Gambach (Kr. Hungen) mit der runden Pelzmütze auf dem Kopf, der hellblauen Weste und dunkelblauen Jacke, beide mit silbernen Knöpfen besetzt, den kurzen gelbledernen Hosen, weißen Strümpfen und Schuhen, und das Mädchen, mit der blauen, über dem Scheitel kammshoch steigenden, hinten im Nacken mit wallenden weißen und blauen Bändern geschmückten, unterm Kinn gebundenen Haube, deren Rand etwas über dem zurückgestrichenen Stirnhaar aufsaß, das Band unter dem Kinn bildete die in ganz Oberhessen landesübliche schwarze Schleife, hier etwas länger, bis zum Busen herabwallend, ein buntes Tuch um den Hals unter der den Oberleib knapp umschließenden, vorn mit einer Reihe Silberknöpfe geschmückten Mütze, die an der Taille vorn mit einer Schleife geschmückt war, den Rock in zahlreichen Falten bis etwas übers Knie herabreichend, in dunkelblauen Strümpfen und Schuhen."

Interessant ist bei den Berichten, daß auch verschiedene Männertrachten eingehender beschrieben werden, die ja heute alle bis auf die Schwälmer Männertracht verschwunden sind. Ein einziges Mal sah ich noch 1939 im Marburger Gebiet, in Ebsdorf, einen alten Mann im Kirchenrock und Dreimaster aus der Kirche kommen. Die Gambacher Frauentracht - es liegt nicht weit von den Dörfern des Hüttenberges entfernt - scheint doch in manchem von der dortigen Tracht abgewichen zu sein. Jedenfalls läßt die „vorn mit einer Reihe Silberknöpfe geschmückte Mütze" (gemeint ist die über dem Leibchen getragene Ärmeljacke, die sonst in Hessen auch Mutzen oder Motzen genannt wird) eine Verschiedenartigkeit vermuten. Die Hüttenberger Jacke wird vorn mit einzelnen Haken und Schleifen verschlossen. Der Rock und die blauen Strümpfe könnten eher übereinstimmen. Jetzt sieht man allerdings im Hüttenberg meist schwarze Strümpfe, früher waren sie aber blau mit weißen Zwickeln an den Seiten (vgl. W. Luh, „Die Hüttenberger Frauentracht" in den Hess. Blättern für Volkskunde XXV, 61 f.). Die Haube ist zu ungenau beschrieben, um daraus Schlüsse ziehen zu können.

Dullers Schilderung geht nun zu einer Tracht mehr nordöstlich von Gießen über. „Gar stattlich stand der Bursche aus Rabenau (Kr. Grünberg) da, im kurzkappigen, breiträndigen Hut, schwarzem Halstuch, blauer Weste mit doppelter Reihe von weißen Metallknöpfen, blaßgelbem langem Kittel, blauen Pantalons und Stiefeln, und neben ihm die frische Dirne, das kurze, enge, hellfarbig umsäumte Häubchen auf dem Scheitel, das unterm Kinn zusammengebunden war, um den Hals eine Perlenschnur, dann ein buntes Tuch drum geschlungen oder gelegt, im buntberänderten Mieder, welches vorn ein zu beiden Seiten mit weißen Metallknöpfen besetztes breites Bruststück hatte, währen die hellweißen Hemdärmel bis an den Ellenbogen hervorblickten, der hellgrüne, roth und blau geränderte Rock bis an die Knie

reichend, um die Taille ein buntes Band, eine blendend weiße Schürze und desgleichen Strümpfe."

Die Rabenauer Tracht wird hier ebenso geschildert, wie der Maler Engel (zwei seiner Bilder hängen in der Marburger Kunstsammlung) sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Londorf malte, und wie sie noch in der Erinnerunng der Leute aus deren Schilderungen zu erkennen ist. Das Häubchen ist sehr ähnlich dem der Marburger Tracht, nur so wie dessen ältere Form weich und groß, so daß es nur den vorderen Haaransatz frei läßt und nicht wie das jetzige Marburger Stülpchen nur auf dem oberen Teil des Haarknotens, des „Schnatzes", sitzt. Das Einfassungsband, das unten darum läuft, ist in der Rabenauer Tracht bis zu ihrem Verlöschen schmaler und bunt geblieben, während es in der Marburger Tracht später, seit dem Weltkriege sogar ausschließlich, schwarz und breiter getragen wird. Auch die übrigen Schilderungen des Anzuges stimmen zu Engels Bildern.

Ebenso, nur etwas anders ausgeschmückt, so schildert Duller weiter, ist das Häubchen aus Heuchelheim (Kr. Gießen): „Dagegen sah man nun wieder das Mädchen aus Heuchelheim (Kr. Gießen), das eben geschilderte Häubchen weiß mit dunklem Besatz auf dem Kopf, Halstuch, violette Jacke vorn geschlossen und auf der Brust mit grüner Schleife, den grünen Faltenrock etwas länger, und die violette Schürze davor, blaue Strümpfe; und ein anderes Mädchen aus Niederweisel (Kr. Friedberg) das zierliche rothe Hessenhäubchen mit schwarzem Vorband über dem sorgfältig zurückgestrichenen Stirnhaar, die schwarze Kinnschleife länger und das Vorband, rundumlaufend, im Nacken lang herabwallend, das Halstuch roth, die enganliegende blaue Armeljacke mit langer Taille, vorn zierlich mit zwei Reihen weißer Metallknöpfe, der bis übers Knie hinabreichende Rock gleichfärbig und eine vielgefältete violette Schürze drüber, die Strümpfe gleichfarbig mit Jacke und Rock; der Bursch daneben im gewaltigen Dreimaster, den Hemdkragen ein wenig überm schwarzen Halstuch umgeschlagen, eine hellblaue Unterweste, eine dunkle offne Jacke drüber, und über der letzteren wieder den ehrenfesten dunkelblauen, kragenlosen, bis zum Knie reichenden Oberrock mit Seitentaschen vorn und einer bis über die Taille herabgehenden Knopfreihe, gelbléderne Hose, weiße Strümpfe und Schnallenschuhe."

Wenn man zunächst das Häubchen einmal weiter verfolgt, so ist auch das der Hüttenberger Tracht heute noch im Grundschnitt dem der Marburger Tracht gleich (vgl. mein Buch, Die Marburger Frauentracht, Marburg 1939). Und wie aus Hottenroths Schilderungen (Die Nassauischen Volkstrachten, Wiesbaden 1905, S. 40) zu sehen ist, führt diese Linie bis zum östlichen Taunus und zeigt neben anderen Merkmalen, daß diese Trachten alle in einem engeren Verwandtschaftsverhältnis zueinander stehen. Es sind ja meistens gerade die Hauben, die entweder den größten Unterschied zwischen den verschiedenen Trachten bilden oder umgekehrt auch durch einen gemeinsamen Grundschnitt ihre Verwandtschaft untereinander kennzeichnen können.

Nach den Schilderungen von Luh gehörte Heuchelheim nicht zu dem Gebiet der Hüttenberger Tracht. Da aber die Gegend zwischen Gießen und Marburg um Staufenberg und im Salzbödetal eine ganz ähnliche Tracht wie die Marburger, gewissermaßen eine Übergangstracht zu der Hüttenberger hatte, und die Rabenauer Tracht wieder eine andere solche Übergangsstufe bildete, so ist bei der hier geschilderten Übereinstimmung der Hauben zwischen der Heuchelheimer und der Rabenauer Tracht anzunehmen, daß auch diese der Hüttenberger sowohl wie der Marburger Tracht ver-

wandt gewesen ist. Jacke, Rock und Strümpfe weisen hier aber mehr nach der Hüttenberger Tracht. Die Schilderung der Heuchelheimer Tracht ist jedoch nicht eingehend genug, um sie mit der heute lebenden Nachbartracht ohne weiteres identifizieren oder vergleichen zu können. Für die Tracht aus Niederweisel (Kr. Friedberg) bietet die Literatur keine Vergleichsmöglichkeit. Ebenso ist es mit der Tracht aus A n g e r s b a c h (Kr. Lauterbach): „Minder vortheilhaft sah das Mädchen aus Angersbach (L.Bez. Lauterbach) aus, mit dem weiß und rothgewürfelten auf ziemlicher Kammhöhe über den Kopf gebundenen Tuch, dessen breite Zipfel sich am Halse bauschten, im violetten Leibchen, über welches ein buntgewirktes Tuch vorn kreuzweis bis zur Taille geschlungen war, die weißen Hemdärmel etwas bis über den Ellenbogen hervorblickend, der bis übers Knie hinabreichende hellbraune Rock mit der rothgebundenen weißen Schürze geschmückt, die Strümpfe blau."

Hier scheint sich schon fast thüringischer Einfluß in der Tracht geltend zu machen. Das zur Haube gebundene Tuch ist in diesem Raum Deutschlands ein besonderes Merkmal der thüringischen Trachten. Und das kreuzweis über die Brust gebundene Tuch weist nach dem Osten des Hessenlandes, nach der Gegend um Fulda, das sog. „Fuldertuch", das später auch in den Dörfern, die ehemals in kurmainzischem Besitz waren, in der Nachbarschaft von Marburg Eingang fand (vgl. M. H a i n, Das Lebensbild eines oberhessischen Trachtendorfes, S. 21). In der Schlitzer Tracht wird es ebenfalls so getragen.

Die heutige Schlitzer Tracht weicht in manchem von der Beschreibung Dullers ab. „Das Mädchen aus P f o r d t (L.Bez. Schlitz) trug eine hohe kegelförmige, zu beiden Seiten mit Wulsten ausgeschmückte schwarze Haube mit der obligaten schwarzen Bandschleife unterm Kinn, eine schwarze, weitärmelige Mutze (Jacke), drüber einen umgeschlagenen gestickten Kragen, ein übers Kreuz auf der Brust geschlungenes rothes Tuch und eine silberne Kette drüber, einen für Oberhessen verhältnißmäßig sehr langen, fast bis an die Knöchel reichenden schwarzen Faltenrock mit blauer Schürze, und weiße Strümpfe; der Schlitzer Bursche eine hohe rauhe Mütze mit zur Seite lang herabwallenden grünen Bändern, schwarzes Halstuch, grüne Weste mit weißmetallenen Knöpfen, langen dunkelblauen Oberrock mit kurzem Stehkragen, einer Knopfreihe und zwei Seitentaschen vorne, weiße Kniehosen und weite Querfaltenstiefel bis dicht ans Knie."

Die heute allerdings nur noch selten getragene Haube hat einen glatten, verhältnismäßig hohen Rand, über den das Köpfchen des Bodens nach vorn ein wenig übersteht. Deutlich erkennt man diesen Schnitt und ihre Form in H. R e t z l a f f „Deutsche Bauerntrachten" S. 55. Der „weitärmelige Mutzen" hat an der Kugel eingekrauste Keulenärmel, die nach unten zu eng werden. Heute wird diese Jacke, die einen großen, runden, mit einen Samtstreifen besetzten Ausschnitt hat, kaum mehr getragen. Statt dessen sieht man viel schwarze Strickjacken mit einem breiten roten Rand an den Verschlußkanten und einem schmalen Stehbündchen am Hals. Auch das rote Brusttuch mit den wulstigen Kanten wird allmählich durch ein einfacheres, bunt gesticktes abgelöst. Die besondere Erwähnung des langen Rockes kennzeichnet die Schlitzer Tracht richtig. Die Hessentrachten fallen im allgemeinen durch die Kürze ihrer Röcke auf, aber sowohl die Schlitzer als die Marburger Tracht haben davon immer eine gewisse Ausnahme gemacht. Trotzdem ist aber in Schlitz jetzt auch der lange Faltenrock dem etwas kürzeren, nur noch bis zur Hälfte eingefalteten „Bruschrock" aus feineren leichten Wollstoffen gewichen, und die Strümpfe sind hellblau mit weißen Mustern.

Für die nun folgende Schilderung der **Büdinger Tracht** habe ich leider keine Vergleichsmöglichkeit: „Aus dem Bezirk Büdingen kamen die hübschen Landmädchen mit ihren eigenthümlich geformten weißen gesteiften Häubchen, die sich am Hinterhaupt senkrecht, vorn etwas nach innen gewölbt über dem glattgescheitelten Blondhaar aufthürmen, und mit schmalen weißen Bändchen gar nett und reinlich und anspruchslos unterm Kinn gebunden sind, in ihren dunkleren (meist braunen) weitärmeligen Mutzen und langen Röcken, die blaue Schürze vorgebunden, das blaue, rothgeränderte Tuch kreuzweise über den Busen gebunden, die Schuhe hoch."

Interessant ist nun die Beschreibung der **Hinterländer Trachten**: „Viel origineller sahen die aus dem Breidenbacher Grund aus, mit dem mehr im Nacken sitzenden kurzen, knappen und hinten bandlosen rothen Hessenhäubchen, das unterm Kinn durchs schwarze Band gehalten war, um den Hals ein schwarzes Seidentuch geschlungen, dessen breite Schleife im Nacken lag, in einer vorn offenen, nur an der Taille tief zusammengehaltenen weitärmeligen Jacke, ein langes sehr buntes Bruststück mit Schleifen vorn über dem Hemd, den dunklen Rock in vielen Falten und sehr kurz, eine viel gefältete, nur wenig hellere Schürze drüber, gelbe Strümpfe und Strumpfbänder mit grellfarbigen Quasten und hohe Stöckelschuhe mit Schnallen."

Das wirklich kleidsame Stülpchen, wie die Haube dort genannt wird, ist bei jungen Mädchen mit roter Wolle dicht bestickt, bei Frauen mit blauer oder mit fein gemustertem blauem Katun überzogen. Alte Frauen tragen es ganz weiß, nur vorn mit einem schwarzen Band eingefaßt, und ebenso gebraucht man es zur Trauer. Jetzt trägt man das Stülpchen leider gar nicht mehr. Ebenso ist das gestickte Bruststück verschwunden. Die weitärmelige Jacke und das darüber getragene, geschnürte Leibchen, das mit dem kurzen, schwarzen Faltenrock verbunden ist, sind noch heute das Kennzeichen des Breidenbacher Untergerichts. Aber die Schuhe und Strümpfe haben schon zu Justis Zeiten, also um die Jahrhundertwende, eine Veränderung erfahren. Statt der gelben Strümpfe trug man um die Jahrhundertwende weiße, und jetzt sieht man sogar nur noch schwarze. Die Schuhe schildert Justi folgendermaßen (**Ferd. Justi**, Hessisches Trachtenbuch, Marburg 1905, S. 30): „Die Schuhe sind ebenso beschaffen wie in der vorigen Tracht (im Obergericht), hoch und vorn zugespitzt; sie haben beiderseits Flügel mit Schnürlöchern, und unter der Schnürung liegt zum Schutze des Strumpfs das schmale, an das Oberleder gesetzte Stück, welches hier „die Blaese" genannt wird, mit oben roth, bei Frauen grün gefärbtem Rand." Es ist interessant, daß auch in dieser Gegend einmal die Schnallenschuhe getragen worden sind, anscheinend in gleicher oder ähnlicher Form, wie sie heute noch in der Schwalm getragen werden. Jetzt sieht man im Breidenbacher Untergericht auch schon schwarze geschnürte Halbschuhe.

Besonders angenehm aufgefallen ist dem Verfasser die Tracht des **Biedenkopfer** Kreises, die heute auch noch am zahlreichsten von den Hinterländer Trachten verbreitet und lebendig ist: „Die Krone von allen aber behielten die hübschen Dirnen aus dem Kreise Biedenkopf (ehemaligen Amt Gladenbach); die stachen Allen durch die natürliche, ungesuchte Eleganz der kleidsamsten Tracht am meisten ins Auge; da sah man das Hessenhäubchen so zu sagen in seiner ästhetischen Ausbildung, die Farbe schwarz, die Form den ganzen Kopf umfassend, so daß sie sich zierlich an die Bildung des Hinterkopfs schloß, mit einem verjüngten Vorsprung über die Stirn herabtrat und über dem Scheitel eine artige natürliche Krone bildete, statt der langen Bandschleifen quollen unter diesem Häubchen hinten die schönen dichten Zöpfe

hervor den Nacken hinab, und die langen Bänder vorn wurden nicht knapp unter dem Kinn geknüpft, sondern entweder freigelassen, oder über der Brust lose in einander geschlungen; ein hellfärbiges Tuch legte sich in weiten Falten um den von einer Kette umschlossenen Hals, ein schöngeschwungenes ärmelloses, vorne offenes Leibchen um den Oberleib, da quoll nun zu beiden Seiten der blendend weiße von bunter Saumspange gefaßte Hemdärmel bis nahe an den halben Unterarm vor, ein buntes, reichgeschmücktes Bruststück bedeckte den von jenem Leibchen offengelassenen Raum, und kreuzweise Schnüre umspannen unter dem Busen das bezeichnete Bruststück; ein bunter, in schöner Wellenlinie um die Hüften gelegter Gürtel schlang sich über den in zahlreiche Falten gelegten wenig bis über die Knie reichenden und vorn mit einer etwas helleren Schürze verzierten Rock, blendendweiße Strümpfe und zierliche schwarze Schuhe mit hohen Absätzen vollendeten den reizenden Anzug, welcher eben so sehr der vollkommensten Naivetät entsprach, als er in Beziehung auf Anstand für ein Auge, welches in der Schönheit den Anstand und im Anstand die Schönheit nicht vermissen will, nichts zu wünschen übrig ließ."

Die noch jetzt verschiedentlich getragene schwarze Haube, hier „Dellmutsche" genannt, ist sehr anschaulich geschildert. Die Schilderung der Hemdärmel bringt jedoch etwas Unklarheit. Über dem ärmellosen Hemd der Biedenkopfer Tracht wurde früher ein sog. Wams getragen, an das buntgestickte Samtärmel, die auf den halben Unterarm reichten, genäht waren. Darüber kam dann noch das weitärmelige weißleinene Mieder oder Oberhemdchen. Wahrscheinlich erschienen so dem Verfasser oder seinem Gewährsmann die hervorquellenden, blendend weißen, von bunter Saumspange gehaltenen Hemdärmel. Das bunte Bruststück ist auch aus dieser Tracht geschwunden. Man findet es nur noch als „Altertum" in den Truhen einzelner Frauen. Der bunte Gürtel muß der Tracht schon früh verlorengegangen sein, denn schon bei Justi fehlt eine Beschreibung davon. Vielleicht liegt aber auch hier ein Irrtum vor und ist der Gürtel nichts anderes als die schön gestickten Schürzenbänder und der Schürzenbund.

Man sieht an dem Vergleich mit dieser Quelle, wie die ursprünglich auch lebhaft und bunt wirkenden Hinterländer Trachten allmählich erst eine farblosere und nüchternere Erscheinung bekommen haben.

Selten wird man in der älteren Literatur eine so eingehende und so viele Trachten eines Gebietes gleichzeitig erfassende Beschreibung finden. Für die hessische Trachtenforschung füllt dieser Bericht Dullers nicht nur einige Lücken zwischen den uns bisher bekannten Trachtenlandschaften des Hessenlandes, sondern er führt auch weiter in der Gesamtschau des hessischen Trachtenbildes und der verwandtschaftlichen Linien, die die einzelnen Trachten miteinander verbinden.

Die Rechtsformel: Schild voll Gold.

Es ist bekannt, daß der Friedensschutz, wie er sich in Immunität, Asylrecht u. dgl. aussprach, einen wesentlichen Bestandteil älterer Rechtsatzungen ausmacht. Dabei läßt sich im einzelnen beobachten, was für Veränderungen der Wortlaut im Laufe der Zeit mitmacht, sei es durch Umdeutung, Anpassung an den Wandel der Verhältnisse, oder auch durch Mißverständnis. Ein anschauliches Beispiel dafür bietet uns eine Besonderheit österreichischer Weistümer.

In der Aufzeichnung der Rechte der Burg und des Dorfes Dürnstein [1]) in der Wachau aus der Mitte des 14. Jahrhunderts lesen wir den Satz: Wer aber uns di freiung prech, der ist der herschaft auf vier tail, der marich auf des marich haut oder fues, wolt er sich aber lösen, so sol er geben ain raisschilt volln golt.

Der nicht ganz glatte Text ist so zu verstehen: Wer das Asylrecht der Burg verletzt, der soll gevierteilt und jedes Viertel an einem Grenzpunkt ausgesteckt werden [2]). Wenn er davonkommen will, so hat er eine sehr hohe Buße zu entrichten, nämlich einen Kriegsschild voll Gold. Wir dürfen aus der ganzen Situation schließen, daß es sich um einen ritterlichen Freiungsbrecher handelt.

In über dreißig Weistümern Niederösterreichs und in einem von der steirischen Grenze wird dieses Motiv „Schild voll Gold" weitergeführt und abgewandelt. Zeitlich verteilen sich die Quellen so: aus dem 14. Jahrhundert ist mir keine weitere bekannt geworden, aus dem 15. sieben, aus dem 16. deren fünfzehn, aus dem 17. sechs, und eine ist sogar aus dem 18. Jahrhundert. Das Verbreitungsgebiet des Rechtssatzes ist ziemlich klein: um Krems an der Donau, dann im Viertel unter dem Manhartsberg und schließlich im Semmeringgebiet (hier namentlich in der Herrschaft Kranichberg).

Im Jahre 1430 ist in dem Bannteiding der Herrschaft Schönberg [3]) von einem Rennschild (also Turnierschild) die Rede: ob das sein feint (die Verfolger des in Asyl geflüchteten) nit achten wolden und kämen im weider nach, die wehren wandel schuldig, wer es ain herr oder edelman der wer umb ainen rennschilt vol golt, wer es aber ein gemainer man der wär umb leib und guet. Da ist ein Unterschied in den Ständen gemacht [4]) wie auch in einer Reihe anderer Stellen [5]). Im Weistum des freien Eigens Raxendorf [6]) wird anschaulich ausgeführt: wenn aber im iemant nachkäm, der prüch damit die freiung und der wär darumb phlichtig des halß dem erbern fursten zu Osterreich; und ob er dan den halß wolt lesen, so sol er niderlegen ain schilt auf das erdrich, den sol er außfullen mit gemallen golt, damit er sich lost von dem furstn.

Unter „gemalen golt" ist ursprünglich zu verstehen Gold mit einem Münzbild, geprägtes Gold [7]). Doch wurde der Ausdruck, der im 16. Jahrhundert noch einigemal

---

[1]) Österr. Weistümer VIII, 982.

[2]) Das ist mit dem Vierteilen gewöhnlich verbunden; vgl. v. Amira, Die germanischen Todesstrafen (1922), S. 134: den cörpel in vieren tailen und auf vier reder setzen und an vier ende der stat stozzen; Sächsische Weltchronik, 1. Bair. Fortsetzung S. 333: deileten den ritter in vir virtel unde hingen in an vir ende vur die porten; Limburger Chornik S. 90: ein verreter sol mit dem nachgericht gevirteilt werden und auf vier straßen ... gehangen werden.

[3]) ÖW. VIII, 728.

[4]) Vgl. Gwinner, Einfluß des Standes im gemeinen Strafrecht (1934), S. 32.

[5]) ÖW. VIII, 622, 816, 935, 938, 945.

[6]) ÖW. VIII, 1045. Der Text in Grimms Weistümern hat gemalten gold; vgl. aber die Vorbemerkung in ÖW. VIII, 1043.

[7]) Münzen malen = prägen; vgl. man sol auch die phenninge versuchen e daz man si malet 1377: Basel Urkundenbuch IV Nr. 413; Schweizerisches Idiotikon IV, 152: swer ein ander munze machte ... ez si an gewichte, gemelde oder swere, den sol man fur einen valscher haben 1287: Würzb. Landfriede, Mon. Germ. Constitutiones III, 374.

begegnet [8]), anscheinend bald mißgedeutet; denn in dem steirischen Orte Mönichwald [9]) wird im 16. Jahrhundert von einem metzen gemallens golt gesprochen. Das sieht ganz darnach aus, daß man an Goldkörner dachte. Ja, im Weistum von Wartenstein [10]) aus dem 18. Jahrhundert können wir lesen: ob sach were, daß ein geritener mann were, so ist er verfallen ein schilt voll vermahltes gold, und als oft ein persohn mit ihm ziecht als oft ist er verfallen 32 pfund ₰. Wer aber sach, das ers am guth nicht hett, so soll man ihm alle vier abhacken und legen in rockgern, daß er die freiheit bricht und keine mehr.

Andere Quellenstellen sprechen von einem übergulten schild, womit entweder ein vergoldeter oder ein mit Gold überdeckter gemeint sein kann [11]). Das Weistum von Els [12]) aus dem Jahre 1608 steigert es zu einem guldenen schilt voller golt; im Weistum von Senftenberg [13]) (1524-54) steht: wer die freiung sträflich brach, der ist der ehegenannten unser gnedigen herrschaft pueßwärtig seinß lebenß oder ainß schilts radts goldeß zu geben.

Eine weitere Abwandlung der Formel verlangt zwei oder gar drei Schilde, was sich daraus erklärt, daß an zwei Herren diese Lösungssumme zu entrichten ist: wer aber das man meiner herrn freiung zeprech, es wer edel oder unedel, derselbig ist phlichtig ze geben zwen schild mit gold uberlegt meinn herrn von Liechtenstain und ainn dem fursten von Osterreich, und ob der vorfluchtig würd, so sol ider man auf sein jungs und alts und denselben helfen ze vachen; und ob sich der wern wollt, slueg man in ze töd darumb, so sein se niemant nicht westanden. wurd er aber gevangen, so mag er sich geledigen mit zwain schilden uberlegt mit gold oder mit dem töd und auch chain freiung nindert haben [14]). Im benachbarten Maustrenk [15]) ist festgesetzt: wer die freiung bricht, der soll uberlegen drei schilt mit golt; und da gehören die zwen schilt ainem fürsten von Oesterreich zu und der dritt dem herrn deß schloß zu Printzendorf, wer ir herr ist.

Die Rügung der drei freien Eigen zu Neumarkt, Engsbach und Karlsbach [16]) von 1569 spricht bereits von einem schilt voller gulden, womit ein richtiger Münzname eingeführt ist. Das wird im Landgerichtsteidingbuch von Zwettel [17]) abgewandelt in helmb oder schilt voller gulden. Schon im Jahre 1416 waren in Neustift bei Krems nüchtern 100 Pfund Gold genannt [18]): wer wider die gerechtigkeit und freiheit thät, der wär zu wandl 2 und 6 ß ₰; wer es dann ein baßmann der wer 32 f., wer es ein edlmann so wer er umb 100 f. gold, halben thail dem closter zu Zwethl, halben thail dem fürsten des lants in sein cammer. Das ist der Übergang zu den zahlreichen Bestimmungen, die die Verletzung einer Immunität mit 20 oder 50 Mark lötigen Goldes bestrafen oder sogar mit einer Strafe von 1000 Pfund Gold

[8]) ÖW. VII, 31 (1520); 97; 228; 287; 283; 293; 299.
[9]) ÖW. VI, 107.
[10]) ÖW. VII, 312.
[11]) ÖW. VIII, 81.
[12]) ÖW. VIII, 950.
[13]) ÖW. VIII, 910.
[14]) ÖW. XI, 249 (vom Jahre 1414).
[15]) ÖW. XI, 179.
[16]) ÖW. IX, 649.
[17]) ÖW. VIII, 850.
[18]) ÖW. VIII, 893.

drohen [10]. So sehen wir, wie von dem urtümlichen, beinahe sagenhaften Bußansatz nach und nach der Weg zur nüchternen, ziffernmäßigen Währung führt.

Mir ist bisher keine urkundliche Nachricht begegnet, daß jemand wirklich einmal einen Schild voll Gold als Buße bezahlt hat. Aber daß sich diese Bestimmung in den Weistümertexten hielt, zeigt uns, daß man gerne festhielt an so altertümlichen, poetischen Ausdrücken. Der Schutz des Immunitätsrechtes, auf das man so großen Wert legte, den man in weite Vorzeit zurückverlegte, dieser Schutz wurde betont durch eine sagenhafte und möglichst unerschwingliche Bußsumme.

Heidelberg. Eberhard Freiherr von Künßberg †.

Babenhäuser Weihnachtsbäume im Jahr 1527.

Durch den verdienstvollen Babenhäuser Heimatforscher Wilhelm Müller wurde ich auf einen Aufsatz im „Würzburger General-Anzeiger" vom 23. 12. 1939 aufmerksam, worin Studienprof. a. D. M. Holzapfel auf Grund Mainzer Akten im Staatsarchiv zu Würzburg über das früheste Vorkommen des Weihnachtsbaumes in Mainfranken berichtet. Bei der Bedeutung der betr. Stellen für die Weihnachtsbaumforschung erscheint es wichtig, sie im Wortlaut hier zu bringen. Ich gebe sie nach eine Photokopie, die mir das Staatsarchiv zu Würzburg freundlicherweise besorgt hat. Beim Lesen waren mir dankenswerterweise die Herren Staatsarchivdirektor Dr. Clemm und Staatsarchivrat Dr. Knöpp zu Darmstadt behilflich.

1527 Mainzische Klage wider Hanau zu Babenhausen (*Staatsarchiv Würzburg, Mainzer Regierungsarchiv L. 355/854 Bl. 18/19*).

Zum Fünfften sagend die verordnete Anwelde clagweyß, das on des irs g. H. von *Hanaw* forster in obgedachtem Walde von alters her nie Weynachtsbaume gehapt, sie auch dieselbigen zu haben und nemen nie fug oder recht gehapt oder noch haben, so haben sie doch in kurtz furgenomen jerlich etzliche Weinachtbaume zu haben, dieselbigen auch gehawen und heimgefurth wider recht und pillicheit, damit ein Newerung ingefurt dem Walde gemeinen Nachbarn und Hubner zu verwüstung schaden und verterbes.

Bitten derhalb in der gute oder rechtlich zusprechen, erkennen und ordnen, das wolgedachts irs g. Herrn forster solich Weynachtsbaum zu hawen, und solch newerung inzufuren nit gezimpt, sie auch desselbigen nie recht oder fug gehapt und haben, und das sie derhalb solches abzustellen und sich desselbigen hinfuro zuenthalten von Rechts wegen schuldig und pflichtig seyen, sein g. (Gnaden) auch zu dem allem sampt costen und scheden zu condemniren und verurteilen oder was sunst derhalb recht ist, mitzuteilen und ergeen zu lassen. Zu dem allem sie Ewer richterlich Ampt anruffen.

Antwort (ebenda Bl. 76).

Alßdan zum Fünfften von wegen hochgedachts sins gnedigsten Hrn des gegentheils vermeynliche Clagweyß furbrocht worden, als solten Hanawische forster wider alt herekomen auch wider Recht und die billicheyt jerlichen in vilgemeltem spennigem Waldt Weyennachtsbawm abe gehawen und damit deme Walde den hubnern und nochborn zu Nochteyl ernewert haben.

---

[10]) GW. IX, 584.

Dagegen sagt Anwalt Animo contestandi litem: Er gestande der Vernewerung in der vermeynten clage angezogen gar nit, sunder sagt solichs dermoissen. Von unnerdechtlichen zytten gebraucht und ubelich und uß besunderlichem der Herschaft Hanaw vergunstigung also herekomen und bescheen sey, bitt und begert demnoch Anwalt hochgedachtz gegenteyls verordnete Anwelde in der gute zu wysen deß orts gegen wolgedochtem sinem principal ruigk zu sein wo nit, alßdan sin gnede von gedochter vermeynter anespruche und clagen mit ewerem rechtlichen Entscheide zu absolviren mit erstattung derhalben erlittener Costen und scheden.

Nach diesen Niederschriften erklären somit die Hanauischen Förster zu Babenhausen, daß sie seit unerdenklichen Zeiten das Recht haben, im Stockstädter Forst „Weihnachtsbäume" zu hauen. Leider erfahren wir über diese Bäume nichts Genaueres. Es erscheint durchaus möglich, daß es sich auch hier wie in Rimhorn im Jahre 1556 (Hess. Bl. f. Volkskunde XXXIV, 114) um ein einfaches Holzrecht handelt, zumal das Holen von Weihnachtsholz als Recht der Bauern auch anderwärts bekannt ist. Allerdings muß mit aller Deutlichkeit betont werden, daß die Stelle aus der Waldordnung von Ammerschweier vom Jahre 1561, die zur Weihnacht von einem Maien spricht, der nicht länger als acht Schuh sein darf, nur in der Richtung unseres heutigen Weihnachts**baum**brauches gedeutet werden kann. Dazu nehme man das Verbot des Freiburger Rats von 1554, „weyenacht meyen" abzuhauen (Lauffer, Der Weihnachtsbaum in Glauben und Brauch S. 52), ferner das Salzburgische Verbot von 1525, betreffend das Abhacken des Weihnachtsgrüns (Lauffer, S. 11) und das Maienschlagen zur Weihnachtszeit in Schlettstadt im 15. Jahrhundert (Huth, Lichterbaum S. 22). Stellen wir unseren Babenhäuser Beleg in diesen Zusammenhang und beachten wir insbesondere, daß ja von **Bäumen** die Rede ist, so müssen wir wie bei den erwähnten Maien an eine Art Vorläufer unseres heutigen Weihnachtsbaumes denken.

Darmstadt. Friedrich Mößinger.

Bücherschau.

Brauch und Sinnbild. **Eugen Fehrle** zum 60. Geburtstag gewidmet von seinen Schülern und Freunden. Hrsg. von Ferdinand Herrmann und Wolfgang Treutlein. Mit 133 Abb. Karlsruhe: Südwestdt. Druck- und Verlagsges. in Komm. 1940. 291 S. 50 Taf. 1 Portr. 8⁰.

Ich bin unseren Lesern noch eine ausführliche Anzeige dieser zweiten großen Festschrift zum 60. Geburtstag unseres Freundes und Mitarbeiters Fehrle schuldig, da ich sie in Bd. XXXVIII nur gerade noch vor Abschluß des Druckes S. 195 erwähnen konnte. Sie ist mit dem vorzüglichen Bild des Gelehrten und vielen ausgezeichneten Tafeln ausgestattet, und es ist der Heidelberger Stiftung für Volks- und Auslandkunde neben den Herausgebern noch ganz besonders zu danken, daß das Buch zu seinem wertvollen Inhalt auch ein so festliches Gewand erhalten hat.

Einleitend würdigt Wolfgang Treutlein Eugen Fehrle als Forscher und Kämpfer, Anneliese Jonas schildert die volkskundliche Lehrschau der Universität Heidelberg, eine Schöpfung des Jubilars, und Anne Bossong stellt ein Ver-

zeichnis der von ihm veröffentlichten Bücher und Aufsätze zusammen. Leider sind hier nicht alle Beiträge zu unsern Hess. Blättern genannt (1912 fehlt: Der Besen im Aberglauben in Bd. XI, 215-218, 1915: Der Nachruf für Ernst Schmidt in Bd. XIV, 143 f., 1926: Zum Kohl im Volksglauben in Bd. XXV, 245); ganz besonders bedauerlich ist aber, daß 1937 sein schönes Buch „Deutsche Hochzeitsbräuche" in der Sammlung „Volksart und Brauch" (Jena, Diederichs) vergessen ist.

„Brauch und Sinnbild" hatten die Herausgeber als Titel gewählt, „im Hinblick darauf, daß ein Großteil der Bemühungen des Jubilars der Klärung der Beziehungen und des Wesens dieser beiden Erscheinungsformen, insbesondere im germanisch-deutschen Bereiche, galt, und noch heute die damit zusammenhängenden Fragen im Mittelpunkte seines Forschens stehen". Und es ist ein schönes Zeichen für das Ansehen Fehrles, daß sich so viele Gelehrte des In- und Auslands an dieser Ehrung mit Beiträgen beteiligt haben trotz der durch diese Titelwahl bedingten stofflichen Beschränkung und trotz der auch von den Herausgebern anerkannten Schwierigkeiten, die darin liegen, daß bei der heute sich eines besonderen Aufblühens erfreuenden Sinnbildforschung noch vieles ungeklärt ist und bei den einzelnen Forschern „Ausgangspunkt und Stellung zu den Dingen" sehr verschieden sind, wie es sich denn auch in den Aufsätzen des vorliegenden Buches immer wieder zeigt.

Zur Klärung sucht Fr. Pfister in dem ersten Aufsatz „Bild und Sinnbild" beizutragen. Er geht aus von besonderen Schwierigkeiten der Sinnbildforschung, die darauf beruhen, daß der moderne Mensch vom Sinnbild und seiner lebendigen Wirkung weit entfernt sei und es heute an lebensvollen Sinnbildern von Bedeutung eigentlich nur Kreuz und Hakenkreuz gebe, daß die Begriffe Sinnbild und Symbol vieldeutig sind, und daß die im Lauf der Entwicklung erfolgte „Entsinnlichung", „Profanierung und Säkularisierung" der Bilder und Zeichen, die als „Sinnbilder" angesprochen werden, nicht genügend beachtet wird; er macht dies an den alten Runen- und runenähnlichen Zeichen klar, die zuerst „Sinn- oder besser Kraftzeichen" („Heilzeichen") waren (z. B. das Hakenkreuz), dann auch als Mitteilungszeichen gebraucht werden konnten, z. T. dann zu Lautzeichen oder Buchstaben wurden, als Schmuck und Zierat, gelegentlich auch als Eigentumszeichen, Hausmarken, Steinmetzzeichen etc. dienten. Bei jedem einzelnen Zeichen ist zu fragen, ob es überhaupt jemals ein Sinnbild gewesen ist: die Forschung hat zuerst die ursprüngliche Bedeutung, seine Bedeutungsgeschichte und Gebrauchsmöglichkeiten festzustellen zu suchen. „Das Eingeständnis des Nichtwissens ist immer noch besser als phantastische Spekulation". In der germanischen, wie in der antiken Religion, spielten, wenigstens in der älteren Zeit, die Sinnbilder nur eine sehr bescheidene Rolle. Für den vom Erlebnis der Natur ausgehenden germanischen Glauben bedeutet das Bild eine krafterfüllte Wirklichkeit, und auch das, was wir abstrakte Begriffe nennen, wurde anschaulich im Bilde vorgestellt und sinnlich wahrnehmbar gemacht in der Gestalt von Naturdingen oder auch in einem bedeutungsvollen, durch Übereinkunft festgelegten Zeichen (Dreieck, Hakenkreuz, Rad, Runenzeichen u. ä.). Am Anfang steht die in ihren vielen Einzelerscheinungen erlebte und geschaute Wirklichkeit. Eine dieser Einzelerscheinungen wurde als Verkörperung krafterfüllter, „heiliger" Wesenheit (Leben, Licht, Fruchtbarkeit u. dgl.) zum dadurch ebenfalls „heiligen" Sinnbild erhoben. Das „Sinn-bild" ist heilig, weil es den „Sinn" einer transzendentalen Wesenheit verkörpert und als „Bild" mit dieser Wesenheit gleichzusetzen ist. Diese Entwicklung wird sehr eindrucksvoll an einigen „Bildern" und „Sinnbildern" erörtert.

In seinem Beitrag „Brauch und Sinnbild im Bereich volkskundlich-ethnologischer Forschung" schlägt dagegen Ferdinand Herrmann, einer der beiden Herausgeber, der stark unter dem Eindruck der Arbeiten Höflers steht und mit Recht die durch Dürckheim und Lévy-Brühl beeinflußte ältere Betrachtungsweise bekämpft, vor, die Begriffe „Symbol" und „Sinnbild" zu unterscheiden: Symbol umfaßt für ihn das ganze Gebiet kultischer Haltung und Äußerung, es ist der Oberbegriff, der Brauch und Sinnbild in ihrer Gemeinsamkeit in sich begreift. (So sei auch die Wahl des Titels der Festschrift zu verstehen) - „Sinnbild, auch Sinnzeichen umfaßt dagegen nur einen kleinen Teil, nämlich die figuralen Symbole, wie sie uns etwa in den Felszeichnungen der Frühzeit gegenübertreten oder wie wir sie in der Volkskunst, am Bauernhaus, an den Geräten, in der Tracht usw. finden, also jene graphischen Ausprägungen der Haltung, die man mit gutem Recht als „Sinn-Bilder" und „Sinn-Zeichen" auffaßt und die in den meisten Fällen „Wiedergaben" der kultischen Handlung sind". Der Verf. verspricht, seine Gedanken, von denen er erwartet, daß sie bei vielen Lesern starke Bedenken wachrufen werden, an anderer Stelle ausführlich darzulegen.

Auf diese beiden prinzipiellen Ausführungen zur Sinnbildforschung folgt nun eine große Reihe von Einzeluntersuchungen: Paula Adelmann „Sinnbilder der Heimat im alamannischen Bauerndorf Saderlach im Banat" (auf den Siegeln eines Schreibens der Siedler an Maria Theresia von 1759). - Josef Blau „Von Freihälsen und Hundsköpfen" (Aus Böhmen - Furth im Wald, Neumark, Neuern - Zeichen und Sinnbilder im Brauchtum, Rechts- und politische Symbole u. a. m.) - Raffaele Corso „Emblemi mitici, simbolici e realistici nell' arte popolare italiana" (mit einer nützlichen Bibliographie zur italienischen Volkskunst. Blume, Zweig und Baum [bei Werbung und Hochzeit], Herz, verbundene Hände u. a., mythische und christliche [christianisierte] Symbole. Einteilung der Embleme in mythische, symbolische und realistische). - Siegfr. Hardung „Die Darstellung des bäuerlichen Lebenskreises im Braunschweigischen Landesmuseum". - Otto Höfler „Cangrande von Verona und das Hundesymbol der Langobarden" (das Hundesymbol im Wappenwesen und den Namen der Scaliger wird angeknüpft an das langobardische Wahrzeichen des kriegerischen Hundes, das wir besonders durch R. Muchs Forschungen kennen; es wird zurückgeführt auf die germanischen Verwandlungskulte: die langobardischen Hundskopfkrieger trugen Hundemasken. Eine sorgfältige, geistvolle Unsersuchung). - Rich. Hünnerkopf „Hohnstangen und Hohnzeichen" (in der nordischen Saga und im heutigen Volksbrauchtum. Zunächst kraftgeladene Sinnbilder, die Fruchtbarkeit und Segen bringen, aber auch Übel und Schaden abwehren, dann aber auch zum Schadenzauber und Beschimpfung des Feindes verwandt werden. Je mehr der Glaube an die Zauberkraft des Sinnbilds schwindet, um so deutlicher tritt es als Zeichen der Verhöhnung hervor). - Otto Huth „Das Torsinnbild und die Durchzugsbräuche im Altertum (Ergänzung zu den Aufsätzen des Verf. „Der Durchzug des Wilden Heeres" und „Die Kulttore der Indogermanen" im Arch. f. Religionswiss. XXXII und XXXIV über den rituellen Durchzug einer Kriegerschar durch den für die Germanen zu erschließenden doppeltorigen Kultbau. Für uns ist der Aufsatz besonders beachtenswert wegen der Bemerkungen über die „Torhäuser", wie wir sie im Hüttenberg nennen, die Riehl die „Triumphbogen des Landmannes". Phleps jetzt „Triumphbogen der Germanen" nennt, und wegen der beiden Parallelen zur Sage von des Rodensteiners Durchzug durch die Scheune in Oberkainsbach aus der Pfalz und aus Egelsbach bei Langen). - Stilpon Kyriakidis

„Die Vorstufe des Vorbildzaubers" (ist die sinnliche Darstellung eines starken Wunsches und eines wichtigen Arbeitsabschnitts im Jahreslauf, dargelegt an einigen neugriechischen Volksbräuchen; zu S. 158 f. vgl. die Hess. Bl. VII, 41 ff. geschilderten Bräuche). - Otto Lauffer „Wunderbäume und Wunschbäume im Schrifttum und in der bildenden Kunst" (ein neuer inhaltsreicher Beitrag des Verf. über die Verwendung des Baumes in Volksglauben, Volkserzählung und Volksbrauch. Am Schluß hält er gegen alle Einwände an dem Satz fest, daß es für den heute immer wieder genannten Begriff des „Lebensbaumes" keine greifbaren volkstümlichen Unterlagen gibt). - Anna-Maria Link „Sinnzeichen und Formen auf den alpenländischen Trachtengürteln" (die federkiel-, ledergestickten und die älteren metallbeschlagenen Gürtel mit ihrem reichen Schmuck, dazu Taf. 21-27). - Herm. Phleps „Ostgermanische Spuren im Gefüge des westgermanischen, alemannischen Ständerwerks" (mit Taf. 28-37. Für die ostgermanischen Einflüsse auf den westgermanischen Hausbau, auf die schon Bruno Schier in seinem Buch „Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa" [s. Hess. Bl. XXXII, 168 f.] hingewiesen hatte, werden hier sehr einleuchtende neue Gesichtspunkte beigebracht). - Karl Preisendanz „Aus der Geschichte des Uroboros" (zur Geschichte des Symbols der Sonnenschlange, die sich in den Schwanz beißt, vom vorgeschichtlichen Amulett bis zum spätantiken Ewigkeitssymbol). - Maria Riffel „Brauch und Sinnbild in den Stickereien der Schwarzwälder Frauentracht". - F. Adama van Scheltema „Das Kammerfensterl" (wenn man das gewichtige Werk von K. Rob. V. Wikman „Die Einleitung der Ehe" in den Acta Academiae Aboensis, Humaniora XI, 1 (1937) gelesen hat, wird man nur schwer diesem phantasievollen Weg vom oberbayrischen Kammerfensterl zum einzigen östlichen Turmfenster einer altfranzösischen Fassung des Dornröschen-Märchens und dem Sonnenloch der Externsteine, zu der gefährlichen Tür in der Ringmauer des Menglod und der Lücke im Ringwall von Stonehenge folgen). - Walther Schulz „Der Brautstern von Rode im Schäßburger Weinland in Siebenbürgen" (verglichen mit dem Schmuck der Brautborten in den anderen Orten des Gebiets). - Georg Stuhlfauth „Neuschöpfung christlicher Sinnbilder" (während die meisten christlichen Symbole keine Eigenschöpfungen, sondern übernommen und nur christianisiert sind, gibt es auch einige Neuschöpfungen: das Triumph- oder Anastasiskreuz, zuerst auf den Passionssarkophagen [s. jetzt F. Gerke, Die Zeitbestimmung der Passionssarkophage, Berlin 1940] und die vier Evangelistensymbole; von mittelalterlichen Symbolen werden besprochen der Flechtbandknoten, für den auf das reiche Abbildungsmaterial bei Erich Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit² (Nr. 192, 193, 195, 200, 202, 203) hätte hingewiesen werden können, Kreis, Jessebaum, Einhornjagd, Christus in der Kelter, die heilige Mühle, Christus als Apotheker, das Auge Gottes im Dreieck). - Max Walter „Amorbacher Brauchtum im 15. Jahrhundert" (auf Grund der Amorbacher Stadtrechnungen). - Lily Weiser-Aall „Julgrütze für den Bären, ein norwegischer Weihnachtsbrauch" (der sehr alte gemeineuropäische Grundlagen hat). - Heinrich Winter „Mooschlitten, Osternestbauten und Quackgestelle" (mit Taf. 45-49. Die sorgfältigen volkskundlichen Aufnahmen des Verf., bes. im Odenwald, sind unseren Lesern bekannt, s. a. Bd. XXXVIII, 171 ff. Ob man aber wirklich den Hasenwagen als fahrendes Osternest bezeichnen und mit den Gertengestellen beim Eierheischen in den Sommertags- und Pfingstquackumzügen verbinden darf, ist mir zweifelhaft. Eine wichtige Rolle spielt bei der Untersuchung der Gertenwagen auf dem Torgauer Altar des L. Cranach: ich kann darauf mit Mößinger,

Volk und Scholle 1939, S. 96 nur einen Apfel, nicht ein Ei erkennen). - Walther Zimmermann „Weihkräuterbüschel aus Baden und bei den Banater Badenern" (ein sehr sorgfältiger Beitrag zur Volksbotanik und Wortgeographie und zur Volksmedizin). - Ein Sachregister von Anne Bossong hilft dazu, daß der reiche Inhalt der Festschrift für volkskundliche Weiterarbeit leicht verwertet werden kann.

H. Hepding.

Martin Wähler, Thüringische Volkskunde. Jena: Eugen Diederichs (1940). 554 S. Mit 122 Abb. auf Tafeln. In Leinwand geb. 12,- RM.

Eine umfassende thüringische Volkskunde hat es bisher noch nicht gegeben. Nun liegt hier eine prächtige, alle Gebiete der Volkskunde mit gleicher Meisterschaft behandelnde Darstellung vor aus der Feder eines Mannes, der wohl wie wenige dazu berufen war, das thüringische Volksleben nach dem Vorbild Riehls „ganz aus dem Vollen" zu fassen (S. 15). Er ist geborener Thüringer und hat „ganz systematisch auf zahlreichen Wanderungen und Fahrten Kreis für Kreis und darin wieder Ort für Ort besucht" und sich so „ein Bild von dem vielgestaltigen Leben und den Äußerungen des thüringischen Stammestums" wirklich erwandert. Natürlich hat er auch die ganze volkskundliche Literatur des Landes und die Beantwortungen der Fragebogen für den Volkskundeatlas durchgearbeitet und die Angaben, wenn nötig, selbst an Ort und Stelle nachgeprüft. Durch zahlreiche wissenschaftliche Veröffentlichungen über einzelne Gegenstände der Volkskunde war er schon lange als einer der besten Kenner des thüringischen Volkstums bekannt. So durfte man mit den größten Erwartungen an die Lektüre dieses Werks herangehen, und ich glaube, man darf dem Stamm der Thüringer dazu gratulieren, wie Wähler der großen Aufgabe gerecht geworden ist. Für die Kurhessen erwähne ich, daß natürlich auch der Kreis Schmalkalden [1]) in die Darstellung miteinbezogen ist: er ist ja ein Teil des 1933 geschaffenen Gaus Thüringen, in dem „ungefähr das, was durch die gleiche Stammesart zusammengehört ... und eine kulturelle Einheit darstellt, zusammengeschweißt worden ist" (S. 63; s. das Kärtchen vor S. 17). Der Thüringische Ministerpräsident Marschler, der auch dem Werk ein es besonders der Lehrerschaft empfehlendes Begleitwort mit auf seinen Weg gegeben hat, konnte „durch einen geldlichen Zuschuß die reiche Bebilderung ermöglichen"; von der Beigabe von volkskundlichen Karten hat der Verfasser leider fast ganz abgesehen, obwohl doch durch das für den Volkskunde-Atlas gesammelte Material und dessen bisher erschienene Lieferungen die Möglichkeit gegeben gewesen wäre, die Besonderheiten der einzelnen Gebiete des Landes anschaulich zu machen. Nur eine Karte der für die Besiedlungsgeschichte wichtigen Ortsnamengrundwörter und -suffixe ist zu S. 48 eingefügt, und S. 447 ist die Verbreitung des Laubmanns auf einem Kärtchen dargestellt.

Es ist schwer, in einer kurzen Anzeige dem Leser eine Vorstellung von der Fülle des in dem Buche Gebotenen zu vermitteln. Es ist in 14 Abschnitte gegliedert: 1. Die Bildung des thüringischen Stammes; 2. die politische und kulturelle Entwicklung; 3. die soziale Schichtung der Bevölkerung (hier sind mit besonderer Liebe die vielen Arten der Heimarbeit im Thüringer Wald geschildert); 4. Siedlungsweise und Be-

[1]) Das von Metropolitan A. Vilmar verfaßte Kapitel über das „Schmalkalder Land" in Heßler's Hessischer Landes- und Volkskunde II (1904), 463-496 hätte daher in dem die Geschichte der volkskundlichen Forschung in Thüringen behandelnden Vorwort auf S. 14 Erwähnung verdient.

völkerungsbewegung (Dorfformen, Gerichtsplätze, Besitz- und Hausmarken, Auswanderung); 5. Wohnweise (Hausformen, -schmuck, -inschriften [2])); 6. Volksnahrung (Gemeindebackhaus im germanischen, Backofen im ursprünglich sorbischen Gebiet – Thüringer Klöße, Gebildbrote); 7. Volkskunst und Volkstracht (gekürzt, da dafür schon größere Werke vorliegen); 8. Volkssprache (Mundart. Namengebung und Geschmackswandel dabei, Haus-, Spitz-, Schimpfnamen. S. 193-205: eine große Sammlung von Ortsneckereien, Neck- und Spottversen auf Dörfer. S. 205-225: vergleichende Redensarten und Sprichwörter, dabei bes. bemerkenswert, weil wohl noch nie in dieser Fülle gesammelt, die Ausdrücke und Ausrufe beim Skatspiel S. 213-222, s. a. noch S. 305. Fremdwortreichtum des Thüringischen. Volksrätsel, darunter eine ganze Reihe von Scherzfragen rein lokalen Charakters [3])); 9. Volksmusik und Volkslied (da die Thüringer und auch der Verf. sehr musikalisch sind, ist dieses Kapitel mit besonderer Liebe ausgearbeitet. Durch die vielen Notenbeispiele, auch in den Brauchtumsabschnitten, zeichnet sich dieses Werk vorteilhaft vor anderen ähnlichen aus. S. 259 ff. wird die Geschichte von „Ach, wie ist's möglich dann" skizziert. Gute Beispiele für Zersingen von Text und Melodie. Auch Kinderreime [4]) und -spiele und der Volkstanz werden in diesem Abschnitt behandelt); 10. Volksglaube (Teufel, Drachen, Hexen, Bauopfer, Vorzeichen, Wetterregeln, Befragen der Zukunft u. v. a.); 11. Volksmedizin (ich nenne hier bes. die Ausführungen über die Heilpflanzen und das Thüringer Laborantengewerbe, die „Olitätenhändler" S. 325 ff., dazu auch S. 76; das „Messen" bei Krank-

---

[2]) Es liegt eine Tausende von Nummern umfassende Sammlung der Hausinschriften des gesamten Gaus handschriftlich vor; deshalb hat der Verf. wohl darauf verzichtet, bei den Literaturnachweisen kleinere Sammlungen, z. B. L. Wutschke, Thüringer Hausinschriften (1913), anzuführen. Unter den Beispielen hätte er S. 141 statt der nur dreizeiligen, etwas verstümmelten Inschrift aus Förtha besser den vierzeiligen Text aus Etterwinden (Fritz Rollberg, Das westthüringische Bauernhaus ² (1939), 62) gewählt:

Was steht ihr hier und schaut es an,
Sperrt auf die bösen Mäuler?
Ich hab gebaut, wie mirs gefällt,
Hat mich gekost mein schön Stück Geld.

In Hessen ist der in diesen Blättern XIX, 69 Nr. 133 abgedruckte Text üblich, z. B. Volk und Scholle III, 79; Heimat im Bild 1933, 148.

[3]) Ich erwähne S. 230 Nr. 7: „Warum werden in Tauschwitz die Gänse nur auf einer Seite gebraten?" als Ergänzung zu Hess. Bl. XXIII, 115 f., XXVII, 75. Das „Binsenschneider-Rätsel" Nr. 9 hätte auch S. 292 bei der Behandlung des Bilwis-Schnitters noch einmal angeführt werden sollen, da seine Tätigkeit darin in die Johannisnacht verlegt wird.

[4]) Bei den Beerenreimen S. 255 und 257 war mir besonders interessant als Ergänzung zu Hess. Bl. XXII, 31 ff. und 37 f. die Regel:

Die erste in den Mund,
Die zweite in den Grund,
Die dritte über den Kopf,
Die vierte in den Topf.

Die Verspottung des Faulen als „Kaulorsch" begegnet uns in unserer Gegend wieder als „Keilasch" in einem Beerenreim aus dem Ulmtal: Mitt. d. Wetzlarer Geschichtsvereins XII 1931, 24.

heiten [5]), das Besprechen, worüber doch wohl noch mehr zu erfahren sein müßte); 12. Brauchtum und Glaube im Lebenslauf (mit nicht allzu vielen thüringischen Besonderheiten); 13. Sitte und Brauch im Jahreslauf (ich hebe nur einzelnes hervor: Geschichte des Weihnachtsbaums in Thüringen, das Klingeln [6]), das Nisteln am Peterstag [7]), das uns aus Herbstein bekannte „Hutzelfeuer" im ebenfalls fuldischen Amt Geisa (S. 422), Sommergewinn und Todaustreiben, Brautball oder Ballwerfen (S. 428 f., auch schon S. 386 beim Hochzeitsbrauchtum behandelt), Pfingstbräuche, vor allem der Laubmann, Brunnenreinigen; noch ziemlich reich, im Gegensatz zu unserer Gegend, ist das Erntebrauchtum. S. 477-490: Kirmse [8]). Martins- und Nikolaustag. S. 495-501: Brauchtum der Handwerker und Studenten (Deposition)); 14. der thüringische Stammescharakter (der Verf. hatte schon in dem von ihm herausgegebenen schönen Werk „Der deutsche Volkscharakter" (1937) [9]) die Thüringer behandelt und einen weiteren Beitrag zur Volkscharakterologie in den „Mitteilungen des Ver. f. die Gesch. und Altertumskunde von Erfurt" LI 1937 über die Erfurter geliefert; er entwickelt auch hier ein fesselndes Bild von dem Wesen dieses reichbegabten Stammes im Herzen Deutschlands). H. Hepding.

Karl Hermann May, Territorialgeschichte des Oberlahnkreises (Weilburg). Mit einem Atlas von 5 Kartenblättern. – **Wolfgang Müller**, Die althessischen Ämter im Kreise Gießen. Geschichte ihrer territorialen Entwicklung. Mit einem Atlas von 6 Blättern. Schriften des Instituts für geschichtliche Landeskunde von Hessen und Nassau, hrsg. von Th. Mayer und E. E. Stengel, 18. und 19. Stück. Marburg (Elwert) 1939 und 1940. XXI u. 432 S. 12,50 RM; XXVI u. 217 S. 11,- RM

Das bekannte, von Edmund E. Stengel begründete hessische Atlaswerk ist in rascher Folge um vier wertvolle Arbeiten vermehrt worden. Außer den hier zu besprechenden Stücken haben wir Untersuchungen von E. Ziegler über das Territorium der Reichsabtei Hersfeld und von L. Bald über das Fürstentum Nassau-Siegen erhalten. Der Oberlahnkreis und der Kreis Gießen, mit denen wir es hier zu tun haben, sind junge Einheiten. Daraus erklärt sich, daß entsprechend dem Zweck des Gesamtunternehmens nicht die Territorialgeschichte aller in diesen Kreisen gelegenen Orte geboten wird. May behandelt im wesentlichen die ehemals nassauischen Ämter

[5]) Daß das „Messen", wie S. 333 gesagt wird, nur noch in Thüringen, Schlesien und Böhmen bekannt sei, ist nicht richtig. Ich weiß, daß es in der Wetterau noch vor nicht langer Zeit zur Diagnose und Therapie angewendet wurde, s. a. Handwtb. d. dt. Abergl. V, 1852 ff.

[6]) Hier vermißt man einen Verweis auf die S. 255 mitgeteilten „Dengel"- und „Pfeffer"-Verse.

[7]) „Mispeln" in Süß, Kr. Rotenburg: Hessenland XXXV 1921, 20 ff. Vgl. die Peterstagbräuche unten S. 198 mit Anm. 2. Daß aber das Füttern der Hühner in einem von einer Kette oder einem Wagenrad gebildeten Kreise etwas mit „dem Segenszeichen des Sonnenrades" zu tun haben soll (S. 418), wird man wohl kaum dem Verf. glauben.

[8]) Das Hahnschlagen an der Kirmes S. 488 ist auch noch S. 473 f. eingehend beschrieben. Die Verbindung der Schaukel mit der Mondsichel (oder mit der Sonne) S. 489 wäre besser weggeblieben.

[9]) Vgl. Pfahler, Hess. Bl. XXXV, 146 ff.

Weilburg und Runkel sowie jene Ämter, Gerichte und Herrschaften, die in diesen aufgegangen sind. Er läßt freilich nur wenige Orte wie Niedertiefenbach und Waldernbach unberücksichtigt, die einst zum Amt Hadamar gehörten. Müller dagegen beschränkt sich sinngemäß auf die althessischen Ämter des Kreises Gießen. Indem wir auf die schon erschienenen oder künftigen Untersuchungen von Bald (Nassau-Siegen), Uhlhorn (Territorien der Wetterau), Crusius (Alsfeld) und Schotte (Wetzlar) verschiedentlich verwiesen werden, kommt die Zusammengehörigkeit des Gesamtwerkes zum Ausdruck. Daß es sich um eine einheitlich geleitete Arbeitsgemeinschaft handelt, macht sich auch in der ausgeglichenen Forschungs- und Darstellungsmethode wie in dem Gedankenaustausch innerhalb des Marburger Kreises, auf den mehrfach Bezug genommen wird, vorteilhaft bemerkbar. - Die Nachrichten über die ältere Landes- und Ortsgeschichte, namentlich für die früh- und hochmittelalterlichen Jahrhunderte sind äußerst knapp. Daher kommt es, daß wir selbst bei bedeutenden Adelsgeschlechtern und ihren Herrschaften oft über Vermutungen nicht hinauskommen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die Verfasser der hier angezeigten Werke, als Schüler Stengels, die nötige Vorsicht walten und alle bisher geäußerten irgendwie erwägenswerten Ansichten zu Worte kommen lassen. Daß man sich manchmal anders entscheiden möchte, als sie vorschlagen, liegt in der Natur der Dinge. Erwähnt sei hier etwa die Genealogie des konradinischen Hauses oder die Annahme, das Siegerland sei das Stammland der Laurenburg-Nassauer. Ich möchte auch nicht mit Müller, der darin Uhlhorn folgt, für wahrscheinlich halten, daß dem ersten Gleiberger Grafen Heinrich die Grafenrechte durch Verleihung Heinrichs IV. übertragen wurden, sondern daß es sich bei ihm lediglich, wie so oft, um eine selbständige Titeländerung handelt. - Doch wenn auch über die eine oder andere Frage noch diskutiert werden mag, so sind doch die hier angezeigten Werke, die sich durch erschöpfende Stoffbehandlung auszeichnen, zukünftig die Grundlage für alle lokalgeschichtlichen Forschungen über die von ihnen behandelten Gebiete. Wer das gebotene Material für die allgemeine deutsche Verfassungsgeschichte auszuwerten trachtet, wird für eine zusammenfassende Stellungnahme zum Problem der Territorialbildung, wie sie Müller S. 127 ff. bietet, dankbar sein. Der Volkskundler sei besonders auf das vortreffliche und inhaltsreiche Ortslexikon bei May und das Flurnamenverzeichnis bei Müller hingewiesen.

Gießen. **Gerd Tellenbach.**

Heinrich Winter, Fasnachtsbrauch im Odenwald. 71 Karten und 105 Abbildungen (Bd. 3 des volkskundlichen Kartenwerkes: Jahresbrauch im Odenwald). Als Manuskript vom Verfasser handgedruckt in 50 Exemplaren. Heppenheim, Bergstr. 1941. 198 S. fol. In Halbleinwand geb. vom Verf. zu beziehen.

Nun dürfen wir schon den dritten des auf fünf Bände berechneten Kartenwerks unseres in seiner Sorgfalt und Heimatliebe bewundernswerten hessischen Forschers Dr. Ing. Winter dankbar begrüßen. Ich verweise auf meine Anzeigen der früheren Bände (XXXVII, 243 f. und XXXVIII, 171 ff.). Neben den Beantwortungen eines Fragebogens durch die Lehrerschaft des Kreises Bergstraße liegen dem neuen Band hauptsächlich die Ergebnisse langjähriger eigener Sammeltätigkeit des nimmermüden Verf. zu Grunde, die er nun auch über den Odenwald hinaus auf Spessart, Westrhön und Nordbaden ausgedehnt hat. Er durfte sich dabei weitgehender Unterstützung durch das „Ahnenerbe" und die „Bayerische Landesstelle für Volkskunde" erfreuen. Die Ergebnisse der Heranziehung der Nachbargebiete kommen bereits in mehreren Karten des

vorliegenden Bandes zur Geltung. Ich möchte auch auf die diesmal besonders reiche Ausstattung mit Abbildungen, die auf den vielen, auch in den Kreisen der wissenschaftlichen Volkskundler bereits in ihrer Bedeutung geschätzten und berühmt gewordenen Bild- und Filmaufnahmen Winters [1]) beruhen, noch ausdrücklich hinweisen.

Der erste Abschnitt behandelt das F e u e r b r a u c h t u m an Fastnacht im Odenwald, das noch von niemand so in allen Einzelheiten durchforscht worden ist wie von dem Verfasser in 8-10jähriger Arbeit (S. 1-56 mit 13 Karten). Die Feuerbräuche finden sich in einem geschlossenen Gebiet im ganzen südlichen Odenwald, südlich einer West-Ost-Linie Heppenheim-Miltenberg, ferner im Spessart und der Westrhön (s. die Kt. 2, auf der auch die Gebiete der Mai- und Johannisfeuer und die der Feuer beim Todaustragen [dazu noch Genaueres S. 177 ff. mit Kt. 64] eingezeichnet sind). Innerhalb des Feuerradgebiets (Kt. 3) scheiden sich die Bezirke, in denen man als Kern des Rads einen Strohbienenkorb verwendet (Kt. 4), was nach Winter die altertümlichere Form zu sein scheint, von denen, die dafür ein Wagenrad nehmen (Kt. 5. 6). Im südöstlichen Odenwald nennt man das gesamte Fastnachtsfeuer-Brauchtum „Fackeln", das Fackelschwingen gehört im ganzen Gebiet dazu (Kt. 7: die verschiedenen Fackelarten). Das Abbrennen von Feuer-Säulen und -Haufen in verschiedener Form, ihre Herstellung und das damit verbundene Brauchtum (8: Fastnachtshaufen, 9: Feuersprung und Anschwärzen, 10. 11: Strohmann und Strohbär, zum Vergleich Kt. 12: mittwinterliche Strohgestalten, 13: Sack- und Fellbär) werden eingehend geschildert und durch gute Bilder veranschaulicht. Wenn Winter in der „Wendellinie" beim Herstellen der Strohgebilde, die den zu verbrennenden Winter versinnbildlichen, eine Darstellung des Sonnenlaufs sieht (S. 56), so sucht er m. E. zu viel in solchen Einzelheiten: diese Form des Festwickelns ist doch wirklich die „durch den Werkstoff bedingte" nächstliegende. Daß der Sack- und Fellbär erst aus der Strohgestalt entwickelt ist, scheint dagegen auch mir einleuchtend.

Im Abschnitt 2 lernen wir das b ä u e r l i c h e B r a u c h t u m der Fastnachtszeit kennen (S. 57-86): Kt. 14: Stallreinigen in der Frühe des Dienstags oder Aschermittwochs, 15: „Gewöhnen" des Jungviehs, 16: Geschirreinigen, 17: Umrühren der Früchte, 18: Springen und Tanzen für's Flachsgedeihen, 10-21: Arbeitsverbote, 22: Baumbinden und -schütteln im Südosten des Gebiets an Fastnacht, im mittleren Odenwald an Silvester, im nördlichen an Weihnachten, 23. 24: Speisen, 25: Gebäcke, 26: Speisenreste für „Engel und armen Seelen" am Abend, 27: Ringfüttern der Hühner. Dazu noch viele andere Einzelheiten über Fastnachtsbräuche.

Die F a s t n a c h t s g e s t a l t e n und - u m z ü g e schildert Abschnitt 3 (S. 87-107 mit Kt. 28-37): Gebiete ohne Verkleidung, Schlaraffengesichter, Geschlechtertausch, „die Alte"; das alte Paar, bisweilen mit Kinderwagen, Wagenumzüge, „Teufelsrad", Doppel-, Tier- und Laubgestalten.

Der 4. Abschnitt ist den H e i s c h e l i e d e r n gewidmet (S. 109-148, Kt. 38-51): Texte z. T. mit Melodien und ihre Verbreitungsgebiete, ein reiches Material, als südöstlicher Anschluß an die Sammlung der rheinischen Fastnachtsheischelieder von C l a r a W e b e r (1933) sehr willkommen.

---

[1]) Auf den S. 191-193 gibt er eine Liste dieser Aufnahmen, die bei ihm eingesehen und auch für kurze Zeit entliehen werden können; auch seine handschriftlichen Belege für seine Brauchtumsforschung aus den Jahren 1938-40 in 15 Bänden kann man für Einzelheiten bei ihm einsehen.

In Abschnitt 5 lernen wir das Brauchtum des **Peterstags** kennen (S. 149–162): die Kt. 52 und 53 (Termintage des Dienstbotenwechsels im Gau Hessen-Nassau) vervollständigen die Skizze Fr. **Maurers** in Hess. Bl. XXV, 109; 54: Beginn des 5-Uhr-Läutens; 55: Wälgerbräuche an verschiedenen Terminen; 56: Umlaufen der „Hutzelbuben" mit Sensen um Haus und Scheuer zum Verjagen von „Krodde un Schlange" [2]), und noch viele andere Bräuche.

Die Abschnitte 6 und 7 bringen Ergänzungen und durch die Forschungen in Nordbaden bedingte Erweiterungen und genauere Grenzbestimmungen zu dem im 2. Bd. des Kartenwerks schon behandelten **Sommertags-** und **Oster**brauchtum, ich hebe bes. hervor die Festlegung der Südgrenze des Sommertagsbrauchs S. 168 f. mit Kt. 60.

Wer mit den Karten des deutschen Volkskunde-Atlas vertraut ist, wird auch an diesen sorgfältigen, die kleinsten Einzelheiten eines kleinen Gebiets gewissenhaft verzeichnenden kartographischen Darstellungen Winters seine ganz besondere Freude haben und sie gern bei seinen Arbeiten mitheranziehen. Ich möchte glauben, daß sie sich auch als Unterlagen für volkskundliche Übungen in Verbindung mit dem Volkskunde-Atlas ausgezeichnet eignen und daß sie manchen, der sie so kennen lernt, zur Nacheiferung anregen werden. H. **Hepding**.

Nassauisches Kinderleben in Sitte und Brauch, Kinderlied und Kinderspiel. Gesammelt, geordnet und herausgegeben von **Otto Stückrath**. Kassel: Bärenreiterverlag 1938.

In der Schriftenreihe der „Veröffentlichungen des Volksliedausschusses für das Land Nassau, die Stadt Frankfurt am Main und den Kreis Wetzlar" ist seit längerer Zeit erschienen als Band 1 „Frankfurter Kinderleben in Sitte und Brauch, Kinderlied und Kinderspiel" von Karl Wehrhan, dem unlängst verstorbenen erfolgreichen Volkskundler. Die heute führenden Fachwissenschaftler, Ad. Spamer, Ad. Bach, Fr. Panzer u. a., hatten dem Werke glänzende anerkennende Besprechungen gewidmet. Nun sollte als Gegenstück zum Kinderleben der Großstadt unseres Gaues als 2. Band „Nassauisches Kinderleben" folgen. Als Sammler, Ordner und Herausgeber war von dem Volksliedausschuß **Otto Stückrath** gewonnen worden, der dazu geradezu prädestiniert erschien, da er ja auf volkskundlichem Gebiet als Sammler und Forscher bereits einen Namen hatte. Ihm war es möglich geworden, mit bescheidenen Mitteln und unter großen persönlichen Opfern an Zeit und Geld ein Nassauisches Volksliedarchiv zusammenzubringen und dazu einen wissenschaftlichen Apparat aufzubauen, der die Benutzung des überreichen Materials überhaupt erst möglich machte. Wer selber einmal auf volkskundlichem Gebiet in Nassau tätig war, dem ist, wo immer er auch geforscht haben mag, der Name Otto Stückrath aufgestoßen. Kein Wunder: Seit mehr als dreißig Jahren hat er sein Heimatland durchstreift und gesammelt und eingebracht, um nun, nach Überwindung vieler Widerwärtigkeiten, an die Auswertung seiner volkskundlichen Ernte zu gehen. So durfte man mit großer Spannung der ersten Lieferung des Nassauischen Kinderlebens entgegensehen. Sie erschien 1931 und überraschte durch die kaum vorstellbare Reichhaltigkeit des Stoffes, seine übersichtliche Gliederung sowie die Notenbeigaben. Nachdem seit der zweiten

---

[2]) Vgl. die Frankenwarte (Würzburg) 1929 Nr. 8; Mein Heimatland (Baden) XIV 1927, 96; XXVII 1940, 48; Th. **Humpert**, Mudau S. 215 f. Ein ähnlicher Brauch ist das Sonnenvogeljagen im Sauerland.

Lieferung eine längere Pause eingetreten war, liegt nun das Gesamtwerk vor: ein stattlicher Band von 678 Seiten - das Register zu beiden Bänden enthält außerdem noch 112 Seiten. In 27 großen Abschnitten mit 4000 Nummern, davon einzelne mit mehr als 100 Untergruppen, wird das Kinderleben im Nassauer Land deutlich und anschaulich. Welch ungeheurer Beitrag wird hier geliefert zur Kunde vom Volke unter dem Gesichtspunkt des Kindes! Welch reiche Ernte bietet sich nun müheloѕ dem Forscher dar, der dem Brauchtum des Jahreslaufes nachspüren möchte. Lied und Tanz nehmen einen breiten Raum ein, und wo nun dem Spiel heute besonderes Augenmerk geschenkt wird, da stellt der vorliegende Band eine Fundgrube allerersten Ranges dar. Doch daß so etwas möglich geworden ist und das Buch der Wissenschaft wie der Praxis einen großen Dienst leisten kann, wird nur dadurch erklärlich, daß hier eine Quelle zum Sprudeln gebracht werden konnte, „für deren Lauterkeit nichts bürgt als die Treue", die hier ein Mann dem Werke und dem Lande, in dem er eine Heimat haben darf, je und je entgegenbrachte. „Im Bewußtsein des Dienstes am Ganzen, des Dienstes am Deutschtum" hat der Verfasser festgehalten, was sich ihm als „eines kleinen Landes gesamtes Volkstum in einer fast unfaßbaren Fülle offenbarte". Dieser selbstlose Dienst sei ihm von Herzen gedankt. Es wird so leicht keine zweite Landschaft geben, die ein ähnliches Werk vorlegen kann. So reizt es zum ständigen Vergleich mit anderen Gebieten und nötigt zum Nachdenken über andere Eigenart. Seine ganze Bestimmung aber wird es erst dann erreichen, wenn uns St. auch noch den dritten Band der Reihe schenkt, der zumal nach dem Tode Wehrhans, das gesamte Material wissenschaftlich auswertet.

Unser Gau aber kann stolz sein auf ein solch einzig dastehendes Werk, zu dem ihm eine grenzenlose Liebe zur Heimat, wissenschaftliche Sorgfalt, peinliche Genauigkeit und selbstloser, nie ermüdender Eifer, über alle Rückschläge und Enttäuschungen hinweg verholfen hat. Viele Kenner von Stückraths Arbeit wissen, daß sie letzten Endes hinzielt auf eine „Schau nach dem Kommenden".

Darmstadt, 1939. Hans v. d. Au.

Walther Mitzka, Deutsche Fischervolkskunde. Neumünster: Karl Wachholtz 1940. 126 S., 80 Abb. 1 Kt. In Leinen geb. 8,- RM.

Mitzka legt uns hier ein Lieblingskind seiner Forschung vor, dem er Jahre umfangreicher Sammelarbeit und ausgedehnter Reisen gewidmet hat. Diese Fischervolkskunde ist die erste Grundlegung der Volkskunde eines der ältesten Berufsstände unseres Volkes und der Völker überhaupt.

In zehn knapp gehaltenen Kapiteln sucht Mitzka die volkskundliche Eigenart des Fischerberufes einzufangen und darzustellen. Die Fragestellung ist so, daß immer gesucht wird, die schöpferische Leistung des Fischerstandes herauszufinden. Daß die Fragen der Volkskundegeographie, wie sich Sachgut und Arbeitssitte räumlich verhalten und abtrennen lassen, mitberücksichtigt werden, versteht sich bei dem Dialektgeographen Mitzka von selbst.

Das erste Kapitel umreißt knapp und klar die Eigenart des Fischerberufes. Die weiteren unterrichten über die Tierkunde des Fischers, die Wetter- und Gewässerkunde, das Fanggerät, die Arbeitstracht, das Fischerhaus, Volksrecht, Sitte und Brauch, Fischersprache, Volkserzählung, Lied und Spruch. Überall wird nur das Grundsätzliche dargestellt; die Beispiele sind so gewählt, daß sie das Wesentliche möglichst gut erkennen lassen. Jede Breite ist so vermieden; technische Einzelheiten muß

man dem Einzelschrifttum entnehmen, auf das sorgfältig verwiesen wird. So liest sich die Gesamtdarstellung flüssig und glatt; allerdings setzt diese Knappheit hier und da für die den Fischern Fernstehenden viel voraus.

Sehr wertvoll ist auch die von Mitzka selbst erarbeitete Bildersammlung; ich weiß, aus welchem großen Vorrat er diese bezeichnende Auswahl ungefärbter Bilder genommen hat. Sie unterstützt den Text in vorbildlicher Weise. Eine Karte der Hauptarten des deutschen Fischerbootes und Arten des Ruderns weist auf die hier ruhenden geographischen Gliederungsmöglichkeiten hin.

Dieses Buch über einen der urtümlichen Berufsstände zeigt allen Volkskundlern im Grundriß den Anteil des Fischerstandes am Aufbau der deutschen Gesamtkultur; es hebt immer wieder hervor, wo dieser selbstbewußte Stand seine Eigenschöpfung, sein Eigenrecht durchgesetzt hat. Besonders klar kommt das in dem Kapitel „Volksrecht" zum Ausdruck.

Die Sicht vom Volke her, die eindringende Kenntnis hat hier ein Werk entstehen lassen, an dem kein Volkskundler vorbeigehen kann.

Die Buchausstattung des bekannten Verlages Wachholtz, Neumünster, ist vorzüglich.

Bernhard Martin

Richard Wossidlo, „Reise, Quartier, in Gottesnaam". Das Seemannsleben auf den alten Segelschiffen im Munde alter Fahrensleute. Im Auftrage des Kuratoriums der Wossidlo-Stiftung aus dem Nachlaß Richard Wossidlos herausgegeben von Dr. Paul Beckmann. I. Bd. Seestadt Rostock: Carl Hinstorffs Verlag 1940. 243 S. 2,75 RM, geb. 4,- RM.

Das Buch ist dem deutschen Seemanne gewidmet. W. hat es früh geplant, die Arbeit an ihm wurde im Alter seine Lieblingsbeschäftigung. Als Titel erscheint der alte Weckruf für die neue Wache an Bord. Die Zurüstung zum Druck war die letzte Forscherarbeit des Altmeisters. Sein Helfer B., der selber ihm manches Stück aus dem Seemannsleben der Mecklenburgischen Küste lieferte, unternimmt es nun, die Fülle an Zettelgut, das W. in seiner vorbildlichen Weise, so wie er es hörte, aufschrieb, endgültig zu ordnen und das Ganze als Denkmal seemännischer Volkskunde aufzubauen. Vorerst müssen wir uns gedulden, es ist erst der Band I, der mit den Worten der Gewährsmänner und mit verbindender Darstellung berichtet: über das Reedereiwesen, das Anmustern, die Berufs- und Altersstufen der Seeleute, und vor allem über die Leute vor dem Mast, das ist der Schiffsjunge, der Matrose, der Schiffshandwerker vom Koch bis zum Zimmermann, der Bootsmann. Von den Schiffsoffizieren ist naturgemäß vor allem der Schiffer selber, also der Kapitän, Gegenstand der Berichte, Anekdoten (Läuschen), der Sprichwörter und Redensarten. In die Heimatdörfer jener Segelschiffsmatrosen und von da aus bis nach Australien führt der nächste Abschnitt „Länder und Völker im Munde des Seemannes". Es ist viel Romantik dabei, aber immer vom Mann aus dem Volke erlebt und recht viel wirklichkeitsnäher als in der gewohnten Meeresliteratur. Die großen und kleinen Sorgen und Freuden an Bord, vom Essen an, das auf den mecklenburgischen Schiffen, wie es sich gehört, gut war, die seemännische Arbeit vom Wachegehen bis zum Arbeitslied und die Spiele in der Freizeit (kaum Kartenspiel) behandeln die weiteren Kapitel.

Es ist die Blütezeit der mecklenburgischen Segelschiffahrt, von 1850-1880. Was hier von Rostock, Wismar und den anderen Segelschiffsorten Mecklenburgs erzählt wird, ist beispielhaft für die ganze deutsche Küste. Damals stand Rostocks Segelschiffs-

flotte gleich hinter der von Hamburg. Und doch tauchen eigene Züge auf, die wir bisher nicht oder mindestens nicht so eingehend und unmittelbar aus dem Volksmunde kannten. Von ihnen werden wir in solcher Lebenstreue, mögen sie etwa ähnlich oder gleich auch anderswo gegolten haben, wohl niemals mehr berichten hören. Jene Fahrensleute, die W. ausfragte, sind älter, viel älter gewesen oder mit ihm mindestens so alt wie er geworden. Da ist einmal das Partenwesen des Landvolkes. Da nahmen auch und gerade Bauern gewöhnlich zu $^{1}/_{\infty}$ Part am Segelschiff. Zu soviel beteiligten sie sich am Schiffsbau und dann am Gewinn. Die Fahrensleute erzählen, daß dazu mancher Bauer seine Thaler auf der Schubkarre in die Stadt brachte. Der Namensreeder (Naamreeder) ist der Mann, nach dem oder auf dessen Wunsch das Schiff einen Namen bekommt. Das Mädchen konnte schon in der Wiege Schiffseigentümerin werden. Als zukünftiger Mann kam nur ein Schiffer in Frage. Das Landvolk an der Küste ist überhaupt mit jener Schiffahrt persönlich stark verwachsen. Die Jungens der Küstenstädte wollten sowieso allesamt Seemann werden, aber auch mancher vom Dorf und auch aus dem Binnenland. Wenn um Ostern die Schiffahrt wieder aufging, fuhr aus den Orten, in denen der Kapitän seine Besatzung, oft Bekannte und Verwandte, sammelte, ein Bauer mit dem Gootwagen, also mit Seekiste und Seesack, die ganze Gesellschaft, manchmal auf dreitägiger Fahrt, in vergnüglichem Aufzug zum Hafen.

Von all den vielen Einzeldingen des Seemannslebens haben wir oft gelesen oder gehört, aber das Nacherleben mit diesem Buch ist doch ein besonderes und außerordentliches: der Schiffsjunge, der Matrose, der Kapitän, dann die Heuer, der Dienst an den einzelnen Posten, das Denken und Trachten, Humor und Ernst gerade der Leute vor dem Mast, das alles ist hier, in mundartlichen Eigenberichten, in der mecklenburgischen Küstenlandschaft, im breiten Volkstum, in Bürger- und Bauerntum, in Fischer- und Handwerkerleben fest und sicher verwurzelt. Alles ist lebenswahr und echt, bis zu den Ausdrücken der Seemannssprache, die in der stattlichen Reihe aus mehr als einem Jahrhundert unsrer seemännischen Wörterbücher noch fehlen.

Der zweite Band darf da mit Erläuterungen in der Wortliste nicht sparen. Wir hätten gern gleich im ersten manches Wort erklärt haben wollen. Den Abschluß des Ganzen erwarten wir mit Spannung. Gerade der zweite Band verspricht reichen Ertrag für die besonderen Fragen der Volkskunde.

Marburg (Lahn). Walther Mitzka.

Eugen Wohlhaupter, Die Glocke im Recht: Schwäbischer Heimat-Bote. Heimatkundliche Beilage zur „Günzburger Nationalzeitung". 11. Jahrg. (1936), Nr. 1-4.

Elsbeth Lippert, Glockenläuten als Rechtsbrauch. (Das Rechtswahrzeichen, Beiträge zur Rechtsgeschichte und rechtlichen Volkskunde, hrsg. von Karl Siegfried Bader, Heft 3.) Mit 3 Abbildungen. Freiburg i. Br.: Herder 1939. VIII, 64 S., gr. 8°. 3,- RM.

Die Bedeutung der Glocke im Rechtsleben der Vergangenheit und Gegenwart hat in den letzten Jahren von zwei Seiten her eine Würdigung unter rechtlich-volkskundlichen Gesichtspunkten erfahren, einmal in mehr allgemeiner, die Gesamtheit der auftauchenden Fragen streifender Weise in dem oben angeführten Aufsatz von E. Wohlhaupter, in Gestalt einer Sonderuntersuchung über das Glockenläuten als Rechtsbrauch in dem Lippertschen Buch.

I.

Was zunächst die ersterwähnte Arbeit anbelangt, so gibt W. in ihr einleitend einen Überblick über gewisse Grundtatsachen der Glockenkunde und der Glockenvolkskunde. Nach einem Hinweis auf Vorkommen, Formen und Benennung, Inschriften und Weihe der Glocken wird die Bedeutung der Glocke als „eines der volkstümlichsten sakralen Gegenstände" umrissen, dessen Geläute den gesamten Lebenslauf des mittelalterlichen Menschen begleitete und der noch heute in ländlichen Verhältnissen vielfach eine ähnliche Aufgabe erfüllt. Der Volksglauben, der den Glocken eine schadenabwehrende und schadenverhütende Kraft verleiht, ist zwar tief verwurzelt im christlichen Kult, reicht aber schon in heidnische Zeit zurück und hat dahin geführt, die Glocke, namentlich die geweihte Glocke, als ein heiliges, selbständig denkendes und handelndes, mit besonderen Fähigkeiten und Eigenschaften versehenes Wesen erscheinen zu lassen. Daraus ergibt sich die schützende und heilende Wunderkraft der Glocke sowie ihrer Bestandteile und Zubehörstücke, die Rolle, die sie in zahlreichen Glockensagen und Legenden spielt [1]), und die Ansicht, daß die Glocke Pflegerin der Gerechtigkeit sei, die einen Ausdruck auch in den bekannten Glockengußsagen findet.

Der Hauptteil der Abhandlung gilt der Stellung der Glocke im weltlichen und kirchlichen Rechtsleben, der Frage, ob sich „Ausstrahlungen des Volksglaubens von der Glocke als wissendem, zauberkräftigem und heiligem Wesen auch im Recht feststellen lassen", und schließlich der Rechtslage der im Privateigentum stehenden Glocken, von der schon in sehr frühen Quellen die Rede ist.

Für das weltliche Recht dient die Glocke – um nur das wichtigste hervorzuheben – als Versammlungszeichen und, darauf beruhend, als Symbol richterlicher und herrschaftlicher Banngewalt, daneben auch als Künderin besonderer, für das Gemeinschaftsleben wichtiger Ereignisse sowie als Ausdruck genossenschaftlichen bürgerlichen Selbstbewußtseins in den Städten des Mittelalters, vor allem in Nordfrankreich, Flandern und Oberitalien. Das Gesagte wird ergänzt durch Bemerkungen über die Behandlung der Glocken im alten Kriegsrecht, über ihre Veräußerung in Notzeiten und über die strafrechtliche Ahndung des Glockendiebstahls. Im Bereich des kirchlichen Rechts werden namentlich geschildert das Recht, Glocken zu haben und zu gebrauchen, die Vorgänge bei der Glockenstiftung, die Rechtsstellung des Glöckners, die symbolische Verkörperung der Kirche durch Glocke und Glockenseil, endlich die Verwendung der Glocke bei der Exkommunikation, womit sich Angaben über staatliche Bestrebungen auf Einschränkung des Geläutes verbinden. Auswirkungen des Volksglaubens, dem die Glocke als ein vernunftbegabtes und mit zauberischen Kräften versehenes Wesen erscheint, begegnen im Recht, insofern die Glocke als Hüterin der Gerechtigkeit und Helferin gegen Verbrechen auftritt, daß sie als heiliges Wesen gilt, das nicht gegen seinen Willen von seinem Standort entfernt werden kann und das beim Gottesurteil und beim Eid zur Verwendung gelangt. Bei den Glocken im Privateigentum wird insbesondere der Vieh- und Herdenglocken gedacht, über deren Diebstahl bereits die Volksrechte Bestimmungen enthalten.

Der Aufsatz W.'s gibt in Umrissen den ersten zusammenfassenden Überblick über die wohl erschöpfend aufgezählten Tatbestände, bei denen die Glocke in eine Be-

[1]) Wegen des rechtsgeschichtlichen Hintergrundes der von W. hier erwähnten Sagen von den versunkenen Glocken ist hinzuweisen auf J. Lappe, Kirchen auf Wüstungen: Zeitschr. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgesch. XXXIV, Kanon. Abt. III, 1913, 159 f., insbes. 218 und Anm. 2 das.

rührung mit dem Rechtsleben tritt, und über ihre brauchtumsmäßigen Ausstrahlungen. Er zeigt ein feines Einfühlungsvermögen in die Wechselwirkungen zwischen den rechtlichen und volkskundlichen Problemen, die hierbei auftauchen, und verfolgt sie in einer Weise, mit der sowohl die Rechtswissenschaft wie die Volkskunde zufrieden sein können. Wertvoll ist er zugleich wegen der ausgiebigen Heranziehung des - deutschen und ausländischen - Schrifttums für die besprochenen Erscheinungen. Er reiht sich würdig einer Reihe ähnlicher Untersuchungen an, die wir bereits aus der Feder W.'s besitzen und die ihre Krönung finden in dem vor kurzem erschienenen Buch W.'s über „Die Kerze im Recht" [2]). Die aus ihnen erhellende Gabe des Verf. zur monographischen Behandlung derartiger Gegenstände unter rechtlich-volkskundlichen Gesichtspunkten läßt den lebhaften Wunsch rege werden, daß neben das Werk W.'s über „Die Kerze im Recht" in absehbarer Zeit eine entsprechende Darstellung der Rolle der Glocke in Recht und Volksbrauch auf breitestem Hintergrund treten möchte.

II.

Die Schrift von L. befaßt sich mit einem Teilgebiete der Glockenvolkskunde, dem Glockenläuten im öffentlichen Rechtsleben der Vergangenheit, wobei ihr als Grundlage namentlich die bäuerlichen Weistümer dienen. Nicht einbezogen in den Rahmen der Untersuchung sind das Glockenläuten außerhalb des rechtlichen Rahmens und eine Reihe weiterer Erscheinungen der rechtlichen Glockenkunde, wie das Stehlen der Glocke, die Bestrafung von Glocken und die Stellung, die die Glocken in den Rechtssagen einnehmen. Wenn nach dem Vorwort auch die Frage des Läuterechtes ausgeschaltet ist, trifft das nach dem Inhalt des Buchs allerdings nicht ganz zu (s. S. 47, 55).

Die Fälle, in denen das Glockenläuten als Rechtsbrauch bezeugt ist, zerfallen nach L. in zwei große Gruppen. Auf der einen Seite ist zu beobachten, wie der Gebrauch der Glocken als einer kirchlichen Einrichtung in das bürgerliche Leben übergreift und hier allmählich zu einem wichtigen Bestandteil der öffentlichen Rechtsordnung wird. In diesem Gedankenkreis ist verwurzelt die Bedeutung, die die zeitlich festliegende Morgenglocke und Abendglocke für den weltlichen Bereich erlangen. Die kirchliche Ankündigung von Gebet und Gottesdienst zu Anfang des Tages weist Beziehungen auf zur Öffnung der Stadttore, zur Brandsicherung und zur Begrenzung der Arbeitszeit, während die Abendglocke - hier in nicht seltenen Fällen eine Mehrheit von Geläuten - Aufgaben erfüllt, die als Zeichen des Tages- und Nachtbeginns, für den Torschluß und die Wachpflicht, als Arbeitsverbot, für die Abwehr von Feuersgefahr, als Schenk-, Spiel- und Tanzverbot, für Maßnahmen der öffentlichen Sicherheit (Tragen von Lichtern, Verbot des Aufenthalts auf der Straße, das Waffentragen und die Friedensstörung) wichtig sind. „Das Rechtliche ist hier sekundär, der kirchliche Brauch bleibt das ganze Mittelalter hindurch bis weit in die Neuzeit primär und beherrschend" (s. S. 61).

Dem steht eine zweite und noch umfassendere, vom kirchlichen Leben gelöste und rein weltlich bestimmte Gruppe von Erscheinungen gegenüber, die Verwendung der Glocke als rechtserhebliches Versammlungszeichen. Die Glocke ruft zu allgemeinen Versammlungen sehr verschiedener Art, zu Wahlen, zur weltlichen Gerichtsversammlung, mit der ursprünglich auch das bewaffnete Aufgebot verbunden ist, zum Sendgericht, zur Verkündung von Rechtssatzungen und Münzerlassen, zur eigentlichen Gerichtsverhandlung, bei der sie Beginn und Ende anzeigt sowie den Vollzug der erkannten

---

[2]) Forschungen zum deutschen Recht IV 1 (Weimar 1940).

Strafe begleitet [3]), wobei zugleich Dauer und Ausgestaltung des Versammlungsgeläutes zu berücksichtigen ist. Die sich anreihenden Erörterungen gelten der Ratsglocke, der Sturmglocke, die bei feindlichem Einfall, Aufruhr, Feuers- und Wassersnot geläutet wird und auf deren Wichtigkeit die vorkommenden Bezeichnungen und die Art des Geläutes Licht werfen, bei der auch das Verfügungsrecht in besonderer Weise geordnet ist. Weitere Ausführungen betreffen das eine Verbindung mit dem Herrschaftsrecht zeigende Ehrengeläute, die Zinsglocke, die Verwendung der Glocke im Marktverkehr, sowie bei der Kundmachung sonstiger Kaufgelegenheiten. In allen diesen Fällen ist es die Eignung der Glocke als Nachrichtenmittel, von der die Entwicklung ihren Ausgang nimmt und die ihre Ausgestaltung zum rechtlichen Symbol begünstigt.

Man wird ebenfalls der Arbeit L.'s die Anerkennung nicht versagen können. Allerdings weist sie m. E. insofern eine schwache Seite auf, als sie eine zu scharfe Trennungslinie zu ziehen versucht zwischen der rechtlichen und der volkskundlichen Seite des Läutebrauchs, da beide untrennbar ineinander übergehen. Zum Teil ist dies wohl verursacht durch die Auswahl der Belegstellen, die in erster Linie den ländlichen Rechtsquellen und vor allem den Weistümern entnommen sind. Zwar fehlen auch Angaben über das Glockenläuten im städtischen Bereich nicht, aber sie treten doch gegenüber den Nachweisen aus dem ländlichen Umkreis erheblich zurück.

Bei einer stärkeren Berücksichtigung der städtischen Rechtsquellen hätte sich ohne weiteres für L. auch die Notwendigkeit ergeben, die nur gelegentlich gestreifte Bedeutung der Glocke für das städtische Verfassungsleben nachdrücklicher zu betonen, und das hätte fast zwangsläufig dahin geführt, der Rolle näher nachzugehen, die in den Städten des Mittelalters Glocke und Glockenturm sowie das Recht des Läutens der Glocken gespielt haben. Neben den hier meist, so auch von W. und L., angeführten nordfranzösischen, flämischen und italienischen Städten beanspruchen in diesem Zusammenhang ferner die deutschen – und zwar nicht nur die westdeutschen – Gemeinwesen eine größere Beachtung [4]).

Sonstige, bei L. nicht berücksichtigte Fälle des Glockenläutens als Rechtsbrauch, die teils der kirchlichen, teils der profanen Grundform zuzurechnen sind, hat W. in

[3]) Zu den Bemerkungen wegen der Bedeutung des Läutens der Armesünderglocke (L. S. 34/5) vgl. die sich in anderer Richtung bewegenden Darlegungen von H. v. Hentig, La campana dei poveri peccatori, Estratto dalla Giustizia Penale, Ia, 1939 (V della 5a serie), Fasc. IV.

[4]) Siehe etwa wegen der Bannglocke in Koblenz als Zeichen der Stadtfreiheit H. Conrad, Stadtgemeinde und Stadtfrieden in Koblenz: Zeitschr. der Sav.-Stift. f. Rechtsgesch., German. Abt., LVIII 1938, 350 zu Anm. 3. Über die Abschaffung der Ratsglocke in Würzburg bei dem Siege des Bischofs über die Stadt im Jahre 1296 und einen ähnlichen, ungefähr gleichzeitigen Vorgang in Passau vgl. Füßlein, Hist. Zeitschr. CXXXIV 1926, 307, 311. Bei Conrad (S. 338 Anm. 3, 350 und Anm. 4, 358 Anm. 4) weitere Bemerkungen über das Glockenläuten in Koblenz, die über das bei L. S. 22, 36 Gesagte hinausgehen. Erwähnung verdient, daß mit der Weinglocke in der Pfarrkirche U. l. Fr. noch heute um 21.45 Uhr zur Nacht geläutet wird und daß das Geläute im Koblenzer Volksmund „die Lumpenglocke" heißt. Wertvoller Stoff über Glockenläuten als Rechtsbrauch in dem vor kurzem erschienenen Aufsatz von Franz Feldens, „Die alten Glocken der Stadt Essen": Beitr. z. Gesch. v. Stadt u Stift Essen LIX 1940, 49–119, insbes. 70–77 „Über den Gebrauch der Glocken" u. 78–80 „Die Essener Ratsglocke".

seiner gehaltvollen Anzeige des L.'schen Buches [5]) beigebracht. Es handelt sich dabei namentlich um das Läuten der Glocken bei der Verkündung des großen Kirchenbannes sowie um die Gildeglocken und die Bauernglocken des Kirchspiels Süderstapel [6]).

Erwünscht und in den vorgesehenen Rahmen auch passend wäre m. E. eine Zusammenstellung der vorkommenden und auf die Beziehungen der Glocken zum Rechtsleben hindeutenden Glockennamen und eine Auswertung der Glockeninschriften in dieser Richtung gewesen. Endlich hätte sich vielleicht ein über die gelegentlichen Erwähnungen bei L. hinausführender Ausblick auf andere Möglichkeiten öffentlicher Bekanntmachungen gelohnt, deren sich das Mittelalter bediente und bei denen zum Teil ähnliche Erwägungen eine Rolle gespielt haben, wie bei dem Glockenläuten [7]).

Gießen. Karl Frölich.

Thassilo von Scheffer, Die Legenden der Sterne im Umkreis der antiken Welt. 3.-5. Taus. Stuttgart-Berlin: Rowohlt 1940. 386 S., 3 Ktn. 8°. Geb. 6,- RM.

In flüssiger, durch Einflechten zahlreicher Dichterstellen belebter Darstellung die Sternsagen der Antike einem weiteren Leserkreise nahe zu bringen, war, wie auch der Erfolg gezeigt hat (1.-2. Tausend Dezember 1939, 3.-5. Tausend März 1940), ein überaus glücklicher Gedanke des Verfassers. Alle irgendwie wesentlichen Sagen über die 48 Bilder des klassischen Sternhimmels hat er in seinem Buche vereinigt und uns damit einen zuverlässigen Führer durch das hier zu uns sprechende Reich der Phantasie und ein bequemes Nachschlagewerk bei der Lektüre antiker und moderner Autoren geschenkt. Weitgehend fußt er dabei auf den Arbeiten Wilhelm Gundels. Eigene neue Untersuchungen zu bieten, lag bei dem Zweck seines Buches mit Recht nicht in seiner Absicht.

Ausgehend von Kants viel zitiertem Ausspruch: „Zwei Dinge sind es, die das Gemüt immer mit neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen, je öfter und je anhaltender sich der Geist mit ihnen beschäftigt: der gestirnte Himmel über mir und das ethische Gesetz in mir" gibt die Einleitung durch gelegentliche Bemerkungen im Text verstärkte Hinweise auf die gewaltige Beeinflussung der seelischen Haltung des antiken Menschen durch die Wunder des Sternenhimmels, die wir uns infolge des Schwundes eines einst überaus feinen Intuitionsvermögens nur schwer klar machen können, die in der Magie, der Philosophie und in mannigfachen Mythen und Deutungen der einzelnen Sternbilder ihren Niederschlag fand: - willkommene Anregungen für die psychologische Volkskunde. Mehrfach wird hervorgehoben, wie wir bei manchen Bildern, z. B. Orion und Zwillinge, übereinstimmende Vorstellungen bei den verschiedensten Völkern finden. Etwas stärker hätte der ägyptische Einfluß auf die griechische Sagengestaltung hervortreten können.

---

[5]) Zeitschr. der Sav.-Stift. f. Rechtsgesch., German. Abt., LXI 1941, 304 f.

[6]) a. a. O. S. 306/7. S. wegen der zuletzt genannten Bauernglocken und wegen anderer hier in Betracht kommender Erscheinungen der schleswig-holsteinischen Glockenkunde auch Wohlhaupter, Beiträge zur rechtlichen Volkskunde Schleswig-Holsteins: Nordelbingen XVI 1940, 120 f.

[7]) Vgl. hierüber G. Ruge, Rechtssprache und Volkskunde: Geistige Arbeit III 1936, Nr. 10, S. 3/4.

S. 43, Z. 14 lies Jasion; S. 324, Z. 1 v. u. A. Körte; S. 378, Z. 1 Metamorphosen V, v. 321.

Gießen. Georg Lehnert.

Thassilo von Scheffer, Hellenische Mysterien und Orakel (Sammlung Völkerglaube, Hrsg.: Claus Schrempf). Stuttgart: W. Spemann 1940. 183 S. 8 Taf. 8°. Geb. 4,80 RM.

Das besondere Talent v. Scheffers, gewissermaßen als Ruhepunkte lichtvolle Übersichten auf das bisher Geleistete zu geben, das sich am glänzendsten in seinem großen Werke: Die Kultur der Griechen (London 1939) ausgewirkt hat, bewährt sich auch bei dieser Einführung in ein Gebiet des Kultus, auf dem sich die Größe und Intensität antiker Religion am echtesten und tiefsten zeigt. Er lenkt dabei unseren Blick darauf, daß Mysterien und Orakel nur aus einem religiösen Empfinden erklärlich sind, dem das ganze Göttliche völlig in die Natur einbezogen war, und dem ein Gegensatz zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Natur und Gott völlig fremd war. In wie alte Zeiten wir dabei zurückgeführt werden, zeigen die Übereinstimmungen der Orakelerteilung in Dodona mit altgermanischen Anschauungen ebenso wie die der verschiedenen Mysterien in Einzelheiten, ohne daß gegenseitige Abhängigkeit vorliegt. Und weiter kommen die chthonischen Kulte in ihrer naturgebundenen Unerbittlichkeit dem religiösen Empfinden der primitiveren Zeit viel weiter entgegen als die olympische Religion des Lichtes und der Höhen und packen es in ihrer ekstatischen, gelegentlich auch asketischen Urform in seinen innersten Tiefen. „Daß es die Griechen erreicht haben, einzelne dieser Kulte, besonders den von Eleusis, in Erhabenheit zu verklären, die Strenge und Finsternis unter Beibehaltung des Geheimnisvollen in Hoffnung und Erlösung münden zu lassen, gehört zu ihren größten Geistestaten" ist eine feine Bemerkung des Verfassers. Die ersten Sätze der Einführung sollten die Religionsforscher nie außer acht lassen über den neben der staatlichen allgemeinen Glaubensform meist laufenden Unterstrom, der oft der eigentlichen Inbrunst des religiösen Gefühls und dem Inhaltskern des offiziellen Glaubens weit näher kommt als die anerkannte und allen zugängliche Staatsreligion.

Im einzelnen besprochen werden nun die Mysterien von Eleusis und Samothrake, die Orphik und die Orakel von Dodona, Delos, Delphi sowie kurz die von Didyma, Olympia und Epidauros. Jeweils werden dabei die zu Grunde liegenden Mythen, die Kultbräuche und die Kultstätte behandelt. Bei Eleusis hätte ich gern das bei Clemens Alexandrinus berichtete Kennzeichen: „ich fastete, trank den Mischtrank, nahm aus der Kiste, legte es nach Gebrauch in den Korb und aus dem Korb in die Kiste" angeführt gesehen mit Körtes Deutung des entnommenen und wieder eingelegten Gegenstandes als Nachbildung eines Mutterschoßes (vgl. Arch. f. Rel.-Wiss. XVIII 1915, 118). Daß in Samothrake auf den Inschriften nur von den Großen Göttern ohne weitere Namensnennung die Rede ist, ist vielleicht doch kein Zufall. In Orpheus sieht der Verf. einen Religionsstifter, keine nur sagenhafte Person und läßt scharf heraustreten, wie seine Lehre die einzige dogmatische des Altertums ist und durch ihre Erlösungshoffnung wie durch die Einführung von Erbsünde und Hölle völlig im Gegensatz zu allen anderen stand. Von sonstigem Anregenden nur kurz einige Andeutungen: Einfluß von Eleusis auf die Ausgestaltung von Tragödie und Komödie (nach A. Dieterich und O. Kern), Delos und Delphi werden Kunstschulen, Delos als Mittelpunkt jonischer Religion, enge Verbindung von Delphi mit der dorischen, Verschmel-

zung des Apollinischen und Dionysischen durch Delphi als Kulturtat und dessen Bedeutung in politischer und kulturfördernder Beziehung. Aber letzteres und über Einwirkung der Mysterien auf die Entwicklung der griechischen Gesamtkultur hat v. Scheffer auch wertvolle Bemerkungen in seine obenerwähnte „Kultur der Griechen“ eingeflochten. - Zu S. 124, Z. 1: den delischen Apollonhymnus erwähnt Thukydides 3, 104 nicht 105.

Gießen. Georg Lehnert.

Matthes Ziegler, Aberglaube. Eine volkskundliche Wert- und Begriffsbestimmung (Stubenrauchs Deutsche Grundrisse 2/3). Berlin: Herbert Stubenrauch. 52 S. Kl.-8°. Geb. 0,80 RM.

Ziegler unternimmt es hier, den Begriff „Aberglauben“ aus der Unklarheit zu lösen, in der er bisher angewandt wurde.

In klarer, übersichtlicher Darstellung werden zunächst die üblichen Anschauungen über den Aberglauben, die des allgemeinen Sprachgebrauchs, der Kirche, des Liberalismus, gegeben; insbesondere wird die bestehende Unklarheit an dem Beispiel des „Handwörterbuchs des deutschen Aberglaubens“ von Hoffmann-Krayer und Bächtold-Stäubli erwiesen.

Das zweite Kapitel behandelt die „Voraussetzungen für das Wachstum und die Überwindung des Aberglaubens“.

Klar und unzweideutig zieht Ziegler hier die Grenzen zwischen Aberglauben, der auf magischen Vorstellungen beruht, und Volksglauben, der im Mythus wurzelt, und für den die Ehrfurcht vor den schöpferischen Lebenskräften bezeichnend ist. Dabei nimmt er scharf Stellung gegen die arisierenden Eiferer, „die die verschrobensten und unverständlichsten „Überlieferungen“ solange zurechtdeuten, bis man glaubt, sie „guten Gewissens“ als uralte Volksweisheit empfehlen zu können“.

Auch den Begriff „Volksglaube“ reinigt Ziegler von unklaren Anwendungen; er setzt ihn dem Lebensglauben gleich, der die Einheit des Volksbewußtseins durch die Einheit des Glaubens vertieft, der aus der Bezogenheit auf dieses Volk lebt. „Glaube aus Blut und Rasse ist Glaube an die lebensgesetzliche Ordnung allen Geschehens, ist Wille zum Leben und Heiligung des Lebens.“

Das Büchlein ist ein wertvoller Beitrag zu diesen für die Volkserziehung grundlegend wichtigen Fragen.

Bernhard Martin

Kurt Wagner, Aberglaube, Volksglaube und Erfahrung. (Volk. Grundriß der deutschen Volkskunde in Einzeldarstellungen, Ergänzungsreihe Bd. 5.) Halle/Saale: Niemeyer 1941. 34 S. 2,20 RM.

Bei den vorbereitenden Besprechungen über die „Handwörterbücher zur deutschen Volkskunde“ auf den Tagungen unseres Verbandes kam es wiederholt zu längeren Aussprachen über die Fassung des Titels für das erste dieser großen Sammelwerke. Wir sind 1926 in Kiel mit Fehrle, Pfister u. a. vergeblich dafür eingetreten, daß es „Handwörterbuch des deutschen Volksglaubens“, nicht „Aberglaubens“ heißen solle [1]). Noch heute ist die Diskussion über diesen Streitpunkt nicht zur Ruhe

[1]) S. Mitt. d. Verbandes dt. Vereine f. Volksk. Nr. 33, 1927, 14, 16 u. 39; Hess. Bl. f. Volksk. XXV, 319, XXVI, 218 f.; Weinreich, Arch. f. Religionswiss. XXIX

gekommen [2]). In dem vorliegenden Ergänzungsheft des von ihm herausgegebenen Grundrisses der deutschen Volkskunde gibt unser Mitarbeiter K. Wagner einen sehr beachtenswerten Beitrag zur Klärung jener Begriffe. Ausgehend von der Feststellung, daß mit dem Wort „Aberglaube" ein negatives Werturteil gegeben ist, schlägt er vor, als „Aberglaube" nur das zu bezeichnen, was seinem Wesen und seiner Herkunft nach mit echtem Volksglauben nichts zu tun hat, was nicht in der boden- und traditionsgewachsenen Volksgemeinschaft erwachsen, sondern aus dem Kreis der Mittelmeerkultur und dem vorderen Orient bei uns eingedrungen ist, im Mittelalter durch Handschriften und dann durch gedruckte „Zauber- [3]), Traum-, Los-, Punktier-, Planetenbücher" u. ä. überliefert und noch heute gewerbsmäßig verbreitet wird, bes. in den Städten durch Wahrsager, Kartenleger, Chiromanten, Astrologen u. dgl., die ja selbst in den allermeisten Fällen an das von ihnen Ausgeübte gar nicht glauben; aber auch „was auf wirklichem Glauben beruhend, nur zum Lebenskreis asozialer, d. h. außerhalb der Volksgemeinschaft stehender Gruppen gehört".

Was dann nach Ausscheiden dieses „Aberglaubens" als „Volksglaube" übrig bleibt, kann durchaus nicht als eine geistige Einheit angesprochen werden, es ist vielmehr zu fragen, was davon wirklicher Volks glaube und was aus Erfahrung gewonnene Volksweisheit ist. Eine saubere Scheidung wird allerdings selten möglich sein, da die Erfahrungsprodukte mit Glaubensformen verschiedener Art sehr oft aufs engste verquickt und verflochten zu sein pflegen, teils schon bei der Entstehung, teils erst durch spätere Umformung. Das wird an einer Reihe gut gewählter Beispiele klar gemacht, z. B. an den Mitteln, um die Leiche eines Ertrunkenen zu finden, den Geboten und Verboten für Schwangere, den Verfahren zum Beseitigen von Warzen und anderen Mitteln der Volksmedizin, bei denen sowohl individualpsychologische als gemeinschaftspsychologische Faktoren mitwirken, dem „Hellsehen" oder dem „zweiten Gesicht". Für die Beurteilung der verschiedenen Formen des Volksglaubens sind grundsätzlich immer diese beiden Komponenten zu beachten. H. Hepding.

Handwörterbuch des deutschen Märchens. Hrsg. unter Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von Lutz Mackensen. Bd. 2. Berlin: Walter de Gruyter 1934-1940, erschienen in 9 Lieferungen zum Subskriptions-Preis von je 5,- RM. (Unseren Mitgliedern wird bei Bestellung durch den Verband deutscher Vereine für Volkskunde, Freiburg i. B., Silberbachstr. 13, ein Vorzugspreis eingeräumt.)

1931, 256. Vgl. a. Hoffmann-Krayer, Schweiz. Arch. f. Volksk. XXXII 1932, 57 f.

[2]) Vgl. auch das oben angezeigte Schriftchen v. M. Ziegler.

[3]) Vgl. Ad. Jacoby, Die Zauberbücher vom Mittelalter bis zur Neuzeit: Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk. XXXI-XXXII 1931, 208 ff. - Als „6. und 7. Buch Mosis" wird noch heute eine Sammlung von solchen Zauberbüchern verkauft, in der sich auch ein diese Zauberliteratur verspottendes Schriftchen, „Der feurige Drache", befindet, s. Jacoby a. a. O. S. 220, Walter Anderson, Ein französisches Zauberbuch in estnischer Sprache: Mémoires de la Société finno-ougrienne LXVII, 3 ff. - In einer Ausgabe des „Christoph-Gebetes" ist das Wappen der Republik Colombia als „Aziabels Sigel" und die „Protokollirte Schutz-Marke" von „A. Leonhardis Tinte" als scutum Mosis abgedruckt! (S. Abt, Hess. Bl. f. Volksk. VII 1908, 43 f.)

Von dem zweiten großen Handwörterbuchunternehmen unseres Verbandes liegt nun endlich der 2. Band abgeschlossen vor. Ich verweise auf meine Anzeigen des 1. Bands in diesen Blättern XXX/XXXI, 289 ff. und XXXII, 178 ff., in denen ich das Werk eingehend in seiner Bedeutung gewürdigt und auch einige Bedenken gegen Anlage und Inhalt geäußert habe. Der neue Band enthält auf 44 Bogen die Artikel mit den Anfangsbuchstaben F und G. Während das ganze Handwörterbuch ursprünglich auf 90 Bogen veranschlagt war, rechnete der Verlag 1937 bereits mit einem „Umfang von etwa 4 Bänden". Wenn aber in der jetzt geübten Weise weitergearbeitet wird, werden es gewiß 8 Bände werden! Im Interesse der Bezieher sollten Herausgeber und Mitarbeiter sich um eine möglichst knappe Fassung der Artikel bemühen. Von jedem Benutzer des Handwörterbuchs darf man voraussetzen, daß er die Anmerkungen zu den KHM. von Bolte und Polívka, den jetzt fertig vorliegenden Motif-Index von Stith Thompson, R. Köhlers Kleinere Schriften, das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens und ähnliche bibliographische Hilfsmittel zur Hand hat: was durch einen Verweis auf die dort angeführte Literatur erschlossen werden kann, braucht hier nicht noch einmal im einzelnen angeführt zu werden; um so dankbarer wird der Benutzer aber für jede Ergänzung jener Zusammenstellungen sein. Es kommt jetzt vor, daß der Inhalt derselben Märchen an zwei Stellen fast mit denselben Worten ausführlich angeführt wird, z. B. II, 346 r. und 347 l. = S. 542 r. und 543 l. unter „Gebotszauber" und „Gerte, Stab", ebenso decken sich die Belege für das goldlegende Huhn S. 371 l. unter „Geflügel" und S. 501 l. unter „Geldzauber", auch mit den zugehörigen Anmerkungen; ein Verweis an der zweiten auf die vorhergehende Stelle hätte hier genügt. - S. 481-483 steht ein Artikel „Geld mit Scheffeln messen" von Honti, der sich beim Simeliberg-Märchen mit dem Verweis auf Bolte-Polívka begnügt, S. 483 r. unter „Geldzauber" wird dasselbe Motiv noch einmal behandelt, wobei Heckscher alle (B-)Varianten mit den Literaturnachweisen aufführt[1]. - Im Art. „Frosch" hätte für die Anm. 118 ein Hinweis auf Handwtb. d. dt. Abergl. V, 613 genügt, wo in den Anm. 69-72 dieselben Literaturangaben stehen, und S. 256 f. hätte sich die Aufzählung der Varianten für die Taufeinladung durch die Kröte (mit Anm. 178-189) bei einem Hinweis auf Bolte-Polívka I, 366 f. erübrigt, zumal die Liste gar nicht einmal vollständig ist, wie ein Blick auf das übrigens von Heckscher selbst S. 257 Anm. 190 genannte Variantenverzeichnis im Handwtb. d. dt. Abergl. V, 629 Anm. 184 lehren kann (das einzige Mehr gegenüber diesen Listen ist Heckschers Verweis auf Wisser, Plattdt. VM. II, 197). Auch S. 259 sind alle Varianten zum „Froschkönig" und zu den „Drei Federn", soweit Kröte und Frosch darin erscheinen, aus Bolte-Polívka aufgeführt.

Auf den gut gegliederten und sehr inhaltsreichen „Frosch"-Artikel[2] von Heckscher folgt „Froschkönig" von Grunwald, das Muster eines Artikels, wie er nicht sein soll. Im ersten Abschnitt werden zunächst ein paar Belege für das Vorkommen von Froschkönig, -prinz, -prinzessin in Märchen gegeben, wofür schon Heckscher S. 266 Anm. 403 auf das Handwtb. d. dt. Abergl. verwiesen hatte; dann folgen alle möglichen Notizen über Froschdämonen, Frösche in Sagen und Märchen, die z. T. schon bei Heckscher zu finden sind; vieles stammt aus wenig bekannten, bes. jüdischen Quellen und hätte eigentlich in den Art. „Frosch" hineingehört. Unter „Froschkönig" sucht das

---

[1]) Auch Boggs unter „Geld" S. 472 r. erwähnt dieses Märchen; aber warum zitiert er dazu neben Bolte-Polívka noch Gonzenbach und Afanasjev?

[2]) S. aber Anm. 12.

niemand! Im 2. Abschnitt wird dann das Märchen vom Froschkönig, dessen Varianten, wie schon erwähnt, bereits von Heckscher aufgezählt waren, sehr kurz besprochen, dann kommen allerlei Froschverwandlungsgeschichten, die z. T. auch bei Heckscher stehen. Der 3. Abschnitt soll die „psychologischen Grundlagen" des Märchens behandeln: die Kröte ist Seelentier und erscheint als Alpdruck. Daß in der Fassung KHM. 1 die Moral dieses Märchens sei: „das gegebene Versprechen muß jedem, selbst dem Tiere, gehalten werden", gibt dem Verf. den Anlaß, sich über die Heiligkeit des Gelübdes, des Eides, des Eheversprechens bes. in der jüdischen Rechtsanschauung auszulassen und dieser die Jesuitenmoral Gury's gegenüberzustellen, um daraus den Schluß zu ziehen (unter Verweis auf v. d. Leyen, Das Märchen S. 146!), „daß die Moral unseres Märchens einem Boden entstammt, dem die seit dem 10. Jh. durch jüdische Märchen allgemeiner bekannt gewordene jüdische Rechtsanschauung in diesem Punkte vertraut war".(!) Im 4. Abschnitt werden schließlich Parallelen zu einzelnen Motiven zusammengestellt, z. B. das jüngste unter (drei) Geschwistern, Entzauberung (ausführlich behandelt von Heckscher unter „Gegenzauber" S. 389 ff. und schon vorher unter „Frosch" S. 259 f.), Wahrzeichen vom Ergehen eines Entfernten, wofür doch der Art. Heckschers „Fernzeichen" reiches Material beigebracht hatte. Da S. 268 ein Froschprinz als Sohn Adams und der Lilith erwähnt war, wird S. 272 Literatur über Adam in Sage und Aberglauben, über den Adamsapfel angeführt. Dann folgt wieder „Im allgemeinen Frosch", und so geht's weiter mit Literaturangaben bis zu Gerh. Hauptmanns „Versunkener Glocke" und R. Baumbachs „Der fleißige Quax und der faule Quex". Dazu kommen schließlich noch 1¹/₂ Spalten „Nachträge": Literatur über Prozesse zwischen Mensch und Tier, versunkene Synagogen(!), Menschen in Tiergestalt, Dankbarkeit gegen Tiere u. a. m., kurz ein Mixtum compositum von ungeordneter Zettelkastenweisheit! So etwas durfte der Herausgeber wirklich nicht drucken lassen.

Der Herausgeber ist nach dem Vorwort zum 1. Band der Meinung, „den unter sich sehr verschiedenartigen Beiträgen seiner Mitarbeiter mit größter Loyalität begegnen zu müssen". Darin geht er m. E. doch etwas zu weit. Der eine macht sich's ganz leicht und liest nur Grimms Märchen für seine Artikel durch, der andere berücksichtigt im wesentlichen nur die deutschen Märchen, andere überschauen die ganze Weltliteratur und schreiben, wie Heckscher, ganze Monographien über ihren Gegenstand. Der eine beschränkt sich streng auf's Märchen, der andere behandelt auch Sage, Legende, Schwank, Anekdote, Volksbuch, Fabel, Sprichwort; ich hätte z. B. einen Artikel „Friedrich der Große" (übrigens ganz ausgezeichnet von einem wirklichen Kenner, Kügler, verfaßt) nicht in einem Märchenwörterbuch gesucht - (Ausländer verwenden das deutsche Wort „Märchen" auch für „Sage", s. etwa Boggs S. 310 l.) Manche Mitarbeiter bieten nur Materialzusammenstellungen, Karl Spieß benutzt seine Artikel, s. bes. den über „Geschlechtswechsel", zu kühnen mythologischen Spekulationen, die weit über den Rahmen und Zweck eines solchen Handwörterbuchs hinausgehen. - Aarne-Thompsons Verzeichnis der Märchentypen sollte, da es sich nun einmal trotz mancher Mängel zur kurzen Bezeichnung der Mt. im internationalen Gebrauch durchgesetzt hat, regelmäßig bei jedem Märchen (neben der Nr. der KHM., wenn es darin enthalten ist) zitiert werden. Nicht verstanden habe ich, welche Gesichtspunkte maßgebend sind für die Auswahl der Artikel, bei denen die Sigel des Motif-Index von Thompson am Rand beigefügt werden. Bei Heckschers Art. „Flachs" und „Gegenzauber" z. B. sind sie zugesetzt, bei „Geldzauber" dagegen nicht.

In der Ordnung der Stichwörter ist, wie ich schon in Bd. XXX/XXXI, 295 und XXXII, 179,6 getadelt habe, gar kein System. Neben „Gans, die goldene",

„Flucht, magische", „Gesellen, die drei schadhaften" stehen: „gestohlene Leber", der faule Heinz; von „Gast, der tote" wird auf „toter Gast" vertröstet; neben „Gevatter, Herr" stehen „Frau Holle", „Frau Trude", „Gevatter Tod"! - Was in dem Art. „Glück und Verstand wetten" behandelt wird, sucht niemand unter diesem Stichwort, und auch für das Jonasmotiv ist „Fischbauch, der Gott im" keine glücklich gewählte Artikelüberschrift.

Es fehlt auch nicht an störenden Druckfehlern. S. 542 r. handelt es sich nicht um eine „serbische", sondern um eine „sartische Hexenschwester". - S. 472 Anm. 103 l.: Gonzenbach Nr. 79 und füge hinzu: und II, 197 ff. - Aus S. 368 f., wo derselbe Gegenstand behandelt wird, nur beschränkt auf das „Geflügel", ergibt sich, daß im Artikel „Fahrzauber" auf S. 8 r. der Abschnitt VII (so!) „Magische Wegebereitung und Wegeleitung" betitelt sein sollte, entsprechend auch S. 38 r. - S. 159 l.: Apsyrtos und Anm. 15: Apollodor. Bibl. I 9, 24, 1 ... Apollonios .., - S. 164 l. Z. 6 l.: Feilberg. - S. 166 r. Z. 14: der faule Heinz. - S. 124 r.: Lucian Verae Historiae I, 30/31 und S. 125 ebenfalls: Lucian Verae Hist. I, 42. - Das furchtbare Wort „numisch" in mehreren Artikeln Heckschers hielt ich zunächst auch für einen Druckfehler, aber sein häufiges Vorkommen zeigte mir dann, daß es eine Ableitung von lat. numen sein soll!

Doch genug der Ausstellungen! Wenn wir den Band als Ganzes betrachten, so müssen wir sagen, daß darin von dem Herausgeber und den Verfassern der Beiträge wieder ein schönes Stück Arbeit geleistet ist; jeder, dem die Märchen- und Sagenforschung am Herzen liegt, muß das dankbar anerkennen. Das Handwörterbuch gehört in den Lesesaal jeder größeren Bibliothek, in die philologischen und volkskundlichen Seminare der Universitäten, in die Lehrerbildungsanstalten, und wer in der Lage ist, das große Werk für seine Privatbibliothek zu erwerben, braucht die Ausgabe nicht zu bereuen.

Um unseren Lesern ein Bild von dem reichen Stoff, der in dem 2. Band dieses Nachschlagewerks uns erschlossen wird, zu vermitteln, gebe ich auch diesmal wieder eine nach Verfassern geordnete Übersicht der Beiträge:

Aly, vom antiken Erzählgut ausgehend: Fährmann (bes. Charon), magische Flucht [3]), Freierwettkampf, geistersichtig werden, Gyges.

Anderson gibt eine sehr klare Anleitung zur Anwendung der „geographisch-historischen (finnischen) Methode" der Märchenforschung.

Berendsohn: Formsinn I, Fouqués Verhältnis zum Volksmärchen.

Bergel: Glück und Verstand wetten (über verschiedene Gruppen von Wetten in den Märchen), Großvater und Enkel (bes. KHM. 78) [4]).

Boberg: Glasbergritt.

---

[3]) Zu § 3 vgl. „magische Hemmnisse" S. 40 und 545 r., 151 und 485 r., zur Selbstverwandlung § 5, die von Aarne FFC. 92 nicht mitbehandelt ist, vgl. S. 359 f., 546, 287 r. und 399 l.

[4]) Hier wäre unbedingt die Behandlung durch A. de Cock, Studien en essays over oude volksvertelsels (1919), 38 ff. heranzuziehen gewesen, auf die auch Wesselski, Versuch einer Theorie des Märchens S. 93 aufmersam macht. Als Ergänzung zu Bolte-Polívka's Anm. s. noch die Variante aus einer Predigtsammlung des 15. Jahrh.: Schweiz. Arch. f. Vk. XXVI 1926, 286 VII.

Boggs: Gans [5]), Gebärde [6]), Geld [7]), Gruß.

Christiansen: Herr Gevatter, zu Gevatter bitten, Gevatter Tod.

Diewerge: Der faule Heinz (mit Ergänzung von Frenkel), festbannen [8]), Fortunat (Volksbuch) [9]), Frau mit dem Milchtopf, Fuchs und Frau Gevatterin, Fuchs und Gänse, Fuchs und Katze, Frau Füchsin, Fuß.

Frenkel: Der faule Heinz 2, faul und fleißig [10]), Geschenk von der Reise (mitgebracht).

Groth: Freigebigkeit, Freundschaft, Gerechtigkeit - Ungerechtigkeit, Grausamkeit.

Grunwald: Froschkönig.

Heckscher (er bestreitet mit seinen gut geordneten, ein gewaltiges Material verarbeitenden Artikeln über ein Drittel des Textes dieses Bandes): Fahrzauber S. 9-42, Fernrohr, Fernzeichen (von Fernweilenden) S. 87-92, Flachs (und Hanf [11]), auch Spinnen und Weben) S. 132-153, Frosch, Kröte [12]) S. 247-267; Geboteszauber [13]) S. 323-350, Geflügel [14]) S. 352-388; Gegenzauber [15]) S. 389-421, Geheimsprache S. 421-435, Geige S. 436-444, Geldzauber S. 483-506, Gerte, Stab (auch Zweig, Peitsche) [16]) S. 522-562.

---

[5]) Zu ergänzen aus den Art. „Gans, die goldene", „Fuchs und Gänse", „Geflügel".

[6]) S. dazu noch S. 426 ff. des Bandes.

[7]) Hier ergeben sich natürlich viele Berührungen mit dem Art. „Geldzauber", z. B. über die geldproduzierenden Tiere S. 467 f. = S. 499 ff., den unerschöpflichen Geldbeutel, die immer gefüllte Tasche S. 468 f. = S. 493 ff., den Heckétaler S. 476 = S. 492.

[8]) Vgl. dazu im Art. „Gerte, Stab" S. 546 f.

[9]) Die Motive vom Geldsäckel und Wunschhütlein sind sehr eingehend auch S. 493 f. und S. 34 f. behandelt.

[10]) Das Märchen von den drei Spinnerinnen wird auch unter „Faulheit" S. 69 und unter „Flachs" S. 144 f. behandelt.

[11]) Als „Anfangsstufe der Wollbereitung" wird S. 133 r. bezeichnet, daß Wölfe als Schafe geschoren werden: das gehört aber wirklich nicht unter „Flachs"!

[12]) In meinem Aufsatz oben S. 158 ff. hatte ich nur einmal Veranlassung, diesen Artikel anzuführen, während ich dem Handwtb. d. dt. Aberglaubens viele wertvolle Nachweise verdanke.

[13]) Das „Klopfen auf die Erde" wird S. 343 als „numischer"(!) Lärmzauber erklärt. Es ist aber doch wohl ein Gebetsgestus, der beim Anrufen chthonischer Mächte oft bezeugt ist. Ich verweise z. B. auf Fr. Heiler, Das Gebet [4] S. 103, Frz. Dölger, Sol Salutis [2] S. 313.

[14]) S. 370 vermißt man die Raben, die dem Elias Brot und Fleisch bringen, 1. Kön. 17 (H. Gunkel, Das Märchen im Alten Testament S. 34).

[15]) Das Bierbrauen in Eierschalen wird als ein „indirekter Abwehrzauber" (nach dem Vorgang Kahlo's) hier angeführt, s. dagegen Hess. Bl. XXX/XXXI, 296.

[16]) Die Verwandlung in Blumen und Zweige, die aus Blut oder Gräbern herauswachsenden Blumen und Bäume hätte ich hier wirklich nicht gesucht; s. dafür den Art. „Grabpflanzen".

Heiligendorff: Die drei Feldscherer [17].

Heller: Faulheit, Faulheitsproben, Geld im Stock, Geschicklichkeitsproben, Glocke der Gerechtigkeit (Grimm, Dt. Sagen Nr. 453) [18].

Herold: Fegefeuer, Geistlicher [19] S. 453-464, Graf (Fürst, Adliger, Edelmann, Gutsherr u. ä.).

Herzfeld: Findling [20], Frauenrache.

Hetzer: Gehorsamsproben.

Honti: Die goldene Gans, Geld mit Scheffeln messen, Geschirrverkauf (Drosselbart), die drei schadhaften Gesellen, gestohlene Leber, die drei Glückskinder, der arme Junge im Grab.

Hünnerkopf: Fischer un syne Fru, Frieder und Katherlieschen, Grindkopf.

Jacob: Der Gott im Fischbauch [21].

Jungbauer: Gürtel [22].

Kahlo: Farben [23], die getreue Frau [24], geprüfte Gattentreue [25], Gespenster, Grabpflanzen [26].

Kügler: Flinte statt Tabakspfeife („das ist starker Tabak"), Friedrich der Große, Goethe und das deutsche Volksmärchen [27].

Lambertz: Gähnen, Galgenfleisch, Gastlichkeit - Ungastlichkeit, undankbare Gattin, Geheimnis verraten, Geist aus Gefangenschaft befreit [28], Geisterbarbier, Geschenk an den König [29], Gnade ausbitten.

---

[17]) Wenn der Verf. von den Wunderkuren des Asklepios spricht, hätte er dafür statt auf Mélusine 1893 doch auf das Buch von Rud. Herzog „Die Wunderheilungen von Epidauros" (1931), dessen Lektüre auch dem Volkskundler sehr zu empfehlen ist, hinweisen sollen.

[18]) Leider ist hier Wesselski, Versuch einer Theorie des Märchens S. 20 f. nicht benutzt.

[19]) In diesem Artikel hätte auch der „Schwank über das Segensprechen" (Hess. Bl. XXXIII, 78 ff.) Erwähnung verdient.

[20]) Das Wort „Fassung" wird hier für ganz verschiedene Märchentypen verwandt!

[21]) S. dazu auch S. 157 und S. 125 Anm. 15. 16 des Bandes.

[22]) Jungbauer hat auch den entsprechenden Artikel im Handwtb. d. dt. Aberglaubens, III geschrieben.

[23]) Bekanntschaft mit dem Buch von Eva Wunderlich „Die Bedeutung der roten Farbe im Kultus der Griechen und Römer" wäre von Nutzen gewesen.

[24]) Vgl. ferner den von W. Baumgartner „Susanna" (Arch. f. Religionswiss. XXIV 1927, 259 ff.) behandelten Stoff.

[25]) Auch die Motivgruppe, die Schewe unter dem Titel „Die Wette" (Volkskundliche Gaben J. Meier dargebracht 1934, S. 176 ff.; s. a. Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien II 1, 42 ff.) behandelt hat, war hier heranzuziehen.

[26]) Was soll hier „Der Seelenvogel als Grabpflanze" und das „Haupt des erschlagenen Feindes auf dem Grab"?

[27]) Zu Anm. 8: Das Erdkühlein s. Wesselski, Deutsche Märchen vor Grimm (1938), S. 1 ff.

[28]) Das Wort „Märchentypen" ist hier ganz falsch gebraucht.

[29]) Was hier, im Anschluß an Fritz Wilke „Kinderopfer und kultische Preis-

Liljeblad: Fahrt nach dem Heilmittel (unter Benutzung einer ungedruckten Arbeit von H. Ellekilde), die drei Federn (mit Ergänzung von v. Sydow).

Linde: Frau Holle, Gemeinschaftsmotive (eine kurze Darlegung der Märchentheorie Wesselski's), Götter im Märchen (gegen die mythologische Ausdeutung der Märchen), Götterwanderung [30]).

Mackensen: Fabel, Fahne (oder Tuch) als Erkennungszeichen, Fischer, Fuhrmann, Gottes Speise (Kinderlegende), Grabhügel [31]), Grabwache, J. G. Th. Gräße.

Mengis: Galgenmännlein [32]).

Michel: Gesta Romanorum (mit nützlicher Inhalsangabe der für die Märchenforschung wichtigen Stücke).

Müller-Marktredwitz: Fatalismus, Feindschaft, Feste, Förster (Jäger), Gift, Anspruch auf Glaubhaftigkeit.

Petsch: Gestalten und Umwelt im Märchen (sehr lesenswert).

Peuckert bespricht wieder in kurzen Artikeln die in Märchen vorkommenden Vögel, außerdem den „Fuchs" im Zaubermärchen, Schwank und Lügenmärchen [33]) S. 274-297.

Plenzat: Freßermärchen.

Romain: Formsinn 2.

Schulte-Kemminghausen: Geist im Glas.

Semrau: Frau Trude.

Singer: Fürchtenlernen.

O. Spies: Feder (und Haar).

K. Spieß: Abschlagen der Ferse (und des Vogelschwanzes, die abgeschossene Feder, der verletzte Schenkel, das Fleischstück aus der Wade, das abgeschnittene Fingerglied, der eingeklemmte Bart, das fehlende Riemenstück, der Schuhverlust, die gefundenen Gegenstände) S. 92-104, Feuer S. 108-120, Geschlechtswechsel S. 570-588, Glöckchen S. 633-636.

v. Sydow: Die drei Federn 2.

Taylor: Finger, Fisch, Fleischpfand („Shylocks Pfund Fleisch"), Formelmärchen (Ketten-, Fragemärchen, Märchen ohne Schluß, endlose und Rundmärchen) S. 164-190 (mit Ergänzung der Einteilung von Aarne-Thompsons Mt. 2000-2300), Glasberg.

Tegethoff: Französische Motive (und germanische Stoffe in Frankreich), Goldener.

Thompson: Fassung (und Variante, mündliche und literarische Varianten), Formel (Einleitungs- und Eingangsformeln, Übergangsformeln, formelhafter Ge-

---

gabe im Heiligkeitsgesetz" (1929) [über den Molochdienst], ausgeführt wird, gehört zum großen Teil nicht hierher.

[30]) Der Verweis S. 654 auf „Gevatter" bezieht sich wohl auf den Artikel im Handwtb. d. dt. Abergl. III, 803 ff., auf den auch Christiansen in dem wenig ausgiebigen Artikel „zu Gevatter bitten" verweist.

[31]) Vgl. auch S. 490 f.

[32]) Zu Anm. 4: Die Odenwälder „Atzelmännchen" werden ursprünglich „Atzmännchen" gewesen sein, s. W. Stammler, Volkskundliche Ernte f. H. Hepding (1938), S. 195 ff.

[33]) Für den Fuchs in der Fabel s. S. 297-299, 379 f.

brauch von Farben und Zahlen, Formeln für „niemals", typische Formeln für bestimmte Personen und Situationen, Schlußformeln), Gegenspieler.

Voretzsch: Fee S. 74-82 (eine ausgezeichnete Abhandlung), Feenmärchen.

de Vries: Geduldsprüfung.

Wrede: Frömmigkeit, Gebet.

M. Ziegler: Familienleben, Frau, Geschwister.

Den Abschluß bildet das nach dem Muster des von K. Kaiser † im ersten Band verfaßten Registers angelegte „Register der behandelten Märchenstoffe nach den KHM.", bearb. von Lutz Mackensen.

H. Hepding.

Gottfried Henssen, In der Uhlenflucht. Plattdeutsche Schwänke und Märchen aus Westfalen. Holzschnitte von W. Mallek. Münster i. W.: Aschendorff [1939]. 161 S. Kart. 3,25 RM, geb. 4,- RM.

Das schön ausgestattete Buch gibt eine Auswahl der „besten und stimmungsvollsten" Märchen und Schwänke in westfälischer Mundart, zum allergrößten Teil von Henssen selber gesammelt und schon früher veröffentlicht, bes. in seinem über 400 Seiten starken Werk „Volk erzählt. Münsterländische Sagen, Märchen und Schwänke" (1935). Bisher ungedruckt sind 10 Erzählungen, die er in den altwestfälischen, heute zu Hannover gehörenden Landstrichen des Hümmlings und der Emsniederung aufgezeichnet hat. Damit auch die von ihm selbst noch nicht durchforschten Landesteile vertreten seien, hat er 6 seinerzeit von Fr. Woeste in der Mark und 3 von der Familie von Haxthausen im Paderbörnischen für die KHM. der Brüder Grimm aufgeschriebene Stücke hinzugefügt. Diese Texte sind in der Schreibweise der von Henssen in seinen Aufzeichnungen geübten Mundartschreibung angeglichen.

Die Sammlung ist in sieben Abschnitte gegliedert: Schelmenvolk; Eulenspiegel [1]); närrische Käuze (Schildbürgerstreiche u. ä.); vom Alten Fritz; Teufel, Riesen, Gespenster und Schätze; Tiergeschichten (Nr. 58. 59 sind Deutungen von Tierstimmen in Dialogform); aus der Zauberwelt (Märchen). Bei jedem Stück ist angegeben, aus welchem Ort oder welcher Gegend es stammt, bei dem von Henssen selbst aufgezeichneten ist im Anhang auch der Name und das Alter des Erzählers und das Jahr der Niederschrift verzeichnet. Ferner ist im Interesse der wissenschaftlichen Benutzer womöglich die Nummer bei Aarne bzw. Aarne-Thompson, Verzeichnis der Märchentypen, der KHM. und der Behandlung bei Bolte-Polívka hinzugefügt. Für Nr. 1 „Der Taugenichts" kann noch auf Handwtb. d. dt. Märchens II, 235 f. und die dort in Anm. 36 verzeichnete Literatur verwiesen werden; zu Nr. 8 muß es heißen: Aarne 1002 (statt 1022); zum Abschnitt „Vom Alten Fritz" S. 54 ff. vgl. den Artikel von Kügler im Handwtb. d. dt. Märchens II, 230 ff. (zu Nr. 34 S. 239 ff., zu Nr. 35 S. 235, zu Nr. 37 S. 239, zu Nr. 38 S. 242); Nr. 44 ist eine Variante zu A. Kuhn, Westfäl. Sagen, Gebräuche und Märchen II, 225 Nr. 6; zu Nr. 51 l. B. P. II, S. 116; zu Nr. 55 „Dat Miäken von Lünscheede und de Slange" vgl. B. P. II, 463 f.; zu Nr. 57 „De Pannekauken" s. Thompson, Motif-Index A 2275. 5. 1. Zu Nr. 70 kann das Zitat B. P. III, S. 259 nicht stimmen; statt dessen wäre zu verweisen auf KHM. Nr. 9, 25 und 49.

---

[1]) Die meisten Eulenspiegelgeschichten finden sich in hochdeutscher Fassung auch in dem Büchlein Henssens „Schelme und Narren im Volksmund" (München 1938).

Von diesen Texten kann man wirklich sagen: „Volk erzählt", überall hat man den Eindruck, den echten, lebendigen Wortlaut der Erzählung aus dem Volksmund zu erhalten. Das Buch wird auch über Westfalens Grenze hinaus gern gelesen werden; auch der Volkskundler darf es wegen der bisher unveröffentlichten Texte nicht übersehen; allerdings für die Hauptmasse der Stücke muß er sich natürlich an das große Sammelwerk Henssens und die Originalveröffentlichungen halten.

H. Hepding.

Karl von Spieß, Deutsche Volkskunst (Stubenrauchs Deutsche Grundrisse 3/4). Berlin: Herbert Stubenrauch 1940. 61 S., 64 Abb. Kl.-8⁰. Geh. 1,85 RM.

Der vorliegende Abriß wendet sich an alle Deutschen und will das Interesse für die deutsche Volkskunst wecken, damit alle befähigt werden, an der Bildung einer lebensvollen Volksgemeinschaft von diesem Gebiet aus mitzuwirken.

Im Vordergrund steht die Bauernkunst, die nach ihrem auf der nordischen Überlieferungswelt beruhenden Bedeutungsgehalt und nach den äußeren Erscheinungsformen betrachtet werden. 64 Bilder unterstützen den Text durch Anschauung.

Das Büchlein setzt viel voraus, kann aber ernster Nachdenkenden ein wertvoller Führer sein zu den neuen Aufgaben, die auf diesem Gebiete harren.

Bernhard Martin.

Kleine Anzeigen.

Mit zwei wichtigen hessischen Veröffentlichungen des letzten Jahres müssen auch unsere Leser bekannt gemacht werden. Es ist vor allem die Wilhelm-Diehl-Festschrift, unserem Prälaten D. Dr. **Wilhelm Diehl**, dem unermüdlichen Erforscher der hessischen Heimat-, Kirchen- und Familiengeschichte und der hessischen Volkskunde, zum 70. Geburtstag von seinen Schülern, Freunden und Verehrern dargebracht (Beiträge zur hessischen Kirchengeschichte, Bd. 12, Darmstadt: Selbstverlag des Historischen Vereins 1941. XXIII, 486 S., 18 Taf.). Von den 25 wertvollen Beiträgen, die in dem schön ausgestatteten Bande vereinigt sind, hebe ich nur die aus unserem Mitarbeiterkreis stammenden volkskundlichen hervor: Karl Frölich „Ziele und Wege der rechtlich-volkskundlichen Forschung in Hessen und den Nachbargebieten" (Rechtsaltertümer; Rechtsquellen, Volksüberlieferung, rechtssprachliche Erscheinungen; Rechtliches Brauchtum, Aberglauben und Aberrecht, Rechtssymbolik, alles mit reichlichen Literaturnachweisen versehen: ein praktischer Führer für jeden, der auf diesen Gebieten weiterarbeiten will. S. 345-370). - Albert Becker ergänzt mit vielen, bisher wohl kaum dafür herangezogenen Lesefrüchten seine Forschungen über die Geschichte des Weihnachtsbaums durch den Aufsatz „Mit der 'Tannenbaumreligion' vom Rhein und Main zur Ostmark" (S. 371-381). - Hans v. d. Au „Odenwälder Dreikönigsspiele" vermag noch ein Dutzend Überreste alter Dreikönigsspiele aus dem Odenwald, z. T. mit den Melodien, vorzulegen und ordnet diese Belege in einen größeren Zusammenhang ein (S. 382-400 mit 3 Abb.). - Ich selbst habe in Weiterführung einer von mir bereits in diesen Blättern XVIII, 104 f. mitgeteilten Beobachtung zu zeigen versucht, daß der Großen-Lindener Schulmeister „Johannes Mercator von Zierenberg" der Urarbeiter des „Lalebuchs" zu den „Schiltbürgern" und dem „Grillenvertreiber", der sich unter dem Pseudonym „Conradus Agyrta, von Bellemont" verbirgt, gewesen sei, und stelle zusammen, was über das Leben dieses als Pfarrer von

Wetzlar 1625 gestorbenen Mannes noch zu erfahren war (S. 325-344). - Das andere Werk ist die Ausgabe der „Salbücher des Kreises Alsfeld" von **Eduard Edwin Becker** (Alsfeld: F. Ehrenklau 1940. X, 427 S., geb. 9,- RM). Der um die Erforschung der oberhessischen Geschichte hochverdiente Verf. gibt hier den Heimatforschern ein ungemein wertvolles Hilfsmittel in die Hand. Auf Befehl des Landgrafen Ludwig V. mußten die Rentmeister in ihren Ämtern Salbücher mit den an Ort und Stelle nach den beeidigten Aussagen der ältesten und zuverlässigsten Untertanen aufgenommenen Angaben über die Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse der einzelnen Orte anlegen. „Sie mußten die Namen aller Einwohner angeben, die „Rauch" hielten, also selbständige Wohnung hatten. Die Rechte des Landgrafen und seine Einkünfte wurden verzeichnet. Es wurde Auskunft gegeben über Frondienste, über Zehnten auf altem Gut und auf Rodland, über Leibeigenschaft, über die kirchlichen Verhältnisse, über Waldungen, Holz- und Mastrechte. Jeder, auch noch so kleine Zins wurde mit dem Haus, dem Hof, dem Acker, der Wiese, auf denen er ruhte, verzeichnet. Auf diese Weise enthalten die Salbücher die Namen aller Sippen und wohl aller Fluren und Örtlichkeiten in dem Bezirk." Mit der Ausgabe dieser Salbücher aus den Jahren 1573-1592 wird eine einzigartige Quelle für die Rechts-, Verwaltungs-, Orts- und Familiengeschichte und auch für die Flurnamen- und Wüstungsforschung erschlossen. Die Salbücher konnten natürlich nicht im vollen Wortlaut, sondern nur im Auszug abgedruckt werden: „für die Heimatforschung ist es nicht wesentlich, wie hoch der Zins von jedem Acker, jeder Wiese war." Aber bei der Sorgfalt, die wir bei dem Verf. gewohnt sind, darf man überzeugt sein, daß nichts Wesentliches übergangen ist. Als Ergänzung werden für das Kurmainzische Amt Katzenberg und das Riedesel'sche Gericht Ober-Ohmen die entsprechenden Angaben, soweit dies möglich ist, aus gleichzeitigen Quellen zusammengestellt.

Aus den Anzeigen am Schluß des Bandes ersehen unsere Leser das erfreuliche Fortschreiten unseres „Hessischen Flurnamenbuchs" und der „Gießener Beiträge zur deutschen Philologie", die beide unter der Leitung von Prof. Dr. Alfred Götze stehen.

Der Landesverein „Badische Heimat" betreut seit der Heimkehr des Elsaß zum Großdeutschen Reich nun auch dieses Gebiet. Der 27. Jahresband seiner Veröffentlichungen, jetzt unter dem Titel „Oberrheinische Heimat", ist ganz dem „Elsaß" gewidmet, 606 S. stark, mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln. Von volkskundlichen Beiträgen darin nenne ich: Josef Müller-Blattau „Das Elsaß - ein Kernland deutscher Musik", Johannes Künzig „Das Volkslied im Elsaß", Karl Rudolf Kollnig „Elsässische Weistümer", Albert Becker „Goethe im Banne elsässischen Volkstums", Wilhelm Fladt „Die Elsässer Bauerntracht", Albert Becker „Christkind und Osterhase - zwei alte Elsässer" und - besonders dankenswert - Friedrich Lautenschlager „Elsaß und Oberrhein. Ein Ausschnitt aus dem landes- und volkskundlichen und dem geschichtlichen Schrifttum über den oberrheinisch-elsässischen Raum."

Das unter der Leitung von Professor Dr. Bebermeyer stehende Institut für deutsche Volkskunde an der Universität Tübingen hat einen 2. Band seiner „Arbeiten" herausgegeben: Sitte und Brauchtum im Kreis Brackenheim. Von **Karl Bofinger**. (Stuttgart: W. Kohlhammer 1938. 119 S., 4,50 RM), in dem der Verf. das durch die von Bohnenberger, vom Deutschen Volkskunde-Atlas und von ihm selbst ausgegebenen Fragebogen und durch eigene Sammlungen

in dem Gebiet zusammengebrachte Material über die „Bräuche um Menschen und Tiere" (Geburt, Hochzeit, Tod - Gemeinschaftsleben - Menschen und Haus, Haustiere) und „um das Jahr" (Festbräuche im Jahreslauf, Feldbestellung, Weinbau, Ernte) verarbeitet hat. „Daß die ein landschaftlich engumrissenes Gebiet behandelnde Arbeit nicht bedeutende volkskundliche Ergebnisse zeitigen konnte, war dem Verfasser von vornherein klar. Ihr Zweck ist, ein zuverlässiges planvoll erfaßtes Brauchtumsbild zu geben und daran die arteigenen Wesenszüge aufzuzeigen." Als volkskundliche Bestandsaufnahme für das erste Drittel unseres Jahrhunderts in einem württembergischen Kreis ist diese Arbeit sehr willkommen; man darf sich aber nicht an manchen unrichtigen, unreifen und unklaren Äußerungen des Verfassers stoßen.

Das Deutsche Ahnenerbe brachte 1939 als 3. Band seiner volkstümlichen Reihe ein sehr schönes Heft „Deutsches Land kehrt heim. Ostmark und Sudetenland als germanischer Volksboden. Hrsg. v. J. O. Plaßmann und G. Trathnigg" heraus (Berlin: Ahnenerbe-Stiftung 1939. 149 S. mit 70 Abb. 4,80 RM), aus dessen reichem Inhalt wir folgende Beiträge hervorheben: Gilbert Trathnigg „Germanische Namen in Österreich: die Vornamen im mittelalterlichen St. Pölten" - Richard Wolfram „Volkskundliches aus dem Waldviertel" - Georg Graber „Kärnten zu Deutschland" - Otto Paul „Zum Rauhnachts-Glauben und -Brauch in Steiermark" - Bruno Schweizer „Die Bairisch-Österreichische Mundart ein Spiegel des Volkstums" - Richard Wolfram „Das Alter des Schnaderhüpfls" (S. 51-62, sehr lesenswert!) - Josef Messenböck „Sinnbilder in Österreich" - J. O. Plaßmann „Volkstum oder Chauvinismus". - W. Niederlöhner „Die sudetendeutsche Volkserzählung" - Richard Wolfram „Deutsches Brauchtum im Böhmerwald" - Hans Joachim Moser „Sudetendeutsche Musik" - Wolfgang Lange „Der Drachenstich in Furth im Wald".

Wir begrüßen die neue niederländische Zeitschrift Volkskunde, driemaandelijksche tijdschrift voor de studie van het volksleven, die Fortsetzung der zuletzt von V. de Meyere geleiteten und mit seinem Tod 1938 eingegangenen Nederlandsch Tijdschrift voor volkskunde (Jg. 1888-1914, 1921-1929 unter dem Titel Volkskunde erschienen); sie ist das amtliche Organ der Volkskunde-Kommission der Niederländischen Akademie der Wissenschaften und steht in enger Verbindung mit der Flämischen Abteilung der Belgischen Nationalen Kommission für Folklore in Brüssel und dem Niederländischen Freilicht-Museum in Arnhem. Die Schriftleitung liegt in den Händen von Jan de Vries in Leiden, J. Fr. Geßler in Löwen, P. de Keyser und M. de Meyer in Gent. Vor allem steht die Zeitschrift im Dienst der Vorbereitung des Volkskunde-Atlas für „Nord- und Süd-Niederland", dessen 5. Fragebogen in der ersten Nummer veröffentlicht wird. Über die Bedeutung der Karte in der Volkskunde handelt denn auch Jan de Vries im ersten Heft S. 31-39; über Fastnachtsfeuer in Ostflandern S. 40-51 P. de Keyser (mit einer Karte); aus Heft 2 nenne ich die Aufsätze von Chr. Stapelkamp „Das Chelidonium majus in der Volksmedizin", Jan de Vries „Volkslied und Kunstlied", J. Pollmann „Verwandte Lieder I" (über niederländische Varianten zu Volksliedern in Pincks Verklingenden Weisen).

Auch in Schweden ist das Interesse für die kartographische Methode im Wachsen. In Svenska landsmål ock svensk folkliv erschien als B 40 ein sehr beachtenswertes Heft Svenska vårseder, kartor ock täxt av J. Ejdestam (Stockholm: Norstedt 1940. 59 S.). Es bringt 20 Karten zu den Frühlingsbräuchen in Schweden

(u. a.: Aufhören mit der Arbeit bei Licht, Schlittenfahrt, um langen Flachs zu erhalten, „Palmen" für den Palmsonntag, die Namen des Karsamstags, Schlag mit der Lebensrute an den Festtagen des Jahres, der Tanz der Sonne am Ostermorgen, Jahresfeuer, erster Austrieb des Viehs).

In derselben Reihe ist als B 41 jetzt zum Abschluß gekommen das große Sammelwerk von Emanuel Linderholm, Signelser ock besvärjelser från medeltid ock nytid (Stockholm: Norstedt 1917-1940. VII, 478 S.). Damit haben die Schweden nun auch ihr Gegenstück zu der norwegischen Segensammlung von Bang und der dänischen von Ohrt.

Ich möchte zum Schluß noch auf eine kleine Schrift aufmerksam machen, die mir erst vor kurzem zugegangen ist: **Ludwig Armbruster**, Altgermanische, besonders nordische Imkerei (Bücher des Archivs für Bienenkunde, Bd. 6). Berlin-Zehlendorf: Verl. des Archivs für Bienenkunde 1940. 144 S. 4,65 RM. Ein reiches Material über nordisches, angelsächsisches und deutsches Bienenrecht, Bienenvolkskunde und Imkersprache ist darin zusammengetragen. Ein besonderer Abschnitt ist den Bienenbeschwörungen („Schwarmsegen") gewidmet. Die bisher im Druck veröffentlichten Texte sind leider nicht vollständig erfaßt; schon mit Ohrt's Artikel „Bienensegen" im Handwörterbuch des dt. Aberglaubens hätte der Verf. weiterkommen können. Aber die erklärenden Bemerkungen zu den einzelnen Formeln aus der Feder des Bienenfachmanns sind beachtenswert. Aufgefallen ist mir, daß in dem Abdruck des Siebenbürger Segens S. 100 Nr. 15 ein Wort ausgefallen und statt „versloszen" „verloszen" gedruckt und dadurch wohl auch S. 110 der Text bei der Übersetzung mißverstanden ist, versprach bedeutet hier offenbar so viel wie „verweigerte". - Die Arbeit von Frau Lore Herrmann in diesen Blättern XXXVI, 113 ff. über die Fachsprache der südhessischen Imker scheint dem Verf. nicht bekannt geworden zu sein.

H. Hepding.

Berichtigung.

Zu meinem großen Bedauern ist mir bei der Besprechung des Buchs von Otto Huth „Der Lichterbaum" ein Versehen unterlaufen. In Z. 6 v. o. sind nach „in der Zeit des Sturms und Drangs" die Worte „und der Romantik" ausgefallen, wodurch der Sinn des Zitats aus dem Werk von Huth entstellt wird. Ich habe das leider bei der Korrektur nicht bemerkt.

H.

Südhessisches Wörterbuch.

Sechzehnter Bericht.

(Arbeitsjahr 1940.)

1. Arbeitskräfte.

A. Mitarbeiter. Zu danken haben wir wieder mehreren freundlichen Helfern. Folgende Mitarbeiter, die sich sämtlich seit langem der Wörterbucharbeit hervorragend und selbstlos widmen, haben im Berichtsjahr besonders erfolgreich frei gesammelt: die Herren Lehrer Jung (Obermodau), Stud.-Rat Dr. Jungk (Bingen), Stud.-Rat Dr. Schudt (Rüsselsheim) und Oberpostinspektor Weinmann (Bad Kreuznach). Herrn Weinmann verdanken wir auch eine prächtige Sammlung hessischer Sprichwörter.

B. Hilfskräfte. In der Gießener Kanzlei ist auch heuer wieder tapfer gearbeitet worden, meist mit drei Kräften. Neben Beruf oder Studium waren tätig Herr Stud.-Ass. Dr. Alfons Müller (von September bis Dezember während seines Wehrmachturlaubs), Herr Dr. Fritz Blumöhr (von Januar bis April), Herr Arabin (seit April), Fräulein Alma Luise Belz (von Januar bis zu ihrer Einberufung zum D.R.K. im Juni) und Frau Liselotte Lohrer, geb. Bäuerle (seit Januar).

2. Arbeiten.

1. Sammlung. Da wir die planmäßige Befragung abgeschlossen haben, regten wir unsere Helfer stärker zu freien Sammlungen an. Wir bitten alle Freunde der hessischen Volkssprache, weiter zu sammeln und ihre Beobachtungen an das Wörterbuch zu leiten.

2. Bearbeitung. Die Verwaltung der Kanzlei lag bei Frau Lohrer in den besten Händen. Frl. Belz und Herr Dr. Blumöhr verzettelten Restbestände, ebenso Frau Lohrer, die auch vorübergehend mit Herrn Dr. Müller zusammen Stichwörter ansetzte. Herr Stud.-Ass. Dr. Erwin Breitwieser, der zu unserer Freude von Ludwigshafen nach Friedberg versetzt worden ist, half aus alter Treue in völlig selbstloser Weise und verzettelte kleine Fragebogen.

3. Einordnung. Von März bis Ende Juni widmete sich Frau Lohrer der Einordnung. Vorübergehend half Dr. A. Müller. Die beiden Alphabete wurden vereinigt. Dabei wurden 288 000 Zettel bewegt.

C. Benutzung und Auskunftstätigkeit. Für Siedlungszwecke lieferten wir ein Gutachten über die sprachliche Zusammensetzung der hessischen Bevölkerung. Bei der „Ausstellung Landschaftsgebundene Wissenschaft" zur Eröffnung der Akademie des NSD.-Dozentenbundes der Universität Gießen vom 3. bis 10. November 1940 war auch das Wörterbuch mit seinen Karten und Veröffentlichungen vertreten. Herr Dr. Müller schrieb für die Tageszeitung einen Aufsatz über das Wörterbuch.

3. Zettelbestand.

Unsere Sammler lieferten im Berichtsjahr 1500 Zettel ein. In der Gießener Arbeitsstelle schrieben wir 29000 Zettel aus. Somit gingen 30 500 Zettel zu. Die Gesamtzahl der Zettel stieg auf 955 500.

Leider litt der Fortgang der Arbeiten unter mancherlei Hemmungen. Aus Mangel an Geldmitteln konnten wir die verfügbaren Hilfskräfte nicht ausreichend heranziehen. Dazu drohte die Gefahr völliger Stillegung der Arbeit. Nur den ständigen Bemühungen der Herren Professor Dr. Alfred Götze und Oberstudienrat Dr. Karl Glöckner und der Historischen Kommission für Hessen ist es zu danken, wenn wir die Arbeit aufrecht erhalten und weiterführen konnten. Freundliche Förderung danken wir auch wieder Herrn Professor Dr. Friedrich Maurer (Freiburg im Br.).

Gießen (Ludwigstr. 19), den 1. 1. 1941.

Fritz Stroh.

Mitteilungen an unsere Mitglieder.

Seit unserer festlichen Hauptversammlung vom 29. April 1939 haben Zusammenkünfte der Freunde hessischer Volkskunde nicht mehr stattfinden können. Der Entscheidungskampf um den Lebensraum des deutschen Volkes läßt unsere Heimatarbeit zunächst in den Hintergrund treten.

Trotzdem hat sie nicht geruht. Dafür wird auch dieser neue Band der „Blätter" Zeugnis ablegen.

Er ist zwei um unsere Vereinigung hochverdienten Männern gewidmet: Karl Helm, unserm langjährigen Schriftleiter und Vorstandsmitglied, er vollendete am 19. Mai sein 70. Lebensjahr, und Alfred Götze, unserm 2. Vorsitzenden, der seit der Übernahme des Lehrstuhls von Otto Behaghel der Vereinigung sein stets bewährtes Interesse widmete und seine Arbeitskraft in den Dienst unserer Arbeit stellte. Er erreichte am 17. Mai sein 65. Lebensjahr. Der Vorsitzende konnte Alfred Götze in seiner Wohnung die Festgabe überreichen und Karl Helm schriftlich den Dank der Vereinigung aussprechen. Beide Jubilare haben der Vereinigung ihren herzlichen Dank zum Ausdruck gebracht.

Daß Band XXXIX so reich mit Bildern und Karten hat ausgestattet werden können, ist dem Kurhessischen Landesamt für Volkskunde zu danken, das die meisten Klischees zur Verfügung stellte.

Für die Arbeit der Vereinigung stellte der Bezirksverband Nassau 300,- RM bereit mit der Auflage, die nassauische Volkskunde mit zu berücksichtigen. Das ist in weitem Umfange bisher schon geschehen.

In Gießen veranstaltete die Vereinigung gemeinsam mit dem Oberhessischen Geschichtsverein am 26. Mai 1941 einen Vortragsabend; unser Beisitzer Prof. Dr. Karl Helm sprach vor einer zahlreichen Zuhörerschaft über „Die germanische Religion und ihr Weiterleben".

Wenn auch der Krieg die volkskundliche Arbeit in manchem hindert, so ist sie doch gerade jetzt besonders nötig. Denn es gilt die Grundlagen zu legen für die Aufbauarbeit nach dem Siege. Bei ihr sind der Volkskunde wesentliche Aufgaben zugedacht, die ihre Lösung finden müssen. Wer sie erkennt, wird mit ganzer Kraft für unsere Vereinigung als einer Sammelstelle aller Forscher und Freunde der Volkskunde werben. Sie wird sich besonders um den gesamthessischen Raum zu kümmern haben, dessen ungeheueren Reichtum es für das gesamte deutsche Volk auszuschöpfen gilt. Nur aus den Tiefen heimatverbundener Volkskraft heraus kann unser Volk die riesigen Aufgaben der Zukunft meistern.

Von der „Buchreihe der Hessischen Blätter" sind bisher zwei Bände erschienen; sie werden an die Mitglieder vom Verleger zu einem Vorzugspreise abgegeben (s. die Anzeige auf dem Umschlage).

Der Jahresbeitrag (5,- RM) ist, soweit dies noch nicht geschehen, auf unser Postscheckkonto Nr. 338 78 Frankfurt am Main möglichst sofort einzuzahlen.

Bernhard Martin, 1. Vorsitzender.

Der Deutsche Orden im Rhein-Main-Gau

Ein Quellenbuch für Namenforschung

Von

Wilhelm Jost

Lic. theol. Dr. phil.

(Gießener Beiträge zur deutschen Philologie, hrsg. von Alfred Götze. Band 80.) Etwa 420 Seiten. 1 Tafel. Gießen 1941.
Verlag: von Münchowsche Universitäts-Druckerei in Gießen.
Preis: 9,80 RM.

Das Buch enthält über 500 Regesten bisher unveröffentlichter Urkunden, das bedeutsame Anniversarienbuch aus dem 14. Jahrhundert, sowie vier Urbare aus der gleichen Zeit, die alle dem ehemaligen Archiv der Kommende Sachsenhausen entstammen. Diese Archivalien, die sich heute im Wiener Reichsarchiv befinden, sind für den Namenforscher, Historiker und Volkskundler in gleicher Weise wertvoll und bringen die Erforschung der Heimatgeschichte des Rhein-Main-Gaus ein gutes Stück vorwärts. In den Urbaren sind die Gemarkungen von 157 Städten und Dörfern, darunter zahlreiche Wüstungen, aufs Genaueste beschrieben. Ein beigefügtes Register zu den von E. G. von Pettenegg veröffentlichten Urkunden des Deutsch-Ordens-Zentralarchivs für die Urkunden aus dem Rhein-Main-Gau erleichtert den Gebrauch des Buchs sehr. Das Register zu dem hier veröffentlichten Material enthält ungefähr 8000 Orts-, Flur- und Familiennamen. Ein Buch, das für jeden Namen- u. Heimatforscher unentbehrlich ist und auch dem Sippenforscher beachtliche Dienste leistet.



Hessische Blätter für Volkskunde

(begründet von Adolf Strack)

herausgegeben im Auftrag der
Hessischen Vereinigung für Volkskunde
und des
Kurhessischen Landesamts für Volkskunde
von
Hugo Hepding und Bernhard Martin

Band XL.

Gießen 1942
Auslieferung im Buchhandel durch die N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung
Marburg in Hessen

Inhalts-Verzeichnis.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Bücherschau.



Hessische Blätter für Volkskunde

(begründet von Adolf Strack)

herausgegeben im Auftrag der
Hessischen Vereinigung für Volkskunde
und des
Kurhessischen Landesamts für Volkskunde
von

Hugo Hepding und Bernhard Martin

Band XL

Gießen 1942
Auslieferung im Buchhandel durch die N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung
Marburg in Hessen

Sendungen von Beiträgen und Besprechungsexemplaren sind an die Schriftleitung der Blätter:

Bibliothekarat Dr. Hugo Hepding, Gießen, Am Nahrungsberg 16

oder

Professor Dr. Bernhard Martin, Marburg in Hessen, Moltkestraße 31

zu richten.

Alle Tauschschriften bitten wir an Dr. Hepding zu senden.

Die Mitarbeiter werden gebeten, nur lose Quartblätter zu verwenden, nur eine Seite zu beschreiben und einen breiten Rand zu lassen.

Nachdruck mit voller Quellenangabe kann nur von Fall zu Fall auf besondere Angabe gestattet werden.

---

von Münchowsche Universitäts-Druckerei W. Schmitz in Gießen

Das oberhessische Hoftor.

Von Dietrich Classen †.

I. Das Hoftor im Ortsbild.

Die Gehöftanlage.

In Oberhessen, zwischen den Städten Gießen, Lich, Hungen, Bad-Nauheim und Wetzlar liegt ein Gebiet, dessen Dörfer ein Aussehen zeigen, das von den in den anderen hessischen Landschaften gelegenen wesentlich abweicht. Die Höfe dieser Dörfer sind zwar in der üblichen mitteldeutschen Art angelegt, doch ist der straßenseitige Abschluß ein anderer. Während er sonst durch niedrige Lattentore hergestellt wird oder überhaupt fehlt, ist er hier durch hohe, hölzerne Torbauten auf das Großartigste ausgebildet (Abb. 1 und 2).

Zu diesem Hauptunterschied treten noch einige weitere, die zwar weniger bedeutungsvoll sind und sich vielleicht auch erst in jüngerer Zeit herausgebildet haben, die aber den Gesamteindruck der Verschiedenartigkeit gegenüber den Dörfern anderer Gegenden Hessens noch verstärken: die Dorfanlage ist straffer und planmäßiger durchgeführt, vielleicht dadurch veranlaßt, daß die Dörfer in früherer Zeit zum Schutz mit Hecken und Wällen umgeben waren. Damit wird es weiter zusammenhängen, daß auch die Gehöftanlage und Aneinanderreihung regelmäßiger und strenger ist: das Wohnhaus steht mit dem Giebel zur Straße. Nach einem kleinen Zwischenraum folgt der Stall. Diesem schließt sich im rechten Winkel, also mit der Breitseite zum Hof, die Scheune an. Die dritte Seite wird entweder durch die Gebäude des Nachbarhofes abgeschlossen, wie es meist der Fall zu sein pflegt, oder es erhebt sich an dieser Seite noch ein kleiner Schuppen für Holz und Geräte. Den Abschluß nach der Straße zu bildet schließlich das hohe Tor (s. Grundriß S. 35). Seine Stellung zum Wohnhaus, ob rechts oder links davon, richtet sich nach dessen Lage zum Hof, ist aber in den einzelnen Straßen meist einheitlich.

Die Bauweise, die in den Dörfern einst vorherrschte, war der Fachwerkbau. Aber leider haben sich in den verschiedenen Orten nur einzelne Beispiele guter Fachwerkbauten erhalten. Selten findet man einen ganzen Straßenzug, der noch etwas von seiner alten Schönheit bewahrt hat. Die Farbigkeit der Dörfer ist ganz gering. Wo das Fachwerk unter Verputz liegt, ist der Anstrich meist in grauem Ton gehalten. Liegt es frei, so ist selten ein Gegensatz von dunklem Holzwerk und hellem Putz, der das Bild so lebendig gestaltet wie z. B. in der Marburger Gegend.

II. Bestand und Beschreibung.

1. Der Aufbau der Tore.

Das in dem angegebenen Gebiet übliche Hoftor baut sich aus einer großen, von zwei Torflügeln abgeschlossenen Torfahrt und einer kleinen Handpforte daneben auf (Abb. 4). Die drei Tür und Tor einschließenden Pfosten tragen ein Rahmenholz, auf dem ein schmales, von kleinen, geschweiften Streben gestütztes Satteldach ruht (Abb. 30). Pfosten und Torsturz sind durch eingezapfte Kopfbänder verbunden, die verhindern sollen, daß der Rahmen durch Winddruck oder in Drehung befindliche Torflügel aus seiner Lage gebracht wird. Das durch den Höhenunterschied zwischen Tor und Tür entstehende Gefach über der Handpforte, meist quadratisch oder einem Quadrat angenähert, ist durch offenes Fachwerk gefüllt.

2. Die Verbreitung.

Das Gebiet, innerhalb dessen die Höfe durch solche Tore abgeschlossen werden, läßt sich, von Gießen aus, an der Ostseite beginnend, durch folgende Orte genauer umschreiben (s. Kt. 1 S. 32): Hausen - Garbenteich - Birklar - Bettenhausen - Bellersheim - Obbornhofen - Wohnbach - Wölfersheim - Niedermörlen - Obermörlen - Langenhain - Maibach - Brandoberndorf - Niederwetz - Reiskirchen - Münchholzhausen - Naunheim - Waldgirmes - Kinzenbach - Heuchelheim. Zum Kerngebiet sind die am Klee- und Gönsbach, sowie die um Münzenberg herum liegenden Orte zu rechnen. Das ist allerdings keine scharfe Grenze; denn in den genannten Orten sind die hohen Tore schon oft in der Minderzahl. Am schärfsten ist sie im Nordosten und Süden. Südlich der Linie Langenhain - Obermörlen - Niedermörlen - Wölfersheim findet sich wohl kaum noch ein hohes Tor. Im Nordosten läuft die Grenzlinie von Gießen aus in Richtung Lich über Hausen und Garbenteich. In Steinbach befindet sich noch ein hohes Tor, in Annerod zwei. Auch nach Osten zu kommen vereinzelte hohe Tore außerhalb unseres Gebietes vor, die als letzte Ausläufer zu betrachten sind, so z. B. in Langsdorf, Berstadt und Steinheim. Langsdorf weist nur zwei hohe Tore auf, die zu unserer Betrachtung herangezogen werden müssen. Im übrigen erfolgt der Zugang zu den Höfen durch Tordurchfahrten, welche in Häuser eingebaut sind, die mit der Traufe zur Straße stehen. Diese Bauart ist eine Eigenheit von Langsdorf, die auch in einigen Orten der weiteren Umgebung Anklang gefunden hat, so z. B. in Dorf Güll. Die Westgrenze des Gebietes der hohen Hoftore ist gleichfalls fließend. In den Orten Brandoberndorf, Oberwetz, Niederwetz und Reiskirchen herrscht das niedrige Tor schon vor. Nach Norden zu haben noch die am rechtsseitigen Rand des Lahntales gelegenen Dörfer hohe Tore. Auch in Krofdorf und Wißmar kommen sie in verhältnismäßig großer Zahl vor.

Auffällig ist aber, daß im Gebiet nördlich von Gießen bis weit in den Kreis Marburg hinein noch vereinzelt hohe Tore zu finden sind: in Launsbach drei, je eins in Lollar, Fronhausen, Kirchvers, Altenvers,

Mudersbach und Niederwalgern. Auch in Kehna stand noch Ende des vorigen Jahrhunderts ein hohes Tor, wie eine Aufnahme von Bickell zeigt. Der Aufbau ist im wesentlichen der gleiche wie im Kerngebiet, nur daß er in bedeutend einfacheren und schlichteren Formen erfolgt. Zuweilen ist freilich der Abschlußgedanke insofern schon teilweise aufgegeben, als man die Öffnung nicht mehr durch große Torflügel verschließt, sondern den freien Zutritt durch niedrige Lattentüren versperrt. Diese Tatsache zeigt, daß in diesem Raum sehr oft die äußere Form des Torbaues übernommen ist, zuweilen aber auch der Gedanke des wirklichen Abschlusses Anklang gefunden hat und zur Ausführung gekommen ist. Im Einzelnen mögen dabei wandernde Zimmermannsgesellen die Formen übertragen haben oder durch Einheirat eines aus dem Gebiet der oberhessischen Hoftore stammenden Ehegatten der Gedanke des Abschlusses hier Fuß gefaßt haben, in einer Gegend, in der sonst nur der offene oder durch ein niedriges Tor abgeschlossene Hof üblich ist.

3. Das Alter.

Der Hauptteil der jetzt noch stehenden älteren Tore stammt aus dem Zeitraum von 1750 bis 1850. Auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind viele hohe Hoftore errichtet, so z. B. in Eberstadt. Die gute handwerkliche Ausgestaltung fehlt ihnen allen. Sie sind also nur hinsichtlich der psychologischen Einstellung ihrer Erbauer, nicht aber ihrer künstlerischen Ausgestaltung wegen zu nennen. So erübrigt es sich, auf sie näher einzugehen. Der aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch vorhandene Bestand an hohen Toren ist verhältnismäßig gering und nimmt von Jahr zu Jahr ab. An ihre Stelle treten neue Tore oder traufseitig zur Straße stehende Gebäude mit Tordurchfahrten. Die Schwierigkeiten beim Einfahren auf den Hof mit hochbeladenen Erntewagen oder mit Dreschmaschinen, Raumnot und schließlich auch Baufälligkeit geben in den meisten Fällen die Veranlassung zum Abreißen der alten Tore. Nur ganz wenige von ihnen stammen noch aus dem 17. Jahrhundert. Das älteste bisher bekannt gewordene Tor stand in Großen-Linden (Frankfurter Straße 73). Es war 1639 errichtet, also noch in der Zeit des 30jährigen Krieges [1]). Es wurde 1932 beseitigt. Die nächstältesten bekannten Beispiele sind die Tore in Großen-Linden, Frankfurter Straße 63, von 1692, Langgöns, Obergasse 10, von 1697, und Hörnsheim, Schäfergasse 71, von 1699. Anzuschließen ist hier wahrscheinlich das Tor in Hörnsheim, Hauptstr. 26, das freilich keine Jahreszahl trägt, aber auf Grund seines Aufbaues mit zu den ältesten Toren zu rechnen ist. Diese unterscheiden sich von allen späteren dadurch, daß das breite Kopfband fehlt. Die Toröffnung ist fast rechteckig, nur durch kleine Knaggen ausgerundet, die in die oberen Ecken gesetzt sind. Von 1700 ab sind Pfosten und Torsturz durch breite, leicht geschwungene Kopfbänder verbunden. Die Tore erhalten dadurch einen bogenförmigen Abschluß, der Tor und Tür einen schönen flächigen Zusammenschluß gibt. Entwicklungsmäßig steht zwischen diesen

[1]) Abb.: Kunstdenkm. d. Kr. Gießen, Bd. 3, S. 81, Abb. 62.

beiden Formen anscheinend das Tor in Hörnsheim, Schäfergasse 71 (Abb. 3). Statt der Knaggen hat es kleine, ganz kurze Streben. Vielleicht handelt es sich hier um eine Übergangsform von der Knagge zum großen breiten Kopfband. Möglich wäre es freilich auch, daß beide Formen, Knaggen und kurze, dünne Streben von Anfang an nebeneinander auftreten, da auch zwei alte Tordurchfahrten in Münzenberg (Steinweg Nr. 25 von 1652 und Nr. 23 von 1683) die kurze Strebe aufweisen.

4. Die Entwicklung im Aufbau und die Abwandlungen in der Toranlage.

Die zu Anfang des 18. Jahrhunderts auftretende Bauart mit dem breiten Kopfband hält sich im wesentlichen unverändert bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Nur hier und da trägt ein Tor ein etwas anderes Gepräge, wenn z. B. die Türöffnung besonders breit und die Kopfbänder darum lang und gestreckt sind, oder wenn die Kopfbänder ganz gerade sind und die Torfahrt dadurch einen eckig gebrochenen Abschluß erhält. In den Orten Münzenberg, Muschenheim, Bettenhausen und Dorf Güll sind die Kopfbänder nicht allein in die Pfosten eingezapft, sondern sitzen bei einer ganzen Reihe von Toren gleichzeitig noch auf Holzkonsolen auf (s. Abb. 15). Dies ist eine kleine Sonderart in der Bauweise, die im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts angewandt wurde. Den Gesamteindruck beeinflußt sie nicht. Auch Einzelformen, wie etwa der Türabschluß, ändern sich kaum. Dieser ist bei den älteren Toren meist halbkreisförmig und nur selten eckig gebrochen (Abb. 31). Nur besonders alte Tore haben statt der Knaggen unter dem Türsturz kleine, kurze Streben (s. Abb. 22). Ungefähr von 1775 an wird der Türabschluß flacher, das Bestreben dazu nimmt in der Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr überhand. Zu dieser Zeit ändert sich auch das gesamte Aussehen der Tore. Das hat seinen Grund in dem Nachlassen und dem allgemeinen Verfall der handwerklichen Überlieferung. An die Stelle des breiten, leicht geschwungenen Kopfbandes tritt ein kurzes, gradliniges und dünnes. Das Tor verliert damit seinen schönen, gerundeten Abschluß, der flächige Zusammenhang von Tor und Tür ist aufgegeben. In gleicher Weise, beinah noch stärker, macht sich der Verfall in der Bildung der Füllungen über der Tür bemerkbar. In den Orten, die an der großen, nord-südlichen Durchgangsstraße liegen, stammen die letzten Tore, die Anspruch auf Beachtung erheben können, aus den Jahren von 1850 bis 1855. In abgelegenen Orten, z. B. in Hochweisel und Fauerbach, hält die gute Überlieferung etwas länger an.

Mit den rechts und links anschließenden Gebäuden standen die hohen Tore ursprünglich in keinem Zusammenhang. Ihren Halt erhielten sie durch Querschwellen unter den Pfosten, die mit diesen durch Fußstreben verbunden waren. Erst in der Zeit um 1800 hörte man auf, den Toren auf diese Art und Weise die nötige Standsicherheit zu verleihen und begnügte sich damit, die äußeren Torpfosten mit den seitlichen Gebäuden zu verbinden. Da die hohen Fußstreben beim Ein- und Ausfahren aus dem Hof hinderlich sind, werden sie, soweit das nicht

schon geschehen ist, nach und nach beseitigt. Im allgemeinen verraten heute nur die Zapflöcher in den Pfosten, wo einst Streben gesessen haben. An ihrem Vorhandensein oder Fehlen läßt sich auch erkennen, daß nicht immer alle drei Pfosten mit Fußstreben versehen waren. Anscheinend hat man sich vielfach damit begnügt, den Mittelpfosten allein oder zusammen mit einem der beiden äußeren Pfosten abzustützen.

Neben der Fußstrebe tritt auch die Fußknagge auf, freilich nur in wenigen Orten, sie läßt sich nur in Langgöns, Hausen und Steinbach nachweisen. Es scheint sich hierbei um einen örtlichen Unterschied in der Bauweise zu handeln. Auch wenn sie beim Ein- und Ausfahren, im Gegensatz zur Fußstrebe mit der weit vorragenden Querschwelle, nicht hinderlich war, so wurde sie doch vom zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts an nicht mehr angewandt. Statt auf Querschwellen werden die Pfosten fortan auf Prellsteine gesetzt, die manchmal das Erbauungsjahr des Tores eingemeißelt tragen. Besonders große Prellsteine, aus mächtigen Muschelkalkblöcken gearbeitet, haben viele Tore in Münchholzhausen. Auch in Groß Rechtenbach, Vollnkirchen und Großen-Linden finden sich ähnliche Beispiele.

In den meisten Fällen baut sich das Hoftor aus Tor und Tür nebeneinander auf. Wenn die nach der Straße zu liegende Seite des Hofes damit allein nicht abgeschlossen werden konnte, erfolgten Abwandlungen: man fügte eine Fachwerkwand in der nötigen Breite an, die aber noch unter das gleiche, schmale Satteldach zu liegen kam, oder man setzte eine solche zwischen Tor und Tür (s. Abb. 6). Bei einem Tor in Pohlgöns (Bärengasse 16) ist an die Hofseite dieser Wand ein Brunnenhäuschen angebaut, in dem sich ehemals ein Ziehbrunnen befand [2]). Je nach den Wasserverhältnissen im Ort soll in früherer Zeit jede Straße ein oder auch mehrere solcher Torbrunnen gehabt haben. Die Tatsache, daß verschiedene Familien den gleichen Brunnen benutzten, kann die Gewohnheit erklären, diesen unmittelbar am Eingang zum Hof anzulegen, obwohl natürlich auch das Bestreben, einen freien Hofraum zu haben, bestimmend gewesen sein wird. Daß man ihn überhaupt auf einem Hof und nicht auf der Straße anlegte, könnte auf die unruhigen Zeiten des 30jährigen Krieges zurückgehen, wo es angebracht gewesen sein mag, auch den Brunnen an einem einigermaßen sicheren Platz zu haben. Das angeführte Beispiel eines Torbrunnens scheint heute in Bereich der hohen Hoftore kein Gegenstück mehr zu haben.

Auch andere Abänderungen erfolgten häufig in der Anlage der Tore. So verlangte vielfach die Lage des Hofes und der Gebäude, daß die Tür im rechten Winkel zum Tor gestellt wurde. Nur einmal weist ein Tor zwei Türeingänge auf, nämlich rechts und links der Toreinfahrt (Kirchgöns, Hauptstraße 30) [3]). Ob diese Anlage einem besonderen Zweck entsprach, ist nicht mehr festzustellen. Vielleicht hatte der Zimmermeister wie bei allen anderen Höfen nur die Aufgabe, den Hofraum mit einem Torbau abzuschließen und griff zu der Lösung

---

[2]) Abb.: Ad. Spamer, Hessische Volkskunst, Abb. 58.

[3]) s. Abb. 60 bei Spamer, a. a. O.; dort fälschlich als in Pohlgöns stehend bezeichnet.

des doppelten Türeingangs, anstatt, wie sonst üblich, eine Fachwerkwand anzufügen. Am häufigsten ist der Fall, daß ein gesonderter Türeingang überhaupt fehlt. Die Tür ist dann in einem der beiden Torflügel eingeschnitten (s. Abb. 5). Die Gefachfüllung über der Tür, die sonst das Hauptschmuckstück des Tores bildet, fehlt bei dieser Gestaltung. Platzmangel wird meist den Anlaß zu dieser Torbildung gegeben haben. Deutlich zeigt sich das in Münzenberg am Steinweg. Da folgt eins dieser Tore dem anderen. Münzenberg, unterhalb einer einstigen Reichsburg gelegen, war mit einer Mauer umgeben und dadurch in seiner Ausdehnung beschränkt. So mußte man sich bei Abschließen der Höfe mit der hohen Tordurchfahrt allein begnügen.

Schließlich hat der Torbau auch noch nach einer anderen Richtung hin Abwandlungen erfahren. Pflegt er im allgemeinen mit einem schmalen Satteldach abgedeckt zu sein, so ist manchmal das Dach nach dem Hof zu weit vorgezogen und ruht hier auf Holzstützen. Der Bauer gewann damit eine geschützte Unterfahrt für Wagen und Geräte. Zuweilen wurde auch ein halbes Geschoß auf das Tor aufgesetzt, das als Speicherraum Verwendung fand. Von hier aus war der Schritt nicht mehr weit, das Tor mit einem vollen, Wohnräume enthaltenden Geschoß zu überbauen, so daß der Torbau den Charakter eines Torhauses erhält (s. Abb. 11). Raumnot wird zu dieser Ausgestaltung meist den Anlaß gegeben haben, zumal da dieses Geschoß den Toren häufig erst in jüngerer Zeit aufgesetzt wurde.

5. Der Werkstoff (Holz und Farbe).

Das Material, aus dem die hohen Tore gebaut sind, ist durchweg Eichenholz. Erst die in neuerer Zeit erbauten Tore sind aus Fichtenholz gearbeitet. Dieses ist mit der Säge geschnitten und weist daher eine gewisse Glätte auf, die den Mangel an guter Ausgestaltung der Tore noch fühlbarer werden läßt. Die Balken und Hölzer der älteren Tore sind dagegen mit Axt und Beil aus den eichenen Stämmen herausgehauen, so daß jedes zur Verwendung kommende Stück Holz seinen Eigenwert behalten hat. Die Verzierungen wurden mit den verschiedensten Werkzeugen angebracht: Kerbschnitt mittels Schlageisen und Geißfuß, die schuppenartigen Bänder und Muster mit schräg gestelltem Hohlmeißel, die einfachen Zierformen mit Bohrer und Spitzeisen; zum Vorzeichnen der Sechssterne verwendet man den Zirkel [4]). Alle diese Arbeiten wurden vom Zimmermeister ausgeführt. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts treten vom Schreiner hergestellte Teile beim Aufbau der Tore und zwar bei der Gefachfüllung hinzu. An ihrer Stelle kommen dann gegen Ende des 19. Jahrhunderts stuhlbeinartige, vom Drechsler hergestellte Füllungen in Aufnahme.

In ihrem ursprünglichen Zustand haben wir uns alle Tore ohne Anstrich zu denken, wie es noch in den meisten Orten der Fall ist. Tragen sie heute einen Anstrich, so stammt dieser meist aus neuerer Zeit. Auch hier herrschen, wie beim Fachwerk, stumpfe Mischtöne vor.

[4]) Spamer, a. a. O. S. 37.

kräftige, ungebrochene Farben sind selten zu finden. Nur Verzierungen und Symbole wurden in älterer Zeit aufgemalt, soweit sie nicht eingeschnitzt wurden. Meist begnügte man sich dabei mit den Umrissen der einzelnen Formen. Diese Verzierungsart ist jedoch auf einzelne Orte im Nordwesten und Südwesten unseres Gebietes beschränkt und wird erst vom letzten Viertel des 18. Jahrhunderts an üblich. Rot wurde dabei bevorzugt, in einigen Orten aber auch nur Schwarz und Weiß. Um 1840 treten schließlich noch andere Farben hinzu: Gelb, Blau, Grün und Braun. Doch herrscht die rote Farbe immer vor.

6. Einzelteile.

a) Die Formen der Gefachfüllungen über der Tür [5]).

Die ältesten Tore haben in dem Gefach über der Tür ganz einfache Balkensetzungen ohne jede Verzierung. Das älteste Tor in Großen-Linden (Frankfurter Straße 73) besaß ein gleicharmiges Kreuz. Ein einfaches Malkreuz hat das Tor in der Frankfurter Straße 63 und das in Hörnsheim, Schäfergasse 71 (Abb. 3). In späterer Zeit wird die Füllung in dem Rechteck über der Tür so reich ausgestaltet, daß sie zum Hauptschmuckstück des Tores wird. Die Bildungen sind verschieden. Die des 18. Jahrhunderts weisen zwei Hauptformen auf:

I. eine vom Malkreuz durchkreuzte Raute (Abb. 10),

II. das stehende Kreuz in verschieden reicher Ausgestaltung (Abb. 9, 17, 25).

Im 19. Jahrhundert sind die Gefachfüllungen bedeutend reicher und vielgestaltiger. Die Hauptformen sind:

I. Das Oberlicht durch vier paarig angeordnete Stäbe durchkreuzt, in den Zwischenräumen Brettfüllungen, darin ausgeschnittene Herzen (s. Abb. 13);

II. mit einem Rahmen eingesetzte, kleinteilige Bildungen (Abb. 21);

III. senkrecht angeordnete Vierkantstäbe. Die Gefachfüllungen, die eine Raute mit durchkreuztem Malkreuz aufweisen, kommen fast nur in Orten westlich der Linie Gießen-Butzbach vor (s. Karte 2). Eine Ausnahme bilden die beiden Tore: Eberstadt, Adolf-Hitler-Straße 7, und Trais-Münzenberg Nr. 12. Es lassen sich bei dieser Gestaltung zwei Arten unterscheiden:

a) Malkreuz mit gerader Raute (Abb. 20),

b) Malkreuz mit geschweifter Raute (Abb. 8).

Die erste Form kommt in frühen Beispielen in folgenden Orten vor: Großen-Linden, 1701-32; Vollnkirchen, Hauptstraße 41, 1702; Lützellinden, Unterländer Dorfstraße 117, 1699; Hochelheim, Rindsgasse 208, 1700. Die Bildung erfolgt durch kräftige vierkantige Stäbe. - Die späteren Beispiele stammen fast alle erst aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sie sind nicht mehr so kräftig gebildet, sondern aus dünneren Hölzern hergestellt, die Kreuzungspunkte von Malkreuz und

[5]) Vgl. A. Carius, Ornamentik am oberhessischen Bauernhause, Taf. 5-8.

Raute häufig mit Holzknöpfen besetzt. Diese Formen kommen vor allem im Westteil unseres Gebietes vor, nämlich in den Dörfern Brandoberndorf, Oberkleen, Niederkleen, Dornholzhausen, Hörnsheim, Dutenhofen, Lützellinden, Atzbach, Langgöns und Leihgestern.

Die zweite Form, Malkreuz mit geschweifter Raute, tritt zuerst 1667 in Hochelheim (Carius Fig. 107), dann um 1700 nur in Niederkleen auf (Drohnengasse 50, 1698; Burggasse 119, um 1700; Kreuzgasse 67, 1701). Von 1757 ab kommt sie häufiger vor, besonders in den Göns-Orten (Lang-, Kirch-, Pohl- und Ebersgöns). Die dort auftretenden Beispiele sind einander so ähnlich, daß sie sich zu einer geschlossenen Gruppe zusammenfassen lassen. Je ein oder zwei Beispiele finden sich noch in Oberkleen, Brandoberndorf, Hochweisel und Eberstadt. Das jüngste Tor mit dieser Art Gefachfüllung ist 1807 erbaut (Kirchgöns, Kirchgasse 3). Nach dieser Zeit wird diese Form nicht mehr angewandt. Zu erwähnen sind schließlich noch zwei Gefachfüllungen, die eine in Trais-Münzenberg (Nr. 12) von 1787, die andere in Butzbach (Kirchplatz 10) von 1782, die sich zwar in der äußeren Formgebung den Vorgenannten durchaus anschließen, aber von ihnen dadurch abweichen, daß sie verziert sind: das Beispiel in Trais-Münzenberg mit plastisch geschnitzten Blumenranken und mit Rosetten auf den Kreuzpunkten (Abb. 26), das Beispiel in Butzbach mit Sechssternen und Herzen.

Die Füllungen mit stehenden Kreuzen lassen sich schwer zu Gruppen zusammenfassen. Das Vorkommen dieser Formen erstreckt sich über das ganze 18. Jahrhundert und auf beinah alle Orte. Die ältesten sind die in vier Beispielen in Niederkleen vorkommenden, zu denen noch je eins in Groß Rechtenbach und Hörnsheim gehört. Das Kreuz ist in der Mitte zu einer runden Scheibe erweitert, die entweder mit einem Hakenkreuz oder mit einem Stern oder mit konzentrischen Kreisen geschmückt ist. Auf den Kreuzarmen, die in halbkreisförmige Scheiben enden, befinden sich schmale Kerbschnittbänder. Trotz ihrer Schlichtheit gehören diese Kreuze zu den eindrucksvollsten Füllungen, die während der Dauer der guten Hoftore geschaffen sind. Bei den in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vorkommenden Gefachfüllungen mit stehenden Kreuzen sind diese meist schlanker als die aus der ersten Jahrhunderthälfte stammenden. An den Enden der Arme tragen sie häufig Strahlenfächer in Halb- oder Viertelkreisform, in der Mitte einen Stern (Abb. 17). Die im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts auftretenden Formen sind ganz mannigfaltig. Die nach 1800 als Gefachfüllungen verwendeten Kreuzformen sind meist von einfachster Gestaltung.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts tauchen andere Arten von Füllungen auf, die vorherrschend angewendet werden. Gemeinsam ist einem Teil von ihnen, daß das Gefach durch ein großes, gleicharmiges Kreuz unterteilt ist, und die dadurch entstehenden vier kleinen Felder verschiedenartig gefüllt werden. Das geschieht:

a) durch rechteckige Brettstücke, die oben, unten und an den Seiten halbkreisförmige Ausschnitte tragen;

b) durch kleinere Malkreuze. Diese Art findet sich in einem Teil der im Kleebach- und Lahntal gelegenen Orte (Niederkleen, Allendorf, Großen-Linden, Dutenhofen, Atzbach und Heuchelheim). Ausnahmen bilden die beiden Tore in Münzenberg und Ostheim. Sie sind aber anscheinend neueren Ursprungs. Zeitlich ist diese Form auf die Jahre von 1800 bis 1820 beschränkt. Die Kreuze sind teils ohne jede Verzierung, teils mit aufgemalten Sternen, Herzen und Hakenkreuzen geschmückt;

c) durch dreieckige Brettfüllungen, so daß auf der Spitze stehende, quadratische, leere Felder übrig bleiben. Eine Verzierung fehlt entweder ganz oder erfolgt durch einen in der Mitte des Kreuzes gesetzten Sechsstern (s. Abb. 12). Diese Form kommt vor allem in den Dörfern um Münzenberg vor. Bei den frühen Formen haben die Dreiecke, die in die Ecken der vier Felder gesetzt sind, eine geschwungene Seite, so daß auch das umgrenzte Quadrat eine leicht geschwungene Form erhält (Abb. 15). Diese Füllungen sind von etwa 1780 bis gegen 1825 üblich.

Um 1790 kommt eine Gestaltung der Gefachfüllung auf, die von der bisherigen ganz abweicht. Das Gefach wird von je zwei Streben schräg durchkreuzt, die Zwischenräume werden mit Brettfüllungen versehen, in die Herzen eingeschnitten sind. In das quadratische oder rautenförmige Mittelfeld sind dreieckige Füllstücke eingesetzt. Es lassen sich verschiedene Gruppen unterscheiden:

Die ältesten Beispiele zeigen meist große, ausgeschnittene Herzen in sehr schön geschwungenen Formen. Die Umrißlinien der Herzen sind über die Stäbe hinweg zu dem sternartigen Gebilde in der Mitte der Füllung geführt, so daß sich eine wellenförmige, sehr stark geschwungene Linie über das ganze Oberlicht hinzieht. Die Kanten der Füllstücke sind meist rund gearbeitet; ebenso sind die kleinen, seitlichen Öffnungen rund. Dadurch, daß die Begrenzungslinien auf die Pfosten übergreifen, werden sie zu Vollkreisen ergänzt (Abb. 28). Solche Füllungen kommen in Gambach (Borngasse 10), Griedel (Gr. Kirchgasse 147), Oberhörgern (Untergasse 56), Oppershofen (Södeler Straße 1 und 3) und Niedermörlen (Hauptstraße 34) vor.

Die Gefachfüllungen der zweiten Gruppe sind in ihrer Gestaltung bedeutend einfacher. Ihnen fehlt die Kantenbearbeitung, sie haben nur die einfachen, ausgeschnittenen Herzformen.

Bei der dritten Gruppe ist das Gesamtbild anders. Die vier sich kreuzenden Stäbe sind näher aneinander gerückt, die ausgeschnittenen Herzen und das Mittelfeld sind kleiner. Der größte Unterschied liegt aber darin, daß jetzt eine Bemalung mit Herzen, Hakenkreuzen und Sechsternen hinzutritt, die das ganze Bild belebt (Abb. 13). Zu dieser Gruppe gehören die Tore der Zimmermeister Konrad Roth, Jakob Ruppel, Nikolaus Schild und Johannes Schneider in den Dörfern Hochweisel, Niederweisel, Fauerbach und Münster. Die Tore sind in den Jahren von 1830 bis 60 entstanden.

Zu einer vierten Gruppe gehören die Tore in Obermörlen, in der Usinger und Frankfurter Straße, die wohl vom gleichen Meister stammen. Die Formen der ausgesägten Herzen sind scharf zugespitzt, wie es

bei den Beispielen der übrigen Gruppen nicht der Fall ist. In den südlichen Orten endet damit die Entwicklung der Gefachfüllungen.

In den weiter nördlich gelegenen Orten nimmt sie einen ähnlichen Verlauf; denn auch hier werden die Füllungen von Kreuzen oder Malkreuzen, mit einer Raute verschlungen, um 1800 von solchen abgelöst, die eine ähnliche Durchbildung wie die eben genannten aufweisen: vier Stäbe durchkreuzen schräg das Gefach. Die dadurch entstehenden kleinen Felder sind mit Brettfüllungen versehen, aus denen die Herzen ausgeschnitten sind; im mittleren Feld befindet sich häufig ein Achtstern (Abb. 18). Sehr bald wird aber die Füllung kleinteiliger und gitterartiger, indem nämlich in die einzelnen kleinen Felder der Gefachfüllung kleine Kreuze und andere Formen gesetzt werden.

Die Gefachfüllungen der um die Mitte des 19. Jahrhunderts errichteten Tore unterscheiden sich von den älteren vor allem dadurch, daß sie meist in einem Rahmen, also fensterartig in das Rechteck über der Tür gesetzt sind (Abb. 21). Außerdem sind die verwendeten Hölzer nicht mehr stark und kräftig, sondern dünn, fast brettartig. Die Formen wirken daher schwach und mager. Es sind die letzten Gefachfüllungen in den an der nordsüdlichen Durchgangsstraße gelegenen Orten, die noch Anspruch auf Beachtung erheben können. Der allgemeine Niedergang des Handwerks, der damals beginnt, macht sich bei ihnen deutlich bemerkbar.

Wieder anders endet die Entwicklung in einigen bei Münzenberg gelegenen Orten, in Griedel, Oberhörgern, Eberstadt und Dorf Güll. Hier wird es von 1820 ab üblich, das Gefach über der Tür mit senkrecht gestellten Vierkantstäben zu füllen. Soweit es sich an Hand der datierten Tore sagen läßt, hört diese Art von Füllung schon um 1840 auf, dauert also nicht länger als 20 Jahre.

An Formen, die ganz vereinzelt oder überhaupt nur einmal auftreten, sind schließlich zu nennen: 1. eine lyraartige Form, die nur einmal in Oberkleen (Hauptstraße 80) auftaucht; 2. das Malkreuz in geschwungener Form, das nur dreimal auftritt: in Münzenberg, Allendorf und Vollnkirchen (Abb. 16). Die beiden letzteren stammen aus den Jahren 1754 und 1764, das Münzenberger Beispiel wahrscheinlich aus dem Jahr 1702. Ein Unterschied in der Gestaltung besteht jedoch nicht.

b) Die Gestaltung und Ausschmückung von Pfosten, Sturz, Gesims und Rahmen.

Bei den meisten Hoftoren tragen Toreinfahrt und Tür eine besondere Einfassung. Diese wird entweder dadurch gebildet, daß die Kanten der Balken profiliert sind oder von Kerbschnittbändern begleitet werden (Abb. 8). Bei diesen letzteren stellt fast jeder Meister ein anderes Muster zusammen. Es gibt breite und schmale, flache und kräftig gearbeitete Kerbschnittbänder. Die einen sind tauartig, die anderen flechtbandartig, wieder andere, mit dem Hohlmeißel gearbeitet, schuppenartig gebildet. Zuweilen erfolgt die Umrahmung durch ein Doppelband, bei dem eingetiefte und erhabene Rechtecke miteinander wechseln. Gegen

1800 hört die Verzierung durch Kerbschnitt auf, die Balken bleiben von nun an meist unverziert. In den Dörfern Hausen und Steinbach wird er um 1810, in Hochweisel, Münster und Fauerbach um 1840 wieder angewendet, jedoch nicht mehr in der kräftigen Ausführung wie früher, sondern flacher, wobei Bänder mit Dreiecken, mit eingebohrten Kreisen und mit schuppenförmigen Bildungen einander begleiten. In den beiden Dörfern Kirchgöns und Pohlgöns kommt in den Jahren von 1830 bis 1850 an Stelle des Kerbschnittes die Verzierung mit eingebohrten Kreisen zur Anwendung (Abb. 18).

Eine besondere Ausgestaltung erfährt häufig auch das Gesims über dem Türsturz. Es findet sich freilich nicht bei allen Toren, kommt aber schon bei den ältesten vor und bleibt auch während der ganzen Dauer der guten Tore üblich. Meist ist es profiliert, zuweilen an der unteren Kante abgerundet, häufig auch konsolartig verziert. An einem Tor in Großen-Linden (Obergasse 38) sind die Konsolen besonders groß und kräftig ausgebildet. Bei den späteren Beispielen sind sie kleiner, dafür aber manchmal in zwei Reihen übereinander angebracht. Auch schuppenartige Kerbschnittverzierung findet sich hin und wieder an diesem Gesims. Einen giebelartigen Aufsatz auf dem Gesims trägt nur das älteste Tor in Vollnkirchen (Nr. 41) von 1702 (Abb. 20). Gleichfalls konsolähnliche Verzierungen tragen häufig der Torsturz und der vordere Dachbalken. Das untere Dachbrett ist zuweilen wie ein Schachbrett gestaltet und zwar wechselnd mit erhöhten und vertieften Quadraten. Weiter werden die Torecken zuweilen mit einem Brett ausgefüllt, das der Form der Ecke entspricht und meist einen Strahlenfächer in Viertelkreisform trägt (Abb. 18, 28). Das kommt im 19. Jahrhundert zur Anwendung. Im Scheitel von Tor- und Türbogen finden sich oft Rosetten, Sterne oder mit der Spitze nach oben hängende Herzen. Auch auf den Kopfbändern, dem Türsturz und den Türknaggen, vielfach auch oben oder unten an den Pfosten sind mancherlei Zeichen eingeschnitzt oder aufgemalt.

c) Die Türen und Torflügel.

Die einfachste Art der Gestaltung der Türen und Torflügel ist die mit senkrecht gestellten Brettern. Eine Belebung erfolgt durch die Köpfe der Nägel, mit denen die Bretter auf die tragenden Quer- und Strebeleisten aufgenagelt sind, oder durch die schmalen Fugenleisten. Da jedoch gerade die Tür und die Torflügel der stärksten Abnutzung ausgesetzt sind, ist ihre Erhaltungsdauer nicht so lang wie die der übrigen Teile des Tores. Aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist wahrscheinlich keine Tür und kein Torflügel erhalten. Bei den zuletzt genannten sind die Hölzer selten zu bestimmten Mustern, etwa zur Raute, zusammengesetzt (Abb. 9). Bei den Türen finden sich verschiedentlich noch solche, die in der mittelalterlichen Art der gedoppelten Brettlagen mit profilierten Auflageleisten gearbeitet sind [6]). Aber auch die jüngere Rahmenkonstruktion mit Füllungsfeldern kommt häufig vor (Abb. 4, 15).

[6]) Nach Spamer, a. a. O. S. 23.

Besonders reich an alten Türen sind die Orte Oberhörgern (Untergasse 56 und 58), Münzenberg (Steinweg 28 und 35, Marktplatz 13, Trais-Münzenberger Straße 1) und Muschenheim (Bahnhofstraße 6, 8 und 10, Schulstraße 1, Rathausplatz 8). Die wechselnde Profilierung der verwendeten Hölzer gibt, zusammen mit den Nägelköpfen, diesen alten Türen ihren besonderen Reiz.

Die Gestaltung der Torflügel bleibt sich nicht immer gleich. Von etwa 1830 ab ist es in manchen Orten üblich, die Bretter nicht mehr bis oben hin durchzuführen, sondern das obere Viertel der Torflügel offen zu lassen und nur einzelne Stäbe nebeneinander zu stellen. In Griedel, Oberhörgern und Eberstadt verwendet man dazu vorzugsweise Vierkantstäbe, in Hochweisel, Fauerbach und Münster schmale, gezackt ausgesägte Bretter (Abb. 13).

Eine Bemalung der Türen und Torflügel mit Sinnbildern oder einfachen Mustern ist verhältnismäßig selten. Von je einem Beispiel in Gambach (Borngasse 10) und Pohlgöns (jetzt Germ. Mus. Nürnberg) [7]) abgesehen, sind es Tore aus den Dörfern, die im Westen unseres Gebietes liegen. Doch sind diese Orte mit kaum mehr als einem Beispiel vertreten: Atzbach, Kreisstraße 52; Dutenhofen, Bahnhofstraße 10; Klein Rechtenbach Nr. 19; Vollnkirchen Nr. 3 und 39; Volpertshausen, Pfälzerstraße 59; Niederwetz, Nr. 56 und 70. Das älteste noch erhaltene Tor, das bemalte Torflügel aufweist, stammt aus dem Jahr 1769 (Klein Rechtenbach), das jüngste aus dem Jahr 1832 (Dutenhofen). Die aufgemalten Zeichen sind die üblichen: Stern, Hakenkreuz und Herz. Daneben kommen auch noch in Rauten aufgeteilte Dreiecke und der Dreiwirbel vor.

d) Art und Vorkommen der Sinnbilder.

Die besondere Ausschmückung der hohen hölzernen Hoftore erfolgt durch mehr oder weniger zahlreich auftretende Zeichen, die als Sinnbilder betrachtet werden können. Es lassen sich unterscheiden:

1. geometrisch-abstrakte Formen,
2. organische Formen,
3. Tierdarstellungen,
4. menschliche Darstellungen.

Von geometrischen Zeichen, die sinnbildartigen Charakter haben oder haben können, treten an den Toren das Hakenkreuz, der Dreiwirbel, der Sechsstern und die verschiedenen Formen der Rosette (Voll-, Halb- und Viertelrosette) auf. Sie werden an den verschiedensten Stellen angebracht. Die Zeichen finden sich auf der Gefachfüllung, auf dem Türsturz und auf den Türknaggen, im Scheitel von Tor- und Türbogen, auf den Kopfbändern und auch an den Pfosten, ja sogar auf der Tür und auf den Torflügeln.

Das Hakenkreuz tritt nur in der geschwungenen, an Fischblasen erinnernden, niemals aber in kantiger Form auf (Abb. 14). Da es meist ins Holz geschnitzt wurde, ist das recht erstaunlich. Die Art der Dar-

---

[7]) Mitteilung von Architekt Rumpf, Marburg/Lahn.

stellung ist recht verschieden. Entweder sind die Umrisse eingeschnitten, oder das ganze Hakenkreuz ist eingetieft, oder es steht erhaben auf vertieftem Grund. Fast immer aber ist es von einem Kreis umgeben, oder tritt auf kreisrunder Fläche auf. Die Drehrichtung ist nicht einheitlich, sondern wechselt bei den einzelnen Toren. Neben der eingeschnitzten Form findet sich das Hakenkreuz auch aufgemalt, und zwar kommt diese Art zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Aufnahme. Beachtenswert ist, daß das Hakenkreuz nur im Westteil des Gebietes der hohen Hoftore zu finden ist, nämlich in den Dörfern Fauerbach, Münster, Niederweisel, Hochweisel, Pohlgöns, Ebersgöns, Oberkleen, Niederkleen, Dornholzhausen, Hörnsheim, Lützellinden, Dutenhofen, Atzbach, Klein Rechtenbach, Vollnkirchen, Volpertshausen, Weidenhausen, Niederwetz und Wißmar (Karte 3).

Unter den Sterndarstellungen ist seiner Häufigkeit wegen an erster Stelle der Sechstern zu nennen. In den weitaus meisten Fällen tritt er in der mit dem Zirkel konstruierten Form auf, zuweilen ist er jedoch auch aus rautenförmigen Flächen zusammengesetzt. Die Art, wie er erscheint, ist ebenso wie beim Hakenkreuz ganz verschieden: ausgeschnitten oder erhaben auf eingetieftem Grund oder nur in Umrissen eingekerbt. Ebenso ist er an den verschiedensten Plätzen angebracht: auf der Gefachfüllung über der Tür, auf dem Türsturz, auf den Kopfbändern oder im Scheitel von Tor- und Türbogen (Abb. 25, 27).

Ferner ist der achtzackige Stern zu nennen. Er erscheint nur auf dem Holzwerk im Gefach über der Tür. Bei den im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts errichteten Toren ist er häufig plastisch gebildet und in das mittlere, leere Feld der Gefachfüllung gesetzt (Abb. 4a, 18, 21).

Sehr beliebt scheinen Strahlenfächer und Strahlenbildungen in voller Kreisform gewesen zu sein. Strahlenfächer finden sich einmal in Halb- oder Viertelkreisform auf den Enden, zuweilen auch in der Mitte von gleicharmigen Kreuzen, auf den Türknaggen und auf den Brettfüllungen in den Torecken (Abb. 11 und 17); Strahlenbildungen in voller Kreisform in der Mitte der stehenden Kreuze, ganz besonders häufig aber im Scheitel von Tür- und Torbogen, zuweilen auch auf den Pfosten.

Seltener treten konzentrisch angeordnete Kreise in der Mitte eines stehenden Kreuzes auf, wie sie sich an einigen der ältesten Tore in Niederkleen finden, und drei ineinandergestellte, konzentrische Halbkreisbögen in der Mitte des Torsturzes. Dieses Zeichen tragen nur eine Reihe von Toren in Niederweisel, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts errichtet, teilweise aber auch noch jünger sind.

Die Darstellung eines Knotens findet sich nur einmal auf dem Türsturz eines Tores in Griedel (Hauptstraße 147).

Von den Sinnbildern in organischen Formen kommt am weitaus häufigsten das Herz vor. Bei den aus älterer Zeit stammenden Toren ist es im Scheitel des Tür- und Torbogens und auf den Kreuzbalken im Gefach über der Tür eingeschnitzt und aufgemalt. Bei den in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts errichteten Toren findet es sich

aufgemalt oder eingeschnitzt auf den Hölzern im Gefach über der Tür und auf den Kopfbändern, bei den im 19. Jahrhundert errichteten Toren eingeschnitten in die Brettfüllungen, sowie aufgemalt (Abb. 18 und 28).

Gegenüber den vielen Herzdarstellungen sind solche aus der Pflanzenwelt seltener. Die Pflanzenformen sind teils stilisiert, teils realistisch wiedergegeben. Um welche Arten von Pflanzen es sich handelt, ist meist nicht erkennbar. Verschiedentlich ist es die Tulpe, die ja in der Volkskunst eine besonders bevorzugte Rolle spielt. Der Werkmeister Johannes Schneider bringt sie gemalt auf den Gefachfüllungen einiger von ihm errichteten Tore. Häufig ist aber auch nur eine Tulpenblüte in den Scheitel des Tor- oder Türbogens gesetzt (z. B. Großen-Linden, Obergasse 40; Münzenberg, Steinweg 18 und 28). Unter den pflanzlichen Darstellungen in stilisierter Form findet sich besonders häufig das Motiv des aus einem Gefäß wachsenden Dreisprosses. Deutlich erkennbar ist er auf einigen Toren in Muschenheim (Bahnhofstraße 6 und 8) und Oberhörgern (Untergasse 53) (Abb. 27).

Ähnliche Formen finden sich in Griedel (Hauptstraße 147), Gambach (Borngasse 10) und Muschenheim (Bahnhofstraße 10 und Hessengasse 13). Doch ist bei dem zuletzt genannten Tor aus dem Dreisproß schon ganz und gar eine Ranke geworden, die in einer Blüte endigt. Aber auch sie entwächst noch einem Gefäß. Bei anderen Toren ist das Motiv, eine Pflanze aus einem Gefäß wachsen zu lassen, nicht angewendet. Hier sind die Kopfbänder, auf die man solche Verzierungen am liebsten anbrachte, mit einer oder mehreren Ranken bedeckt, die meist Blüten, zuweilen auch traubenähnliche Früchte tragen (z. B. Wohnbach, Hauptstraße 102; Trais-Münzenberg Nr. 12) (Abb. 26). Bei einigen Toren sind auch kleine Blüten- oder Blattzweige auf dem Türsturz oder auf den Türknaggen angebracht (Abb. 28). In Langgöns sind auf den Kopfbändern mehrerer Tore Rosetten herausgeschnitzt, von denen sich nach beiden Seiten hin Ranken erstrecken (Breitgasse 3 und 21, Neugasse 20, Mohrgasse 37, Hundstaten 6).

Schließlich sind noch Baumdarstellungen zu nennen, die sich auf den Brettfüllungen in den Ecken einiger Tore befinden. Sie treten häufig zusammen mit einem Hirsch auf. Diese Hirsche sind die einzigen Tierbilder, die sich auf den hohen Toren finden. Hirsch und Baum begegnen uns nur auf einigen der von den Meistern Nikolaus Schild und Johannes Schneider um 1850 errichteten Tore.

Ebenso selten wie Tiere sind menschliche Gestalten, bzw. menschliche Köpfe und Gesichter wiedergegeben. Unser Gebiet weist nur zwei so verzierte Tore auf:

In Wölfersheim, Brauhofgasse 6, steht in dem Gefach über der Tür ein gleicharmiges Kreuz, auf dessen unterem Kreuzbalken sich über einer Waage und einem Sechsstern eine kleine menschliche Figur befindet, die mit ausgestrecktem Arm an ihrem Daumen entlang zu visieren scheint.

Die andere hierhergehörige Darstellung ist die eines maskenartig gebildeten Kopfes mitten auf der Gefachfüllung bei einem Tor in Lützellinden (Unterländer Dorfstraße 209) (Abb. 23). Dies ist zwar die einzige

ihrer Art, doch scheint der betreffende Zimmermeister für gesichtsähnliche Formen eine Vorliebe gehabt zu haben, da er auch bei einem anderen Tor eine kreisrunde Fläche in der Mitte der Gefachfüllung mit Gesichtszügen versieht.

Endlich ist noch die Darstellung von Handwerkszeugen zu nennen, die sich an einigen Toren befindet. Die Werkzeuge sind teils auf der Gefachfüllung über der Tür, teils daneben auf dem Pfosten angebracht. Eine genaue Deutung der wiedergegebenen Geräte ist oft nicht möglich. In Oberhörgern, Untergasse 53, befindet sich auf dem rechten Pfosten ein Rad, die Schnitzerei auf dem linken soll einen Webstuhl darstellen. Auf den Brettern, die bei der „Bauermühle" bei Großen-Linden das Gefach über der Tür füllen, sind die Werkzeuge besonders deutlich wiedergegeben (Abb. 24): in der Mitte ein Rad, vielleicht das Mühlrad bedeutend, links oben Winkel und Zirkel, rechts oben ein Beil, links unten ein Pickel, rechts unten ein hammerartiges Werkzeug. Die zahnradartigen Formen auf den Gefachfüllungen der Tore in Gambach, Hauptstraße 4, und Holzheim, Hauptstraße 17, geben wahrscheinlich keine richtigen Räder wieder. Bei dem zuletzt genannten Beispiel ist klar zu erkennen, daß an der Stelle von Nabe und Speichen ein Stern sitzt.

7. Die Inschriften.

Das Alter der Tore läßt sich bei vielen von ihnen sicher bestimmen, da sie das Jahr ihrer Erbauung eingeschnitzt tragen. Zuweilen befindet sich die Jahreszahl allein auf den Türknaggen oder auf den Kopfbändern, meist jedoch zusammen mit einer Inschrift auf dem Türsturz. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stehen neben Jahreszahl, Monat und Tag meist nur die Anfangsbuchstaben des Bauherrn: „P. D. E. AO 1732 D. 12. MAI" (Großen-Linden, Falltorstraße 1); von der Mitte des Jahrhunderts ab ist der Name schon regelmäßig ausgeschrieben: „Bauherr Johannes Altendeffer den 22. April 1758" (Lützellinden, Unterländer Dorfstraße 191). In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts werden die Inschriften ausführlicher. Außer dem Namen des Bauherrn erscheint auch der seiner Frau; Jahr, Monat und Tag der Erbauung werden angegeben, und am Ende der Inschrift steht auch der Name des Zimmermeisters. Zunächst setzt dieser meist nur die Anfangsbuchstaben, später aber auch seinen vollen Namen hinzu, vielfach sogar den Ort, aus dem er stammt. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erreichen die Inschriften ihre größte Länge, sie werden ganz ausführlich und breit. Meist stehen sie auf dem Türsturz. Fehlt jedoch ein besonderer Türeingang, und ist die Tür in einen der beiden Torflügel eingeschnitten, so ist die Inschrift auf dem Torsturz angebracht. Einige Beispiele mögen hier folgen:

„Dieses Torhaus ist erbaut von Joh. Conraht Zaecher im Jahr Christi Anno 1769. WM. W." (Klein Rechtenbach Nr. 19).

„Durch Gottes Hilfe hat dieses Tor aufrichten lassen Johann Wilhelm Holler durch Johann Peter Orth, W. M. Anno 1770" (Eberstadt, Licher Straße 2).

„Diesen Bau hat erbauen lassen Johannes Messerschmid und seine Ehefrau Katharina. Ist erhoben worden am 30. Mai durch den W. M. Georg Ott. 1820" (Niederkleen, Burggasse 108).

„Dieses Tor hat erbauen lassen Johann Georg Kehler und seine Ehefrau Susanna eine geb. Steckel in Hochweisel im Jahr Christi den 11. Juni 1859. Verfertigt worden durch den Werkmeister Nikolaus Schild in Hochweisel." (Hochweisel, Hintergasse 9).

Das einzige Dorf, das sich durch die Abfassung der Inschriften von den übrigen Orten unterscheidet, ist Rockenberg. Hier läßt man nämlich in der Inschrift das Tor selber sprechen:

„Mit der Hilfe Gottes bin ich durch Franz Wolf und dessen Ehefrau Anna Elisabetha aufgerichtet. Verfertigt von dem Werkmeister Johannes Spetel, den 19. März Anno 1801" (Rockenberg, Mühlgasse 44).

Lateinische Inschriften fehlen fast ganz. „Pax introeuntibus" steht an einem Tor in Lützellinden (Hauptstr. 24), „Soli Deo gloria" an einem Tor in Bellersheim (Münchgasse 2). Das Wort „anno" tritt natürlich häufiger auf, oft gleichzeitig neben der deutschen Ausdrucksweise „im Jahr Christi". Biblische Sprüche und andere besinnlichen Inhalts sind, im Verhältnis zu der Zahl der hohen Tore, nicht so häufig.

Den Psalmen sind entnommen:

„Befiehl dem Herrn deine Wege und hoff auf ihn, er wirds wohl machen" (Psalm 37, V. 5). (Dornholzhausen, Hauptstraße 79; Hochelheim, Hauptstraße 38; Kleeberg, Nr. 94; Lützellinden, Hauptstraße 32; Vollnkirchen Nr. 10).

„Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu Dir!" (Psalm 42, V. 2) (Volpertshausen, Pfälzerstr. 23).

„Ich bin jung gewesen und alt geworden und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brot gehen" (Psalm 37, V. 25) (Dornholzhausen, Adolf-Hitler-Platz 16 und Mühlgasse 25); Niederkleen, Kreuzgasse 67).

Den Sprüchen Salomos (Kap. 10, V. 22):

„Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe." (Groß Rechtenbach, Adolf-Hitler-Platz 109).

Einem Gesangbuchlied („Ich singe Dir mit Herz und Mund", Vers 8):

„Du nährest uns von Jahr zu Jahr, bleibst immer fromm und treu und stehst uns, wenn wir in Gefahr geraten, getreulich bei." (Groß Rechtenbach, Hauptstraße 50).

Alle diese Sprüche sprechen von dem starken Gottvertrauen der Erbauer.

Aus dem Matthäusevangelium ist in Großen-Linden (Frankfurter Straße 37) ein Wort auf den Türsturz gesetzt:

„Gehet ein durch die enge Pforte." (Kap. 7, V. 13).

Ein ernster Hinweis auf den Tod ist der Spruch:

„Aller Menschen Mut und Sinn steht nach zeitlichem Gut. Und wenn sie das ererben, so fallen sie dahin und sterben." (Hörnsheim, Schäfergasse 71),

oder noch ernster der in Groß Rechtenbach (Hauptstraße 48):

„Hin geht die Zeit, her kommt der Tod, o Mensch tu Buß und fürchte Gott."

Der größte Teil der Sprüche enthält die Bitte um Schutz und Schirm für die Ein- und Ausgehenden. Sie lauten etwa:

„Unsern Ausgang segne Gott, unsern Eingang gleichermaßen",

oder:

„Der Herr bewahre unseren Ein- und Ausgang von nun an bis in Ewigkeit",

oder:

„Der Herr bewahre die Meinen, sie gehen aus oder ein."

Die gleichen Sprüche kommen in zahlreichen Beispielen mit geringfügigen Abweichungen vor. In anderer, aber sehr feiner Form drücken das Sich - unter - Gottes - Schutz - stellen die folgenden Sprüche aus:

„Alle, die hier durchschreiten oder gehen, denen wolle Gott in Gnaden beistehen" (Hörnsheim, Hauptstraße 106);

„Allen, die da gehen aus und ein, denen wolle Gott gnädig sein" (Langgöns, Obergasse 31);

„Wir gehen aus oder ein, so soll Gott unser Geleitsmann sein." (Hausen, Schulgasse 3);

„Wer zu diesem Tor geht aus und ein, der soll und muß gedenken sein, daß unser Heiland Jesu Christ die rechte Tür zum Himmel ist" (Langsdorf, Reichsgasse 23).

Der Spruch „Gott allein die Ehre" kommt außer dem schon angeführten lateinischen Beispiel in Bellersheim nur noch einmal in Gambach (Kirchgasse 14) vor.

Mit Gunst und Mißgunst der Nachbarn und der Vorübergehenden beschäftigen sich gleichfalls eine Anzahl Sprüche:

„Alle, die mich kennen, denen gebe Gott, was sie mir gönnen" (Brandoberndorf, Hauptstraße 17; ähnlich Langgöns, Hundstaten 37);

„Laß Hasser hassen und keifen, was Gott mir gönnt, müssen sie leiden" (Großen-Linden, Obergasse 25);

„Wer bauen will an den Gassen und Straßen, der muß einen jeden reden lassen" (Gambach, Hauptstraße 2);

„Wer will tadeln mich und die Meinen, der seh erst auf sich und die Seinen. Find er da kein Mangel an, er mit Recht mich tadeln kann." (Langsdorf, Reichsgasse 23).

Verschiedentlich tragen die Tore nicht nur e i n e n Spruch, sondern zwei, wobei diese entweder auf dem Türsturz und dem Gesims darüber oder auf dem Tor- und Türsturz eingeschnitzt sind. (Z. B. Langsdorf, Reichsgasse 23; Niederkleen, Kreuzgasse 82; Vollnkirchen Nr. 10).

III. Beurteilung und Folgerungen.

1. Zur Meisterfrage.

Fast alle Inschriften tragen den Namen oder die Anfangsbuchstaben vom Namen des Bauherrn, in weit geringerem Maße aber den Namen des Zimmermeisters. Das bestätigt in gewisser Weise die Feststellung, die Spamer[8]) gemacht hat, nämlich daß die persönliche Bindung des Werkes zu seinem Besitzer stärker ist als zu seinem Ersteller. Überhaupt wurde es anscheinend erst von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab üblich, daß der Zimmermeister seinen Namen auf das von ihm gefertigte Tor setzte. Für die Zeit vor 1750 ist es zwar möglich, eine Reihe von Toren einer bestimmten Meisterhand zuzuweisen, wie etwa die Tore in Niederkleen, Kreuzgasse 72, 89, 92; Burggasse 14 und 95, und Hörnsheim, Hauptstraße 16, oder die Tore in Großen-Linden, Falltorstraße 1, 3, 4 und 9, aber den Namen des betreffenden Zimmermeisters kann man nicht angeben. Erst von etwa 1775 ab nennt sich der Meister auf seinem Werk, zunächst vielfach nur mit den Anfangsbuchstaben. Später pflegt er meist seinen vollen Namen der Inschrift hinzuzusetzen. Allerdings kommt es mehrfach vor, daß sich ein Meister auf 5 oder 6 Toren, die er verfertigt hat, nur einmal nennt, so daß man ihm die übrigen nur auf Grund des ähnlichen Aufbaues, der Vorliebe für besondere Schmuckformen oder anderer kleiner charakteristischen Merkmale zuschreiben kann. In der Zeit von 1775 bis 1860 lassen sich etwa 65 verschiedene Meister mit Namen oder wenigstens mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen bezeichnen. Diese Beobachtung bestätigt die Feststellung, die Karl Rumpf und Adolf Spamer gemacht haben und die Spamer[9]) folgendermaßen ausdrückt: „Zwar sieht eine oft wiederholte Behauptung in der Namenlosigkeit des Volkskunstwerkes einen seiner bezeichnenden Züge, aber die Wirklichkeit zeigt den tüchtigen Durchschnittshandwerker nicht weniger selbstbewußt gegenüber seinem Können und seinem Werk als den Genius. Darum erscheint die Signaturfrage mehr eine Angelegenheit der Zeitmode als der sozialen und artistischen Unterschiede. Im nachmittelalterlichen Kunstschaffen zeichnet auch der ländliche Handwerker mit Vorliebe seine Schöpfungen, soweit sie ihm wertvoll erscheinen, und es Raum, Stoff und Anfertigungsart zulassen."

Die Zahl der Tore, die man den namentlich bekannten Meistern zuschreiben kann, ist freilich nicht groß. Meist sind es ein oder zwei, nur zuweilen fünf oder mehr Tore, auf denen ein Meister seinen Namen angegeben hat. Es waren die Zimmermeister, die die hohen Tore errichteten. Ihre Haupttätigkeit wird sich auf den Bau von Gebäuden erstreckt haben, und nur gelegentlich werden sie auch Hoftore errichtet haben. In einigen Orten stößt man bei dem Suchen nach Meisternamen auf Familien, bei denen das Zimmermannshandwerk mehrere Geschlechterfolgen hindurch ausgeübt wurde. Das ist z. B. bei der Familie Wagner in Dutenhofen der Fall. Der nachweisbar

[8]) a. a. O. S. 112.
[9]) a. a. O. S. 111.

älteste Zimmermeister aus dieser Familie ist Johannes Wagner. Er stammte aus Lützellinden und verheiratete sich zum zweiten Mal 1760 in Dutenhofen. Von ihm errichtete Tore lassen sich aus den Jahren 1764 bis 81 nachweisen. Sie befinden sich in den Orten Atzbach, Dutenhofen, Weidenhausen, Klein Rechtenbach, Niederkleen und Leihgestern. Kennzeichnend für seine Tore ist folgendes: die Gefachfüllung besteht aus einem Malkreuz mit gerader Raute. Der Mittelpunkt des Malkreuzes ist durch einen aufgesetzten Knopf betont, die vier Schnittpunkte mit der Raute durch aufgemalte Sechssterne (oben) und Herzen (unten). Der Türsturz trägt die Inschrift; rechts und links davon befindet sich ein Sechsstern im Kreis. Die Türknaggen tragen aufgemalte Hakenkreuze im Kreis. Die Tür ist durch ein Kerbschnittband rechteckig umrahmt, der Torsturz konsolartig verziert, bei einigen Toren auch das Gesims über dem Türsturz. Die Kopfbänder tragen zwei große und zwei kleine Herzen aufgemalt, die sich mit ihren Spitzen gegenseitig berühren.

Johann Konrad Wagner, ein Sohn dieses ersten bekannten Zimmermeisters aus der Familie Wagner, arbeitete nachweislich in den Jahren von 1772 bis 1807. Er wurde 1750 in Dutenhofen geboren, verheiratete sich 1776 und starb ebendort 1824. Die von ihm errichteten Tore stehen in den Orten Dutenhofen und Lützellinden. Sie weisen in Einzelheiten eine ganze Reihe Übereinstimmungen mit den von seinem Vater errichteten auf: bei den Gefachfüllungen findet sich einige Male das Malkreuz mit gerader Raute, freilich ohne die Herzen und Sterne, desgleichen einmal auch das Hakenkreuz auf den Türknaggen, auf den Kopfbändern zwei sich mit der Spitze berührenden Herzen, von zwei Sechssternen begleitet, ferner Sechssterne neben der Inschrift. In den meisten Fällen ist jedoch die Gefachfüllung anders behandelt: ein breites Balkenkreuz mit vier Malkreuzen in den freien Feldern, auf den Mittelpunkten der Malkreuze aufgemalte Hakenkreuze oder Sechssterne.

Auch der Sohn dieses zweiten Zimmermeisters Wagner - er führt ebenfalls die Vornamen Johann Konrad - übte das gleiche Handwerk wie schon sein Vater und Großvater aus. Er lebte von 1778 bis 1859. Aus dem Zeitraum von 1812 bis 1842 sind von ihm errichtete Tore in Münchholzhausen, Weidenhausen und Niederkleen bekannt. Die Gefachfüllungen sind wie die von seinem Vater gearbeiteten.

Außer diesen drei genannten Zimmermeistern Wagner gibt es noch einen vierten: Heinrich Wagner von Dutenhofen. Von ihm ist nur ein Tor in Münchholzhausen (Hindenburgstraße 136) bekannt. Die Gefachfüllung ist wie die der Tore in Dutenhofen, Wetzlarer Straße 86 und 168, die Konrad Wagner (II) errichtet hat. Ob dieser Heinrich Wagner zu der gleichen Familie gehört, geht aus den Kirchenbüchern von Dutenhofen nicht hervor, doch ist es als wahrscheinlich anzunehmen.

Eine zweite Familie, bei der das Zimmermannshandwerk von mehreren aufeinanderfolgenden Gliedern (Großvater, Vater, Sohn und Enkel) ausgeübt wurde, ist die Familie Euler von Kirchgöns. Der älteste bekannte Meister ist Kasper Euler (I). Er lebte von 1730 bis 1808. Sein Name findet sich auf zwei Toren in

Kirchgöns. Die Gefachfüllung des einen (Hauptstraße 40) weist ein Malkreuz mit geschwungener Raute auf, die des anderen (Taubgasse 1) (Abb. 25) ein gleicharmiges Kreuz mit einem sechszackigen Stern in der Mitte und mit Strahlenfächern in Halbkreisform auf den Enden der Kreuzarme. Diese Form kehrt in beinah gleicher Weise in Allendorf (Schulstraße 15) und Münzenberg (Eichergasse 19 und Steinweg 35) wieder. - Das Malkreuz mit geschwungener Raute vom Tor in Kirchgöns (Hauptstraße 40) weisen in der gleichen Gestaltung einige andere Tore im gleichen Ort sowie in Pohlgöns und Ebersgöns (Abb. 8) auf. Auch in der Kerbschnittverzierung sowie im Gesamtaufbau sind sie dem erstgenannten Beispiel sehr ähnlich. Doch läßt es sich nicht entscheiden, ob auch sie von Kasper Euler errichtet sind oder von dem Meister Lese von Kirchgöns, von dem das Tor in Pohlgöns, Adolf-Hitler-Str. 8, ist.

Der nächste Zimmermeister aus dieser Familie Euler ist Johannes Euler (II). Es ist ein Sohn des Kasper Euler. Er wurde 1767 geboren und starb schon sechs Jahre nach seinem Vater, 1814. Die von ihm gearbeiteten Tore, in Kirchgöns, Pohlgöns und Niederkleen, stammen mit einer Ausnahme aus den Jahren 1805 und 1807. Die Gefachfüllungen sind verschiedenartig, z. T. bestehen sie aus schrägliegenden Hölzern, dazwischen Brettfüllungen mit ausgeschnittenen Herzen und einem Stern in der Mitte.

Wieder ein anderer Euler (III) arbeitete in den Jahren von etwa 1830 bis 1840. Seinen Namen gibt er auf keinem der Tore an. Nach Angabe der Kirchenbücher von Kirchgöns führte er den Vornamen Johannes wie sein Vater und lebte von 1795 bis 1846. Die von ihm aufgerichteten Tore stehen in Pohlgöns, Vollnkirchen und Oberkleen. Bei allen ist das Gefach über der Tür schon fast völlig zugesetzt durch Stabwerk mit Brettfüllungen, kleinen Kreuzen und einem Achtstern in der Mitte.

Im ganzen ähnlich sind die Gefachfüllungen der Tore in Kirchgöns, Hauptstraße 10, Kirchgasse 8 und Pfeiffergasse 10, in Pohlgöns, Gießener Straße 11, und in Oberkleen, Hauptstraße 81, jedoch noch dünner und brettmäßiger, wie es ihrer späten Entstehungszeit entspricht. Das sind die Tore, die wieder von einem Johannes Euler (IV), dem Enkel des Kasper Euler, errichtet sind. Er wurde 1818 in Kirchgöns geboren und starb ebendort im Jahr 1888.

Als dritte Zimmermeistersfamilie ist schließlich die Familie Feller von Großen-Linden zu nennen, deren Glieder anscheinend nur in ihrem Heimatort gearbeitet haben. Von einem Hans Feller (1745-1814) sind in der Obergasse (Nr. 21) und in der Nebengasse (Nr. 10) im gleichen Jahr 1787 zwei Tore errichtet. Sein Sohn Johannes Feller (II, 1774-1848) arbeitete nachweislich von 1800 bis 1813. Von seinen Toren sind meist je zwei in der Gestaltung der Gefachfüllung einander ähnlich: Bahnhofstraße 2 und Frankfurter Straße 32, Bahnhofstraße 12 und Obergasse 30, Nebengasse 8 und Obergasse 3. Die Gefachfüllungen weichen in ihrer Gestaltung voneinander zwar stark ab, aber trotzdem ist anzunehmen, daß sie alle von diesem Meister gearbeitet sind, zumal ein Tor dem anderen zeitlich ungefähr folgt.

Dessen Sohn Johannes Feller (III, 1808-1883) hat 1855 das Tor Frankfurter Straße 72 errichtet.

Der älteste mit Namen bekannte Meister, der eine größere Anzahl Tore aufgebaut hat, ist Johann Peter Orth von Gambach. Auf fünf Toren, die in Eberstadt, Gambach und Wölfersheim stehen, nennt er seinen Namen in der Inschrift. Zuzuschreiben sind ihm ferner noch die Tore in Holzheim, Hauptstraße 17, Eberstadt, Kirchgasse 6 und Butzbacher Straße 14 und Trais-Münzenberg Nr. 45. Kennzeichnend für seine Tore sind auch wieder die Gefachfüllungen. Es kommen zwei Formen vor:

a) ein breites, gleicharmiges Balkenkreuz, das in der Mitte einen sechs- oder achtzackigen Stern trägt,
b) ein dünnes, stehendes Kreuz, die beiden oberen Felder durch Malkreuze oder rautenähnliche Formen gefüllt, die beiden unteren durch senkrecht gestellte Bohlenstücke, die eingeschnitzte oder erhaben gestaltete Verzierungen tragen (Abb. 19).

Aus Gambach stammen zwei weitere Zimmermeister: Konrad Wißner, 1741 in Gambach geboren und ebendort 1817 gestorben, und sein Sohn Johann Jakob Wißner, der von 1774 bis 1851 lebte. Die Gefachfüllungen der Tore sind bei beiden Meistern zumeist gleich behandelt: Stäbe überkreuzen sich rechtwinklig, schräg im Gefach stehend. Die dadurch entstehenden Felder sind so gefüllt, daß Herzformen und in der Mitte eine sternähnliche Form begrenzt werden. Auf die Kreuzungspunkte der Stäbe sind häufig gedrechselte Knöpfe gesetzt, die Kanten der ausgeschnittenen Formen als Rundstab gearbeitet, die Umrißlinien über die Stäbe hinweggezogen, so daß sehr gefällige, schwungvolle Formen entstehen. An die Stelle eines Kerbschnittbandes ist eine Kantenprofilierung getreten (Abb. 6).

Von Konrad Wißner sind die Tore in Griedel, Gr. Kirchgasse 147, und Rockenberg, Untergasse 6, wahrscheinlich aber auch noch die Tore in Gambach, Kirchgasse 14, und Oppershofen, Södeler Straße 1 und 3, gearbeitet. Die von Johann Jakob Wißner aufgerichteten Tore stammen aus dem zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts: Niedermörlen, Hauptstraße 34; Rockenberg, Freier Platz 21 und Gambach, Borngasse 10. Diese Tore haben in den Torecken meist Brettfüllungen, auf denen Strahlenfächer in Viertelkreisform angebracht sind, und auf den Kopfbändern Blumenranken, die aus niedrigen Gefäßen wachsen (Abb. 28). Dieses letztere Motiv wendet auch schon Konrad Wißner, sein Vater, am Tor in Griedel, Gr. Kirchgasse 147, an. Nur ist es hier plastisch ausgeführt, bei den Toren des Johann Jakob Wißner dagegen immer eingekerbt. Der Letztere scheint für diese rankenartigen Zweige eine besondere Vorliebe gehabt zu haben, da er auch Türknaggen und Türsturz häufig gleichermaßen verziert. Gemeinsam ist den Toren beider Meister, daß sich auf den Türpfosten Halbkreise befinden, die die entsprechenden Öffnungen der Gefachfüllung zum Vollkreis ergänzen. Bei den Toren des älteren Meisters sind diese Halbkreise strahlenförmig, bei denen des jüngeren entsprechend den Brettfüllungen der Torecken mehr fächerförmig gefüllt.

Ein anderer Zimmermeister, der im 18. Jahrhundert gelebt hat, und von dem hohe Tore bekannt sind, ist Hans Georg Klos. Von den fünf diesem Meister zuzuschreibenden Toren stehen vier in Münzenberg, eins in Oberhörgern. Durch ihre ganz gleichartigen Füllungen im Gefach über der Tür sind sie sofort als zueinander gehörig zu erkennen. Das Gefach ist durch ein dünnes stehendes Balkenkreuz unterteilt, in die vier Felder sind rautenähnliche Formen gesetzt, die nach innen eingeschwungen, nach außen mit einem kleinen Auswuchs versehen sind (Abb. 4). Mit Vorliebe setzt dieser Meister die Inschrift auf den Torsturz. Alle diese Tore hat er im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts geschaffen.

In Lützellinden arbeitete um 1810 ein Zimmermeister, der besonderer Erwähnung verdient, obwohl nur drei Tore von ihm bekannt sind: Anton Gerth. Bei den Gefachfüllungen verwendet er gerne breite Brettstücke. Die Gefachfüllung des einen Tores (Unterländer Dorfstraße 209) trägt einen plastisch geschnitzten, maskenartig gebildeten Kopf (Abb. 23). Bei der des zweiten Tores (Hauptstraße 23) befindet sich in der Mitte des Balkenkreuzes ein Stern, bei der des dritten (Hauptstraße 25) eine runde Scheibe mit eingeschnitzten Gesichtszügen, in der man wohl eine Darstellung der Sonne zu sehen hat.

Es ist auch möglich, einen Meister auf Grund bestimmter Eigentümlichkeiten in der Gestaltung der Tore zu erkennen. Als Beispiel dafür sind die des Meisters Heinrich Dermer anzuführen. Bei seinen Toren besteht die Gefachfüllung aus einem stehenden Balkenkreuz mit eingeschnittenem Sechsstern in der Mitte. Die Ecken der vier kleinen Felder haben dreieckige Brettfüllungen, so daß auf den Spitzen stehende Quadrate frei bleiben. Die Türpfosten sind an ihrem oberen Ende mit je drei in ganz flacher Schnitzerei ausgeführten Blumen versehen, die in einem zweihenkligen Krug stehen (Abb. 27). Die Pfostenfüße tragen eine Platte, deren Ecken nach innen zu abgerundet sind. Auf den ersten Blick hält man sie für aufgelegt, in Wirklichkeit sind sie aber herausgeschnitzt. Im Scheitelpunkt des Torbogens ist ein Sechsstern eingeschnitten. Die Tore dieses Meisters befinden sich in Muschenheim (Bahnhofstraße 6 und 8), Birklar (Hindenburgstraße 14 und Adolf-Hitler-Platz 17), Bellersheim (Obergasse 20) und Trais-Münzenberg (Nr. 52). Sie sind alle im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts errichtet. Eine Inschrift trägt nur das Tor in Birklar, Adolf-Hitler-Platz 17; es ist auch das einzige, auf dem der Meister seinen Namen angibt.

Aus Oberhörgern stammt der Zimmermeister Kasper Boller, der in der Zeit um 1840 arbeitete. Tore von ihm befinden sich in Oberhörgern, Münzenberg, Eberstadt und Trais-Münzenberg. Folgendes ist für sie kennzeichnend: die Gefache über der Tür sind mit senkrecht gestellten Vierkantstäben gefüllt. In die oberen Torecken hat der Meister dreieckige Brettchen gesetzt, auf denen sich im Viertelkreis angeordnete Strahlen befinden. Kopfbänder und Türknaggen tragen häufig einen achtzackigen Stern.

Besonders viele Tore hat der Zimmermeister Johannes Schneider von Hochweisel errichtet. Sie stehen in Fauerbach v. d. H., Münster, Hochweisel und Obermörlen und sind in dem Zeitraum von 1840 bis 1860 entstanden (Abb. 13). Kennzeichnend ist für sie die überaus reiche Bemalung der Gefachfüllungen mit Herzen, Sechssternen und Hakenkreuzen. Hierfür ist vor allem Rot verwendet, dann aber auch Grün, Weiß und Hellblau. Eine besondere Eigenart hat Johannes Schneider in der Gestaltung der Torflügel. Bei diesen besteht das obere Viertel aus schmalen, stabartigen Brettern, die, gezackt ausgesägt, in der Art der Geländerfüllungen den oberen Abschluß der Torflügel bilden. Gerade hieran und an der reichen Bemalung lassen sich die von diesem Meister verfertigten Tore jederzeit erkennen (Abb. 13). Auf diese Weise verleiht er seinen Toren eine ganz persönliche Note. Andere Eigenheiten, wie etwa der springende Hirsch auf den Brettfüllungen der Torecken, finden sich auch auf Toren, die in ihrem Aufbau und in ihrer Bemalung denen des Johannes Schneider zwar sehr ähnlich, aber doch nicht von ihm geschaffen sind. Dies sind die Tore des Nikolaus Schild. Dieser stammt gleichfalls von Hochweisel, arbeitete aber wohl etwas später als Johannes Schneider. Nur drei Tore lassen sich von ihm nachweisen. Vielleicht ist er Geselle bei Johannes Schneider gewesen, der später in der Art seines Meisters selbständig weitergearbeitet hat. Damit ließe sich die Übereinstimmung erklären, die gerade in der Bemalung der Tore herrscht.

Ein dritter Meister ist hier noch anzuschließen: Jakob Ruppel von Münster, der zwei Tore in Münster (Nr. 10 und 61) und eins in Hochweisel (Hauptstraße 7) errichtet hat. Diese zeigen im Aufbau und vor allem in der Bemalung zum Teil schon sehr viel Anklänge an den Stil des Johannes Schneider. Es wäre daher denkbar, daß dieser bei Jakob Ruppel sein Handwerk gelernt hat.

Natürlich ist es möglich, eine Reihe von Toren zusammenzufassen, von denen man nur auf Grund besonderer Merkmale sagen kann, daß ein und derselbe Meister sie geschaffen hat, ohne jedoch diesen mit Namen nennen zu können. Meist handelt es sich aber nur um zwei oder drei Tore, so daß sich eine besondere Behandlung nicht lohnt, sondern ein Hinweis bei der Aufzählung des Bestandes genügt. Zusammenfassend sollen hier nur noch die folgenden Tore behandelt werden, die wahrscheinlich von dem gleichen Zimmermeister geschaffen sind: a) Oppershofen, Hauptstraße 11, 16, 20 und 26; Södeler Straße 11 und 13; Steinfurther Straße 2. b) Niedermörlen, Hauptstraße 8, 9, 11, 33 und 66. c) Obermörlen, Usinger Straße 11.

Diese Tore sind in den Jahren von 1798 bis 1819 entstanden. Das Gefach über der Tür wird bei ihnen durch einen Querbalken geteilt, das obere Feld durch ein oder zwei, das untere durch zwei oder drei kurze Bohlenstücke aufgeteilt. Diese sind an den Rändern durch Aussägen leicht gewellt. Sinnbilder oder ähnliche Zeichen finden sich auf ihnen nicht. Eine Ausnahme bildet die Gefachfüllung des Tores in Niedermörlen, Hauptstraße 9. Hier sind mit roter Farbe Blumen und ein Sechsstern aufgemalt. Knaggen unter dem Türsturz fehlen bei

allen Toren. Die Türeingänge erhalten dadurch einen fast rechteckigen Abschluß. Die Inschrift steht meist auf dem Gesims über dem Torsturz. Doch kann man kaum von einer solchen sprechen, da sie fast immer aus dem Namen des Bauherrn und dem Baujahr allein besteht. Der Name des Zimmermeisters fehlt stets. Zwischen dem Namen des Bauherrn oder rechts und links von ihm ist bei allen diesen Toren ein Kreuz in der Form des Eisernen Kreuzes eingeschnitzt. Diese Eigenart ist so bezeichnend für den Meister, daß man ihn danach geradezu als Meister der Tore mit dem Eisernen Kreuz bezeichnen kann.

2. Zur Frage des Verhältnisses von Volkskunst und Stilkunst.

Beim Aufbau wie in der Ausgestaltung der Tore wenden alle Meister zum weitaus größten Teile Formenelemente an, die mit der Stadtkunst nichts zu tun haben, sondern zu einem zeitlosen geometrischen Stil zu zählen sind. Daß Anregungen, bzw. Vorbilder der „hohen Kunst", verwendet sind, läßt sich nur bei wenigen Toren annehmen, und zwar bei denen, die in den Jahren von 1830 bis 1850 in Pohlgöns und Kirchgöns entstanden sind, und die auf dem Pfosten säulenartige Formen eingeschnitzt tragen. (Kirchgöns: Hauptstraße 10 und 30; Pohlgöns: Adolf-Hitler-Straße 1 und 5; Langgöns: Obergasse 30).

Nur ein einziges von der großen Zahl der Hoftore trägt eine Gefachfüllung, die ganz offensichtlich nach einer Vorlage der städtischen Kunst gearbeitet ist: Münzenberg, Steinweg 36. Es sind balusterartige, in die Empirezeit gehörige Formen, die hier in das Gefach über der Tür gesetzt sind. Da dieses Tor aber das einzige ist, bei dem die Übernahme eines Motives aus der städtischen Kunst so offen erfolgt ist, fällt es auch aus dem Rahmen aller sonst vorkommenden Gestaltungen völlig heraus.

3. Die Bedeutung der Sinnbilder.

Die im wesentlichen von den Zimmermeistern angewandten Formenelemente sind die unter den Sinnbildern schon genannten Zeichen. Wegen ihres ausschließlichen Vorherrschens ist es nötig, auf ihre Bedeutung näher einzugehen.

Auch in unserem Zusammenhang erscheint das zutreffend, was Karlinger in seiner „Deutschen Volkskunst" (S. 25) allgemein über Sinnbilder schreibt: „Gewiß wäre es Täuschung, hinter jedem Sechsstern oder wirbelndem Rad das Wissen um die einstige hohe Macht dieser Sinnbilder zu suchen, zum Mindesten bliebe solche Annahme nicht beweisbarer als die, die nur den Spieltrieb gelten lassen will. Man darf nie vergessen, daß das Wissen um die Kraft der Sinnbilder stets ein geheimes ist im Volksleben. Daß das „Beschreien", d. h. die Aussage über die geheime Kraft und alles, was sie hervorruft, diese selbst zerstört, bedeutet einen Grundsatz in allem Brauchtum. Aber auch da, wo etwa das Wissen um die Macht der Sinnzeichen nicht mehr das Einzige ist, bleibt die Kraft des anvertrauten Erbes noch wirksam."

Zunächst sind die Formen der Gefachfüllung zu betrachten, die als Sinnbilder angesprochen werden könnten:

Das gleicharmige Kreuz soll dem Radkreuz als Sonnensymbol entsprechen. (Winter in Volk und Scholle", 1936, S. 205 ff.) Malkreuz und Raute werden für männliches und weibliches Fruchtbarkeitssymbol gehalten (so Weigel). Doch erscheinen gerade bei der Anwendung auf die Hoftore die Deutungen für beide Zeichen nicht sehr überzeugend. Am ehesten ist vielleicht noch die von einem Malkreuz durchkreuzte Raute als Sinnbild anzusprechen. Denn dieses Zeichen ist vielleicht teilweise in Übereinstimmung zu setzen mit der „rautenförmigen Balkensetzung im Giebel, die als Wahrzeichen fränkischer Bauweise und fränkischer Volksart überall dort zu finden ist, wo Franken gesiedelt haben". (Otto Lehmann, Deutsches Volkstum in Volkskunst und Volkstracht, 1938, Tf. 26). O. Lehmann vermutet in ihr ein altes Heilszeichen oder fränkisches Stammeszeichen.

Bei der Anbringung der einzelnen sinnbildartigen Zeichen ist zu bedenken, daß sie sich an dem Hoftor befinden, also an einem ganz besonders wichtigen Teil des Gehöftes, weil durch das Tor Mensch und Tier den Hof betreten und verlassen [10]). So ist es verständlich, wenn das Tor dazu ausersehen wurde, glück- und segenbringende Zeichen zu tragen. Vor allem wenn ein einzelnes Zeichen herausgestellt und damit „eine klare inhaltlich--geistige Ausrichtung" gegeben ist, haben wir dieses als Sinnbild zu betrachten [11]). Das ist bei den älteren Toren meist der Fall, vor allem dann, wenn die Gefachfüllung auf einfache Formen, etwa auf das stehende Kreuz beschränkt ist. Das Hauptzeichen pflegt dann in die Mitte der Form gesetzt zu sein, die das Gefach füllt. Vielfach ist es von einem anderen Zeichen begleitet, das zwar mehrfach angebracht ist, aber gegenüber dem Zeichen im Mittelpunkt stets zurücktritt.

Vom Hakenkreuz, dem Sechsstern und der Rosette und den Strahlenbildungen in voller Kreisform glaubt man, daß sie ursprünglich Sonnensymbole gewesen seien. Doch wird man dem Sinngehalt, den die Zeichen an den Toren für die Menschen der früheren Zeiten hatten, wahrscheinlich weit näher kommen, wenn man in ihnen ganz allgemein glück- und segenbringende Zeichen sieht. Die Zimmermeister werden sie meist nur als solche über die Türeingänge gesetzt und an anderen Stellen des Tores angebracht haben. Wenn z. B. der Sechsstern rechts und links neben einer Inschrift auf dem Türsturz auftritt, so ist es deutlich, daß er hier statt eines frommen Spruches steht, der sonst zu der Bauinschrift hinzutritt. Man wollte mit ihm also das Gleiche ausdrücken, was an anderer Stelle in einen Spruch gekleidet ist. Daß der Zimmermeister wirklich Gestirne wiedergeben wollte, tritt nur in seltenen Fällen klar zutage, so etwa bei einem Tor in Lützellinden (Hauptstraße 25), wo in der Mitte der Gefachfüllung ein Mondgesicht dargestellt ist. Ebenso wies die Gefachfüllung eines jetzt ver-

[10]) E. O. Thiele, Sinnbilder u. Brauchtum, S. 30.
[11]) E. O. Thiele, a. a. O. S. 34.

schwundenen Tores im gleichen Ort ein Bild auf, welches durch seine Strahlen als Sonne kenntlich war und gleichfalls menschliche Gesichtszüge trug [12]). Ein anderes Zeichen, das vielleicht ebenfalls mit der Darstellung von Gestirnen zusammenhängt, sind drei ineinander gestellte, konzentrische Halbkreisbögen auf dem Torsturz. Weigel deutet dies Zeichen als Wiedergabe des längsten, mittleren und kürzesten Sonnenlaufbogens. Merkwürdig ist es, daß dieses Zeichen nur auf einigen Toren in Niederweisel auftritt, die kaum mehr als 50 Jahre alt sind.

Das Herz wird in der Volkskunst als Zeichen der Liebe, aber auch als Gefäß und Sitz der Lebenskraft angewendet. Welche Bedeutung den Herzdarstellungen an den Hoftoren zukommt, ist nicht klar zu entscheiden. Wahrscheinlich leben sie hier nur noch in ihrer äußeren Form fort, während sie ihre bewußte, symbolische Bedeutung schon verloren haben [13]). Man wird sich damit begnügen müssen, daß sich das Herz von jeher besonderer Vorliebe in der volkstümlichen Kunst erfreute und darum den Toren in so großer Zahl eingeschnitzt oder aufgemalt wurde.

Unter den pflanzlichen Darstellungen wird man am ehesten bei denen, die einen Dreisproß oder etwas ähnliches wiedergeben, einen Sinngehalt vermuten und sie als „Verkörperung des Wachstums" ansehen können [14]). Der gleiche Gedanke liegt vielleicht auch den Formen zugrunde, die uns einen richtigen Baum zeigen. In Verbindung mit ihnen erscheint meist ein Hirsch, der hier als Träger und Mittler der Lebenskraft gedeutet werden könnte.

Von den beiden vorkommenden menschlichen Darstellungen ist eine Deutung der kleinen Figur auf der Gefachfüllung des Tores in Wölfersheim nicht gut möglich. Dagegen wird man bei dem maskenartig gebildeten Kopf an dem Tor in Lützellinden annehmen können, daß er schreckhaft, das Böse abwehrend gedacht ist. Die gleiche Bedeutung könnte dem Knotenzeichen zukommen, das der Zimmermeister Konrad Wißner auf den Türsturzbalken des von ihm verfertigten Tores in Griedel angebracht hat.

4. Die Gründe für das Vorhandensein der hohen Tore.

Warum werden solche hohen Hoftore gebaut? Das ist die Frage, die sich jeder immer wieder stellt, der das einstige Amt Hüttenberg und den nördlichen Teil der Wetterau besucht. Einmal sind es natürlich rein praktische Gründe: das hohe Hoftor wird von einem Satteldach überdeckt, so daß Pfosten und Torflügel vor Regen weitgehend geschützt sind. Die hohen Tore überdauern daher wenigstens drei Generationen, während die niedrigen, ungeschützten Tore schon nach etwa 15 Jahren durch

---

[12]) Abb. bei Carius, Ornamentik am oberhess. Bauernhause, Tf. 6 u. b. Spamer, Hessische Volkskunst, S. 38.

[13]) Nach Carius, a. a. O. S. 11.

[14]) Nach Karlinger, a. a. O. S. 25.

neue ersetzt werden müssen. Ferner ist der Hof durch den hohen Torbau stets vor Wind geschützt, und Hühner und Gänse können nicht auf die Straße laufen. Mit diesen praktischen Gründen allein läßt sich aber das Vorhandensein der hohen Tore nicht erklären. Wenn man mit den Leuten spricht und sie fragt, warum sie sich denn solch' hohen Bau errichten ließen, so erhält man immer wieder die Antwort: es soll niemand auf den Hof sehen können! Was sich auf dem Hof abspielt, geht niemanden etwas an! - Der Wunsch und das Bedürfnis, sich von der Umgebung abzuschließen und abzusondern, ist also maßgeblich für die Errichtung der hohen Tore. Ein Bauer in Niederkleen erklärte auf meine Frage, warum denn sein Hof durch ein solch' hohes Tor von der Straße getrennt würde, es könnte sich so vieles in dem Gehöft ereignen, z. B. die Jauche über den Hof fließen oder dergleichen mehr, das brauche weder der böse Nachbar noch der beste Freund zu sehen! Von einem sehr aufschlußreichen Erlebnis weiß Pfarrer Christian aus Gambach zu erzählen: „Eine Bauersfrau ist mit Arbeit im offenen Scheunentor beschäftigt. Ein Ankäufer von Federvieh, der von Hof zu Hof geht, schiebt seinen Oberkörper herein und ruft: „Ferrervieh do?" Sofort kommt die Antwort: „Fot, fot, fot, mir hun naut!" Dabei stellt sich die Bauersfrau vor ihre Arbeit, damit jener nicht sehen soll, was sie schafft. In ihrem Ruf, der in einer unglaublichen Schnelligkeit kommt, zeigt sich gleichfalls das Bestreben, nichts anderen Augen preiszugeben. Der Ankäufer weiß zudem über diese Einstellung der Bauern Bescheid. Er geht nie auf den Hof, sondern bleibt ängstlich an der Tür, streckt nur den Kopf herein." Weiter berichtet der Pfarrer, daß selbst er, der die Bauern schon lange kennt und oft mit ihnen in Berührung kommt, immer wieder merken muß, wie ungern ihn die Bauern auf dem Hof sehen, und daß es andererseits schon sehr viel bedeutet, wenn sie ihn etwa einen Blick in den Stall tun lassen.

Es ist also ein gut Teil Scheu und Scham, die die Bauern veranlaßt, ihre hohen Tore zu bauen. Aber auch das Geborgensein im eigenen Besitz drückt sich darin aus. So erzählte ein Bauer in Kirchgöns, in der Marburger Gegend ständen die Gebäude ganz verstreut, hier eins und dort eins, und jeder Vorübergehende könne ohne weiteres in Haus und Stall hineingehen. Das wäre nichts! Sie dagegen brauchten abends nur ihr Tor abzuschließen. Da könne dann kein Fremder mehr den Hof betreten, und sie könnten sich in Ruhe schlafen legen. Die ausschlaggebende Rolle spielt also immer wieder die Abgrenzung gegen die Umwelt. Andererseits drückt sich aber auch Stolz in der Anlage der hohen Hoftore aus, da es meist nur die richtigen, reichen Bauern sind, die sich ein solches Hoftor leisten können.

5. Zeit und Ort der Entstehung der hohen Hoftore.

Es besteht die Frage, ob in dem angegebenen Gebiet schon von jeher die Höfe durch hohe Tore abgeschlossen wurden, oder ob dieser Hofabschluß erst von einer gewissen Zeit an in Aufnahme gekommen ist, dann allgemein Anklang gefunden und sich bis zu den heutigen Grenzen ausgedehnt hat.

Die ältesten, noch im 17. Jahrhundert oder im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts errichteten Tore befinden sich im Westteil des umschriebenen Gebietes, und zwar vor allem in den Dörfern im Kleebachtal, nämlich in Lützellinden, Großen-Linden, Hörnsheim, Hochelheim, Dornholzhausen, Niederkleen und Oberkleen, sowie in den im Schwingbachtal gelegenen Orten: Gr. Rechtenbach, Volpertshausen und Vollnkirchen. Es wäre also möglich, daß in den genannten Dörfern, die zum ehemaligen Amt Hüttenberg gehörten, die hohen Hoftore zuerst aufgekommen sind und ihre Verbreitung gefunden haben, in den weiter nach Osten und Süden zu gelegenen Orten aber erst von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab gebaut sind. Wenn in den westlich gelegenen Orten alte Tore noch recht zahlreich sind, während in den ostwärts gelegenen die Tore erst aus jüngerer Zeit stammen, läßt sich das damit erklären, daß die oben aufgezählten Dörfer in einer abgelegenen Gegend liegen, die vom durchgehenden Verkehr nicht berührt wird. In ihnen war der Bestand der hohen Tore im Laufe der Zeit wahrscheinlich weniger Veränderungen ausgesetzt, als in den anderen Dörfern. Außerdem darf man die vielen Dorfbrände nicht vergessen, z. B. in Gambach und Niederweisel, die mit den Gehöften oft einen großen Teil der alten Tore vernichtet haben. Aus dem vorhandenen Bestand läßt sich also nicht feststellen, wo die Hoftore zuerst aufgekommen sind.

Die ältesten Hoftore sind in ihrer Ausgestaltung, z. B. bei der Gefachfüllung, ganz einfach gehalten, so daß man annehmen möchte, sie seien nicht nur die ältest erhaltenen, sondern auch tatsächlich die ältesten Tore. Da aber in den ersten Jahrzehnten nach dem 30jährigen Krieg die künstlerischen Kräfte zur reicheren Ausgestaltung der Tore gefehlt haben werden, ist es auch denkbar, daß schon in viel früherer Zeit solche hohen Tore gebaut wurden, die Entwicklung aber durch den 30jährigen Krieg stehen geblieben oder gar zurückgegangen ist. Auch wissen wir aus Arbeiten über die hessische Bauernkunst, wie sie z. B. K. Rumpf geliefert hat, daß ihr Höhepunkt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts liegt, eine Feststellung, die ein Vergleich der Gefachfüllungen der Hoftore untereinander bestätigt. - Und doch erscheint es wahrscheinlich, daß das Aufkommen der hohen Hoftore in die Zeiten des 30jährigen Krieges fällt. Dieser hat gerade für die Wetterau besonders unruhige Zeiten mit sich gebracht. Als die Dorftore fielen, die die Ausgänge der meist mit Wällen und Hecken umwehrten Dörfer sicherten, werden die Bauern dazu übergegangen sein, ihre Höfe durch hohe Tore abzuschließen. Vielleicht gestalteten sie diese nach dem Vorbild der Dorftore. Das Recht der Dorfbewohner, ihren Bedarf an Bauholz durch unentgeltliches Schlagen im Gemeindewald zu decken, das ihnen in einigen Dörfern noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zustand, wird ihnen die Möglichkeit zu der reichen Ausgestaltung der Tore gegeben haben.

Merkwürdig ist es aber, daß das Gebiet der hohen Hoftore in Oberhessen wie eine Insel aus einer andersartigen Umgebung hervorragt. Nun gibt es ähnliche Tore auch in anderen deutschen Landschaften, im Alten Land ebenso wie in Thüringen, Obersachsen und am

Oberrhein, ja selbst in deutschen Siedlungsgebieten außerhalb der Reichsgrenzen treffen wir die gleichen Toranlagen an, so z. B. in Siebenbürgen. Hermann Phleps hat die Verbreitung der hohen, in Holz oder Stein errichteten Tore in Europa verfolgt und festgestellt, daß sie sich überall dort finden, wo Germanenstämme gesiedelt haben. Er kommt daher zu der Feststellung, daß man in ihnen ein gemeingermanisches Gut zu sehen hat [15]). Und wenn Wilhelm H. Riehl das Hoftor als den „Triumphbogen des Landmanns" bezeichnet, so steigert jener diesen Ausdruck und spricht von dem „Triumphbogen des Germanen". Die Verwandtschaft, die gerade bei den hölzernen Toren der verschiedenen Landschaften besteht, ist auffällig. Vergleicht man Tore etwa aus dem Alten Land (z. B. Huttfleth) [16]) oder aus Obersachsen (z. B. Ruppersgrün) [17]) oder aus Siebenbürgen (z. B. Korand, Schogen oder Abrud) [18]), so ist man überrascht, bei allen annähernd den gleichen Aufbau wiederzufinden. Überall finden wir drei Tür- und Toreinrahmende Pfosten, durch ein Satteldach überdeckt, Pfosten und Torsturz durch Kopfbänder verbunden, das Gefach über der Tür mit stab- oder brettartigen Füllungen versehen. Auch die Sicherung der Pfosten durch Querschwellen und Fußstreben kommt vielfach in gleicher Weise vor. Wenn auch die Ähnlichkeit des Aufbaues durch den gleichen Werkstoff bedingt sein wird, so wird die Gleichartigkeit des Hofabschlusses doch daraus nicht erklärt werden können. Es spricht darum vieles für die Anschauung, daß in all diesen Hoftoren „die gemeingermanische Gewohnheit" weiterlebt, den Hof zu umfrieden und die Einfahrt durch ein Torgestell mit Schutzdach zu bewahren [19]). Dieses Erbe ist besonders von den mitteldeutschen Gehöften gewahrt [20]) und hat im Holzbau in den oberhessischen Hoftoren seine schönste und vollendetste Ausprägung erfahren.

Die Ausdehnung der hohen Hoftore dürfte, nach dem heutigen Bestand zu urteilen, um 1800 im großen und ganzen schon ebenso gewesen sein wie heute. Nur im Nordwesten, in den Dörfern Münchholzhausen und Dutenhofen, scheint das hohe Tor erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts vorzudringen. Vielleicht ist hierfür der Zimmermeister Johannes Wagner (I) verantwortlich zu machen, der, aus Lützellinden stammend, in Dutenhofen einheiratete und hier im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts anscheinend die ersten Tore errichtet hat. Auch in Wißmar sind hohe Hoftore wahrscheinlich erst vom zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts ab gebaut worden. Ähnlich ist es im Südwesten. Denn in den drei Dörfern Hochweisel, Münster und Fauerbach scheint man erst seit dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts die Höfe durch hohe Tore abzuschließen. Daß auch in neuerer Zeit dieses Tor stellenweise im Vordringen war, dafür bietet das Dorf Maibach ein gutes Beispiel.

---

[15]) Hermann Phleps, Ost- und Westgermanische Baukultur, Tf. 37/38.
[16]) Abb. bei Thiede, Deutsche Bauernhäuser, S. 39.
[17]) O. Lehmann, a. a. O. Tf. 27.
[18]) Phleps, a. a. O. Tf. 5, 14 u. 36.
[19]) K. Thiede, Deutsche Bauernhäuser, S. 31.
[20]) Nach Thiede, a. a. O. S. 48.

In diesem Ort wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein hohes Tor nach dem anderen errichtet und zwar in so rascher Folge, daß sich in der Umgebung für besonders schnelles Handeln das Sprichwort prägte: „Steht auf wie Maibach."

Die Grenzen des Verbreitungsgebietes der hohen Hoftore gehen anscheinend teils mit politischen, teils mit geographischen zusammen. Geographische sind es im Süden und Osten. Im Süden werden sie durch die nördlichen Ausläufer des Taunus gebildet. im Osten durch einen Höhenzug, der sich von Bad-Nauheim in nordostwärtiger Richtung nach Lich erstreckt. Ganz scharf ist diese Grenze natürlich nicht. Auch in den Dörfern, die am Osthang dieses Höhenzuges liegen, gibt es noch eine Reihe von hohen Toren; doch überwiegen schon die niedrigen, bis endlich dort, wo die Ausläufer des Vogelsberges ansetzen, die Tore nach der Straße zu ohne jeden Abschluß bleiben. - Im Westen und Norden scheinen es dagegen mehr die Grenzen des ehemaligen Amtes Hüttenberg gewesen zu sein, die den Ausdehnungsbereich der hohen Tore bestimmt haben. Denn die Dörfer, die zu diesem Amt gehörten, weisen alte Tore auch in großer Zahl auf. Dagegen stammen die wenigen hohen Tore in den Dörfern am rechten Rand des Lahntales erst aus dem 19. Jahrhundert. Heuchelheim bildet eine Ausnahme. Das Vorkommen der beiden Tore in Annerod läßt sich vielleicht ebenfalls mit der Zugehörigkeit dieses Dorfes zum früheren Amt Hüttenberg erklären [21]). Auch wenn das Amt bereits im Jahr 1703 zwischen Hessen und Nassau geteilt wurde, zu einer Zeit also, als es vielleicht noch nicht in allen Dörfern üblich war, den Hof durch ein hohes Tor abzuschließen, so muß das Zusammengehörigkeitsgefühl trotzdem weiterhin sehr stark gewesen sein; denn auch heute noch werden die Dörfer, die einst zu diesem Amt zählten, durch die gleiche Frauentracht zu einer Einheit verbunden [22]).

IV. Zusammenfassung der Ergebnisse.

Die Betrachtung der hohen hölzernen Hoftore hat folgendes ergeben:

Der noch vorhandene Bestand der alten Hoftore stammt im wesentlichen aus dem 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der Nachahmungstrieb, vor allem aber das Bedürfnis der Bauern, sich von der Umwelt abzuschließen, werden für die Ausbreitung der Hoftore ausschlaggebend gewesen sein. Der heutige Ausdehnungsbereich ist etwa um 1800 erreicht. Der Gedanke, den Hof nach der Straße zu durch ein hohes Tor abzuschließen, hat anscheinend im Süden und Osten an geographischen, im Norden und Westen an politischen Grenzen Halt gemacht. Die Menschen, die die Tore errichtet haben, sind keine namenlosen Handwerker, sondern durchaus selbstbewußte Zimmermeister, die auf einem großen Teil der Tore ihren Namen angegeben haben. Da sich ihre Arbeit vor allem auf den Bau von Gebäuden erstreckt haben wird, ist die Zahl der Tore, die der einzelne Meister errichtet hat, meist

[21]) Nach Kunstdenkmäler des Kreises Gießen, Bd. 1, S. 29.
[22]) Vgl. W. Luh, Die Hüttenberger Frauentracht (Hess. Bl. f. Vkde. XXV).

nicht groß. Sind es mehrere, so befinden sich diese im Umkreis weniger Wegstunden.

Der Aufbau der Tore bildet sich schon frühzeitig zu einer festen Form aus und bleibt dann durch 1½ Jahrhunderte hindurch der gleiche. Bei der Ausschmückung der Tore werden Formenelemente der „Hohen Kunst" nur selten angewendet, meist zeigen sie einen geometrischen Stil, der sich der alten Sinnbilder bedient. Deren Sinngehalt ist nicht sicher zu bestimmen, doch wird ihnen wohl durchweg der Gedanke zugrunde liegen, Glück, Heil und Segen auf die Ein- und Ausgehenden herabzuflehen. Das nehmen die christlichen Sprüche auf, die an den Toren nur in verhältnismäßig geringer Zahl vertreten sind.

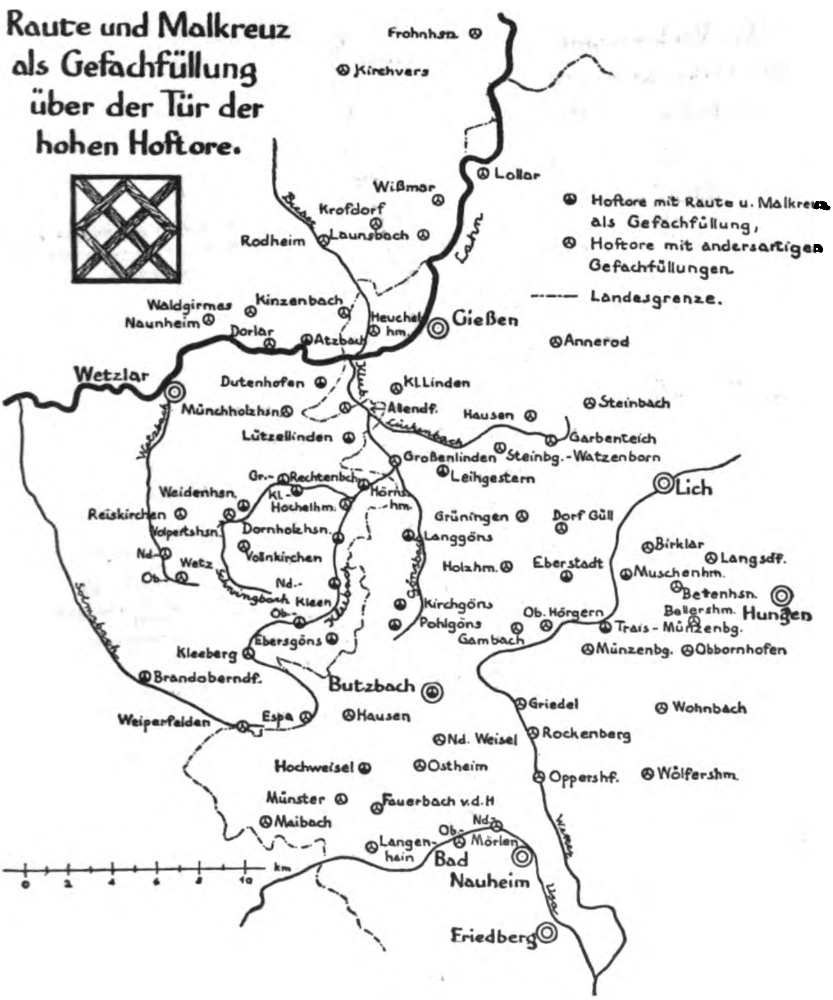
In künstlerischer Hinsicht liegt der Höhepunkt der Ausschmückung der Tore in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Ausführung erfolgte zunächst fast nur mit Meißel und Messer. Vom letzten Viertel des 18. Jahrhunderts an spielt daneben die Farbe eine größere Rolle. Im Südwesten erlebt diese Art der Ausgestaltung in der Mitte des 19. Jahrhunderts ihre höchste Blüte, insofern, als die Tore mit aufgemalten sinnbildlichen Zeichen geradezu überzogen werden. In den übrigen Teilen des Gebietes werden die Formen der Gefachfüllungen zu dieser Zeit immer kleinteiliger und magerer, bis schließlich von einer Durchbildung in künstlerischer Hinsicht nicht mehr zu sprechen ist. Eine greifbare Verbindung unseres Gebietes mit dem Auftreten hoher Hoftore in den anderen deutschen Landschaften besteht nicht. Die Ähnlichkeit des Aufbaues wird durch den gleichen Werkstoff bedingt sein, die Gleichartigkeit des Abschlusses aber daraus zu erklären sein, daß hier die gemeingermanische Gewohnheit weiterlebt, den Hof durch ein hohes Tor abzuschließen. Beim mitteldeutschen Gehöft ist dieses Erbe am stärksten bewährt, im oberhessischen Hoftor hat es seine schönste und reichste Ausbildung erfahren.

V. Benutztes Schrifttum.

1. Arthur Carius, Ornamentik am oberhessischen Bauernhause, Frankfurt/M. 1910.
2. H. Karlinger, Deutsche Volkskunst, Berlin 1939.
3. Hermann Phleps, Ost- und Westgermanische Baukultur unter besonderer Würdigung der ländlichen Baukunst Siebenbürgens, Berlin 1934.
4. K. Rumpf, Handwerkskunst am hessischen Bauernhaus, Marburg 1938.
5. Oskar Schwindrazheim, Deutsche Bauernkunst, 2. Auflage, Wien-Leipzig 1931.
6. Adolf Spamer, Hessische Volkskunst, Jena 1939.
7. Klaus Thiede, Deutsche Bauernhäuser, Königstein i. T. u. Leipzig 1935.
8. Heinrich Walbe, Vom oberhessischen Dorf in: Zeitschrift „Die Denkmalpflege", Jg. XV, S. 57 ff. und S. 69 ff.
9. Karl Theodor Weigel, Landschaft und Sinnbilder, Karlsbad-Drahowitz und Leipzig 1938. Ders., Nürnberg, Frankenland, Deutschland, Berlin 1936.
10. Heinrich Winter, Die Knagge am Fachwerkhaus unserer Landschaft, in: Volk und Scholle 1936.
11. Die Kunstdenkmäler des Kreises Gießen. Band I, Darmstadt 1938; Band III, Darmstadt 1933.
12. „Heimat im Bild" = Beilage zum Gießener Anzeiger 1931 bis 37.


Karte 1
Verbreitungsgebiet der hohen hölzernen Hoftore in Oberhessen.
0 2 4 6 8 10 km
Die Schraffierung der Ortspunkte zeigt das mehr oder weniger starke Vorherrschen der hohen Hoftore an.
Die Orte, deren Namen unterstrichen sind, gehörten zum früheren Amt Hüttenberg.
Landesgrenze.
Frohnhausen
Kirchvers
Lollar
Wißmar
Krofdorf
Launsbach
Rodheim
Lahn
Kinzenbach
Waldgirmes
Naunheim
Dorlar
Atzbach
Heuchelhm.
Gießen
Annerod
Wetzlar
Dutenhofen
Kl. Linden
Allendf.
Münchholzhsn.
Hausen
Steinbach
Lützellinden
Garbenteich
Großenlinden
Steinbg.-Watzenborn
Leihgestern
Lich
Weidenhsn.
Hochelhm.
Reiskirchen
Volpertshsn.
Grüningen
Dorf Güll
Dornholzhsn.
Langgöns
Birklar
Langsdorf
Nieder-
Ober-
Wetz
Vollnkirchen
Holzhm.
Eberstadt
Muschenhm.
Hungen
Bettenhsn.
Kirchgöns
Pohlgöns
Ob. Hörgern
Bellersheim
Trais-Münzenberg
Gambach
Ebersgöns
Kleeberg
Münzenbg.
Obbornhofen
Brandoberndf.
Butzbach
Griedel
Wohnbach
Weiperfelden
Espa
Hausen
Rockenberg
Nd. Weisel
Hochweisel
Ostheim
Oppershf.
Wölfersheim
Södel
Münster
Fauerbach v.d.H.
Maibach
Mehlbach
Langenhain
Nd. Mörlen
Bad Nauheim
Friedberg

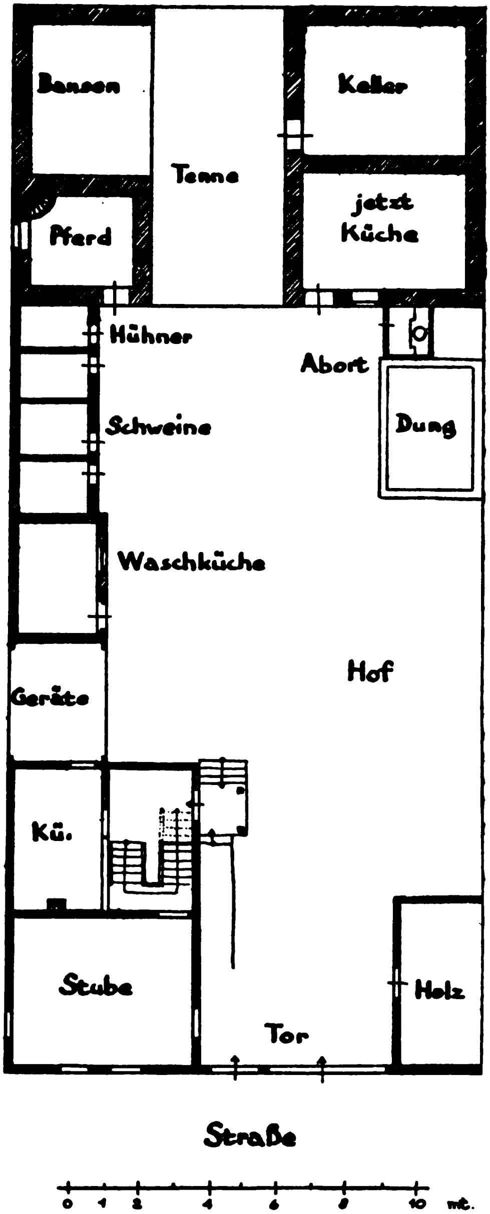
Karte 2


Raute und Malkreuz als Gefachfüllung über der Tür der hohen Hoftore.
Hoftore mit Raute u. Malkreuz als Gefachfüllung,
Hoftore mit andersartigen Gefachfüllungen
Landesgrenze.
Frohnhsn.
Kirchvers
Lollar
Wißmar
Krofdorf
Launsbach
Rodheim
Lahn
Waldgirmes
Naunheim
Kinzenbach
Heuchelhm.
Gießen
Dorlar
Atzbach
Annerod
Wetzlar
Dutenhofen
Kl. Linden
Münchholzhsn.
Allendf.
Hausen
Steinbach
Lützellinden
Garbenteich
Großenlinden
Steinbg.-Watzenborn
Leihgestern
Gr.-Rechtenbch.
Kl.-Hochelhm.
Hörnshm.
Lich
Weidenhsn.
Reiskirchen
Volpertshsn.
Dornholzhsn.
Grüningen
Dorf Güll
Langgöns
Birklar
Langsdf.
Vollnkirchen
Holzhm.
Eberstadt
Muschenhm.
Wetz
Nd.-Kleen
Ob.-Kleen
Betenhsn.
Hungen
Bellershm.
Kirchgöns
Pohlgöns
Ob. Hörgern
Trais-Münzenbg.
Gambach
Ebersgöns
Kleeberg
Münzenbg.
Obbornhofen
Brandoberndf.
Butzbach
Griedel
Wohnbach
Weiperfelden
Espa
Hausen
Nd. Weisel
Rockenberg
Hochweisel
Ostheim
Oppershf.
Wölfershm.
Münster
Fauerbach v.d.H
Maibach
Langenhain
Ob.-Mörlen
Nd.-Mörlen
Bad Nauheim
Friedberg
km
0 2 4 6 8 10

Karte 3

Das Vorkommen des Hakenkreuzes an den hohen Hoftoren.





Grundriß eines Gehöftes (Hausen Kr. Gießen, Schulgasse 3).

(nach: Phleps, Ost- u. Westgerm. Baukultur, S. 41,
u. Kunstdenkmäler im Volksstaat Hessen, Bd. 3, S. 112)

VI. Der Bestand der bis etwa 1860 errichteten hohen hölzernen Hoftore 1938/39.

Ist der Name des Werkmeisters (Wm.) in Klammern gesetzt, so bedeutet das, daß er auf dem Tor zwar fehlt, aber aus der Art der Arbeit mit Sicherheit auf diesen Meister geschlossen werden kann.

Allendorf, Kreis Gießen.
Der größere Teil der Höfe wird durch ein niedriges Tor abgeschlossen.
Schulstraße:
9: ohne Jahreszahl, um 1840.
13: 1815, Wm.: HS. V.
15: ohne Jahreszahl. Der Verputz, der sich auf der Innenseite der anschließenden Fachwerkwand befindet, trägt die Jahreszahl 1787. Das Tor stammt wahrscheinlich aus dem gleichen Jahr. Die Gefachfüllung ähnlich wie beim Tor in Kirchgöns, Taubgasse 1.
17: 1754, Gefachfüllung wie bei den Toren in Vollnkirchen, Hauptstraße 17, und Münzenberg, Steinweg 30.
An der Reihe dieser Tore läßt sich die Entwicklung, die die Gefachfüllung über der Tür nimmt, besonders gut verfolgen: von einfachen, schlichten, aus starken Hölzern gebildeten Formen über reicher ausgestaltete bis zu den mit einem Rahmen eingesetzten, kleinteiligen Füllungen.
Untergasse:
34: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
Obersorger Mühle:
1796 (Jahreszahl auch auf den Prellsteinen). Die Gefachfüllung ähnlich wie beim Tor in Heuchelheim, Gießener Straße 24.
Das alte Tor von 1793 an der Mittelsorger Mühle ist vor einigen Jahren beseitigt.

Annerod, Kreis Gießen.
Nur zwei hohe Tore:
Hausener Straße 18: um 1820.
Tiefenweg 2: 1818.
Das zuerst genannte Tor sicher, das zweite wahrscheinlich von demselben Meister, der die Tore in Steinbach, Adolf-Hitler-Straße 52, und Hausen, Adolf-Hitler-Straße 22, gearbeitet hat.

Atzbach, Kreis Wetzlar.
Die hohen Tore überwiegen bei den Hofabschlüssen, stammen jedoch meist aus den Jahren von etwa 1880 bis 1920.
Kreisstraße:
51: 1816, Wm.: Andreas Weller. Die Tür steht im rechten Winkel zum Tor.
52: 1775: Wm.: Johannes Wagner.
Hauptstraße:
3: ohne Jahreszahl.
Neugasse:
141: überbautes Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
142: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.

Bellersheim, Kreis Gießen.
Die niedrigen Hoftore überwiegen. Teilweise haben sie sehr schöne Steinpfosten.
An hohen Toren aus älterer Zeit nur zwei:
Obergasse:
20: ohne Jahreszahl, um 1810, Wm.: wahrscheinlich Heinrich Dermer.
Münchgasse:
2: 1776. Inschrift: Soli Deo gloria.

Bettenhausen, Kreis Gießen.
Mehr hohe als niedrige Tore, erstere jedoch meist aus neuerer Zeit.
Obergasse:
9: 1790. Tor steht nach der Schulgasse zu.
10: überbautes Tor mit eingeschnittener Tür, aus gleicher Zeit wie das 1778 errichtete Haus.

13: 1768 (vgl. Muschenheim, Hessengasse 17).
18: ohne Jahreszahl, um 1790, überbaut. Alt nur noch Türsturz und Gefachfüllung. Diese wie beim Tor Nr. 9.

Schulgasse:
4: 1772, wahrscheinlich vom gleichen Meister wie die Tore in Dorf Güll, Hof-Güller Straße 15, und Muschenheim, Hessengasse 13 und Rathausplatz 8.

Birklar, Kreis Gießen.
Die niedrigen Tore überwiegen, auch finden sich schon ganz offene Höfe.

Hindenburgstraße (Hundsgasse):
6: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
14: ohne Jahreszahl, um 1815, Wm.: wahrscheinlich Heinrich Dermer. (Vgl. Adolf-Hitler-Platz 17).

Adolf-Hitler-Platz:
17: 1815, Wm.: Heinrich Dermer.
19: ohne Jahreszahl, aus neuerer Zeit, Die Tür steht im rechten Winkel zum Tor.

Die übrigen hohen Tore stammen aus dem Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts, zwei Tore aus neuester Zeit.

Brandoberndorf, Kreis Wetzlar.
Nur wenige hohe Tore.

Hauptstraße:
17: Tor mit eingeschnittener Tür, nach Inschrift 1602 erbaut, nicht zutreffend, vielleicht 1802.
158: nur noch rechter Pfosten, Torsturz und Kopfbänder alt. Guter Kerbschnitt.
160: Nur noch die Pfosten alt. Guter Kerbschnitt.
172: 1748. Tür steht im rechten Winkel zum Tor, Gefach über der Tür verputzt. Es enthielt als Füllung ein Malkreuz mit gerader Raute; Jahreszahl gleichfalls verschwunden.
173: Ohne Jahreszahl, Torflügel in der Art der vom Wm. Johannes Schneider zu Hochweisel gearbeiteten.
174: 1763, wahrscheinlich vom gleichen Meister wie das Tor in Langgöns, Obergasse 23.
185: Nur noch zwei Pfosten alt, diese mit Kerbschnittband.

Obersteig:
101: Ohne Jahreszahl, am rechten Pfosten noch Strebe mit Querschwelle vorhanden.

Unterseite:
33: Überbautes Tor ohne Jahreszahl.

Butzbach, Kreis Friedberg.
Nur ein hohes Tor.
Kirchplatz 10: 1782.

Dorf Güll, Kreis Gießen.

Hof Güller Straße:
8: Ohne Jahreszahl, etwa 1830/40, überbaut.
9: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
10: Ohne Jahreszahl, etwa 1830/40.
12. Desgl.
13: 1800, Wm.: A. Euler.
15: 1768, vom gleichen Meister die Tore in Muschenheim, Hessengasse 13, Rathausplatz 8 und Bettenhausen, Schulgasse 4.

Borngasse:
5: 1804, Wm.: Adam Euler von Dorf Güll. Vom gleichen Meister das Hoftor Seemühle.

Kirchgasse:
5: Tor und Tür getrennt stehend, überbaut, Inschrift nicht mehr lesbar.

Garbenteicher Straße:
3: 1826, überbaut.

Die übrigen Tore aus neuerer Zeit, vielfach mit senkrecht gestellten Vierkantstäben im Gefach über der Tür. Überbaute Tordurchfahrten sind recht häufig.
Seemühle:
1812, Wm. A. E. (= Adam Euler). Die Tür steht im rechten Winkel zum Tor.

Dorlar, Kreis Wetzlar.
Außer einigen wenigen hohen Toren aus neuerer Zeit, die z. T. überbaut sind, nur zwei alte:
Kreisstraße:
12: Überbautes Tor mit eingeschnittener Tür, 1819, Wm.: David Heyer von Krofdorf.
49: 1779, Wm.: Daniel Römer.

Dornholzhausen, Kreis Wetzlar.
Fast alle Höfe werden durch ein hohes Hoftor abgeschlossen. Doch stammen diese vielfach aus neuerer Zeit.
Hauptstraße:
39: 1790, Wm.: HR. V. (= Heinrich Vodt).
78: 1787, Wm.: HR. V.
79: Überbautes Tor, 1787, Wm.: Fr. Vogt.
85: 1727, im Gefach über der Tür ein stehendes Kreuz mit aufgemaltem Achtstern. Farben: Schwarz und Rot.
89: 1768 (?)
90: 1819, Wm.: Ott (= Georg Ott). Gefachfüllung ganz ähnlich wie beim Tor in Niederkleen, Kreuzgasse 70.
96: Ohne Jahreszahl.
97: Ohne Jahreszahl, Gefachfüllung mit aufgemaltem Stern, schwarz auf weißem Grund.
Adolf-Hitler-Platz:
16: Tor mit eingeschnittener Tür, 1702 (vgl. Niederkleen, Kreuzgasse 67).
Schmiedegasse:
39: 1733.
Mühlgasse:
25: 1840, überbaut. Torsturz mit Kerbschnitt aus dem Jahre 1701. (Vgl. Niederkleen, Kreuzgasse 67).
Erbsengasse:
30: Torbau, ohne Jahreszahl.
32: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.

Dutenhofen, Kreis Wetzlar.
Die im Ortskern um die Kirche herum liegenden Höfe haben hohe Tore, die übrigen meist niedrige. Einige Höfe sind auch ganz offen.
Bahnhofstraße:
10: 1832, Wm.: L. M. (?) Gefachfüllung mit Sechssternen und Herzen bemalt. Linker Teil der Tür und rechter Torflügel alt, mit aufgemalten Sternen und rautenförmig aufgeteilten Dreiecken.
11: 1820, Wm.: F. u. L. M. von Dutenhofen. Die Gefachfüllung trägt aufgemalte Sterne und Hakenkreuze. Auch auf dem Türsturz sind Hakenkreuze aufgemalt.
176: 1801, Wm.: J. U. Gefachfüllung mit aufgemalten Sinnbildern in den Farben Rot, Gelb, Weiß und Blau.
Wetzlarer Straße:
70: 1768, Wm.: WA. (= Johannes Wagner). Rechter und mittlerer Pfosten sind vertauscht.
80: Alt anscheinend nur noch der Türsturz; überbaut.
82: Überbautes Tor, 1821.
86: 1804, Wm.: WA. (= Johann Wagner II). Die Gefachfüllung ursprünglich mit Sternen (?) bemalt, desgleichen die Kopfbänder.
87: 1781, Wm.: Johannes Wagner.
168: 1807, Wm.: Konrad Wagner (II).

Ebersgöns, Kreis Wetzlar.
Die meisten hohen Tore stammen aus neuerer und neuester Zeit. Niedrige Tore kommen schon in größerer Zahl vor.

Hauptstraße:
5: Tür beseitigt, nur noch die Pfosten alt, mit Kerbschnitt.
6: 1810, überbaut; Wm.: HR. L. (vgl. Niederweisel, Reutergasse 8).
12: Tür beseitigt, nur noch die Pfosten alt. Wahrscheinlich vom gleichen Meister wie Nr. 6.
16: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl, überbaut.
18: Ohne Jahreszahl, Tür beseitigt.
31: 1840, Wm.: Ott (= P. Ott).
Taunusstraße:
47: Inschrift verwittert, vielleicht 1785 errichtet.
52: Tor mit eingeschnittener Tür, 1767.

Eberstadt, Kreis Gießen.
Durchweg hohe Hoftore. Die in der Licher Straße sind fast alle im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts entstanden. Bei ihnen sind die Gefache über der Tür mit senkrecht gestellten Vierkantstäben gefüllt.
Licher Straße:
2: 1770, Wm.: Johann Peter Orth.
5: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl, um 1850. Wm.: wahrscheinlich Peter Diehl. (Vgl. Holzheim, Hauptstraße 29, 48,82).
9: Überbautes Tor, ohne Jahreszahl, um 1800.
Kirchgasse:
3: 1772, Wm.: H. P. Orth. Im Gefach über der Tür gleicharmiges Kreuz, durch Bretter verdeckt.
4: 1778, Wm.: Johann Peter Orth.
6: 1772, Wm.: wahrscheinlich Peter Orth. Tor in neuerer Zeit verbreitert.
Butzbacher Straße:
11: 1766.
14: 177 . (dritte Zahl durch Nummerschild verdeckt). Wm.: wahrscheinlich Peter Orth.
15: Ohne Jahreszahl, um 1835, Wm.: wahrscheinlich Kasper Boller von Oberhörgern. Stäbe im Gefach über der Tür neu.
16: Ohne Jahreszahl, wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrh.
Adolf-Hitler-Straße (Hundsgasse):
1: Überbautes Tor, ohne Tür, ohne Jahreszahl. Wm.: wahrscheinlich Peter Diehl.
3: 1768; 1878 überbaut.
7: 1757.

Fauerbach v. d. H., Kreis Friedberg.
Die meisten ältesten Höfe werden durch ein hohes Tor abgeschlossen. Die ältesten stammen aus dem Anfang, die übrigen meist aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Ein großer Teil dieser jüngeren Tore ist vom Werkmeister Johannes Schneider aus Hochweisel errichtet. Einige niedrige Tore mit alten Steinpfosten.
Hauptstraße:
8: 1857, Wm.: Johannes Schneider von Hochweisel.
9: 1857, desgleichen.
34: 1856, desgleichen.
31: Nur Torpfosten alt, mit Kerbschnitt.
Bottengasse:
1: Hauptstraße 28: Doppeltor, Türen in die Torflügel eingeschnitten, 1803. Rechtes Tor einst mit Mittelstütze.
3: 1804.
6: 1832.
Gr. Hintergasse:
11: 1852, Wm.: Johannes Schneider.
Kl. Hintergasse:
1: 1856, Wm.: Johannes Schneider.

Fronhausen. Kreis Marburg.
Nur ein hohes Tor: Gießener Straße 18, 1796.

Gambach, Kreis Friedberg.
Das hohe Hoftor beherrscht das Straßenbild, ist jedoch meist neueren Ursprungs. Die um 1850 errichteten Tore haben im Gefach über der Tür senkrecht gestellte Vierkantstäbe, die jüngeren Tore meist Füllungen mit ausgeschnittenen Brettern.
Hauptstraße:
2: 1748; nur Türsturz alt.
4: 1754, Wm.: Peter Orth.
8: 1747.
12: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
30: Ohne Jahreszahl.
32: Desgl.
34: Desgl.
Kirchgasse:
3: Überbautes Tor, um 1786.
4: 1738.
8: 1804.
14: 1799, Wm.: vielleicht Konrad Wißner.
Untergasse:
7: Ohne Jahreszahl.
Borngasse:
10: 1815, Wm.: Johann Jakob Wißner.
Hochstraße:
4: 1786.

Garbenteich, Kreis Gießen.
Dorf Güller Straße:
6: Tor mit eingeschnittener Tür, 1819.
9: Ohne Jahreszahl.
Sonst nur noch drei Tore vom Ende des 19. Jahrh. und eins aus neuester Zeit.

Gleiberg, Kreis Wetzlar. (Zu Krofdorf.)
Nur ein hohes Hoftor, ohne gesonderten Türeingang, Froschgasse 53: ohne Jahreszahl (18. Jahrh.).

Griedel, Kreis Friedberg.
Fast alle Höfe werden durch ein hohes Hoftor abgeschlossen. Die schöne Gestaltung der Gefachfüllungen über den Türen hört bereits um 1820 auf. Von der Zeit an sind fast nur noch Vierkantstäbe verwendet. Viele Tore sind überbaut.
Hauptstraße:
117: 1827, überbaut.
151: (155?) 1846, überbaut.
152: 1797, Jahreszahl auch auf den Prellsteinen.
153: Neues Tor, überbaut, auf den Prellsteinen die Jahreszahl 1803.
Leiterstraße:
65: 1824, Wm.: Euler.
87: 1808, überbaut.
89: 1818.
Wallgasse:
90: 1818, war überbaut, das Haus wird jetzt neu errichtet.
Kl. Kirchgasse:
108: 1829, Wm.: AD. S.
113: Holztor von 1806 neben einer niedrigen Mauer; in dieser eine kleine Tür von 1731.
Gr. Kirchgasse.
147: 1790, Wm.: Konrad Wißner von Gambach.
123: 1790.
Folgende hohe Tore sind in den letzten Jahren beseitigt und z. T. durch neue hohe Tore ersetzt: Frankfurter Straße 47 von 1821, Nebengasse 4 von 1782, Obergasse 17 von 1729 und 32 von 1737.

Groß Rechtenbach, Kreis Wetzlar.
Die älteren, an der Durchgangsstraße gelegenen Höfe haben hohe Tore, die übrigen niedrige.

Hauptstraße:
40: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
48: 1715.
49: Überbautes Tor mit eingeschnittener Tür, aus neuerer Zeit.
50: 1761.
51: Tor mit eingeschnittener Tür, 1850.
53: Überbautes Tor, ohne Jahreszahl, etwa 1830.
58: 1878.
59: Inschrift nicht mehr lesbar, um 1715. Fußstreben noch vorhanden. Im Gefach über der Tür ein gleicharmiges Kreuz mit aufgemaltem Stern und Herzen. Farbe: Schwarz. (Vgl. Vollnkirchen Nr. 10).
61: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
71: Ohne Jahreszahl, um 1860/70.
75: Ohne Jahreszahl.
107: Desgl.
Adolf-Hitler-Platz:
109: 1740, Fußstreben an der Innenseite noch vorhanden.

Grüningen, Kreis Gießen.
Die meisten Höfe werden durch ein hohes hölzernes Tor abgeschlossen. Doch stammen diese zum größten Teil aus neuerer Zeit. Nur zwei Tore sind älter. Auch niedrige Tore finden sich hier schon in größerer Zahl.
Hauptstraße:
22: Tor mit eingeschnittener Tür, nach der Nollgasse zu gelegen, 1799.
28: Tor mit eingeschnittener Tür, 1809, Wm.: Friedrich Gilbert.
Bruderstraße:
32: 1822 überbaut. Im Gefach über der Tür an Stelle der sonst üblichen Bildungen ein Teil eines hölzernen Renaissanceaufsatzes.
Hindenburgstraße (Kl. Bachstraße):
50: 1826.
Gartenstraße:
366: 1820 (?), Gefachfüllung wie beim Tor Hindenburgstraße 50.

Großen-Linden, Kreis Gießen.
In den alten Ortsteilen meist hohe Tore, nur die neueren, den äußeren Gürtel bildenden Höfe haben niedrige Tore.
Bauermühle:
1812, Wm.: Feller (= Johannes Feller II).
Frankfurter Straße (früher Kaiserstraße):
32: 1809, Wm.: Feller (= Johannes Feller II).
37: 1717.
46: 1845, Wm.: M. D.
50: Ohne Jahreszahl.
57: Überbautes Tor, Haus von 1731.
58: 1730.
60: 1716.
63: 1692, Gefachfüllung wie beim Tor in Hörnsheim, Schäfergasse 71.
72: 1855, Wm.: F. (= Feller III). Gefachfüllung wie beim Tor Nr. 46.
Bahnhofstraße:
2: 1800. Wm.: J. F. (= Johannes Feller II). Gefachfüllung wie beim Tor Frankfurter Straße 32).
5: 1746, Wm.: Joh. Göhrt (?).
7: 1777.
10: 1776 (oder 1810 ?), Gefachfüllung blau, grün und weiß bemalt.
12: 1800, Wm.: J. F. (= Johannes Feller II). Gefachfüllung wie beim Tor Obergasse 30, mit Sechssternen und Herzen, Torflügel mit Herzen bemalt.
Falltorstraße:
1: 1732.
3: 1732.
4: 1710.
9: 1746.

Gefachfüllung bei allen vier Toren gleich: Malkreuz mit gerader Raute.

Nebengasse:

6: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.

8: 1811, Wm.: F. (= Johannes Feller II). Gefachfüllung wie beim Tor Obergasse 3.

10: 1787, Wm.: Johannes Feller (I). Die Torflügel tragen Sechsterne und Herzen aufgemalt. Gefachfüllung wie beim Tor Obergasse 21.

Obergasse:

3: 1811, Wm.: F. (= Johannes Feller II). (Vgl. Nebengasse 8).

4: Holztor, die Tür für den Personenverkehr befindet sich in der Mauer, die den Hof umgibt.

15: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.

19: 1813, Wm.: Feller (= Johannes Feller II).

21: 1782, Wm.: H. F. (= Hans Feller I). (Vgl. Nebengasse 10).

25: 1765, Wm.: C. H.

30: 1801, Wm.: J. F. (= Johannes Feller II). Einst reich mit Herzen und Sechsternen bemalt. (Vgl. Bahnhofstraße 12).

31: Ohne Jahreszahl, Füllung in Gefach über der Tür entfernt.

35: Tor mit eingeschnittener Tür, 1782.

38: 1701.

40: 1770 (?).

Junkergasse:

22: 1763.

Das Tor des Hofes Frankfurter Straße 73 (früher Kaiserstraße) von 1639, das das bisher älteste bekannte Tor des gesamten Gebietes war, ist 1932 abgebrochen worden. Es hatte im Gefach über der Tür ein einfaches, gleicharmiges Kreuz (Kunstdenkm. Gießen III, S. 81, Abb. 62 u. 70). Das nächstälteste Tor, Frankfurter Straße 63, hat ein schlichtes, unverziertes Malkreuz. Die zu Anfang des 18. Jahrhunderts errichteten Tore haben das Malkreuz mit einer Raute verflochten (z. B. Falltorstraße 1, 3 und 9). Im zweiten Viertel des Jahrhunderts treten dann gleicharmige Kreuze auf, mit Sechsternen und Strahlenfächern in Viertelkreisform verziert (z. B. Bahnhofstraße 2, Nebengasse 10, Obergasse 21). Diese Form erfährt immer reichere Ausgestaltung, indem in die vier kleinen Felder wieder gleicharmige Kreuze oder Malkreuze gesetzt werden. Diese Formen werden um 1810 durch solche abgelöst, die die schreinermäßige Herstellung erkennen lassen (z. B. Nebengasse 8, Obergasse 3). Um die Mitte des 19. Jahrhunderts endlich wird das Gefach über der Tür durch wenige schmale Bretter aufgeteilt (z. B. Frankfurter Straße 46 und 72).

Eine ganze Reihe der hohen Tore sind von Gliedern der Zimmermeisterfamilie Feller geschaffen. Hans Feller (I) hat nach Angaben des Familienarchivs um 1772 aus Holzhausen bei Gladenbach nach Großen-Linden eingeheiratet (Martin).

H a u s e n, Kreis Gießen.

Etwa die Hälfte der Höfe hat hohe, die übrigen niedrige Tore. Die hohen Tore erhalten ihre Standfestigkeit durch Querschwellen und Fußknaggen (nicht Streben wie in den meisten anderen Orten)!

Schulgasse:

1: 1783, Wm.: JH. BZ.

3: 1783, vom gleichen Meister wie Nr. 1, gleiche Gefachfüllung.

Adolf-Hitler-Straße (Obergasse):

17: 1825.

22: 1811. Gefachfüllung mit Sternen und Herzen reich bemalt, desgl. die Tür. Fußknaggen noch vorhanden (vgl. Annerod).

H e u c h e l h e i m, Kreis Gießen.

Bei dem großen Brand im Jahr 1866 sind mehrere Straßen niedergebrannt, so daß an alten Hoftoren nur noch wenig vorhanden ist. Jedoch bietet z. B. die Bachstraße noch ein schönes, geschlossenes Bild, wo jede Lücke zwischen den Häusern durch ein hohes Tor geschlossen ist. Die jetzt ältesten Tore stammen meist aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. Von ihnen ist ein großer Teil von dem Zimmermeister Daniel Römer aus Heuchelheim errichtet. Die Füllung der Gefache über der Tür ist bei ihnen meist gleich: ein gleicharmiges, wellenförmig geschnittenes Kreuz

mit einem aufgesetzten, gedrechselten Knopf in der Mitte. Die gleiche Form, jedoch einfacher, noch schmuckloser und brettmäßiger, findet sich auch bei den Toren, die in verhältnismäßig großer Zahl in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erbaut sind. An ihnen kann man ablesen, daß schon von etwa 1840 ab die gute handwerkliche Durchbildung nachläßt. Ein großer Teil der Tore, besonders in der Gießener Straße, ist überbaut und dabei vielfach verstümmelt, indem das Gefach über der Tür vollständig zugesetzt ist oder dergleichen mehr. In den neuen Ortsteilen gibt es nur niedrige Tore. Es ist die Nähe der Stadt Gießen, die sich auch in der baulichen Gestaltung sehr stark bemerkbar macht.

Gießener Straße:
- 4: 1766.
- 8: 1870.
- 18: Überbautes Tor, Gefachfüllung über der Tür entfernt.
- 20: 1784, Tür beseitigt, Tor verbreitert.
- 22: Inschrift verwittert, um 1800 (?).
- 24: 1806, überbautes Tor, Wm.: Wilhelm Gilbert von Heuchelheim.
- 28: 1875. Die Gefachfüllung für die späte Entstehungszeit noch recht gut.

Marktstraße:
- 10: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
- 21: 1783, Tor mit eingeschnittener Tür, Wm.: Daniel Römer.
- 23: Überbautes Tor, Oberlicht verputzt, Inschrift nicht mehr lesbar. Wm.: wahrscheinlich Daniel Römer.
- 32: Ohne Jahreszahl, um 1850.

Bachgasse:
- 5: 1841, Wm.: Philipp Gilbert.
- 22: 1802, Wm.: Daniel Römer.
- 25: 1808, WH. GB., WM. v. H. (= Wilhelm Gilbert, Wm. von Heuchelheim).
- 26: 1783, Wm.: D. R. (= Daniel Römer).
- 29: Tor mit eingeschnittener Tür, 1785. Bauherr und Wm.: Daniel Römer.
- 35: 1794, Wm.: Daniel Römer.
- 38: 1827, Wm.: Peter Kern von Naunheim.
- 46: Tor mit eingeschnittener Tür, 1766.
- 52: Ohne Jahreszahl.
- 60: 1796, Wm.: Daniel Römer.
- 70: Überbautes Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.

Kirchgasse:
- 10: Überbautes Tor, 1799. Wm.: Philipp Schmid von Rodheim.

H o c h e l h e i m , Kreis Wetzlar.

Nur die alten Höfe, an der Durchgangsstraße oder in deren Nähe gelegen, haben hohe Hoftore. Sie stammen meist aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und haben im Gefach über der Tür vielfach ein stehendes Kreuz. Die neueren Tore, die sich hier und da finden, sind häufig überbaut.

Hauptstraße:
- 38: 1751, Tor durch Steinsockel unter den Pfosten erhöht; die Querschwellen und Fußstreben sind jedoch noch vorhanden. Das Kreuz im Gefach über der Tür trägt einen schwarz aufgemalten Stern.
- 42: 1733. Gefachfüllung: gleicharmiges Kreuz, in der Mitte mit aufgemaltem achtzackigen Stern im Kreis, auf den Armen mit aufgemalten Herzen. Farben: Schwarz und Weiß.
- 47: 1722 (oder 1777 ?), Gefachfüllung wie bei Nr. 42; überbaut.
- 128: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl, um 1855.
- 131: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
- 164: Tor mit eingeschnittener Tür, 1794.
- 175: Ohne Jahreszahl.
- 193: Tor mit eingeschnittener Tür. Auf dem Torsturz Bauinschrift von 1779, über der Tür die Jahreszahl 1781. Das Tor erhält durch lange, leicht geschwungene Kopfbänder einen besonders schönen rundbogigen Abschluß.

Rindsgasse:
- 208: 1700. Der Türsturz wird statt durch Knaggen durch kurze Streben gestützt.
- 210: Tor mit eingeschnittener Tür, 1733.

Kühlgasse:
121: 1809.

Hochweisel, Kreis Friedberg.

Die ältesten Tore stammen aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. Sie haben im Gefach über der Tür ein Malkreuz mit durchflochtener Raute. Bei den im 19. Jahrhundert errichteten Toren ist die Gefachfüllung, von geringfügigen Abweichungen abgesehen, durchweg gleich:

4 sich überblattende Stäbe, die schräg durch das Feld gehen; die Zwischenfelder mit starken Brettfüllungen, aus denen Herzen ausgeschnitten sind. Die Meister, die diese Art der Gefachfüllung angewendet haben, sind Konrad Roth, Jakob Ruppel, Nikolaus Schild und Johannes Schneider. Der von diesen am meisten hervortretende Meister ist Johannes Schneider, der etwa bis zum Jahr 1860 gearbeitet hat. Man findet in Hochweisel also zu der Zeit, wo in anderen Orten der allgemeine Niedergang in der handwerklichen Tätigkeit sich schon aufs stärkste bemerkbar macht, Tore, die im Aufbau und in der Durchführung noch gleich gut sind wie die älteren, die 50 Jahre früher entstanden sind. Die Tore fallen vor allem dadurch auf, daß die Gefachfüllungen und Kopfbänder mit aufgemalten sinnbildartigen Zeichen geradezu überdeckt sind. Herz, Sechsstern und Hakenkreuz sind besonders beliebt. Auf den Brettfüllungen in den Torecken befindet sich vielfach ein Baum und ein springender Hirsch. Unter den Farben herrscht Rot vor. Die Tore des Johannes Schneider unterscheiden sich von den übrigen vor allem dadurch, daß das obere Viertel der Torflügel nicht mit Brettern geschlossen ist, sondern mit schmalen, brettartigen Stäben versehen ist, die wie bei einem Geländer ausgeschnitten sind.

Langgasse:
9: 1786, überbaut.
10: Tor verbreitert, Tür beseitigt. Nur noch Pfosten und Kopfbänder alt. Wm.: Nikolaus Schild oder Johannes Schneider.
13: 1859. Wm.: Nikolaus Schild (1935 neu bemalt, die alte Schönheit dabei verloren gegangen)!

Hintergasse:
3: Ohne Jahreszahl, um 1780; nur noch Pfosten und Kopfbänder alt.
9: 1859, Wm.: Nikolaus Schild.
12: 1852, nur noch die Pfosten alt (Kerbschnitt und eingebohrte Kreise rot-blau-gelb bemalt). Kopfbänder und Torsturz neu, Gefachfüllung entfernt. Wm.: Johannes Schneider.
25: 1841; nur wenig bemalt (mit Hakenkreuzen). Wm.: Schneider.

Zwerggasse:
3: Inschrift nicht mehr lesbar, um 1840 errichtet. Bemalung ähnlich sparsam wie beim Tor Hintergasse 25. Wm.: Johannes Schneider. (Nach mündlicher Überlieferung traf ihn beim Aufrichten dieses Tores ein Balken und verursachte einen Beinbruch).

Burggasse:
1: 1857, Wm.: Johannes Schneider. Neuer Anstrich. Die Fülle der sinnbildartigen Zeichen, mit denen die Gefachfüllung und die Kopfbänder bedeckt waren, ist dabei beseitigt.
3: Tor mit eingeschnittener Tür, überbaut. Nur Pfosten und Teile der Kopfbänder alt. (Um 1855).

Hauptstraße:
7: 1837, Wm.: Jakob Ruppel von Münster.
9: 1855, Wm.: Johannes Schneider. (Neuer Anstrich!)
13: 1816.
21: 1834, Wm.: Konrad Roth.
24: 1850, Wm.: Johannes Schneider.

Ferdinand-Werner-Straße:
6: Überbautes Tor, 1786.
9: 1857, Wm.: wahrscheinlich Johannes Schneider.

Holzheim, Kreis Gießen.

Durchweg hohe Tore, doch fast alle aus neuerer Zeit.

Hauptstraße:
43: 1690, sehr verstümmelt. Das Tor besaß einst sehr hoch ansetzende Fußstreben.

48: 1847, Wm.: Peter Diehl.
17: 1909, im Gefach über der Tür ein gleicharmiges Kreuz (um 1775, wahrscheinlich vom Wm. Peter Orth).
29: 1848, Wm.: wahrscheinlich Peter Diehl.
36: 1793, überbaut. Alt sind nur noch Gefachfüllung, Türsturz und Knaggen.
82: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl. Wm.: wahrscheinlich Peter Diehl.

Hörnsheim, Kreis Wetzlar.
Die meisten Höfe haben hohe Tore, jedoch sind unter diesen nur noch wenige alte vorhanden. Das älteste, aus dem Jahr 1699, steht in der Schäfergasse. Es hat im Gefach über der Tür ein einfaches Malkreuz, in den Torecken ganz kurze, knaggenähnliche Streben.
Hauptstraße:
16: 1715; die Gefachfüllung ganz ähnlich wie bei den Toren in Niederkleen, Burggasse 95 und Kreuzgasse 92.
26: Ohne Jahreszahl, um 1700 (oder früher?). Gefachfüllung entfernt, Torecken durch Knaggen ausgerundet.
31: 1802, überbaut. Wm.: A. KB. (= Anton Kinzenbach).
32: 1716.
33: Ohne Jahreszahl, um 1810.
34: 1712, Wm.: Jost und Philippus Gaerd.
79: 180., Wm.: Anton Kinzenbach. Tür beseitigt.
85: 1732, im Gefach über der Tür gleicharmiges Kreuz mit aufgemaltem Stern. Farbe: Schwarz.
86: Überbautes Tor, ohne Jahreszahl, Gefach über der Tür verputzt.
100: Überbautes Tor, 1812. (Die Jahreszahl steht auch am rechten Prellstein). Wm.: Johs. Desch.
106: 1764, Gefachfüllung: gleicharmiges Kreuz mit Sinnbildern in den Farben Schwarz und Weiß bemalt. Auf den Türknaggen Hakenkreuze, gleichfalls mit schwarzer Farbe aufgemalt.
Schäfergasse:
71: 1699. Statt Kopfbänder kurze, gebogene Streben in den Ecken des Tores.
Hintergasse:
55: Ohne Jahreszahl, Tür beseitigt.
Die beiden Tore Hauptstraße 97 von 1728 und 98 von 1722 sind 1937 und 1938 abgebrochen und durch neue Torbauten ersetzt.

Kinzenbach, Kreis Wetzlar.
Die meisten Höfe sind entweder ganz offen oder nur durch ein niedriges Tor abgeschlossen.
Hauptstraße:
9: 1791, Wm.: P. Gull.
13: 1765, Wm.: P. Gull.
19: 1804, Wm.: J. U.

Kirchgöns, Kreis Friedberg.
Nur die neueren Höfe am Ortsrand haben niedrige Tore, alle übrigen hohe. Von diesen sind die ältesten im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts errichtet. Sie haben im Gefach über der Tür meist ein Malkreuz mit geschwungener Raute. (Hauptstraße 40, Taubgasse 5, Kirchgasse 3 und 13). Ganz ähnlich gestaltete Tore finden sich in Ebersgöns (Taunusstraße 47), Pohlgöns (Adolf-Hitler-Straße 7 und 8) und Hochweisel (Langgasse 9, Ferdinand-Werner-Straße 6). Sie sind in ihrem Aufbau, in der Gefachfüllung und in der Art des Kerbschnittes einander so ähnlich, daß man für sie beinah den gleichen Meister annehmen möchte. Zum Teil sind sie vielleicht vom Zimmermeister Kasper Euler errichtet, der sich auf dem Tor in Kirchgöns, Hauptstraße 40, als Werkmeister nennt. Die im 19. Jahrhundert errichteten Tore haben im Gefach über der Tür meist fensterartig, mit einer Bekleidung eingesetzte Füllungen, die gerade bei den im zweiten Viertel des Jahrhunderts entstandenen Toren einander sehr ähnlich sind. Während die älteren, vor 1800 entstandenen Tore noch Kerbschnittverzierung tragen, sind bei den jüngeren die Kanten der Pfosten und Kopfbänder von eingebohrten Kreisen begleitet.

Hauptstraße:
2: 1799, Wm.: J. E. (= Johannes Euler II).
5: Tor mit eingeschnittener Tür, 1792.
10. Überbautes Tor, 1838, Wm.: Euler (IV).
14: Ohne Jahreszahl.
30: 1807, Wm.: Euler (II). Rechts und links des Tores je eine Tür!
32: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
40: 1798, Wm.: Kasper Euler.

Taubgasse:
1: 1785 (?, Inschrift verwittert). Wm.: Kasper Euler.
2: 1805, Wm.: Johannes Euler (II).
3: Ohne Jahreszahl. Alt sind nur noch die Gefachfüllung über der Tür, der Türsturzbalken und die Knaggen.
5: 1783.

Kirchgasse:
3: 1807.
8: 1848, Wm.: Johannes Euler (IV).
13: 1785.

Pfeiffergasse:
6: 1821.
10: 1845, Wm.: Euler (IV).
14: Ohne Jahreszahl, um 1850, Wm.: wahrscheinlich Johannes Euler (IV). Gefachfüllung wie beim Tor Kirchgasse 8.
20: 1786.

Kleeberg, Kreis Wetzlar.
An hohen Hoftoren aus älterer Zeit nur drei.
Adolf-Hitler-Platz:
65: Tor mit eingeschnittener Tür, 1766.
71: Überbautes Tor, 1762.
94: 1738, überbaut.
Daneben gibt es eine ganze Reihe neuerer Tore, die erst in den letzten Jahren errichtet sind. Die übrigen Höfe haben entweder niedrige Tore oder sind ganz offen.

Klein Linden, Kreis Gießen.
Nur die in der Mitte des älteren Ortsteiles gelegenen Höfe haben hohe Hoftore. Bei diesen ist die kleine Tür meist in einen der beiden Torflügel eingeschnitten. Nur drei Tore haben einen gesonderten Türeingang neben dem großen Einfahrtstor.
Kirchstraße:
2 (?): Tor mit eingeschnittener Tür, 1718.
4: 1850.
9: 1795, Wm.: Daniel Römer v. HH. (= von Heuchelheim).

Wetzlarer Straße:
30: Überbautes Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
32: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
34: Desgleichen.
42: Überbaut, desgleichen.
73: Desgleichen.

Lahnstraße:
8: 1802.

Lützellindener Straße:
4: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.

Klein Rechtenbach, Kreis Wetzlar.
Neben niedrigen Toren gibt es im Ort eine ganze Reihe hohe. Doch stammen diese meist aus neuerer Zeit. Einige von ihnen sind überbaut.
19: 1769, Wm.: W. (= Johannes Wagner). An der Innenseite die Querschwellen mit den Fußstreben noch vorhanden. Am Torsturz konsolartiger Kerbschnitt, abwechselnd rot und hellblau bemalt. Auf den Torflügeln zwei aufgemalte Hakenkreuze, auf der Tür vier Herzen in einem Kreis.
26: 1764, M. HS. W. (= Meister Hans Wagner).
44: 1741. Die Gefachfüllung trägt Hakenkreuze und Sechssterne aufgemalt.

Krofdorf, Kreis Wetzlar.
Rodheimer Straße:
88: Tor mit eingeschnittener Tür, 1809, Wm.: Wilhelm Taubenheuser.
89: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
127: Desgl.
184: Überbautes Tor ohne Türeingang, 1816, Wm.: D. H.
Hintergasse:
154: Ohne Jahreszahl.
166: Ohne Jahreszahl (2. Hälfte des 18. Jahrhunderts).
Hauptstraße:
83: Tor, Türeingang entfernt, ohne Jahreszahl.
254: 1820, Wm.: David Heier.
257: Ohne Jahreszahl.
259: Tordurchfahrt, 1831, Wm.: David Heier.
282: Inschrift verwittert.
Inselstraße:
206: Ohne Jahreszahl.

Langenhain, Kreis Friedberg.
Die meisten Höfe erhalten nach der Straße zu ihren Abschluß durch niedrige Tore; die vorkommenden hohen sind erst in den letzten 70 Jahren errichtet. Das älteste Tor: Hauptstraße 45: 1853.

Langgöns, Kreis Gießen.
Von den verhältnismäßig wenigen neuen Gehöften, an den Ortseingängen abgesehen, sind alle Höfe durch ein hohes Tor abgeschlossen. Das älteste Tor steht in der Obergasse (Nr. 10). Es stammt aus dem Jahr 1697 und hat statt der geschweiften Kopfbänder Knaggen in den Ecken zwischen Pfosten und Türsturz.
Mohrgasse:
37: Tor, ohne Tür; ohne Jahreszahl, um 1800. (Vgl. Neugasse 20).
Untergasse:
2: 1831.
6: 1750.
8: 1741.
10: 1750.
12: Überbautes Tor, 1800, Inschrift verwittert. (Vielleicht vom gleichen Meister wie das Tor Neugasse 20).
13: 1704.
17: 1731.
21: Ohne Jahreszahl.
23: 1752, der Name des Zimmermeisters nicht mehr lesbar.
Die Entwicklung in der Gefachfüllung bei den Toren in der Untergasse verläuft etwa folgendermaßen: um 1700 schmale gezackte Bretter, ähnlich wie bei Füllungen von Treppengeländern; von etwa 1730 bis 50 Malkreuz mit Raute oder ähnliche, etwas reicher gestaltete Füllungen; um 1800 Füllungen in Kreuzform.
Obergasse:
5: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl. Auf dem Tor aufgemalte Sechssterne.
10: 1697, Gefachfüllung über der Tür entfernt, mittlerer Pfosten erneuert.
23: Ohne Jahreszahl, um 1765 (vgl. Brandoberndorf, Hauptstraße 174).
24: Inschrift nicht mehr lesbar.
26: 1785, Gefachfüllung: gleicharmiges Kreuz mit großem aufgemaltem Stern in der Mitte.
28: 1786.
30: Ohne Jahreszahl, etwa 1840; Wm.: vielleicht Johannes Euler (IV).
31: 1778, Wm.: wahrscheinlich der Bauherr Johannes Müller.
32: 1765; auf den Türknaggen aufgemalte Sechssterne.
34: 1839; Wm.: Adam Diehl.
Neugasse:
20: 1800; Wm.: T (oder F ?). Vom gleichen Meister wahrscheinlich die Tore Breitgasse 3 und Mohrgasse 37.

Hundstaten:
3: Überbautes Tor, 1772.
6: 1806, Wm.: T (oder F) (vgl. Neugasse 20).
7: 1755.
29: Tor mit eingeschnittener Tür, 1801.
34: Nur die Pfosten alt, mit kräftigem Kerbschnitt.
37: 1789; Tür in neuerer Zeit verschmälert.
40: Wie bei Nr. 34.
42: 1755.

Schmittgraben:
2: Überbautes Tor, 1800, Wm.: HR. V. Gefachfüllung mit plastisch geschnitzten Rosetten reich verziert.

Breitgasse:
3: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl, um 1800. (Vgl. Neugasse 20).
11: 1723 (oder 83?). Stark verstümmelt.
21: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl, um 1775; überbaut.

Pinggasse:
2: 1830, Wm.: Johannes Luter.

Langsdorf, Kreis Gießen.
Die meisten Häuser stehen mit der Traufe zur Straße und haben Tordurchfahrten.
Nur zwei hohe Tore:
Weidgasse 10: 1777.
Reichgasse 23: 1774.

Leihgestern, Kreis Gießen.
Aus älterer Zeit ist nur wenig an hohen Hoftoren vorhanden. Die meisten stammen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts oder sind noch jünger. In den neueren Ortsteilen herrscht das niedrige Tor vor.

Kirchstraße:
14: 1722.

Hindenburgstraße (Zahlgasse):
21: Überbautes Tor, 1781. Alt sind nur noch der Türsturz, die Gefachfüllung und die gekürzten Kopfbänder.

Rathausstraße:
4: 1791.
49: 1837, Wm.: P. B.
57: 1791, Wm.: WA. (= Johannes Wagner).

Schillerstraße (Judengasse):
1: Nur noch Reste alt (Pfosten, Türknaggen).

Kreuzgasse:
4: 1806, Wm.: P. B.

Lützellinden, Kreis Wetzlar.
Fast nur hohe Tore. Die Füllungen der Gefache über der Türe bestehen bei den im 18. Jahrhundert errichteten Toren meist aus stehenden Kreuzen oder aus Malkreuzen, die mit einer Raute verflochten sind. Bei den im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts errichteten Toren sind brettartige Füllungen bevorzugt. Nach 1850 werden einfache Balkenkreuze mit dünnem Stabwerk in den vier kleinen Feldern üblich. Der größte Teil der früher vorhandenen älteren Tore ist wahrscheinlich bei dem großen Brand im Jahr 1743, der 105 Gebäude in Asche legte, vernichtet.

Hauptstraße:
3: Ohne Jahreszahl, um 1800 (?).
23: 1808, Wm.: Anton Gerth.
24: 1726. Auf dem Türsturz: „Pax introeuntibus".
25: Ohne Jahreszahl, etwa 1810. Wm.: wahrscheinlich Anton Gerth.

Die Wohnhäuser dieser drei Gehöfte liegen von der Straße aus etwas zurück, so daß die Tore zwischen niedrigen Zäunen oder Mauern zu stehen kommen. Die beiden letzteren sowie das folgende stehen etwas gestaffelt.
28: 1790, Wm.: Henrich Dodt.
32: 1747; im Gefach über der Tür: stehendes Kreuz, wahrscheinlich einst mit aufgemaltem Stern in der Mitte.

83: 1796; nur Türsturz, Knaggen und Kopfbänder alt.
99: 1774 (?).
239: 1714.
240: Überbautes Tor, ohne Jahreszahl, nur noch Teile alt.
247: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
248: Überbautes Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.

Unterländer Dorfstraße:
103: 1799, Wm.: Wagner (II).
104: Ohne Jahreszahl.
107: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
117: 1699.
132: Tor mit eingeschnittener Tür, 1735.
137: 1840, Wm.: P. Ott. Tür zugesetzt, Gefachfüllung mit Sternen und einem Hakenkreuz bemalt.
139: 1756.
143: Überbautes Tor, ohne Jahreszahl.
152: Überbautes Tor, ohne Jahreszahl, um 1848.
155: Ohne Jahreszahl.
156: 1738.
191: 1758. Gefachfüllung ursprünglich aus Malkreuz mit gerader Raute bestehend, 1938 mitsamt den Pfosten erneuert.
209: 1815, Wm.: Anton Gerth. Auf der Gefachfüllung über der Tür maskenartige Darstellung eines menschlichen Kopfes aus Holz geschnitzt.
236: Überbautes Tor, 1808. Wm.: C. W. (= Konrad Wagner II ?).
237: Ohne Jahreszahl.

Dutenhöfer Straße:
159: 1811, Wm.: G. K.

Schulgasse:
94: 1800, Wm.: C. Wagner (II). Gefachfüllung erneuert.
95: 1799, Wm.: WA. (= Konrad Wagner II).
98: 1792, Wm.: C. WA. (= Konrad Wagner II). Tor und Tür durch eine Fachwerkwand getrennt, die die Höhe der Tür hat. Über Tür und Wand bis zum Tor befinden sich drei Malkreuze mit Rauten nebeneinander.

Klötenstraße:
89: 1780.

Eichstraße:
121: 1791.
128: 1865.
130: 1876.

Münchholzhausen, Kreis Wetzlar.

Hohe Hoftore aus älterer Zeit befinden sich fast nur in der Hindenburgstraße. In den übrigen Straßen meist niedrige Tore. Die Gefachfüllungen bestehen zum größten Teil aus einem breiten, schlichten Balkenkreuz, in die vier kleineren Felder sind Malkreuze oder stehende Kreuze gesetzt. Es ist die gleiche Art der Füllung, wie sie auch in Dutenhofen und Weidenhausen im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts angewendet wird. Eine Besonderheit von Münchholzhausen sind die mächtigen Prellsteine aus abgerundeten Muschelkalkblöcken, auf denen die Pfosten stehen. Auch in Großen-Linden, Gr. Rechtenbach und Vollnkirchen sind sie bei einigen Toren zu finden.

Hindenburgstraße (Bruchstraße):
134: Ohne Jahreszahl, um 1800. Am Mittelpfosten sind noch die kurzen Fußstreben vorhanden.
136: 1826, Wm.: Heinrich Wagner von Dutenhofen. Gefachfüllung wie beim Tor in Dutenhofen, Wetzlarer Straße 86.
138: Tor mit eingeschnittener Tür, 1768 (oder 1760 ?).
143: Überbautes Tor. Inschrift auf dem Torsturz, aber nicht mehr lesbar.
146: Torhaus, ohne Jahreszahl. Türeingang entfernt.
147: 1847, Wm.: C. W. (= Conrad Wagner IV).
148: Überbautes Tor, 1842 (oder 1847 ?). Wm.: C. Wagner von Dutenhofen (IV).

Münster, Kreis Friedberg.
Von den häufig vorkommenden hohen Toren stammen die meisten aus neuerer Zeit.
3: Ohne Jahreszahl, aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.
10: 1840. Wm.: vielleicht Jakob Ruppel.
61: 1830, Wm.: Jakob Ruppel. Die Gefachfüllung mit neuer Bemalung.
65: 1854, Wm.: Johannes Schneider. Von ihm sind auch Wohnhaus, Scheune und Stall gebaut.

Münzenberg, Kreis Friedberg.
Die meisten Höfe erhalten nach der Straße zu ihren Abschluß durch ein hohes Tor. Vielfach fehlt jedoch ein besonderer Eingang für den Personenverkehr; die Tür ist dann in einen der beiden Torflügel eingefügt. Daß diese Art der Torgestaltung in Münzenberg besonders häufig in Erscheinung tritt, hängt damit zusammen, daß der Ort früher durch die ihn umgebende Stadtmauer zusammengedrängt war. Die einzelnen Grundstücke waren deshalb schmal zugeschnitten, und es fehlte so der Platz, um den breiten Aufbau von Tor und Tür nebeneinander durchzuführen. Die meisten Tore dieser Art stehen am Steinweg.
Meisternamen finden sich auf den Toren nur selten. Einer der wenigen Zimmermeister, die ihren Namen angeben, ist Hans Georg Klos. An der eigenartigen Gestaltung der Gefachfüllung sind die von ihm errichteten Tore sofort zu erkennen.
Trais-Münzenberger Weg Nr. 1 und
Bellersheimer Weg Nr. 2.
Zwei Hoftore an den beiden nach der Straße zu gelegenen Seiten des großen Hofes; ohne Jahreszahl. Wahrscheinlich gleichzeitig mit dem Haus 1816 errichtet.
Steinweg:
7: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
9: Desgl., etwa 1835.
15: Desgl.
18: Desgl.
21: Haus steht mit der Breitseite zur Straße. Tordurchfahrt, ohne Jahreszahl.
23: Desgl., 1683.
25: Desgl., 1652.
27: Tor mit eingeschnittener Tür, 1789.
28: Desgl., 1791. Von demselben Meister wahrscheinlich das Tor Eichergasse 3.
29: Desgl., ohne Jahreszahl, überbaut.
30: 1702 (?), 1819 verändert (mit neuer Inschrift versehen). (Vgl. Allendorf, Schulstraße 17).
31: Überbautes Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
32: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
33: Haus steht mit der Breitseite zur Straße. Tordurchfahrt, 1744.
34: Desgl., ohne Jahreszahl.
35: 1772.
36: 1783. Die Gefachfüllung dieses Tores zeigt einen Einfluß der „Hohen Kunst" (Empirezeit, ein seltener Fall!).
38: Tor mit eingeschnittener Tür, 1768.
44: Ohne Jahreszahl.
46: Ohne Jahreszahl. Nur noch die Pfosten alt.
51: 1766.
Marktplatz:
13: 1794, Wm.: H. C. (= Hans Georg Klos).
Kirchgasse 3 und 5 (Pfarrhaus und Schule):
Zwei sehr große Tore nebeneinander. In die Torflügel sind kleine Türen eingefügt. Ohne Jahreszahl.
Eichergasse:
3: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl, verbreitert. (Nach der Kirche zu gelegen). (Vgl. Steinweg 28).
11: Überbautes Tor, 1767.
13: 1798, Wm.: (Hans Georg Klos).
15: Überbautes Tor, ohne Jahreszahl.
17: Desgl.

19: 1786, Gefachfüllung wie beim Tor Steinweg 35.
20: Überbautes Tor, 1794, Wm.: H. C. (= Hans Georg Klos).
22: 1836, Wm.: Kasper Boller von Oberhörgern.
23: 1777. Gefachfüllung ähnlich wie beim Tor Eichergasse 19.
25: 1799, Wm.: Hans Georg Klos. (An dem Haus hat der Zimmermeister Kasper Boller mitgearbeitet).
30: Überbautes Tor, ohne Jahreszahl, verstümmelt.

Tränkgasse:
32: 1834, Wm.: H. L. Klos. (Nebengebäude rechts vom Werkmeister H. C. (= Hans Georg Klos), 1784).

Muschenheim, Kreis Gießen.

Fast alle älteren Höfe haben ein hohes Hoftor. Nur in den neueren Ortsteilen kommt das niedrige Tor häufiger vor. Zur Füllung der Gefache über der Tür ist bei den in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts errichteten Toren meist ein stehendes Kreuz verwendet, dessen Arme verziert und an den Seiten trapezförmig ausgeschnitten sind.

Schulstraße:
1: 1825, Wm.: C. S. (Auf den Prellsteinen die Anfangsbuchstaben des Meisternamens und die Jahreszahl).

Kirchgasse:
1: 1814, Wm.: Christian Müller.

Großgasse:
11: 1794. Das Dach setzt tiefer aufgesetzt.

Hessengasse:
4: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl, etwa 1835. Wm.: vielleicht Kasper Boller.
13: 1768. (Vgl. Bettenhausen, Schulgasse 4).
17: 1766, ganz ähnlich dem Tor in Bettenhausen, Obergasse 13; wahrscheinlich gleicher Meister.

Alter Rathausplatz:
5: Ohne Jahreszahl, aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.
8: 1766. (Vgl. Bettenhausen, Schulgasse 4).
10: Ohne Jahreszahl, Türeingang neu.
16: 1793. Alt nur noch die Gefachfüllung und die Türknaggen.

Bahnhofstraße (Brückgasse):
6: 1807, Wm.: wahrscheinlich Heinrich Dermer.
8: Ohne Jahreszahl, wie das Tor Nr. 6, vom gleichen Meister.
10: 1785, Wm.: C. M. Eller von Muschenheim. (Die Jahreszahl steht auf den Prellsteinen).

Naunheim, Kreis Wetzlar.

Meist niedrige Tore und nur einige wenige hohe aus neuerer Zeit, die überbaut sind.
Waldgirmser Straße 4: Überbautes Tor, ohne Jahreszahl. Vom gleichen Meister vielleicht das Tor in Waldgirmes, Kreuzgasse 80.

Niederkleen, Kreis Wetzlar.

Fast nur hohe Tore.
Die Entwicklung in der Gefachfüllung verläuft etwa folgendermaßen: Um 1700: Malkreuz mit geschwungener Raute; von 1700 bis 1750: Gerades Balkenkreuz, in der Mitte zu einer großen runden Scheibe ausgeweitet, auf der sich ein Sechsstern, ein Hakenkreuz eine Rosette oder auch nur konzentrisch laufende Rillen befinden; auf den Kreuzarmen schmale Kerbschnittbänder. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind die Formen vielfältiger. Es erscheint das Malkreuz mit gerader Raute, ein stehendes Kreuz mit doppeltem Querbalken, ein gleicharmiges Kreuz, dessen Oberfläche mit reicher Schnitzerei bedeckt ist, schließlich auch eine Füllung aus vier sich überkreuzenden Stäben mit Füllbrettern, aus denen Herzen ausgeschnitten sind.

Schießecke:
65: 1805, Wm.: Euler von Kirchgöns (II).

Kreuzgasse:
67: 1701. Vom gleichen Meister vielleicht das Tor Burggasse 119, sowie die Tore in Dornholzhausen, Mühlgasse 25 und Adolf-Hitler-Platz 16.

70: 1819, Wm.: Georg Ott.
72: 1705.
81: Überbautes Tor, 1804.
82: Tor mit eingeschnittener Tür, 1717.
89: 1706, die hoch ansetzenden Fußstreben sowie die Querschwellen noch vorhanden.
92: 1722.
94: Ohne Jahreszahl, nach oben hin vergrößert.

Burggasse:
2: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
3: 1777, Wm.: WA. (= Johannes Wagner I).
14: 1737.
45: 182., Tor und Tür durch ein schmales Wandstück getrennt. Gefach über der Tür zugesetzt und verputzt, Inschrift verdeckt.
95: 1712.
108: Überbautes Tor, 1820. Wm.: Georg Ott.
119: Ohne Jahreszahl, um 1700. (Vgl. Kreuzgasse 67).

Schneiderberg:
19: Ohne Jahreszahl.
21: Desgl.
34: Desgl.

Drohnengasse:
48: Überbautes Tor, 1812. Wm.: Konrad Wagner von Dutenhofen (IV).
50: 1698.

N i e d e r m ö r l e n, Kreis Friedberg.
Die an der Durchgangsstraße liegenden Höfe haben zum großen Teil hohe Hoftore, die übrigen niedrige.

Hauptstraße:
3: Ohne besonderen Türeingang, 1822.
8: Tor mit eingeschnittener Tür, 1819.
9: 1819, Türeingang und das Gefach darüber verschmälert. Die Gefachfüllung trägt mit roter Farbe aufgemalte Blumen und einen Sechsstern.
11: 1798.
33: Ohne besonderen Türeingang, nur noch die Pfosten alt.

Die Tore Nr. 9, 11 und 33, vielleicht auch das Tor Nr. 8, sind vom Meister der Tore mit dem „Eisernen Kreuz" errichtet.
34: 1819, Wm.: Johann Jakob Wißner von Gambach.
66: 1783, Wm.: vielleicht der Meister der Tore mit dem „Eisernen Kreuz".

N i e d e r w e i s e l, Kreis Friedberg.
Nur wenige alte Tore sind vorhanden, da Ende des 19. Jahrhunderts ein großer Brand den Ort heimgesucht hat. Einige Straßenzüge haben fast nur Tore aus neuerer Zeit (ab 1910), einander fast gleichend: hohe breite Toreinfahrten, kurze gerade Kopfstreben, die Tür meist in einen der beiden Torflügel eingeschnitten. Die Tore tragen fast alle das Jahr ihrer Erbauung eingeschnitzt, auf den Kopfstreben häufig auch Sechssterne. In der Mitte des Torsturzes befinden sich vielfach drei ineinander gestellte Halbkreisbögen. In den Nebenstraßen (Hintergasse, Weizgang) sowie in den neuen Ortsteilen gibt es nur niedrige Tore.

Butzbacher Straße:
45: 1819.
47: 1758.

Pfarrgasse:
2: 1801; 1938 abgebrochen und durch ein niedriges Tor ersetzt.

Hintergasse:
19: 1837.

Bahnhofstraße:
12: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl. Wm.: vielleicht Nikolaus Schild.

Reutergasse:
8: 1811, Wm.: HR. L. D. (Vom gleichen Meister das Tor in Ebersgöns, Hauptstraße 6).

14: Überbautes Tor, 1804; Gefachfüllung ähnlich wie bei Nr. 8.
15: 1865, Wm.: Nikolaus Schild zu Hochweisel.

Niederweh, Kreis Wetzlar.
7: 1860.
56: 1811, breit überdachte Torfahrt. Wm.: Desch. Torflügel mit Hakenkreuzen, Sechssternen, Herzen und kleinen Rauten bemalt. Farben: Schwarz und Weiß.
67: 1824, Wm.: D. (= Desch). (Statt der hohen Türflügel jetzt niedrige Lattentüren!)
70: 1776, farbig sehr gut behandelt! Vom gleichen Meister wahrscheinlich die Tore in Volpertshausen Nr. 48 und 59 und Vollnkirchen Nr. 3 und 39.
Ferner einige überbaute hohe Tore aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Im übrigen niedrige Tore.

Oberhörgern, Kreis Gießen.
In dem Straßenzug Obergasse/Untergasse wird jeder Hof durch ein hohes, hölzernes Tor abgeschlossen. Einige von diesen haben noch schöne alte Türen. Zwischen 1830 und 1845 arbeitet der Zimmermeister Kasper Boller im Ort. Eine große Anzahl der Tore sind von ihm errichtet. Das obere Viertel der Torflügel sowie das Gefach über der Tür pflegt er mit senkrecht gestellten Vierkantstäben zu füllen.
Obergasse:
4: 1836, Wm.: Kasper Boller.
12: Ohne Jahreszahl, etwa 1795. Wm.: wahrscheinlich Hans Georg Klos.
20: Ohne Jahreszahl.
34: 1845, Wm.: Kasper Boller von hier.
42: 1835, Wm.: Kasper Boller.
Untergasse:
53: 1802. Tür entfernt. Besonders reiches Kerbschnittband; an den oberen Enden der Pfosten Schnitzereien: rechts ein Rad, links ein Webstuhl, unter beiden Darstellungen je ein zweihenkliges Gefäß, aus dem drei Blumen wachsen.
55: 1836, Wm.: Kasper Boller von hier.
56: 1810, Wm.: vielleicht Johann Jakob Wißner.
58: Überbautes Tor, 1786 (Jahreszahl auf den Prellsteinen). Vom gleichen Meister vielleicht das Tor Nr. 64.
64: 1787 (vgl. Nr. 58).
70: 1766.
71: 1840, Wm.: P. Diehl.
72: 1784.
75: 1841.
Hauptstraße:
49: Überbautes Tor mit eingeschnittener Tür, 1841.

Oberkleen, Kreis Wetzlar.
Meist hohe Tore.
Hauptstraße:
37: 1697, die alte Gefachfüllung beseitigt.
45: Ohne Jahreszahl, das ganze Tor in neuerer Zeit erhöht.
80: Ohne Jahreszahl, vielleicht gleichzeitig mit dem Haus 1707 errichtet.
81: 1857, Wm.: J. Euler (IV).
84: Ohne Jahreszahl.
85: 1781.
86: Tor mit eingeschnittener Tür, 1807. Jeder der drei Pfosten mit Herz, Sechsstern und Hakenkreuz verziert.
Marienbergstraße:
1: Überbautes Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
5: 1833, Wm.: Obergesell Euler von Kirchgöns (III).

Obermörlen, Kreis Friedberg.
Die an der Durchgangsstraße (Usinger Straße-Frankfurter Straße) gelegenen Höfe haben meist hohe Tore. Diese stammen jedoch zum großen Teil aus der

zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und sind sich in der Gestaltung der Gefachfüllungen über der Tür sehr ähnlich. Ein Teil von ihnen ist wahrscheinlich von Zimmermeister Wilhelm Känz errichtet (Usinger Straße 28, 33 und 34, Frankfurter Straße 24 und 28).

Usinger Straße:
11: Ohne Jahreszahl, etwa 1815, vom Meister der Tore mit dem „Eisernen Kreuz".

Neugasse:
13: Ohne Jahreszahl, etwa 1850. Tür beseitigt, Tor verbreitert. Auf den Brettfüllungen in den Torecken springender Hirsch. Wm.: wahrscheinlich Johannes Schneider.

Elisabethstraße:
3: Ohne Jahreszahl.

Oberwetz, Kreis Wetzlar.

Die Häuser stehen nicht mit dem Giebel, sondern mit der Traufe zur Straße. Verschiedene von ihnen haben Tordurchfahrten. Nur ein hohes Tor mit seitlicher Pforte:

Hauptstraße 53: 1767. Jetzt zu einem Torhaus umgestaltet.

Oppershofen, Kreis Friedberg.

Etwa die Hälfte der Höfe wird durch ein hohes Tor abgeschlossen. Ein Teil von ihnen ist gegen Ende des vorigen Jahrhunderts errichtet, zwei Tore sind ganz neu. Die niedrigen haben vielfach alte Steinpfosten.

Der Bestand der vorhandenen hohen Tore läßt sich ungefähr auf drei Meister aufteilen:

I. Konrad Anfang (Hauptstraße 30).

II. Ein Meister, der in der Art des Konrad Wißner arbeitet (Södeler Str. 1 und 2 und Schulstraße 2). Die Füllungen der Gefache über den Türen ähneln der des Tores in Griedel, Hauptstraße 147, so stark, daß man als Meister dieser drei Tore Konrad Wißner in Anspruch nehmen möchte. Da er nachweislich im Nachbardorf Rockenberg (Untergasse 6) gearbeitet hat, so besteht diese Annahme wahrscheinlich zu Recht.

III. Ein Meister, dessen Eigenart es ist, zwischen die Wörter, bzw. zwischen die Buchstaben der Inschrift ein oder mehrere Kreuze einzuschnitzen, die die Form des „Eisernen Kreuzes" haben. Seinen Namen gibt er auf keinem der Tore an. Nach der genannten Eigenart kann man ihn als „Meister der Tore mit dem ‚Eisernen Kreuz'" bezeichnen.

Hauptstraße:
11: 1803.
16: 1811.
20: 1809.
26: Tor mit eingeschnittener Tür, 1809.

Diese vier Tore sind wahrscheinlich alle von dem unter III aufgeführten Meister gearbeitet.

30: 1817, Wm.: Konrad Anfang. Schöne Prellsteine mit dem Namen des Bauherrn und mit der Jahreszahl.

Södeler Straße:
1: 1793.
3: 1796.

Beide Tore vielleicht von Konrad Wißner gearbeitet.

11: 1816.
13: 1815. Jahreszahl noch auf den Prellsteinen.

Beide Tore von dem unter III genannten Meister.

Steinfurther Straße:
2: 1813, Gefachfüllung wie beim Tor Hauptstraße 16. Die Pfosten stehen auf alten Prellsteinen, von denen der mittlere nochmal die Jahreszahl trägt. Vom Meister der Tore mit dem „Eisernen Kreuz".

Schulstraße:
1: Ohne Jahreszahl. Tor und Tür sind durch ein kurzes Stück Wand getrennt.
2. Reste eines alten Tores (auf dem Türknaggen: 1793). Gefachfüllung wahrscheinlich wie beim Tor Södeler Straße 1.

Ostheim, Kreis Friedberg.
Nur in den neueren Ortsteilen niedrige, sonst meist hohe Hoftore. Die Letzteren stammen meist aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, einige auch aus dem 20. (Hauptstraße 27: alter Türsturzbalken von 1809). Sie sind hoch und breit, mit kleinen, geraden Kopfstreben, so daß der schöne, runde Abschluß fehlt, den die alten Tore in den anderen Orten aufweisen.

Pohlgöns, Kreis Friedberg.
Das hohe Hoftor herrscht vor. Nur die neueren, an den Ortseingängen liegenden Höfe haben niedrige Tore. Ein Teil der Häuser zeigt noch offenliegendes Fachwerk, so daß der schöne alte Zusammenklang von Holztor und Fachwerkhaus noch vorhanden ist.
Die ältesten hohen Tore, aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts stammend, haben im Gefach über der Tür das Malkreuz mit geschwungener Raute. Von 1800 ab werden Füllungen üblich, die mit einem Rahmen eingesetzt werden und in ihrer Gestaltung anfangs eine klassizistische Richtung zeigen. Sie sind bis zur Jahrhundertmitte, teilweise auch noch darüber hinaus, üblich, werden aber in den letzten Jahren immer kleinlicher und magerer. Einige der Werkmeister, die die hohen Hoftore errichtet haben, entstammen der Zimmermeisterfamilie Euler von Kirchgöns.
Adolf-Hitler-Straße:
1: Inschrift überstrichen, um 1830. Wm.: wahrscheinlich Euler (III).
2: Inschrift nicht mehr lesbar, 1828? Wm.: Euler (III).
3: 1822.
5: 1837, Wm.: Euler (III).
7: 1791.
8: 1800, Wm.: Lese von Kg. (= Kirchgöns).
10: Ohne Jahreszahl.
19: Überbautes Tor, ohne Jahreszahl.
21: Ohne Jahreszahl, um 1810.
Gießener Straße:
2: 1805, Wm.: Johannes Euler (II).
11: 1878, Wm.: Euler (IV).
15: 1852.
Wetzlarer Straße:
20: 1807, Wm.: Johannes Euler (II).
Beerengasse:
16: 1804, Wm.: AE. (oder FE.?).
Ein weiteres Hoftor, 1781 erbaut, befindet sich jetzt im Germanischen National-Museum in Nürnberg. Torflügel mit Dreiwirbel, Hakenkreuz und Sechsstern bemalt. Farben: Schwarz, weiß und Rot.

Reiskirchen, Kreis Wetzlar.
Die meisten Höfe sind offen und haben niedrige Tore. Neben einigen überbauten Toreinfahrten nur drei hohe Tore:
27: 1851.
45: Ohne Jahreszahl, etwa 1780.
78: Torhaus, ohne Jahreszahl.

Rockenberg, Kreis Friedberg.
Die niedrigen Tore überwiegen und sind zum Teil alt, wie die Steinpfosten beweisen. Von den hohen Toren stammen nur wenige aus älterer Zeit. Ein großer Teil von ihnen ist erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und im 20. Jahrhundert errichtet. Die Abfassung der Torinschriften unterscheidet sich von der in den anderen Orten üblichen dadurch, daß man die Tore gleichsam selber sprechen läßt.
22: Ohne Jahreszahl, gegen Ende des 18. Jahrhunderts errichtet.
Untergasse:
2: 1818, Wm.: Konrad Anfang.
6: 1804, Wm.: Konrad Wißner von Gambach und Johannes Spetel. Gefachfüllung wie bei den Toren Mühlgasse 6 und 44.
17: Ohne Jahreszahl, gegen Ende des 18. Jahrhunderts errichtet.

Mühlgasse:
6: 1807, Inschrift verwittert. Wm.: wahrscheinlich Johannes Spetel. (Vgl. Untergasse 6).
17: Ohne Jahreszahl.
19: Desgl.
44: 1801, Wm.: Johannes Spetel. (Vgl. Untergasse 6).
Freier Platz:
21: 1827, Wm.: Jakob Wißner. Auf dem linken Prellstein: H. L. (der rechte steckt ganz in der Erde).
Scheidegasse:
5: Tor ohne Tür, nur noch die Pfosten alt.
Klostergasse:
10: 1816.

Rodheim a. d. Bieber, Kreis Wetzlar.
Neben einigen in die Häuser eingebauten Tordurchfahrten nur drei Hoftore:
Adolf-Hitler-Straße:
15: Überbautes Tor, 1818. (Wird abgerissen).
Kirchstraße:
6: 1834. Am Ende der Kirchstraße von einem jetzt verschwundenen Hof: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.

Steinbach, Kreis Gießen.
Nur ein hohes Hoftor: Adolf-Hitler-Straße 52, 1810 (vgl. Annerod). Statt des schmalen Satteldaches jetzt überdachte Torfahrt.

Steinberg-Watzenborn, Kreis Gießen.
Hohe Tore wechseln mit niedrigen. Aus älterer Zeit nur zwei:
Hindenburgstraße (Grüninger Gasse):
4: 1767.
Hermann-Göring-Straße (Unterdorf):
10: 1805, Werkmeister: G. S. von Steinbach.

Steinheim, Kreis Gießen.
Nur zwei hohe Hoftore:
Obergasse Nr. 12: Überbautes Tor, 1731.
22: 1767.
(Nach „Kunstdenkmäler des Kreises Gießen", Band 3).

Trais-Münzenberg, Kreis Friedberg.
Meist hohe Hoftore.
12: 1787.
16: 1822, Werkmeister: K. Körnlein.
20: 1833, Haus und Tor von Kasper Boller errichtet (Inschrift am Haus).
35: 1766, vom gleichen Meister wahrscheinlich das Tor Nr. 51, Inschrift verwittert. Überbaut.
45: 1779, Werkmeister: vielleicht Peter Orth.
51: 1766 (vgl. Nr. 35).
52: Ohne Jahreszahl, etwa 1810, Werkmeister: vielleicht Heinrich Dermer.

Vollnkirchen, Kreis Wetzlar.
Von den wenigen neuen Höfen abgesehen, nur hohe Hoftore.
Hauptstraße:
1: Ohne Jahreszahl, um 1775.
2: Desgleichen, etwa 1830.
3: Überbautes Tor, 1786. Gefachfüllung mit Sternen und Hakenkreuzen bemalt, auch auf den Torflügeln zwei große, sternartige Zeichen. (Vgl. Niederwetz Nr. 70).
10: 1717, Fußstreben am mittleren und linken Pfosten noch vorhanden. Vom gleichen Meister vielleicht die Tore in Gr. Rechtenbach, Hauptstraße 59, und Volpertshausen, Pfälzerstraße 23).
13: 1833, Werkmeister: Euler (III).
14: 1764 (oder 1704 ?). (Vgl. Allendorf, Schulstraße 17).
29: 1836.

38: Überbautes Tor, ohne Jahreszahl, um 1800. Pfosten und Kopfbänder erneuert.
39: Tor ohne Tür, ohne Jahreszahl. Auf den Torflügeln sind Herzen, Sterne und rautenförmig aufgeteilte Dreiecke aufgemalt (Vgl. Niederwetz Nr. 70).
41: 1702. Auf dem Gesims über dem Türsturz ein giebelförmiger Aufsatz.
44: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
45: Überbautes Tor, ohne Jahreszahl.
47: Ohne Jahreszahl.

Volpertshausen, Kreis Wetzlar.
Nur wenige hohe Tore. Das Kirchhofstor (1812) ist in der gleichen Form wie die Hoftore gebaut, nur kleiner und durch eine Mittelstütze unterteilt.
Pfälzerstraße:
23: 1714, kein schmales Satteldach, sondern überdachte Torfahrt. Gefachfüllung: stehendes Kreuz, das in der Mitte einen Achtstern (schwarz), auf den Enden der Kreuzarme Sterne (?) und Herzen (rot) aufgemalt trägt. (Vgl. Vollnkirchen Nr. 10).
38: 1935, mit verschiedenen Kerbschnittmustern verziert, auch bemalt. Gut!
40: Überbautes Tor, ohne Jahreszahl. Türsturz höher gesetzt, die Füllung des Gefaches dadurch verstümmelt.
48: 1778, Bemalung neu (vgl. Niederwetz Nr. 70).
59: Torhaus, die Tür in den rechten Torflügel eingeschnitten. Die Tür trägt Hakenkreuze (rot auf schwarzem Grund) und kleine Rauten aufgemalt, die Torflügel, Herzen und große, runde, sternartige Zeichen. (Vgl. Niederwetz Nr. 70).
61: 1800, nur noch Türsturz und Kopfbänder alt.

Waldgirmes, Kreis Wetzlar.
Die älteren Gehöfte haben großenteils ein hohes Hoftor. Ein gesonderter Türeingang ist meist nicht vorhanden, sondern die Tür ist in einen der beiden Torflügel eingeschnitten. Teilweise sind die Tore überbaut. Sehr viele von ihnen stammen aus neuerer und neuester Zeit.
Kreuzgasse:
71: 1778 (oder 1779?). Auf den Kopfbändern ist ein Gesicht dargestellt, von dem nach beiden Seiten Ranken ausgehen.
80: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl. (Vgl. Naunheim, Waldgirmeser Straße 4).
Lauterestraße:
326: Überbautes Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
382: Überbautes Tor, 1821. Werkmeister: Adam Schmid von Dorlar.
407: Tor mit eingeschnittener Tür, 1833.
Oberstraße:
311: Überbautes Tor, ohne Jahreszahl.
312: Überbautes Tor mit eingeschnittener Tür, 1834. Werkmeister: Andreas Weller von Atzbach.

Weidenhausen, Kreis Wetzlar.
Die älteren Höfe haben noch den hohen Torabschluß. Doch kommen auch niedrige Tore schon häufig vor. Das Kirchhofstor (1775) hat den gleichen Aufbau wie die Hoftore, nur kleiner.
33: Torhaus, 1828, Werkmeister: Konrad Wagner von Dutenhofen (IV).
35: Ohne Jahreszahl, etwa 1775, Werkmeister: wahrscheinlich Johannes Wagner (I).

Wohnbach, Kreis Friedberg.
Hohe Tore aus älterer Zeit sind selten. Die Höfe werden großenteils durch niedrige Tore abgeschlossen.
Hauptstraße:
102: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl, aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts.
Gegenüber: Ohne Jahreszahl, etwa 1780. Tür zugesetzt.
129/30: Zwei Tore nebeneinander, die Türen innerhalb der Toreingänge, 1776. Linkes Tor in späterer Zeit höher gesetzt.

Wassergasse:

15: 1768. Ist nur noch Gefachfüllung, Türknaggen und Kopfbänder. Neu bemalt.

Wölfersheim, Kreis Friedberg.

Die niedrigen Tore überwiegen.

Kirchgasse:

3: Überbautes Tor mit eingeschnittener Tür, 1786. Wm.: Peter Orth.

5: 1776. Alle Balken überzogen mit erhaben geschnitzten breiten, lappigen Ranken. Vom gleichen Meister wahrscheinlich das Tor Brauhofgasse 6.

Hollergasse:

10: Überbautes Tor mit eingeschnittener Tür, Inschrift (auf dem Torsturz) nicht mehr lesbar.

Obergasse:

4: 1801.

Brauhofgasse:

6: 1765 (vgl. Kirchgasse 5). Gefachfüllung: gleicharmiges Kreuz, darauf dargestellt: unten eine Waage, darüber ein Stern, darüber ein Mann, der mit ausgestrecktem Arm an seinem dicken Daumen entlang zu visieren scheint.

Wißmar, Kreis Wetzlar.

Von den älteren Gehöften haben etwa 3/4 hohe Hoftore, zuweilen auch Tordurchfahrten durch Gebäude, die, mit der Traufseite zur Straße stehend, den Hof abschließen. Nur zwei von ihnen sind reicher ausgebildet:

Bahnhofstraße 209, und Eckstraße 237, sie stammen aus der Zeit um 1800. Den übrigen Toren fehlt jeglicher Kerbschnitt oder sonstige Verzierung und eine Ausgestaltung mit Sinnzeichen. Auch sind sie nicht mehr aus gebeiltem, sondern aus geschnittenem Eichenholz hergestellt. Sie werden daher erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden sein.

Der Gedanke, den Hof durch ein hohes Tor abzuschließen, hat hier also erst recht spät Aufnahme gefunden. Bei einem großen Teil der Tore stehen die Pfosten auf großen Sandsteinblöcken, die als Prellsteine ausgearbeitet sind.

Krofdorfer Straße:

22: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
24: Überbautes Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
41: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.

Bahnhofstraße:

148: 1801.
186: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
198: Desgl.
199: Ohne Jahreszahl.
206: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
209: Ohne Jahreszahl.
211: Ohne Jahreszahl.

Eckstraße:

215: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
224: Ohne Jahreszahl.
237: 1807. Wm.: Jakob Werner von Vetzberg.
247: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.

Langgasse:

122: Ohne Jahreszahl, überbaut.
124: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
244: Desgl.
245: Ohne Jahreszahl.

Schulstraße:

51: Ohne Jahreszahl.
60: Tor mit eingeschnittener Tür, ohne Jahreszahl.
238: Ohne Jahreszahl.
239: Ohne Jahreszahl.

Alle Inschriften und Jahreszahlen auf den hier genannten Toren habe ich an Ort und Stelle genau untersucht. In „Kunstdenkmäler des Kreises Gießen", Bd. III, Darmstadt 1933, sind einige hohe Hoftore fälschlich mit folgenden anderen Jahreszahlen aufgeführt:

Bettenhausen: Obergasse 10: 1778, a. a. O. S. 15: 1789; Obergasse 13: 1768, a. a. O. S. 15: 1766.

Großen-Linden: Frankfurter Straße 58: 1730, a. a. O. S. 82: 1695; Frankfurter Straße 63: 1692, a. a. O. S. 81: 1694; Falltorstraße 9: 1746, a. a. O. S. 85: 1716.

Holzheim: Hauptstraße 43: 1690, a. a. O. S. 126: 1629.

Langgöns: Obergasse 10: 1697, a. a. O. S. 185: 1691; Hundstaten 42: 1755, a. a. O. S. 187: 1735.

Muschenheim: Hessengasse 17: 1766, a. a. O. S. 319: 1765; Bahnhofstraße 10: 1785 (Jahreszahl steht auf den Prellsteinen), a. a. O. S. 319: v. 1800.

Oberhörgern: Untergasse 55: 1836, a. a. O. S. 348: 1837.

Steinberg-Watzenborn: Hindenburgstraße 4: 1767, a. a. O. S. 414: 1764.

VII. Verzeichnis der Zimmermeister, die hohe Hoftore errichtet haben.

Konrad Anfang: a) Oppershofen, 1817 Hauptstraße 30; b) Rockenberg, 1818 Untergasse 2.
Andreas Beimer: Heuchelheim, 1783 Gießener Straße 5.
Kasper Boller von Oberhörgern: a) Oberhörgern, 1835 Obergasse 42, 1836 Obergasse 4, 1836 Untergasse 55, 1845 Obergasse 34; b) Münzenberg, 1836 Eichergasse 22; c) Eberstadt, Butzbacher Straße 15; d) Trais-Münzenberg, 1833 Nr. 20.
P. B.: Leihgestern, 1806 Kreuzgasse 4, 1837 Rathausstraße 49.
JH. BZ.: Hausen, 1783 Schulgasse 1.
Heinrich Dermer: Birklar, 1815 Adolf-Hitler-Platz 17.
Johannes Desch: Hörnsheim, 1812 Hauptstraße 100.
Desch: Niederwetz, 1811 Nr. 56, 1824 Nr. 67.
Adam Diehl: Langgöns, 1836 Obergasse 39.
P. Diehl: a) Oberhörgern, 1840 Untergasse 71; b) Holzheim 1847 Hauptstraße 48.
M. D: Großen-Linden, 1845 Frankfurter Straße 46.
C. M. Eller von Muschenheim: Muschenheim, 1785 Bahnhofstraße 10.
Kasper Euler (I): Kirchgöns, 1785 (?) Taubgasse 1, 1798 Hauptstraße 40.
Johannes Euler (II):) a) Kirchgöns, 1799 Hauptstraße 2, 1805 Taubgasse 2, 1807 Hauptstraße 30; b) Pohlgöns, 1805 Gießener Straße 2, 1807 Wetzlarer Straße 20; c) Niederkleen, 1805 Schießecke 65.
Euler (III): a) Pohlgöns, 1828 (?) Adolf-Hitler-Straße 2, (1830) Adolf-Hitler-Straße 1, 1837 Adolf-Hitler-Straße 5; b) Vollnkirchen, 1833 Nr. 13; c) Oberkleen, 1833 Marienbergstraße 5.
Johannes Euler (IV): a) Kirchgöns, 1838 Hauptstraße 10, 1848 Kirchgasse 8. b) Oberkleen, 1857 Hauptstraße 81; c) Pohlgöns, 1878 Gießener Straße 11.
Adam Euler von Dorf Güll (A): a) Dorf Güll, 1800 Hof-Güller-Straße 13, 1804 Borngasse 5; b) Seemühle, 1812.
Euler (B): Griedel, 1824 Leiterstraße 64.
A. E. (F. E.?): Pohlgöns, 1804 Bärengasse 16.
Johannes Feller (I): Großen-Linden, 1777 Bahnhofstraße 7, 1782 Obergasse 21, 1787 Nebengasse 10.
Johannes Feller (II): Großen-Linden, 1800 Bahnhofstraße 2, 1800 Bahnhofstraße 12; 1801 Obergasse 30; 1809 Frankfurter Straße 32, 1811 Nebengasse 8, 1811 Obergasse 3, 1813 Obergasse 19; Bauermühle bei Großen-Linden, 1812.
Feller (III): Großen-Linden, 1855 Frankfurter Straße 72.
Jost und Philippus Gaerd: Hörnsheim, 1712 Hauptstraße 34.
Anton Gerth von Lützellinden: Lützellinden, 1805 Hauptstraße 23, 1815 Unterländer Dorfstraße 209.
Friedrich Gilbert: Grüningen, 1809 Hauptstraße 28.

Wilhelm Gilbert von Heuchelheim: a) Heuchelheim, 1806 Gießener Straße 24; 1808 Bachstraße 25; .... Gießener Straße 22; b) Launsbach, 1819 Hauptstraße 39.
Philipp Gilbert: Heuchelheim, 1841 Bachstraße 5.
Johannes Göhrt: Großen-Linden, 1746 Bahnhofstraße 5.
P. Gull: Kinzenbach, 1765 Hauptstraße 13, 1791 Hauptstraße 9.
David Heyer von Krofdorf: a) Dorlar, 1819 Kreisstraße 12; b) Krofdorf, 1816 Rodheimer Straße 184, 1820 Hauptstraße 254, 1831 Hauptstraße 259.
C. H.: Großen-Linden, 1765 Obergasse 25.
Peter Kern von Naunheim: Heuchelheim, 1827 Bachstraße 38, 1825 Gießener Straße 28, 1824 Marktstraße 5.
Anton Kinzenbach: Hörnsheim, 1802 Hauptstraße 31, 180. Schäfergasse 79.
Hans Georg Klos: a) Münzenberg, 1794 Marktplatz 13, 1794 Eichergasse 20. 1798 Eichergasse 13, 1799 Eichergasse 25; b) Oberhörgern, ... Obergasse 12.
H. L. Klos: Münzenberg, 1834 Tränkgasse 32.
K. Körnlein: Trais-Münzenberg, 1822 Nr. 16.
G. K.: Lützellinden, 1811 Dutenhöfener Straße 159.
Lese von Kirchgöns: Pohlgöns, 1800 Adolf-Hitler-Straße 8.
Johannes Luter: Langgöns, 1830 Pinggasse 2.
HR. L. (D.): a) Ebersgöns, 1810 Hauptstraße 6; b) Niederweisel, 1811 Reutergasse 8.
Christian Müller: Muschenheim, 1814 Kirchgasse 1.
Johannes Müller: Langgöns, 1778 Obergasse 31.
F. u. L. M. von Dutenhofen: Dutenhofen, 1820 Bahnhofstraße 11 (F. u. L. M.), 1832 Bahnhofstraße 10 (L. M.).
Johann Peter Orth von Gambach: a) Gambach, 1754 Hauptstraße 4; b) Eberstadt, 1770 Licher Straße 2, 1772 Kirchgasse 3, 1778 Kirchgasse 4; c) Wölfersheim, 1786 Kirchgasse 3.
Georg Ott: a) Niederkleen, 1819 Kreuzgasse 70, 1820 Burggasse 108; b) Dornholzhausen, 1819 Hauptstraße 90.
P. Ott: a) Lützellinden, 1840 Unterländer Dorfstraße 137; b) Ebersgöns, 1840 Hauptstraße 31.
Daniel Römer von Heuchelheim: a) 1783 Marktstraße 21, - Marktstraße 23, 1783 Bachstraße 26, 1784 Gießener Straße 20, 1785 Bachstraße 29, 1788 Marktstraße 29, 1794 Bachstraße 35, 1796 Bachstraße 60, 1802 Bachstraße 22; b) Kleinlinden, 1795 Kirchstraße 9; c) Dorlar, 1779 Kreisstraße 49.
Konrad Roth: Hochweisel, 1834 Hauptstraße 21.
Jakob Ruppel von Münster: a) Münster, 1830 Hauptstraße 61; b) Hochweisel, 1837 Hauptstraße 7.
Johannes Spetel: Rockenberg, 1801 Mühlgasse 44, 1804 Mühlgasse 6.
AD. S.: Griedel, 1829 Kl. Kirchgasse 108.
C. S.: Muschenheim, 1825 Schulstraße 1.
G. S. von Steinbach: Steinberg-Watzenborn, 1805 Hermann-Göring-Str. 10.
Nikolaus Schild von Hochweisel: a) Hochweisel, 1858 Langgasse 13, 1859 Hintergasse 9; b) Niederweisel, 1865 Reutergasse 15.
Adam Schmid von Dorlar: Waldgirmes, 1821 Lautersstraße 382.
Philipp Schmid von Rodheim: Heuchelheim, 1799 Kirchgasse 10.
Johannes Schneider von Hochweisel: a) Hochweisel, 1841 Hintergasse 25, 1850 Hauptstraße 24, 1852 (?) Hintergasse 12, 1855 Hauptstraße 9, 1857 Ferdinand-Werner-Str. 9, 1857 Burggasse 1, 1868 Zwerggasse 3; b) Fauerbach v. d. H., 1852 Gr. Hintergasse 11, 1856 Kl. Hintergasse 1, 1856 Hauptstraße 34, 1857 Hauptstraße 9, 1857 Hauptstraße 8; c) Münster, 1854 Sackgasse 65.
Wilhelm Taubensheuser: Krofdorf, 1809 Rodheimer Straße 88.
T. (oder F.?): Langgöns, 1800 Neugasse 20, 1806 Hundstaten 6.
J. U.: a) Dutenhofen, 1801 Bahnhofstraße 176; b) Kinzenbach, 1804 Hauptstraße 19.
Fr. Vogt: Dornholzhausen, 1787 Hauptstraße 79.
Heinrich Vodt: a) Lützellinden, 1790 Hauptstraße 28; b) Dornholzhausen, 1787 Hauptstraße 78, 1790 Hauptstraße 36.
HS. V.: Allendorf, 1815 Schulstraße 13.
HR. V.: Langgöns, 1800 Schmittgraben 2.

Johannes Wagner (I): a) Dutenhofen, 1768 Wetzlarer Straße 70, 1781 Wetzlarer Straße 87; b) Atzbach, 1775 Kreisstraße 52; c) Leihgestern, 1771 Rathausstraße 57; d) Niederkleen, 1777 Burggasse 3; e) Klein Rechtenbach, 1764 Nr. 26, 1769 Nr. 19.

Johann Konrad Wagner (II): a) Dutenhofen, 1804 Wetzlarer Straße 86, 1807 Wetzlarer Straße 168; b) Lützellinden, 1772 Schulgasse 98, 1799 Schulgasse 95, 1799 Unterländer Dorfstraße 103, 1800 Schulgasse 94, 1808 Unterländer Dorfstraße 236.

Heinrich Wagner von Dutenhofen (III): Münchholzhausen, 1826 Hindenburgstraße 136.

Johann Konrad Wagner von Dutenhofen (IV): a) Niederkleen, 1812 Drohnengasse 48; b) Weidenhausen, 1828 Nr. 33; c) Münchholzhausen, 1842 Hindenburgstraße 147, 1842 Hindenburgstraße 148.

Andreas Weller von Atzbach: a) Atzbach, 1816 Kreisstraße 51; b) Waldgirmes, 1834 Lautersstraße 312.

Jakob Werner von Vetzberg: Wißmar, 1807 Eckstraße 237.

Konrad Wißner von Gambach: a) Griedel, 1790 Gr. Kirchgasse 147; b) Rockenberg, 1804 Untergasse 6.

Johann Jakob Wißner von Gambach: a) Gambach, 1815 Borngasse 10; b) Niedermörlen, 1819 Hauptstraße 34; c) Rockenberg, 1827 Freier Platz 21.

Nachruf.

Dietrich Claßen ist am 23. 6. 1942 im Osten gefallen. So kann er diese seine Erstlingsarbeit nicht selbst betreuen und hier und da vielleicht noch die Feile seiner Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt anlegen. Ein Kamerad schrieb von ihm: „... Zwei Dinge vor allem waren es, die ihn auszeichneten: seine ungewöhnliche Herzensreinheit und seine kompromißlose, gerade Handlungsweise... Damit stand er als Mensch weit über uns allen. - Als Soldat war er ein Vorbild schlechthin." Kein schöneres Zeugnis könnten wir über den Frühvollendeten niederschreiben. Als Schüler von Richard Hamann hatte er auch an der Aufnahme der Kunstdenkmäler im besetzten Frankreich teilnehmen dürfen - aber seine Batterie, die Pflichterfüllung stand ihm näher und höher. Für die hessische Volkskunde hatte er noch manche Pläne. Seine große zeichnerische Begabung, seine eindringende, zuverlässige Arbeitsweise und seine künstlerische Ausbildung hätte noch manche gute Arbeit von ihm erwarten lassen. So können wir nur mit tiefer Trauer seine Arbeit der Öffentlichkeit übergeben.

Bernhard Martin.

„Der Räubertanz“,

ein altnassauischer Kirchweihtanz.

Von Hans v. d. Au.

Beim Sammeln nassauischer Volkstänze[1]) stieß ich s. Zt. mehrfach, vor allem auf dem Westerwald, auf den Räubertanz, ohne daß jedoch näherer Aufschluß von den Gewährsleuten darüber zu bekommen war: man kannte ihn nur noch dem Namen nach, und jegliche Erinnerung, besonders an die Art seiner Ausführung war erloschen. Da fand ich eines Tages bei Kehrein eine Schilderung des Räubertanzes und zwar als Auftakt zur „Sinner Mistfahrt“ [2]). Ein weiterer, wenn auch an Kuh's Darstellung bei Kehrein sich stark anlehnender Bericht, jedoch noch ergänzt durch anderweitige Erhebungen erschien unter „Nassauischen Gebräuchen“ in den Herborner Geschichtsblättern [3]). Zu den gedruckten Quellen gesellten sich nun noch eigene Erhebungen. Ihnen kommt umso größerer Wert zu, als sie bei Augenzeugen und Teilnehmern an den letzten Sinner Mistfahrten getätigt werden konnten.

Der Mistfahrt voraus geht nach allen Quellen die Feststellung des Anführers. Sie erfolgte auf zweierlei Weise: einmal durch einen Tanz und sodann durch eine Wahl. Die Bestimmung durch den Tanz ist die ältere Form.

Zur Ausführung des „Räubertanzes“ gehört eine Anzahl von Paaren sowie ein überzähliger Bursch. Nach Kuh stellen sich die Mädchen dazu in einer Reihe mit gehörigem Abstand auf. Die Burschen gehen im Schlangengang hindurch und geben den Tänzerinnen wechselweise links/rechts die Hand. Beim plötzlichen Abbrechen der Musik muß jeder Bursch sich schleunigst in den Besitz einer Tänzerin bringen. Wer ohne Mädchen bleibt, ist der „Räuber“ und hat der Musik dafür sechs Kreuzer zu bezahlen. Nach der anderen Lesart bilden die Burschen zwei Reihen, durch die die Mädchen hindurchgehen und dabei entsprechend die Hand reichen. Freilich bleibt unverständlich, wie „die Mädchen die Reihen durchschreiten, dem Bursch die Hand reichen und sich an dessen Seite stellen“. Ist gemeint, daß die Mädchen auf die Burschen zugehen und jedes dabei auf einen ganz bestimmten? Dann wäre ja schon beim Aufzug die Person des „Räubers“ klar und brauchte nicht erst durch den Tanz bestimmt zu werden. Aber wenn auch die älteren Nachrichten keine genügend genauen choreographischen Angaben bieten, - sicher ist soviel, daß es zur Feststellung des „Räubers“

---

[1]) Volkstänze aus Nassau (Deutsche Volkst. Heft 30/31, 1936).
[2]) Jos. Kehrein, Volkssprache u. Volkssitte in Nassau, Bd. 2, 1872, S. 184 f.
[3]) Herborner Geschichtsbl. 3. Jahrg., 1/2, 1906.

führt, indem ein Bursch ohne Mädchen zum Rundtanz, der nun anschließt, kommt.

Was aber bedeutet der „Räubertanz"? Hier hilft uns eine Umschau im gesamtdeutschen Volkstanzgut weiter. Da begegnet uns freilich mehrfach ein Räubertanz, so der 1) Räuber-Schottisch im Spessart [4]), die 2) Räuber-Polka im Hohenlohischen [5]), in 3) Ost-Oberschlesien [6]), die 4) Räuber-Polka des Buchenlandes [7]), die aus dem Sudetenland mitgebracht ist, die 5) Räuber-Polka der Deutschen im rumänischen Banat [8]) sowie die 6) Spitz-Polka der Dobrudscha-Deutschen [9]). Es handelt sich dabei entweder um einen Paartanz gewöhnlicher Art oder um einen solchen mit einem überzähligen Tänzer. Das Rauben geschieht einmal während des Durchspiels der Melodie: der überzählige Tänzer klopft einem Burschen auf die Schulter, und dieser muß dann sein Mädchen abgeben. Der wieder fordert durch Schulterschlag von dem vor ihm tanzenden Paar das Mädchen ab. Wer beim plötzlichen Aussetzen der Musik ohne Tänzerin ist, muß ein Pfand geben. Sodann wird der Raub, was das Häufigere ist, in der Weise ausgeführt, daß die Burschen am Ende des Figurenteils zu einem beliebigen Mädchen springen. Auch ein bis dahin abseits stehender Bursch kann sich am Raube beteiligen (5 u. 6). Wer kein Mädchen hat, muß beim Rundtanz zusehen. Die Tatsache, daß das Rauben oft sehr drastische Formen annahm, hat den Tanz z. B. im Spessart außer Übung kommen lassen; die Mädchen weigerten sich, wegen der Beschädigungen ihrer Kleider noch weiter mitzutanzen.

Gibt es nun ferner Tanzparallelen hinsichtlich der Tanzausführung, also Formen, bei denen zu den Paaren stets ein überzähliger Tänzer hinzugehört? Da ist eine Reihe von Tanzspielen zu nennen, bei denen zum Wechsel der Paare der überzählige Bursch benötigt wird. Dahin gehört z. B. der Brühtanz der Rhön [10]), ferner der Gänsetanz der Steiermark [11]), der Ganausertanz der Schwäbischen Türkei [12]), derselbe des Banats [13]), der Spatzentanz im Steirischen [14]) sowie schließlich der Hautanz in der ungarischen Batschka [15]).

---

[4]) Eigne Aufz. aus Fellen bei Mittel-Sinn im Spessart.

[5]) Karl Horak, Volkst. aus d. Württ. Franken (Deutsche Volkst., Heft 28, 1935), S. 12 f.

[6]) Jos. Lanz, Ostoberschlesische Volkst., 1926.

[7]) Edmund Neumann, Volkst. d. Buchenlandes (Deutsche Volkst Heft 32/33, 1936, S. 6 u. 23).

[8]) Das deutsche Volkslied, Jahrg. 34, 1932, S. 53 ff.

[9]) Eigene Aufz.; demnächst erscheint in der Reihe Deutsche Volkst.: Tänze der Deutschen aus der Dobrudscha.

[10]) Verf., Volkst. aus der Rhön (Deutsche Volkst. Heft 24, 1935), S. 14.

[11]) Raimund Zoder, Altösterr. Volkst. 2, 1926, Nr. 13.

[12]) F. Basch. Deutsche Hochzeitst. in d. Schwäbischen Türkei (Deutsch-ungar. Heimatbl. 5, 1933), S. 366; ferner Karl Horak, Deutsches Arch. f. Landes- u. Volksforschg. 2, 1938, S. 853.

[13]) Eigene Aufz. aus Pantschewo.

[14]) A. Novak, Steir. Tänze, Graz 1936, S. 90.

[15]) Karl Horak, Deutsche Volkst. in d. Batscha (Johs. Koepp, Deutsche Liederkunde, Bd. 1, 1939), S. 231.

Allen diesen Tänzen eignet der gleiche Sinn: durch Eintreten des Überzähligen einen Wechsel der Paare herbeizuführen. Ein Doppelkreis kommt sowohl bei dem Brühtanz wie beim Ganauser vor, und vielleicht sind die oben genannten beiden Reihen in Sinn so zu verstehen. Auch den daselbst üblichen Schlangengang der Burschen durch die Mädchen kennt der Gänse- wie der Ganauser-Tanz.

Was hat es nun beim Blick auf die Parallelen nach Namen und Ausführung für eine Bewandtnis mit dem Sinner „Räubertanz?" Gemeinsam mit ihm haben die deutschen Formen des Tanzes gleichen Namens außer diesem nichts, ein Beweis dafür, wie vorsichtig bei Rückschlüssen lediglich auf Grund des Namensbestandteiles [16]) ohne Beachtung der übrigen zu verfahren ist. Denn zunächst zwar stellen die beiden älteren Berichte es so dar, als ob der „Räubertanz" wie seine gemeindeutschen Namensvettern öfter wiederholt worden sei, so daß sich der „Räubertanz" den ganzen Nachmittag hinzog. Das könnte nicht der Fall sein, wenn nach der älteren Handhabung dadurch der „Räuber", d. h. der Anführer der „Sinner Mistfahrt", bestimmt werden sollte. So ergibt sich, daß eine wiederholte Feststellung des Räubers widersinnig ist. Sie wäre dann erklärlich als eine Verfallserscheinung, die auf Rechnung der Musikanten zu setzen ist. Denn ihnen kam es im Laufe der Zeit darauf an, möglichst lang zu blasen, um dadurch möglichst viel Geld zu verdienen. Als „Räuber" galt dann, wer am meisten ohne Tänzerin geblieben war und daher am meisten hatte zahlen müssen.

Aber auch der Name des Tanzes lockt auf eine falsche Fährte. Denn „Räuber" wird eben der, der gar nicht zum Rauben kam, da er keine Tänzerin bekam. In den deutschen Räubertänzen dagegen beweist ja der einzelne sein „Können" erst bei der wiederholten Ausführung des Tanzes. Der Name „Räubertanz" kann daher nicht ursprünglich, sondern muß später übernommen sein. Über den Zeitpunkt eines solchen Vorganges lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Die heutige Verbreitung, besonders in den Volkstumsinseln des Südostens läßt annehmen, daß er in Deutschland vor den großen Auswanderungen dorthin im Schwange war. Und dort hat er sich bis heute erhalten. Hier in Nassau dagegen erlosch er, später als sonst im Reich, da er mit einem Brauchtum verbunden war, und hielt sich sonst nur in sehr abgelegenen Gegenden bis an die Schwelle der Gegenwart. Seine Blütezeit aber dürfte im 18. Jahrhundert gewesen sein.

Zeigt so eine Besinnung auf das Wesen des „Räubertanzes", daß wir es mit einer Verwechslung irgendwelcher Art zu tun haben, so gilt es doch, eine Antwort auf die Frage zu suchen, wie es zu der Benennung jenes Tanzes kam, durch den der Anführer der „Sinner Mistfahrt" bestimmt wurde. Wenn es sich herkömmlich vor der Mistfahrt um einen Tanz mit einem überzähligen Burschen handelte, so lag es für Musi-

[16]) Verf., Über Tanznamen im Rhein-Main-Gebiet, Beitrag z. Systematik westmittel Volkstanzgutes nach s. sprachl. Wesensteil (diese Zs., Bd. 38, 1941, S. 172 ff.).

kanten, die vielleicht zum ersten Male bei der Kirmes mitwirkten, nahe, wenn sie die herkömmliche Melodie nicht kannten, auf jene ihnen geläufige Weise zurückzugreifen, die zu einem der Form nach ähnlichen Tanz mit einem überzähligen Burschen üblich war. Und das wird damals die Melodie zum Räubertanz gewesen sein, die heute noch bei den Deutschen aus dem Buchenland, der Dobrudscha wie im Banat gang und gäbe ist, nämlich der heute noch vielfach Reichsverweser [17]) genannte Tanz, der als solcher, freilich ohne das Rauben, doch gelegentlich noch mit Paarwechsel wie im Odenwald [18]), aber ohne den überzähligen Burschen in Übung ist und unter den mannigfachsten Namen wohl in keiner deutschen Landschaft fehlt. Der Tanzforschung sind solche Vorgänge geläufig, wie äußerliche Merkmale und Zufälligkeiten gelegentlich zu Verknüpfungen dienen, etwa beim Vogelsberger Frauentanz „Drei lederne Strümpf" [19]) oder beim oberhessischen „Lermen [20]) u. a. Wie es Tänze gibt, die jünger als ihre Namen sind, so auch umgekehrt wie im vorliegenden Falle.

In Sinn fand nach dem Heraustanzen des Räubers noch ein kleiner Rundtanz statt. Leider gelang es bis heute nicht, die einstige dazu übliche Melodie festzustellen, die am ehesten unsere Vermutung ohne Weiteres hätte bestätigen können.

---

[17]) Zuletzt Verf., Das Volkstanzgut im Rheinfränkischen, 1939, S. 86 ff.
[18]) Hess. Volkst. 4. Teil (Deutsche Volkst. Heft 37/38, 1937), S. 6 f., 28.
[19]) Ebd. 1. Teil [2] (Deutsche Volkst. Heft 9/10, 1935), S. 22 f., 31.
[20]) Verf., Der Lermen, ein althess. Volkst. (Volk u. Scholle 15, 1937, S. 148 ff.).

Die deutsche Soldatensprache.

Ihr Wesen und die Arbeit an ihr.

Von A. Miller.

Oft, wenn ich erwähne, daß ich an der deutschen Soldatensprache arbeite, werde ich gefragt: „Ja, was ist denn Soldatensprache?" Lasse ich dann das Wort „Kommiß" fallen oder das heute jedem geläufige „Aal" für Torpedo, dann weiß jeder, daß es der „rauhe aber herzliche Ton" ist, den der Soldat im Umgang mit seinesgleichen pflegt, der das ganze Leben umfaßt und immer neue treffende Ausdrücke schafft.

Soldatensprache ist so alt wie der Soldatenstand selbst, bei uns ist sie mit dem Aufkommen der Landsknechte entstanden. Manches noch heute gebräuchliche Wort wie Gefreiter, Feldwebel, Zapfenstreich geht auf diese Zeit zurück. „Lands" nannte sich schon der Landsknecht, und „Lands" sagt heute noch ein Kamerad zum andern.

Echte Soldatensprache gibt es aber auch nur da, wo der Soldat auf seinen Stand und seine Ehre hält. Im üblen 30jährigen Krieg verwilderte das derbe, aber gesunde Landsknechtdeutsch zu einem Gemantsche von vor allem gaunersprachlich-jüdischen Brocken.

Als jedoch wieder deutsche Waffen, deutsche Soldaten und deutsche

Zucht zu Ehren kamen, da warf auch unsere Soldatensprache den Schmutz ab, den ein Söldnertum aus aller Herren Länder in sie hineingetragen hatte. Heute ist sie wieder sauber, Zweideutigkeiten kennt sie kaum, im Gegensatz zum französischen Argot du Poilu und dem englischen Soldiers-Slang insbesondere, das in seiner Willkür und Zotigkeit die geringe Geistes- und Herzensbildung des Tommy so recht widerspiegelt.

Von allen Standessprachen, zu denen sie ja zählt, ist die Soldatensprache am vielseitigsten. Wo alle Berufe sich zusammenfinden, liefert auch jede Berufssprache ihren Teil. Der Bauer steuert z. B. das „Dreschen" bei, der Bergmann den „Kumpel". Als Jäger hat sich der Soldat von jeher gefühlt, das Wild, das er stellt und erlegt, ist der Feind. Der Flieger schießt seinen Gegner ab wie der Weidmann den Wolf oder Bären. Der Feigling drückt sich wie aus dem Jagen Fuchs oder Sau. - Ohne Seemannssprache wäre unser Marinedeutsch nicht zur Fülle seiner Ausdrücke gelangt; auf ihr baut der „Seelord" sein „Rees" auf. Flußschiffer, Flößer, Holzknechte steuern zu den Sonderausdrücken unserer „Pickel" bei. Auch der Studierte, selbst der Theologe, ist vertreten. Das mehrfach für Läusesuchen eingesandte „bienieren" muß von der katholischen Geistlichkeit nahestehenden Kreisen stammen. Binieren ist nämlich das ausnahmsweise Lesen von zwei Messen an einem Tag durch ein und denselben. Der fahrende Gesell war früher besonders bei den Werbeheeren ein an Zahl wie an Einfluß nicht gering anzuschlagender Bestandteil der Truppe. Auch im Volksheer gab er mit seinem Mutterwitz, seiner Gewandtheit und nicht zuletzt seiner Unverfrorenheit vielfach den Ton an. Meist ein ein kleines Lümple, ist er im Frieden ein Schrecken, als Feldsoldat aber meist Goldes wert. Seine Rede fällt oft mit der des Gauners zusammen und auf dem Wege über ihn hat manches ursprüngliche Gaunerwort in der Soldatensprache Platz bekommen und erklingt heute aus maßgebendstem Munde; man denke nur an „Kluft" und „Kaff"!

Der Soldat ist „Mitglied des Vereins für deutliche Aussprache". Man nimmt kein Blatt vor den Mund. Drum ist aber auch unsere Soldatensprache so lebendig und anschaulich wie keine andere. Kameraden sehen auf der Straße ein paar nette Mädel. Was beginnen die verschiedenen Wehrmachtsvertreter? Die Infanterie versucht die Schönen „einzukesseln" (nebenbei doppelte Übertragung: erst von der Jägersprache und dann wieder die friedliche Einschließung des so begehrten „Feindes"), Jan Maat „legt sich längseit" wie ein Schiff neben das andere, der Panzerjäger „übermangelt" sie und „nimmt sie in die Zange", der Flieger „schiebt die Pulle rein" (gibt Gas) und „zischt los", alle mit dem Gedanken: „Ran an den Feind ohne Rücksicht auf Verluste!". Wenn aber aus dem Kessel draußen die Bolschewisten ihre vergeblichen Ausbruchsversuche machen, dann „kocht er über". Die „motorisierte Linse" erinnert den Schrifttumskundigen an den Punkt an der getünchten Kammerwand bei den drei Kammachern Gottfried Kellers, der in seiner plötzlichen Fortbewegung sich als dasselbe herausstellt, eine Wanze.

Mit dieser Tatsache kommen wir zu der hervorstechendsten Eigenschaft unserer Soldatensprache, dem Humor. Vor lauter „Humor" hat aber mancher Bearbeiter unseres Stoffes vergessen, welch tiefen Ernst, welche Innigkeit unsere Soldatensprache aufweist. In Rußland hat es wieder einen hinweggerissen; „er hat auch ein Birkenkreuzl bekommen", so sagen seine Kameraden. Gezwungenes Hervorzerren des „Humors" aber wirkt wie eine Karikatur, darum erscheinen gewisse gefärbte Machwerke so widerlich. „Humor ist, wenn man trotzdem lacht", das gilt vor allem für den Soldaten. Die übelste Lage ist ihm nur „besch..eiden". Damit ist schon der Galgenhumor erreicht, der auch im feindlichen Feuer meint: „Wie unvorsichtig! Da könnten doch Leute getroffen werden."

Humor und Satire sind Geschwister. Der satirische Zug führt zur Spitznamengebung, die wohl keine Standessprache so aufweist wie unsere. Vorgesetzte wie Truppenteile bekommen sie angehängt. Spitznamen unserer neugebildeten Regimenter können wir noch nicht geben, aber das gibt es: die Geißbockdivision, deren Zeichen ein Gemsbock ist. Die „Gänsefußdivision" führt als Zeichen die „Greifenklaue". Im alten Heere hatten die meisten deutschen wie k. u. k. Regimenter ihren Namen, deren Menge allein Stoff zu einer Sonderabhandlung bietet. Kaum ist irgend etwas neu eingeführt, so hat es auch schon seinen Spitznamen weg. Das Winterkampfabzeichen 1941/42, die Ostmedaille, war noch nicht veröffentlicht, geschweige denn verliehen, da kamen schon die ersten Namen dafür. Über 30 Ausdrücke sind bei uns bis heute für das „rote Band des Ostens", den „Krebs", festgestellt. Oft werden die boshaftesten Spitznamen gerade von der Abteilung eingesandt, auf die sie selbst gemünzt sind. Darin offenbart sich eine weitere Eigenschaft unserer Soldatensprache, die Selbstverspottung: sie ist der Ausfluß der ungebrochenen Lebenskraft deutschen Soldatentums und des stolzen Selbstbewußtseins, das sich auch schwierigsten Lagen gewachsen weiß. „Wer sich nicht selbst zum besten halten kann, gehört gewiß nicht zu den Besten." Jede Einheit ist ein „Verein"; eine Truppe, bei der es besonders auf Zusammenarbeiten ankommt, wie Pioniere, Gebirgsartillerie usw., wird zur „Innung". Den Stahlhelm setzt man bei feierlichen Anlässen im Frieden auf, wobei man „Begeisterung faßt", darum der „Begeisterungstopf". Sein Gewicht aber drückt ihn wieder zum „Begeisterungsdämpfer" herab.

Wenn auch die Bildungen in der Soldatensprache keinem festen Gesetze unterliegen - dazu ist sie doch zu sehr von der Eingabe des Augenblickes abhängig -, werden einige Bildungsmöglichkeiten immer wieder herangezogen. In der Wortzusammensetzung ist unsere deutsche Sprache andern weit überlegen. Die Soldatensprache macht davon in ausgedehntem Maße Gebrauch. Nehmen wir als Beispiel die Kanone! Was sie ist und wozu sie dient, zur Abwehr des Feindes, das weiß jeder Bub. Die beiden Arten der Flieger- und Panzerabwehrkanone sind uns als Flak und Pak ganz geläufig. Aber man muß und kann auch noch anderes abwehren, einmal den Hunger: so entstand die Hungerabwehrkanone, die Kohldampfabwehrkanone, und weil man auch

hier abkürzt, die Hak oder Kak, die Feldküche. Ein braver Soldat muß sich auch der Sünde erwehren, dazu hilft ihm die Sündenabwehrkanone. Das ist aber immer ein Mann, darum sagt der Soldat für den Feldgeistlichen Sak und kürzt den katholischen in Kasak, den evangelischen in Esak (den Isak sind wir glücklich los!).

Mit dem eben angeführten Beispiel kommen wir zu einem weitern Ausdrucksmittel unserer Soldatensprache, dem Bild, dem Vergleich. Die Tressen, die der Hauptfeldwebel an den Ärmeln trägt, erscheinen dem Soldaten als „Autobahn", als „Trambahnschienen", der Träger wird zum „Schienenfeldwebel". Ein Sturzkampfflieger stößt wie ein Habicht auf sein Ziel, darum heißt er so oder (in Bayern) „Hennengeier". Die Wanze läßt sich auf den Schläfer herabfallen, sie wird darum zur „rumänischen Stuka"; die ebenso lästigen Stechmücken, die herumschwirren wie „englische Singvögel" (Flugzeuge), zu „Zimmerstukas".

Immer schon trat der Deutsche zu Werkzeug und Gerät in eine Art persönliches Verhältnis. Pflug und Karst lobt und schilt der Bauer, Axt und Säge, Ahle und Bügeleisen der Handwerker, Boot und Ruder der Schiffer je nach den Umständen. So erblickt der Soldat seit jeher in den Waffen belebte Wesen; ihm ist eine Waffe die Braut. Der schwerste deutsche Mörser heißt wie der zornwütige im Gewitter daherfahrende Ase Thor. Das jeden Abend anbrummende russische Flugzeug wird zum „Unteroffizier vom Dienst".

Maußer hat in seinem 1917 erschienenen Buche über die Soldatensprache, ihren Aufbau und ihre Probleme als wirksames Mittel soldatensprachlicher Wortbildung auch die „Verhüllung" genannt, ein Mittel, das besonders Platz greift, wenn der Soldat gegen einen oder etwas aufgebracht ist. Hat sich ein Kamerad durch sein Verhalten mißliebig gemacht, so erscheinen die „Kasernengeister" und „bügeln ihn auf" wie ein verkrümpeltes Kleidungsstück. Zum „Wehrmachtgefolge" wird das Ungeziefer. Und weil das nun einmal von den Sowjets unzertrennlich ist, wird eine „Großmutter" noch zum „politischen Kommissar".

Immer besteht schon eine gewisse Abkürzungswut. Der Soldat verulkt sie als den „Heeres-und-Marine-Abkürzungs-Fimmel", kürzt aber dann selber ab und sagt „Humaf". Sagt ein Kamerad zum andern: SoS, so gibt er kein Notzeichen, sondern wünscht nur geruhsame Nacht: Schlaf ohne Sirene.

Von den neuen Namen für neue Dinge war schon beim Winterkampfdenkzeichen die Rede. Gerade der Russenfeldzug war ein gutes Feld für solche. Die russischen Granatwerfer und Seriengeschütze erregten besonders die Aufmerksamkeit, sie werden z. B. die „Abrasierer", die „Stalingeige" und bei der Neigung der Soldatensprache zur Verpersönlichung auch „Katja" getauft. „Stalin" an sich ist der Begriff für „Sowjetanien". Allein ist es der Name für den leichten russischen Lastkraftwagen, „Stalinschokolade" sind die überall gekauten Sonnenblumenkerne, „Stalinhasen" die Läuse.

Mit Soldatensprache, die gewisse Gelehrten als „gemeine, grobe"

(so Adelung) Sprache abgetan haben, hat sich bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrh. kaum jemand beschäftigt. Erst Avé-Lallemant in seinem Werk: Das deutsche Gaunertum hat auch sie unter den Standessprachen gewürdigt. Die sogenannten Militärhumoresken haben kaum Soldatenworte; ihre Verfasser schätzten wohl den Humor, den sie vorfanden, waren aber wohl zu wenig mit dem Soldatenberuf verwachsen, als daß sie sich auch in soldatischer Rede bewegen konnten. Ebenso kommt in den üppig ins Kraut geschossenen Erinnerungen an den Feldzug 1870/71 das soldatensprachliche Wort höchst selten vor.

Zur Erfassung der Soldatensprache gehört Neigung und ein gewisses Fingerspitzengefühl. Beides besaß in hohem Maße ein Gelehrter, der aber weder Germanist noch Soldat von Beruf war, der Orientalist Horn. Aus dem ihm zugänglichen Schrifttum und noch mehr aus eigenen Beobachtungen und Umfragen hat er die erste Darstellung der Soldatensprache von ihren Anfängen bis zur damaligen (1895) Gegenwart zu geben versucht. Die Arbeit konnte und wollte nur ein Anfang sein. Leider fand Horn lange keine Nachfolger.

Erst aus den Schilderungen der Kriegserlebnisse von 1914 merkten weitere Kreise, daß der Soldat seine eigene Sprache habe. Eine Flutwelle von rasch zusammengeschriebenen soldatensprachlichen Büchern ergoß sich über den deutschen Markt, alle, versteht sich, unter dem Gesichtspunkte des Humors, die meisten darunter Eintagsfliegen. Nur zwei Bücher dieser Zeit behandeln unsern Gegenstand eingehender und auf wissenschaftlicher Grundlage. Imme in: Die deutsche Soldatensprache und ihr Humor (Dortmund 1917) fußt auf guten Quellen und beurteilt das Wesen der Soldatensprache richtig, aber auch sein Buch ist eine Gelegenheitsschrift. Auch Maußer in seinem Werkchen über: Die deutsche Soldatensprache, ihr Aufbau und ihre Probleme (Straßburg 1917) beabsichtigte nur eine kurze Einführung und gewissermaßen eine Werbeschrift für die Sammlung, nach dem Kriege gedachte er den Gegenstand umfassend zu bearbeiten. Widrige Umstände verschiedenster Art haben das verhindert. Als er (1942) ein Teilwerk: Die Soldatensprache beim I. (ostpreußischen) Armeekorps im Kriege 1914/18 nahezu vollendet hatte, machte der Tod den Schlußstrich darunter.

Mit dem Wiedererwachen deutschen Soldatengeistes beschäftigten sich auch alte Frontsoldaten wieder mit ihrer Sprache. Die „Schwere Brocken" (herausgegeben von Sigmund Graff und Walter Bormann, Berlin 1925) sind dadurch ausgezeichnet, daß sie das erste W ö r t e r b u c h deutscher Soldatensprache sind. Im zweiten Teil: die Anwendung werden die schriftdeutschen Begriffe zusammengestellt, für die unsere Soldatensprache über Ausdrücke verfügt. Ähnliche Absichten hatte Heydemarck mit seinem Soldatendeutsch (Berlin 1934). Er bringt auch den einen und andern Ausdruck aus der damaligen Reichswehr, was sehr wichtig ist. Frisch und natürlich ist das in Stuttgart (1937?) erschienene Büchlein von Fritz: Schwäbische Soldatensprache im Weltkrieg. Zu erwähnen wäre noch die Mitarbeit Maußers an der Deutschen Soldatenkunde (herausgegeben 1927 von Schwertfeger). Von

besonderem Wert ist, daß M. dort ein Quellenverzeichnis soldatensprachlichen Schrifttums beifügte.

Als der heutige Krieg ausbrach, hatte der Leiter der Arbeitsstelle gerade begonnen, das endlich wieder erfaßte Sammelgut von 1914/18 zu ordnen und zu verzetteln. Der Arbeitsgang war festgelegt, ein ausgearbeiteter Fragebogen konnte leicht auf den Ernstfall umgestellt werden. Wie schon 1914/18 wurde wieder eine Kommission gebildet, die durch das Entgegenkommen der Wehrmacht auch ihre feste Arbeitsstelle erhielt.' Mit Hilfe des OKW. ist unser Fragebogen an allen Teilen der Front und überall im besetzten Gebiet und in der Heimat verbreitet. Mit über 900 Sammlern ist die Zahl der im ersten Weltkrieg tätigen erheblich überschritten. Nach allen Feststellungen ist schon heute das Ergebnis wesentlich höher als damals. Aus dem bis heute eingegangenen Sammelgut rechnen wir mit einer Ausbeute von mindestens 300 000 Zetteln. Die Anzahl der Synonyma (soldatensprachliche Ausdrücke, die deutsche Begriffe wiedergeben) übersteigt schon 30 000 und wächst mit jeder Sendung.

Leider erlaubt es der Raum nicht, darzutun, wie sich die Soldatensprache auch ihre Ausdrücke aus dem heutigen Leben, dem Sport, der Chemie und Technik, der Fliegerei, dem Luftschutz holt. Auch unsere Verbündeten, Finnland wie Italien und Rumänien, sind vertreten, Westwall wie Maginotlinie sind Gütebezeichnungen fürs Essen, wobei diesmal der Westwall schlechter wegkommt als die Maginotlinie; denn diese ist „einnehmbar", jener aber „uneinnehmbar". Vielleicht bietet ein späterer Aufsatz Gelegenheit darüber zu reden.

So schreitet die Arbeit an der Sammlung stetig und planmäßig weiter. Wie sich unsere Tätigkeit noch ausbauen wird, ist noch nicht ganz zu übersehen. Ungemein wichtig wäre, wenn man die Schätze von 1914/18 verzetteln und damit das so wichtige Vergleichsgut aus dieser Hochblüte unserer Soldatensprache der kommenden Forschung zugänglich machen könnte. Unerläßlich ist auch der Vergleich mit den Soldatensprachen der Verbündeten wie der Gegner; auch damit ist begonnen.

Geplant ist ein Wörterbuch der gesamten deutschen Sprache und zwar sowohl Schriftdeutsch-Soldatensprache wie Soldatensprache-Schriftdeutsch und eine Darstellung der Soldatensprache nach geschichtlichen wie sprachlichen Gesichtspunkten. Hoffentlich gelingt es dem Leiter der Arbeitsstelle, dies, wenn nicht durchzuführen, so doch in dem Umfang vorzubereiten, daß ein Nachfolger, der sich wohl finden lassen muß und wird, das Unternehmen zu einem allseits befriedigenden Ende führen kann.

Mitarbeiter und Sammler sind jederzeit willkommen. Aufschlüsse erteilt gerne die Arbeitsstelle für die Sammlung der deutschen Soldatensprache (Leiter: Oberstleutnant a. D. A. Miller), München, Hofgartenstraße 1.

Der altdeutsche Wortstamm badu.

Von Othmar Meisinger.

Bei dem Aufstand der Friesen gegen die Römer im Jahre 28 nach Christi Geburt [1]) wurden 900 Römer in zweitägigem Kampfe erschlagen. Dieser fand bei dem Haine der Baduhenna [2]) statt, die zweifellos die Kriegsgöttin dieses Volkes war. Der erste Bestandteil des Namens ist ahd. badu 'Kampf, Krieg'. Dies Wort ist in selbständiger Verwendung bereits im Altdeutschen abgestorben; wohl aber kannte das Angelsächsische noch ein beadu, beado 'Kampf', das in Zusammensetzungen wie beadorinc 'Krieger', beadoweorc 'Kriegstat' vorkam.

Über den zweiten Bestandteil von Baduhenna ist man sich nicht einig. Es wurde eine Grundform Badwawinna angesetzt, die an die Seite von ahd. helliwinna = Furie zu stellen wäre, got. winno Leidenschaft, mhd. winnen toben, wüten (P. B. B. XIX, 531 ff.). So wäre dann Baduhenna die Kampfwütige. Jedenfalls galt sie als helfende Genossin in der Schlacht, und die Friesen hatten den Vorteil, in der Nähe ihrer Göttin mit den Römern abzurechnen [3]).

Zur Namenbildung wurde in alter Zeit badu sehr häufig benützt; aus der Fülle nur einige Beispiele: Badwin, Bedwin, Batulf, Betulf (Mastricht, 614), Baduvarius, Ansbad. Der Gotenkönig Totila nennt sich auf Münzen Badwila. Mädchennamen sind: Baduhild (Gattin Chlodwichs, 7. Jahrh.), Petelfreda (837), Bedlindis, Badda (Gattin des Westgotenkönigs Reccarad), Badulaug, Beta, Betta (Lorsch), Bettika. Ags. Badugyth = ahd. Badegund, Baduswith; langobardisch ist Reginpat, an. Bodvildr = ahd. Baduhild. Diese Mädchennamen stellen sich in die große Fülle derer ein, die mit den heute ausgestorbenen Kriegswörtern ahd. hadu, hilt, gunt gebildet sind. Sie geben uns einen klaren Einblick in den Geist germanischer Frauennamen.

Grundlegend sagt darüber Edward Schröder: [4]) „Die Ausprägung des germanischen Frauenideals in den Namen ist früh erkannt worden, und Müllenhoff hat bereits das rechte Schlagwort dafür gefunden: es ist die Walküre. Das Ideal des Mannes ist der Held, das Ideal des Weibes hat überirdische, göttliche Züge. Der Schutz im Kriege und auf dem Schlachtfeld kommt überirdischen Frauen zu: Hildiburg und Walburg, Hildiwara und Gundwara. Wörter von Kampf und Streit in schier unerschöpflicher Fülle schmücken sie."

Wo wir Frauennamen in alter Überlieferung finden, muß das Nächstliegende sein, zu sehen, ob in ihnen nicht der alte Kampfesgeist vorliegt, ob wir nicht Verwandte einer Badegunt, Willihild, Baduhild,

---

[1]) Tacitus, Annalen IV, 73.

[2]) Karl Helm, Altgermanische Religionsgeschichte I, 303 f.

[3]) Für möglich halte ich den Zusammenhang dieser Baduhenna mit den zahlreichen Göttinnen auf -hena auf Inschriften. Gutenbrunner, Die germ. Götternamen auf antiken Inschriften, Halle 1936, geht hierauf leider nicht ein. Auch die „Kampfwütige", wenn diese Deutung richtig ist, war eine hilfespendende Gottheit.

[4]) Edward Schröder, Die deutschen Personennamen. Festrede. Göttingen 1909.

Hildwara, Gundwara, Aginhild, Betlind, Reginbad finden. Erst wenn die gewaltige Namenfülle in Graffs Sprachschatz oder Förstemanns Personennamen versagt, sollten wir unserer Phantasie Raum geben.

Auf mittel- und oberdeutschem Gebiet begegnen uns nun vom Rheine bis Bayern und Tirol drei Frauengestalten aus alter Zeit, die vielfach mit der Kirche verbunden sind; sie tragen Namen von ältestem Gepräge, die ihnen die Kirche zweifellos nicht gegeben hat[5]). So wird in Eichsel bei Schopfheim eine Kunigund, Mechtund (aus Mechtgund), Wibrand verehrt. Die beiden ersten haben das Kampfwort gunt gemeinsam, Wibrand, aus Wigbrand hervorgegangen (wic = Kampf, brand = Schwert) klingt wie ein Männername[6]). Im Wormser Dom sind die drei Gestalten Einbede, Warbede, Willibede dargestellt; sie heißen in Straßburg Einbetta, Worbetta, Wilbetta. Stellt man alle Namen bis nach Meransen und Obersaurs in Tirol und bis Mainfranken zusammen, so kommt man zu dem Schluß, daß Einbed, Warbed, Wilbed die ursprünglichen sind. Dies ist fast allgemeine Ansicht[7]). Worbetta in Straßburg ist mundartliche Entstellung aus Warbetta.

Altertümlich an den Frauennamen ist der gleiche Ausklang auf -bed bei allen; er kann an Heribrand, Hildebrand, Hadubrand erinnern. Sodann sind Wilbed und Warbed durch den Stab W eng miteinander verbunden. Niemand wird leugnen, daß wir ältestes Sprachgut vor uns haben; es erfordert Erklärung aus altem Sprachgeist, den wir reichlich kennen sollten.

Ich gehe auf die wichtigsten, bisher vorgebrachten Erklärungen ein. Rieger behandelt die drei Heiligen im Wormser Dom (Hess. Quartalblätter 1884, 7 ff.); mit Wilh. Mannhardt (Mythen, 644) bringt er -bed mit bitten zusammen: Einbeta hat einen Wunsch, Warbeta den wahren Wunsch, bei Wilbeta entsprechen sich Wunsch und Wille. Es ist eine schlicht-bescheidene Götterwelt; ob denn solche Beterinnen aber sich sonst im Germanischen finden, darum hat sich Rieger nicht bemüht.

Heiligendorff[8]) wandelt auf ähnlichen Bahnen, auch er stellt -bed mit Bitte zusammen: Einbede verkörpert und erhört die vereinte Bitte aller Menschen, Warbede vertritt die wahre Bitte, Willebede bringt die Bitte des menschlichen Sinnes (wille = lat. mens). Er ist überzeugt, „die Etymologie ohne Schwierigkeiten gelöst zu haben; das d in -bed ist durch die hochd. Lautverschiebung zu t geworden, im nd. ist d geblieben, aber auch rheinfr. (Worms) heißt es: dau bedst.“ Weder Rieger noch Heiligendorff haben sich im geringsten um altüberlieferte verwandte Namensformen

---

[5]) Vgl. R. Drinkuth, Hess. Bl. f. Volksk. XXXIII 1934, 24 ff.

[6]) Ist in Lorsch als Männername überliefert.

[7]) Leider kann ich aus Raummangel nicht alle zu klarer Übersicht aufführen, s. dafür Drinkuth a. a. O. S. 41 f.

[8]) Der keltische Matronenkultus und seine Fortentwicklung im deutschen Mythus (1934), S. 62, s. diese Bl. XXXV, 166 ff.

gekümmert, sie urteilen nur nach Gleichklängen. Laistner[9]) setzt ohne jede Berechtigung -bed = bercht und knüpft an die oberdeutschen Berchten an. Für Elard Hugo Meyer (Mythologie) ist Einbed die einzige, oberste Bestimmerin des Gewollten, Warbed die Gebieterin der Wirren. Auch er sieht in ein- das Zahlwort. Neu ist bei ihm, daß er sich von war = wahr loslöst und wohl an Verwandtschaft mit ahd. wërra = Wirre denkt, das E. Schröder ausdrücklich aus der Namenwelt ausschaltet. Deutlich spricht dies Güntert[10]) aus, wenn er (war = wërra) in Warbede die Gebieterin der Verwirrung oder der Zwietracht sieht. Man staunt, welche Göttergestalten unsere Gelehrten entdecken. Doch ein Neues taucht bei Güntert auf; er zeigt, daß Ain-, Ein- in diesen Eigennamen wie sonst allenthalben im überlieferten Namenschatz nicht das Zahlwort ist, sondern zu ahd. agi, got. agis 'Schrecken' gehört. Damit betreten wir endlich festen Boden der Forschung und überwinden die Volksdeutung seiner Vorgänger. Doch wenn Güntert in den drei Beden Gebieterinnen (Einbed Gebieterin des Schreckens, die Todesnorne) sieht, so müßte er dafür Stützen aus alter Namens- und Glaubenswelt bringen. Zur seltsamen Göttin des Wirrwarrs (Warbed) kommt er, weil er auf die verhältnismäßig junge Tiroler Namensform Querre zurückgeht, die aber aus der in Meransen und Obersaurs belegten älteren Form (13. Jahrh.) Gwerpet entstanden ist.

Ein eignes Buch hat der Heidelberger Forscher Schöll[11]) den drei Gestalten, die er die drei Ewigen nennt, gewidmet. Er geht besondere Wege: er hält Ambet, Borbet[12]), Wilbet für die Urformen; sie sind ihm Namen des Dreigestirns Erde, Sonne, Mond: Ambet gehöre zu lat. anus, ahd. anâ, Amberg, Einsiedeln, alem. enet = jenseits, Wilbet zu engl. wheel Mondscheibe, Wildegg, Villingen, Borbet zu griech. θερμος. zu warm, empor, -bed sei der Urstamm unseres Betens, verwandt mit böten.

Wer sich um deutsche Sprachgesetze gekümmert hat, kann Schöll unmöglich auf seinen Bahnen folgen, wie das bereits Besprechungen festgestellt haben.

Erwähnt sei noch die Meinung Bornhausens[13]). Er nennt zunächst (S. 224) die Namen der drei Meranser Jungfrauen, Aubet, Cubet, Querre (S. 232 schreibt er Quere). Sie sind ihm Gestaltungen des deutschen Symbolglaubens und stellen die drei Ehrfurchtsregungen dar, nach oben, nach unten und nach den Seiten, und die Quere ist die wichtigste, sie vertritt die Karitas mit den ausgestreckten Armen. Das ist ihm die seltsamste Vereinigung von urdeutschem und urchristlichem Sozialgefühl. Zu dem Bild der drei Wormser Frauen Einbede (er schreibt Embede), Warbede, Wilbede bemerkt er: die eine hält das Buch nach unten, die andere nach oben, die dritte quer.

[9]) Laistner, Rätsel der Sphinx; Schmeller, Bayr. Wörterbuch² I, 270.
[10]) Güntert, Kalypso (1919), S. 241 f.
[11]) H. Chr. Schöll, Die drei Ewigen (1936), s. diese Bl. XXXV, 167 ff.
[12]) Die von Schöll bevorzugte Form Borbet kommt in den Zusammenstellungen von Andree-Eysn, Drinkuth und Heiligendorff nicht vor.
[13]) In Peßlers Handbuch der Volkskunde I, 211 ff.

Augenscheinlich wird hier doch wohl quer mit Quere zusammengebracht. Leider steht nun aber über dieser Quere nicht Warbede, was man erwarten sollte, sondern Wilbede! Auch Bornhausen sieht nicht, daß die ursprüngliche Meranser Namensform Gwerpet (13. Jahrh.) heißt, auf die Querre und Quere zurückgehen[14]). Mit quer haben alle drei nichts zu tun. Ob seine Ausdeutung - mystice, allegorice - richtig ist, darüber will ich nicht entscheiden.

Vereinsamt unter den Erklärern der Beden steht Rochholz[15]). Neben den Eichseler Jungfrauen Kunigund, Mechtund (Mechtgund), Wibrand mit ihren Kampfesnamen sieht er auch in Einbede, Warbede, Wilbede die altdeutsche Kampfwelt der Frauennamen und leitet -bed von ahd. badu ab. Seit ich 1902 in Eichsel die Verehrungsstätte mit der Quelle in der Kirche und dem Mägdebrunnen im Flur kennen lernte, schloß ich mich der Ansicht von Rochholz an, ohne in den Namensträgerinnen damit Walküren zu sehen.

Es war mir eine Freude, als ich an einer von den Forschern völlig übersehenen Stelle bei Karl Weinhold[16]) fand, daß auch er in -bed ahd. badu sieht. Er sagt: „Einbet, Warbet, Wilbet sind gleichbedeutend mit den nachzuweisenden Aginhildis, Warehildis, Willahildis und benennen Schlachtjungfrauen." Auch wenn wir mit ihm keine Walküren in den drei Gestalten sehen, so tragen sie doch in ihren alten Namen den Geist altgermanischer Namengebung. Zu ihm haben Müllenhoff und Schröder uns den klaren Weg gewiesen. Hier ist die Stelle, wo wir einsetzen müssen mit der Beihilfe von Graffs Sprachschatz und Förstemanns Personennamen. Alle erwähnten Forscher haben vor diesen Hilfsquellen eine unerklärliche Scheu.

Eine treffliche Hilfe, dem Sinne von -bed = badu beizukommen, soll uns der Name Einbed zunächst bieten. Stellen wir dies Ein- zum Zahlwort ein, so stehen wir auf derselben Höhe der Forschung, wie wenn wir Einhard, Meinhard, Deinhard, Reinhard mit mit ein, mein, dein, rein zusammenbringen[17]). Holen wir Rat bei Graff und Förstemann über ahd. ain-, ein- in Namen, so stoßen wir auf Aginhard > Einhard, Aginold > Einold, Aginwic > Einwig, Aginbert > Einbert, Aginmar > Einmar, Aginrîch > Einrich, Aginberga > Einberga, Aginhildis > Einhild usw. Zu Einbed gehört somit, wenn der Name alt ist, eine ursprüngliche Aginbada. Wenn nun got. agin Schrecken, Kampfschrecken bedeutet, so sind wir hier fest auf dem Boden des Krieges angelangt, und es drängt dazu, auch mit den beiden andern Namen auf diesem Felde zu bleiben. Da weisen uns nun wieder altdeutsche Parallelen wie Warburg, Warhildis, Baduwara, Hildewara, Guntwara darauf, auch Warbed in diese Reihe zu setzen und in War- das got. warjan 'wehren, schützen' zu sehen. Man kennt die Rolle, die germanische Frauen im Kampfe

---

[14]) Andree-Eysn, Volkskundliches, S. 36.
[15]) Rochholz, Glaube und Brauch, II, 308.
[16]) Karl Weinhold, Die Riesen im germ. Mythus 1858, S. 25/26 u. Anm.
[17]) Sie gehören zu agin, magan, degan, ragin.

spielten nach dem Vorbild ihrer Göttinnen. An wahr bei Warbed zu denken, halte ich somit für durchaus abwegig. Und Warbed ist auch mit Wilbed durch den W-Stab aufs engste verbunden; Wilbed stellte aber bisher außer Schöll jedermann zum Zeitwort got. wiljan.

Wilbed und Warbed ergänzen sich als die kampfbegehrende und die im Kampfe schützende Macht. Auf diese Welt hat uns grundlegend Edward Schröder hingewiesen. Ich habe gezeigt, daß badu im ersten und zweiten Bestandteil von Frauennamen im Altdeutschen vorliegt.

Einbed, Wilbed, Warbed sind die nächsten Verwandten von Aginhildis, Willahildis, Warhildis. Der Name des Gotenkönigs Badwila ist mit Wilbed, der Fürstenname Baduvarius mit Warbed zusammenzubringen.

Zur Geschichte des Rhöner Kirmesbrauchtums.

Von Otto Mahr.

1. Fuldische und würzburgische Landesverordnungen des 18. Jahrhunderts.

Die Reformationsordnung der vier hessischen Landgrafenbrüder vom Jahre 1574 verbot alle Kirmessen und drohte den Pfarrern, die sie duldeten, mit Absetzung [1]). Ebenso sollten 1675 Kirchweih und Tanz in Sachsenhausen bei Frankfurt a. M. gänzlich eingestellt werden [2]). Die evang.-reformierten Pfarrer von Hintersteinau (Vogelsberg) klagten schon im 17. Jahrhundert über die Burschen, die die Kirmessen der katholischen Nachbardörfer besuchten. Darum wurde bei einer Kirchenvisitation 1740 bestimmt: „Dem Auslaufen der Jugend auf die benachbarten Kirmessen und Märkte ist ernstlich zu steuern, auch mit Amtshülfe." Als sich mit dem Aufkommen des Branntweins die Kirmesschlägereien angeblich mehrten, beantragte ein Pfarrer beim Konsistorium die Abschaffung der Kirchweih, erhielt aber 1748 den Bescheid, „daß man dies zur Zeit noch nicht für dienlich erachte; er solle aber jedesmal von der Kanzel den Sonntag vorher vor allen Ueppigkeiten und Excessen durch nachdrücklich zu tuende, auf Vernunft und Christentum sich gründende Vorstellung verwarnen und bei unterbleibender Remedur die Sache wieder einberichten." Auf wiederholte Berichte wurde dann die Kirmes in Hintersteinau und Wallroth abgeschafft und war es 1865 noch [3]).

In den Herrschaftsbereichen der Fürstentümer Fulda und Würzburg, zu denen die Rhön gehörte, ergingen keine derartigen Kirmes-

[1]) W. Kolbe, Hessische Volkssitten und Gebräuche im Lichte der heidnischen Vorzeit. Marburg 1888, S. 138.

[2]) Achill August Lersner, Nachgehohlte, vermehrte und continuirte Chronica der weitberühmten freyen Reichs-Wahl- und Handelsstadt Frankfurt am Mayn oder zweyter Theil. Frankfurt 1734, 1. Buch, S. 675.

[3]) Zeitschr. f. hess. Gesch. u. Ldskde. X 1865, 75, 77 f.; vgl. a. Hess. Bl. f. Vkde. VIII 1909, 100 ff.

verbote, einmal vielleicht, weil man in ihr in erster Linie noch ein kirchliches Fest sah und weil andererseits z. T. Gerechtsame damit verbunden waren, die man nicht ohne weiteres umstoßen konnte und wollte.

Der Fürstbischof von Würzburg z. B. hatte in einem Ort des Grabfeldes das Recht, einen halben Fuder Bannwein an Kirmes auszuschenken [4]).

In Sannerz besaßen die Fürstäbte von Fulda eine Bannschenke [5]), in der die Einwohner ihre Zechen abhalten mußten. An Kirchweih waren alle Bauernsöhne und Knechte verpflichtet, dem öffentlichen Tanz vor dem Wirtshaus beizuwohnen. Jeder Nachbar, Witwen und Beisassen nicht ausgenommen, mußte am Kirchweihmontag mit seiner Familie und seinen Gästen die Schenke besuchen, einen Tisch mitbringen und bei günstiger Witterung im Freien daran Platz nehmen. Er mußte mindestens zwei Maß Wein trinken [6]). Wenn der Hüttner [7]) weder Sohn noch Knecht hatte, brauchte er nicht selbst mit wie der Bauer. Der Hüttnersbursche hatte nur ½ Gulden zu geben und mußte nur Sonntags am „Plo" teilnehmen, auf dem am Sonntag und Montag getanzt wurde. Wenn ein Bauer in Herolz keinen Sohn hatte, mußte sein Knecht erscheinen, der gleich den anderen Planburschen einen Gulden in die gemeinsame Kasse zu legen hatte (der oft schon beim Verdingen ausbehalten wurde) [8]).

Der Wirt von Hofbieber hatte das Recht des Weinschanks „an Kirmeß, hochzeitl. Ehrenzechen, Tauf- Wein und Kauf-Zechen" in der Cent Bieberstein [9]). Das führte mehrfach zu Streitigkeiten mit den Wirten der Eberstein'schen (bzw. Rosenbach'schen) Dörfer. Aber noch 1708 wurde dem fuldischen Wirt das alte Recht bestätigt und bestimmt [10]):

„Die zu Schacken, Kleinsassen und Eckweißbach dem Stift Fulda, jetzo außer dessen Konzession dem Wirth zu Hofbiber kompetirende Kirmeß-Schank bleibt nach wie vor in ihrer Uebung und dem Herkommen und zwar also, daß der Freibot Amts

---

[4]) Michael Müller, Der Bezirk Mellrichstadt als Gau, Cent, Amt und Gemeinde. Würzburg 1879, S. 176. Doch durften auch der Wirt und jeder Einwohner Wein ausschenken. Nach einer Nordheimer Dorfurkunde aus dem 16. Jahrh. konnte jeder Nachbar vom Vorabend der Kirchweih bis auf den Welsentag Wein verzapfen (L. Höhl, Rhönspiegel. Würzburg 1892, S. 26).

[5]) Über die Banngerechtsame im Fuldaischen vgl. Eugen Thomas, Sistem aller fuldischen Privatrechte II, Fulda 1789, S. 228 ff.

[6]) Karl Lynker, Deutsche Sagen und Sitten in Hessen. Kassel u. Göttingen 1860, S. 233.

[7]) Über die fuldische Dorfgemeinde vgl. Thomas, Sistem I, Fulda 1788, § 119 ff.

[8]) Dr. Lotich, Aufzeichnungen aus dem Munde des Volkes und Schilderungen aus dem Volksleben in der Umgegend von Schlüchtern: Ztschr. f. hess. Gesch. u Lkde. VI 1854, 364. Noch heute erhält der Knecht einen Zuschuß zur Kirmes. Ein Dingzettel von 1854 bestimmt: „auf die Kirmes zwei Taler extra" (Andreas Schubart, Lob der Heimat. Dermbach 1923, S. 251).

[9]) Heinrich Peter Noll, Aus der Vergangenheit der Pfarrei Hofbieber. Fulda 1907, S. 13 f.

[10]) Vertrag vom 20. u. 31. Januar zwischen Fulda und den Herren von Rosenbach über verschiedene strittige Punkte (Louis Ferdinand Freiherr von Eberstein, Urkundliche Geschichte des reichsritterschaftlichen Geschlechtes Eberstein vom Eberstein auf der Rhön, 2. Ausg. Berlin 1889, Bd. 1, S. 359 f.).

Bieberstein einige Tage zuvor die Haltung der Kirmeß aussage, - welche nebst den darauf üblich folgenden sogenannten Weltzeltag.[11]) ohne erhebliche, nicht bei dem Wirth, sondern dem Pfarrherrn wegen etwa einfallenden Fast- oder Festtags zu determiniren stehender Ursachen nicht verschoben oder auch separiret werden sollen, - gedachter Freibot sodann den Tanz aufführen, dessen Regulirung aber, ohne sich darein durch Abnahme der Hüte oder sonstigen Pfänd- und Bestrafung zu mischen, denen Platz-Knechten überlasse. An beiden ersten Orten trinkt auf dem Kirmessentag in der Weinscheuer ein jeder junger Geselle vor dem Tanz zwei Maß Bier; ein angesessener Bauer aber und ein Weib, so ein Haushalt führet, hält die Kirmessen im Haus, läßt nach Belieben, so viel die Kirmessen-Gäste trinken, an Getränk holen. Auf dem Weltzeltag erscheinet alles in der Weinscheuer, und trinkt ein jeder Haushalt, wie auch ein jeder junger Geselle, ein Maß Wein und demnächst so viel ein jeder will. So giebt auch den ersten Tag ein ganzer Bauer 4 und ein halber Bauer 2 Kuchen in die Weinscheuer, welche der Freibot einsammlet und dahin liefert. Der Wirth und der Freibot werden beide Tage durch zehrfrei gehalten, so unter denen Inwohnern umgehet [12]); der aber diese Beide hält, ist von Hergebung obiger Kuchen in der Weinscheuer befreiet. Zu Eckweißbach wird der Tanz wie bei vorigen aufgeführet, auch mit Erscheinung in der Weinscheuer gleich gehalten; die Darreichung der Kuchen aber und das Trinken in gewisser Maß, wie auch die Zehrung vor den Wirth und Freiboten ist daselbst nicht hergebracht, sondern bei eines jeden Gefallen lassen, wobei es dann auch inskünftige sein Verbleiben hält. Dem Wirth ist erlaubt das Getränk entweder auf den Kirmessentag des Morgens oder Abends oder auch wohl länger vorhero in denen Orten einzulegen, auch hernachmals nach Gelegenheit das übrig Verbliebene wieder abzuführen, darf aber außer denen beiden Tagen ums Geld nichts verzapfen. Die so genannte beide Hofbauer zu Schackau und der Wirth in der Kemnaten zu Eckweißbach sind bei dem Hofbiberer Wirth die Kirmes gleich andern mitzuhalten nicht verbunden, sondern mögen die erstern beide ihr Getränk aus dem Schloß holen, und mag der letztere sein eigenes trinken. Keiner aber von diesen dreien darf zum Abgang gemelten Wirths in ihren Häusern gegen Zahlung Lustbarkeiten anstellen, wohl aber auf seine Kosten ein jeder Gäst einladen und sich mit selbigen divertiren; sollten nun etwa der Wirth, Freibot oder die ihrige hierin Unrath verspüren oder wenigst argwohnen, so solle ein zeitlicher Beamter daselbst auf Erfordern gehalten sein, bei denen beiden Hofbauern und in der Kemnaten Nachsuchung zu thun und befindenden Dingen nach darein gehörige Satisfaction anschaffen. Es ist auch der Beamte nicht berechtigt, außer denen beiden Hofbauern, Jemand der einheimisch- oder ausländischen die beiden Tage durch Getränk ums Geld zukommen zu lassen. Mit Hergebung der Weinscheuer behält es die bisherige Bewandtnis, welche nicht aus Schuldigkeit an einem Ort assigniret werden muß, sondern genug, wann solche an einem dem Wirth und Gästen bequemen Ort zeitlich angewiesen und darinnen von des Dorfs Eingesessenen die Bequemlichkeit wie Herkommens angeschafft werden, allwo dann das Getränk in demjenigen Preis, in welchem es der Wirth denen Fuldischen verzapft, jedem vor sein Geld gereicht wird; auch sollen die Kuchen, allwo selbige hergegeben werden, denen Gästen vorgelegt und nicht damit von dem Freiboten zu seinem privat Nutzen disponirt werden."

Von einer fürstlich-fuldischen Kirmessenschenke hören wir auch in Ried [13]). Von der Wirtschaft in Hilders, in der alle Amts-Ortschaften außer Reulbach und Juliushof ihre Ehrenzechen abhalten oder entsprechende Abgaben entrichten mußten, erhielt die würzburgische Herrschaft die Hälfte der Abgaben. Die Preise für die Getränke waren

[11]) Tag nach Kirmes oder Hochzeit; vgl. Grimm, Wörterbuch XIII (Lpz. 1922), Sp. 1408 f.; Grimm bringt auch sehr alte Rhöner Belege. Weistümer, III, S. 559, 535, 887; vgl. a. Erich Schreiber, Der bäuerliche Lebens- und Sittenkreis im oberen und mittleren Feldatal. Weimar 1936, S. 105.

[12]) Kirmes war zugleich ein wichtiger Termin zur Entlohnung der Hirten und Schulmeister; mancherorts erhielten die Schulmeister an Kirmes freie Kost, z. B. in Niederbieber, Allmus u. Elters (Noll a. a. O. S. 35 f.).

[13]) Fuldische Regulativ-Verordnung über das Jurisdictionswesen vom 8. April 1726, S. 22.

bei den Ehrenzechen sogar höher als bei Freizechen. Die Wirte durften von Kirmessamstagabend bis fünf Uhr am Walztag (Montag) nichts ausschenken, weil in dieser Zeit der herrschaftliche Bannwein „eingelegt" wurde. Wollten sich die Dörfer von dieser Einschränkung befreien, hatten sie einen festgesetzten Betrag, das sogenannte trockene Boden- oder Kellergeld, zu entrichten [14]).

Im Erbbrief der Wirtschaft zu Premich war den Wirten der Filialorte verboten, an Kirmes Getränke zu verabreichen und Tänze zu veranstalten, da das nach dem Willen der hochfürstlichen Regierung allein dem Wirt von Premich zustand:

Den Premichern, Gefällern und Langenleitenern ist „auff der Kirchweiy ... bei denen wein Kauff und Kindts Tauffen Ihr getranckh ... bey Zehen Reichsthaler straff einen Tropffen anderst Zu hohlen Verbotten" als bei dem 1712 mit der Schankgerechtigkeit erblich beliehenen Wirt Hanns Köth. „Desgleichen weilen auff der Kirchwey Zu Premig auch Je und allzeit daß Recht gewesen, daß die Junge gesellen Zwey Tag lang Ihren Tantz auff dem Plan und Ihre Zech im Wirthshauß halten, wie auch wan die Kirchwey Zu Premig ist, die Wirth Zu Waldberg und Sandberg auff denen Zwey Kirchweyhtägen mit der Wirtschafft inhalten müssen, und Kein maß getranck ausschencken oder Verkauffen, noch einen Tantz halten dörffen ... so soll das auch künftig also observirt werdten." Den Bannwein dem Herkommen gemäß von Samstag 3 Uhr bis Montag 3 Uhr „nach Belieben selbst Vorlegen Zu lassen" behielt sich das Hochstift Würzburg vor. Aber den Bannwein wird an gleicher Stelle gesagt: „Vonn Unnsers Genedigen Fursten Unnd Herrn von Würzburgkhs wegen, wirdt durch die beambten daselbstenn Järrlichen Ban oder Kirchwey-wein gelegt, so vill mann will, Unnd was nicht außgeschenckht wirdt, mag man wider Ins Ambthauß fuehren laßßen. Unnd ist der Wirth uf der gemeinen Schenckhstadt schuldig Zu berürter Zeytt, sich des Weinschenckhens Zwey tag Zu enthaltenn, Wie auch die Unnderthanenn ... Kheinen andern, dan denn fuergelegtenn Banwein holen lassen sollen."

Noch 1779 gingen der Voit von Salzburg und der zuständige Amtskeller von Aschach dementsprechend gegen die Wirte von Waldberg und Sandberg vor, die daraufhin eine kleine Entschädigung zahlen und versprechen mußten, das herkömmliche Recht künftig zu achten [15]).

Die Wirtschaft zum Hirschen in Geroda ging 1692 mit dem ganzen Dorf von Tann an Fulda über; Fulda verpachtete die Wirtschaft an J. Kirchner, mit dem die Gemeinde ein Abkommen schloß, daß die Kindbetterinnen den Wein zum Selbstkostenpreis und die Burschen, die an Kirmes gemeinsam Zeche hielten, das Maß um 2 kr. unter dem gewöhnlichen Schankpreis erhalten sollten [16]).

Über das Bannschankrecht hinaus gehörten die Kirmesfeiern in Fulda zu den Rechten der Dorfgemeinde, über die die Beamten der Regierung zu wachen hatten. Am besten lassen wir den fuldischen Staatsrechtler Eugen Thomas darüber berichten [17]):

„Da aber diese Tage dem Vergnügen des Landmannes gewidmet sind, dieses aber durch keine unangenehme Zwiste, Zänkereien und Thätlichkeiten, welche bei

[14]) Franz Anton Jäger, Briefe über die hohe Rhöne Frankens in geographisch - topographisch - physisch - und historischer Hinsicht. Arnstadt und Rudolstadt 1803, I, S. 187 f.

[15]) Pfeufer, Rhönerisch und Fränkisch. Kallmünz o. J., S. 331 und Fränkisches Volksblatt Nr. 264, 1935.

[16]) J. Blank, Geschichte der Pfarrgemeinde Geroda-Platz. 1898, S. 26.

[17]) Sistem I, § 126, S. 213 ff.

solchen allgemeinen Zusammenkünften am leichtesten entstehen können, unterbrochen werden soll: so ist aus einem politischen Grund der sogenannte Kirchweihplan aller Orten des Hochstiftes eingeführet. Es ist derselbe eine von jeher bei dem öffentlichen Kirchweihtanze hergebrachte Feierlichkeit, welche noch mit vielen alten unbedeutenden Bauerngebräuchen vermenget ist. Indessen geschieht diese Feierlichkeit doch nicht ohne allen Grund. Die sogenannten Kirchweihpursche halten eine bessere Ordnung in ihrem Tanze: alles geschieht unter der pünctlichen Aufsicht eines verpflichteten Schultheisen; es werden Ermahnungen gegeben, und hiedurch Schwelgereien und Thätlichkeiten vermieden. Hieraus folget, daß es nicht in der Willkühre der Gemeinde stehe, einen Plan aufführen zu wollen oder nicht; vielmehr hat jedes Amt zu sorgen, daß diese alte Feierlichkeit zur bessern Ordnung beibehalten werde. Wider die sich weigernden Gemeinden kann mit Strafandrohung ja mit wirklicher Vollstreckung derselben fürgeschritten werden. An einigen Orten gehören die erwähnten Plane zu den Ehrenzechen, und sind dem Bannschankrechte unterworfen; in einem solchen Falle kann ohnehin der Beitritt eines jeden planfähigen Burschen von jenem, der mit dem Schankrechte versehen ist, mit Zwange behauptet werden. Dieser Kirmesenbann geht zuweilen erbbriefsmäßig auch auf die Qualität des Getränkes, nemlich auf Wein usw. z. B. zu Hofbieber (s. o., d. Verf.), wo der Wirth auch in der ritterschaftlichen Vogtei Schackau das Getränk zu verlegen berechtigt ist; in Ansehung der Quantität ist hingegen jederzeit den Planpurschen die Freiheit im Trinken gelassen (s. aber o. angef. Vertrag!) [18]). Nur diejenigen Pursche, welche das 16te Jahr erreichet haben, sind als planfähige anzusehen; es dürfen daher alle diejenigen, so noch unter diesen Jahren sind, einem ausdrücklichen Gesetze gemäß nicht dazu gelassen werden [19]). Die amtliche Oberaufsicht über die aufzuführenden Kirchweihplane, womit das sogenannte Friedgebot [20]) verbunden ist, ist eine Folge des Polizeirechtes, und gehöret sofort zum Umfange der unumschränkten Vogteilichkeit; daher kömmt es den domkapitulischen und propsteilichen Vogteigerichten in geschlossenen Vogteigemeinden eben so, wie es den fürstlichen Gemeinden gebühret, zu, die auf Kirchweihplane zielende Direction und etwa desfalls vorkommenden Erkenntnisse ausüben zu dürfen."

Die „unbedeutenden Bauerngebräuche" schildert Thomas in einer Anmerkung folgendermaßen:

„Vor Aufführung des Planes macht der mit einem Spieße gerüstete Schultheis oder Amtsdiener unter Begleitung der beiden Platzknechte und Musik beim Amte die Anzeige; sie bitten um Erlaubnis, ihren Tanz anfangen zu dürfen, bringen eine Probe ihres Getränkes, laden den Beamten zur Kirmes ein, und erwarten Verhaltungsbefehle. Zuweilen geschieht die Anzeige einige Tage vorher, wenn das Dorf vom Amte entlegen ist. Der Beamte antwortet ihnen in einer kleinen Rede, warnet sie wider alle Zwiste und Thätlichkeiten, und so ziehen sie wieder ab. Am Tage der Kirmes, welches aber kein Sonn- oder Feiertag sein darf, wird nach Tische der Plan aufgeführt. Der Schultheis führt den Zug, die beiden Platzknechte sind in der Reihe die ersten, es folgen die übrigen Purschen mit ihren Mädchen paarweise nach, und so tanzen sie um die Linde oder eine gesteckte Tanne. Wenn die Erlaubniß am Tage

---

[18]) Thomas sagt in Anmerkung: „Zu Burghaun haben sich die Väter gerichtlich zu einigen Maß Bier verbunden, um den Mißbrauch der ihren Söhnen zugelassenen Freiheit zu entfernen."

[19]) 28. Juni 1773: „Zeither hat man mehrfältig zu vernehmen gehabt, daß zur Aufführung des Kirchweihplanes Kinder von 13, 14 auch wenigeren Jahren hinzugelassen werden, wodurch dann manchmal geschieht, daß die an sich annoch in der Vernunft wankende Jugend vor der Hand zu allerlei Ausschweifungen und üblen Nachfolgen den verderblichen Anlaß überkommt"; es wird darum bestimmt, „daß fürderin zum öffentlichen Kirchweihplan Niemand hinzugelassen, noch von Obrigkeitswegen dazu angehalten werden soll, es sei denn er habe das sechzehnte Jahr vollständig erreicht." (Hermann Kersting, Die Sonderrechte im Kurfürstenthume Hessen. Fulda 1857, Sp. 163). Nach Lotich a. a. O. durfte er auch kein uneheliches Kind gezeugt haben.

[20]) Anmerkung: „Nach den drei ersten Tänzen um die Linde, oder wie man zu sagen pflegt, nach den drei ersten Reihen wiederholt der Schultheis jene Ermahnungen, welche der Beamte schon vorher gab. Hier wird unter dem freien Himmel Friede geboten."

der Kirmes eingeholt wird: so werden im Angesichte des Beamten die drei ersten Reihen [21]) getanzet, wornächst der Zug nach der Linde gehet usw. Die Platzknechte wechseln jährlich unter den Purschen um, und führen im Tanzen usw. das Directorium. Der Schultheis erhält an einigen Orten sein gewisses Maß Wein, auch an bestimmten Orten von jedem Knechte einen Kuchen. Man vergleiche hier den sogenannten Kuchenproceß im Oberamte Mackenzell, wo die Gemeinde im Jahre 1784 vom Reichskammergerichte abgewiesen ward; ferner einen Streit der Gemeinde Büchenberg und Zielbach Oberamts Neuhof wider ihren Schultheisen 2 Maaß Wein betreffend" [22]).

Wann die gesetzliche Regelung des Kirchweihplanes in Fulda und Würzburg erfolgte, ist mir unbekannt. Die Banngerechtigkeit und die damit verbundenen Einkünfte waren hier offenbar weitgehend bestimmend, einerseits von Kirmes-Verboten abzusehen, andererseits aber die Bräuche behördlich zu ordnen und zu regeln. Es galt, das bäuerliche Brauchtum in staatliche Aufsicht zu nehmen. Die gesetzliche Festlegung des Kirchweihplans diente der öffentlichen Ordnung, knüpfte aber offenbar an Prinzipien der inneren Ordnung an, wie sie dem Rhöner Kirchweihbrauchtum schon vorher eigen waren. Die Verordnung gab dem Brauchtum bindende Kraft und Verpflichtung. Sie gab ihm auf Jahrzehnte Stütze und Halt, verlieh ihm aber zugleich ebenso Starrheit und Gleichförmigkeit und bestand noch dann auf strikter Innehaltung [23]), als das lebendige Volkstum sich bereits über diese Formen weiter zu entwickeln bestrebte und sich darum gegen die starre Beibehaltung einmal festgelegter Formen auflehnte [24]). Nun aber war das nicht mehr innere Angelegenheit lebendiger Brauchentwicklung, sondern Verstoß gegen staatliche Gesetze, der Ahndung und Strafe nach sich zog. Hier mußten Volkswelt und staatliche Welt naturnotwendig

[21]) Die Dreizahl der Tänze ist weithin vorherrschend geblieben, doch ist sie nicht mehr überall Vorschrift. „Drei-Reiher" steht zuweilen für Plantanz, z. B. Simmershausen: „in die drei Reihen ziehen" = Plantanz abhalten. Im 18. Jahrhundert kam der Dreizahl rechtliche Bedeutung zu. Manchmal richtet sich heute die Zahl der Plantänze nach der Zahl der Paare.

[22]) Auf den Bericht des Oberamts Neuhof erging ein Regierungsreskript am 27. Aug. 1784 (Staatsarchiv Marburg) gegen die beiden Gemeinden, die sich weigerten, den Plan in der herkömmlichen Form zu halten; mit Strafandrohung wurde gegen sie vorgegangen (Buchenblätter, Beil. z. Fuldaer Zeitung, 1933, S. 177).

[23]) Wie sehr sich der Plan als obrigkeitliche Angelegenheit festgesetzt hatte, beweist auch das seltsame Verhältnis in einem Maindorf, das zum größten Teil dem Kloster Michelsberg gehörte, aber auch würzburgische Untertanen hatte. Bei Aufführung des Plans kam es zwischen beiden alljährlich zum Streit, der unter Anführung der beiderseitigen amtlichen Vertreter gegen Ende des 18. Jahrhunderts bereits feste Formen angenommen hatte und somit selbst Brauch geworden war. In diesem Dorf wurde der Kirchweihfriede in besonders eindrucksvoller Weise verkündet (Fränkischer Merkur 1799, Sp. 459 ff.). Aus Würzburg-Bamberg liegt ein Kirchweihfriede vom 19. Juli 1790 vor (Bayrischer Heimatschutz XXIV 1928, 31).

[24]) Vor allem mußten die Banngerechtsame als starke Belastung empfunden werden; man suchte darum vielfach davon frei zu kommen. Melchior Adam Weikard gibt das in seinen „Patriotischen Ermahnungen an den buchischen Landmann" (Fuldischer Landkalender 1777) zu. Das Reichskammergericht entschied am 7. Juni 1758, daß zwar alle Ehrenzechen in Kothen in der Bannschenke zu halten seien, den Einwohnern aber Art und Maß der Getränke frei stehe, sie auch nicht zur Abhaltung der Zechen verpflichtet seien (Thomas, Sistem II, 230, Anm. c). 1780 ermahnte ein fürstlicher Erlaß die Beamten, darauf zu achten, daß der Plantanz nicht abkomme (H. Ullrich, Untererthal. Würzburg 1913, S. 189); vgl. a. die bereits angeführten Konflikte mit der Regierung.

aufeinanderstoßen. Schon die abfällige Bemerkung von Eugen Thomas über die „unbedeutenden Bauerngebräuche" gegenüber den staatlich gebilligten und vorgeschriebenen Rechtsbräuchen zeigt, wie wenig man in dieser Zeit von bewußter Brauchtumspflege sprechen kann, wie man es in diesem Zusammenhang getan hat.

Als nach der Säkularisation das Fuldaer Land und die Rhön mehrfach ihre staatlichen und rechtlichen Verhältnisse änderten, verlor auch das geltende Kirmesrecht seine Geltung. Es fiel damit eine nicht unwesentliche Stütze des Brauchtums. Die Banngerechtigkeit hörte nach Dr. Lotich gegen 1816 auf zu bestehen.

Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau, Fürst von Fulda, verlegte am 13. April 1804 alle Kirchweihen des Fuldaer Landes „sowohl in Hinsicht des Kirchenfestes [25]) als die übrigen Lustbarkeiten" auf den Sonntag nach Allerheiligen mit der Begründung, „daß die vielen zu verschiedenen Zeiten ... gehaltenen Kirchweihen nicht nur die häufigen Mißbräuche zum wahren Verderbnisse des häuslichen Wohlstandes, sondern auch selbst zur Beeinträchtigung der öffentlichen Sicherheit und der allgemeinen Landes Wohlfahrt gereichet haben". Der Fürstbischof von Würzburg begründete Jahrzehnte früher (6. Februar 1764) die Verlegung der Kirmessen auf den Sonntag nach Martini wie folgt:

„Nachdem Wir in mehrmaliger Beherzigung der durch die bisherigen zu verschiedenen Zeiten hie und dort gehaltenen Kirchweihen veranlasset werdenden so mannigfaltigen und schweren Beleidigungen Gottes, sodann auch in dem weiteren sittlichen Anbetracht, daß eines Theils bey sothanen auf so verschiedentlichen Tägen das Jahr hindurch begangen werdenden Kirchweihen eine Gemeind die andere merklich aufzehre, andern Theils aber das müßige Bettelgesind einem Ort nach dem andern haufenweis zur übergroßen Beschwerde aufzuliegen, die Gelegenheit überkomme, Uns nach aufhabender bischöf- und landesfürstlicher Obliegenheit entschlossen haben, zur mehrerer Abhaltung aller solcher Laster, und Minderung der Schlemmereyen, auch anderer ärgerlicher Mißbräuche, dagegen aber unfehlbar anzuhoffenden mehrern göttlichen Segens sämtliche Kirchweihen in unsern fürstlich-wirzburgischen mittel- und unmittelbaren Landstädten, Flecken und Ortschaften, welche sonsten mit keiner fremden Herrschaft vermischet sind, alle zusammen auf einen Tag als den ersten Sonntag nach Martini Episcopi in dem Monat November zu verlegen."

In Orten, wo es an Geistlichen mangele, könne die Kirmes später gefeiert werden, doch sei dann alles Tanzen und Nachschmausen verboten, ebenso „alles Auslaufen zu den Kirchweihen sowohl in den benachbarten als fremdherrischen Ortschaften, um alldorten zu tanzen und zu schlemmen" [26]).

In Kurmainz verlegte ein Regierungsausschreiben vom 12. Mai 1789 die Kirmessen ebenfalls auf Sonntag nach Martini und verbot Tanzmusiken an den abgeschafften, örtlichen Kirmessen [27]). Nach der fuldischen Verordnung von 1804 mußten zudem alle Kirmessen am Dienstag beendet werden, die herkömmlichen (heute noch üblichen) Nachkirmessen wurden bei 10 Rthlr. Strafe verboten; allen, die die

[25]) Am 25. Mai erhielt diese Anordnung der Regierung bischöfliche Billigung (Isidor Schleichert, Chronik von Fulda, hrsg. v. G. Richter, Fulda 1917, S. 62).

[26]) Sammlung hochfürstl. wirzb. Landesverordnungen II, 796.

[27]) Kersting a. a. O. Sp. 1183.

örtlichen Kirmessen fernerhin zu feiern wagten, drohten Geld- oder Arreststrafen.

Seit den beiden angeführten Verordnungen von 1764 und 1804 herrschen in der Rhön die Herbstkirmessen vor. Neben den fuldischen Allerheiligen- und den würzburgischen Martinikirmessen finden sich nur wenige örtliche Sondertermine. Sie erklären sich daraus, daß die betreffenden Orte ritterschaftlichen Herrschaftsbezirken zugehörten, für die die Verordnungen von Fulda und Würzburg keine Geltung erlangten. Die Orte der ehemaligen Herrschaft Gersfeld mit Hettenhausen und Dalherda feiern Kirmes acht Tage nach der fuldischen. Ottrichshausen, Heubach und Oberkalbach am Sonntag nach Kreuzerhöhung (14. September); Züntersbach, Oberzell und Weichersbach eine Woche vorher; in verschiedenen Dörfern des Sinngrundes fällt Kirmes in den August, zuerst in Mittelsinn, am Sonntag darauf in Rhieneck; die Obersinner Zwetschgenkirmes liegt vier Wochen nach der Mittelsinner Kirmes. Zu nennen wären noch die verschiedenen thüringischen Kirmestermine der Ostrhön (Sachsen-Weimar und Meininger Land) im September und Oktober [28]).

Im allgemeinen beginnen die Rhöner Kirmessen am Sonntag, wenn auch der Montag erst den Plantanz und damit die Hauptfeierlichkeiten bringt. Im 18. Jahrhundert war es im Gebiet der Abtei Fulda seit der Verordnung vom 9. September 1730 wider die „leichtfertige Zusammenkünfte und ärgerliche Täntz" verboten, an Sonn- und Feiertagen zu tanzen. Das 1749 erneut eingeschärfte Tanzverbot wurde am 22. November 1752 dahingehend eingeschränkt: „Jedoch ... nehmen Wir sonders bewegender Ursachen halben diejenigen Kirchweyh-Täntze aus, welche dem Herkommen nach aufgeführet oder in öffentlichen Wirths-Häussern gehalten zu werden pflegen." Aber schon in der Sonntagsheiligungs-Verordnung vom 16. August 1770 wurden wieder „alle Lustbarkeiten, Zechen und Kirchweih auf Sonntägen verbotten". Es wurde „bey Begehung der in Unsern Hochstiftslanden eingeführten Kirchweihen auf Sonntagen die Aufführung des sogenannten Plan, und der unter Unserm obrigkeitlichen Friedgebot sonst hergebrachten Tänz deren jungen Leuten" untersagt „und diese zum Recht der Bann- und Erbschenken miterwachsenen Lustbarkeiten auf die darauf folgenden Werktage verlegt" [29]). Auf Grund dieses Gesetzes bemerkt Thomas, daß die Kirmes nicht am Sonntag stattfinden dürfe. Diese Verordnung rief aber so viel Unstimmigkeiten bei den Wirten hervor und wurde so oft übertreten [30]), daß das Verbot schließlich am 9. Dezember 1788 dahin gemildert wurde, daß an Kirchweihsonntagen Tanzen und Musik nachmittags von 4 bis 9 Uhr erlaubt wurde. Nach der angeführten Verordnung von 1804 blieben Tänze an Sonntagen nach Beendigung des Gottesdienstes bis zum Schankschluß gestattet.

---

[28]) Schreiber a. a. O. S. 103.

[29]) Sammlung der fuldischen Landesverordnungen in der Landesbibliothek Fulda.

[30]) N. Enneking, Das Hochstift Fulda unter seinem letzten Fürstbischof Adalbert III. v. Harstall (1788-1802). Fulda 1935, S. 173.

Nach mehrmaligen Verboten der Kirchweihtänze an Sonntagen regelte auch eine würzburgische Verordnung vom 16. Januar 1784 die Angelegenheit insofern, als das Tanzen an Kirchweih nach der Mittagsandacht von 5 bis 10 Uhr im Sommer (bis 9 Uhr im Winter) gestattet wurde. Das säkularisierte Fürstbistum Würzburg lockerte wie Fulda die Bestimmungen: Es durfte fortan Sonntags nach dem Gottesdienst getanzt werden, aber an Werktagen und abgeschafften Feiertagen war es mit Ausnahme der Kirmes-, Markt- und Fastnachtstage verboten [31]).

Erwähnt seien in diesem Zusammenhang die Spielverbote, die für unser Gebiet in Betracht kommen: Würzburg 3. Februar 1660 Würfeln, Karten, Riemenstechen, Drehspiel an Kirmes verboten. Fulda begnügte sich 1766 mit einer täglichen Steuer von 1 fl 30 kr Steuer von den Inhabern der Kirmes-Spielbuden. Sachsen-Meiningen verbot 1797 eine große Zahl von Karten- und Würfelspielen.

2. Berichte aus dem 19. Jahrhundert.

Berichte, die über Kirmessen des 19. Jahrhunderts vorliegen, lassen den Wandel erkennen, den das Rhöner Kirmesbrauchtum durchmachte, zeigen aber auch, daß wesentliche Merkmale erhalten blieben und sich bis in die Gegenwart behaupteten.

Der obrigkeitliche Zwang, bestehenden Gesetzen nachzukommen und den mit dem Bannschankrecht Begabten zu seinem Recht kommen zu lassen, fiel weg, als die betreffenden „Staaten" und ihre Regierungen kurz nach der Wende zum 19. Jahrhundert von der politischen Bühne abtraten. Dies lockerte das Brauchtum und überließ seine Übung der Jugend der einzelnen Dörfer. Es konnte fortan weder ein einzelnes Dorf zur Abhaltung, noch ein planfähiger Bursche zur Teilnahme am Kirmesplan gezwungen werden. Daraus folgte, daß der Plantanz nach mannigfachen schriftlichen Zeugnissen und gegenwärtigen Beobachtungen in vielen Dörfern nicht alljährlich, sondern oft in jahrelangen Abständen abgehalten wurde. In anderen Dörfern wieder ist der Plantanz seit Jahrzehnten außer Übung gekommen [32]).

Das wichtigste Stück des behördlich geregelten Planes waren die von Thomas Friedgebot genannten Ermahnungen des Regierungsbeamten und des Schultheißen zu Beginn des Plantanzes. Der Schultheis führte den Zug zum Plan, er wiederholte hier die zuvor von dem Beamten gegebenen Ermahnungen und Vorstellungen. In Dörfern, die Amtssitz waren, wurden die drei Reiher unter Aufsicht des Beamten getanzt. Im übrigen sorgten die Platzknechte für eine friedliche und

---

[31]) Grandauer, Die Gesetzgebung des Fürstenthums Würzburg unter Curpfalzbaierischer Regierung, I, Würzburg 1806, S. 401; die übrigen würzburgischen Verordnungen in der mehrfach zitierten Sammlung.

[32]) In Schmalwasser zuletzt 1868, davor 1862 (Pfeufer a. a. O. S. 34). Aus Grüsselbach wird berichtet, daß 1919 Plantanz nach 28 Jahren Unterbrechung wieder aufgenommen wurde; auch im folgenden Jahr Plantanz (Ein Kirchweihfest in der Rhön, von einem Rhönwanderer. Eisenach 1920). In Nordheim war der Plantanz vor Jahren wieder aufgelebt, unterblieb später aber wieder (Fränkisches Volksblatt 21. Nov. 1935).

ordnungsgemäße Durchführung der Feierlichkeiten. Als die Kirmesverordnungen ihre Gültigkeit verloren, mußte die obrigkeitliche Aufsicht in der bisherigen Art fallen. Doch wird der Bürgermeister zunächst weiterhin, wenn auch nicht mehr in der streng beachteten Form seine Autorität im Sinne der alten Ordnung geltend gemacht haben. An die Stelle des Regierungsbeamten trat später in gewisser Weise der Ortsgeistliche, gefördert wurde diese Entwicklung vielleicht durch Vorschriften kirchlicher Stellen (s. o. S. 75). Dr. Lotichs Schilderung dieses Vorgangs aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist typisch; ähnlich ging es bei vielen Rhöner Kirmessen bis in die letzten Jahrzehnte zu[33]).

„Nachmittags ... holten sich die Blonbursche im Wirthshause ihre Musikanten nebst ein Paar Krügen Wein und begaben sich klingenden Spiels zum Scholdes. Hier ließen sie einige Stücklein aufspielen, tanzten mit den Mädchen, die sich eben vorfanden, und tranken unter lautem Juchheh auf das Wohl ihres braven Ortsvorstandes, der auch wacker Bescheid that. Er setzte darauf seinen Dreimaster auf, zog seinen langen Motzen an, und nachdem ihm die Bursche mit einem schwarzen Bande einen tüchtigen Strauß in das Knopfloch befestigt hatten, ergriff er sein spanisches Rohr, stellte sich an die Spitze der Versammlung, die Musik stimmte einen Marsch an, und fort gings in das Pfarrhaus. Hier wurde wieder Wein getrunken (jeder führte ein Glas bei sich im Sacktuche) und dabei Sr. Hochwürden ein Rosmarin mit rothen Schnüren überreicht. Seinerseits gab ihnen der Herr eine gute Lehre, ermahnte sie des guten nicht zuviel zu thun, Streit und Händel zu vermeiden ... Aus dem Pfarrhaus ist der Scholdes mit den Bursche zum Tanzplatz gegangen. Mitten auf dem Tanzplatze ... stand ein Mai (Birke oder Tanne) und dabei eine Stellage von Fässern und Brettern für die Spielleute. Der Schultheiß „ging erst dreimal so und dreimal so" von den Spielleuten begleitet und sein spanisches Rohr schwingend, ganz gravitätisch auf dem Tanzplatze herum, dann blieben die Musikanten stehen und die Blonbursche nahmen ihre Mädchen, die sich mittlerweile auch eingestellt hatten, und tanzten, die Blonknechte voran, die drei Reiher".

Von einer Kirmes des Jahres 1860 wird berichtet, daß in Dermbach an der Spitze der drei Abteilungen der Planpaare beim dreimaligen Umzug um die Linde als Führer der Justizamtsdiener in Uniform mit gezogenem Säbel marschierte[34]). Hier ist das frühere Rechtsverhältnis noch recht deutlich: Man denke an den Freiboten und den Spieß des Schultheisen im 18. Jahrhundert. In die gleiche Richtung weist die vielfach noch übliche kreis- oder halbkreisförmige Umfriedung des Tanzplatzes. Noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sehen wir dann den Pfarrer übrigens bei Leopold Höhl in der Funktion, die dem Beamten der fuldischen Ämter im 18. Jahrhundert zukam[35]). Abgeblaßt erscheint das ursprüngliche Verhältnis, wenn später und heute der Bürgermeister (auch Pfarrer, Lehrer, Förster) von den Planburschen respektiert wird, indem man ihn besonders zur Kirmes einlädt, ihn in feierlichem Zug zum Plan holt, ihm einen Ehrentrunk reicht, eine „Extratour" zugesteht, ein Ständchen bringt oder das Bürgermeisterhaus schmückt. Das Abholen des Bürgermeisters nannte man in Welkers „die Genehmigung holen"; der frühere Sinn lebt also noch in dieser Redensart weiter. Im übrigen erwartet man heute stets,

---

[33]) a. a. O. S. 365.

[34]) Schubart a. a. O. S. 265. - In dem zwischen Fulda und den Rosenbachern geschlossenen Vertrag (o. S. 76 f.) war der Freibot des Amtes als Anführer bestimmt, sonst aber oblag die Regulierung des Tanzes den Platzknechten.

[35]) a. a. O. S. 136.

daß sich der Bürgermeister erkenntlich zeigt für die ihm zuteilgewordene Ehre. Die Manifestation obrigkeitlicher Gewalt ist damit zur bloßen Ehrerweisung verblaßt.

Höhls Schilderung der Kirmes mag als charakteristisch für das 19. Jahrhundert auszugsweise folgen:

„Ein Maibaum wird alljährlich aufgerichtet, aber die sich anschließende Feierlichkeit unterbleibt oft mehrere Jahre, bis sich wieder ein paar Burschen finden, die im stande sind, die Sache in die Hand zu nehmen...

Der Maibaum war am Abend vor dem Kirmessonntag auf dem 'Plan' neben dem Wirtshause mit großer Mühe aufgerichtet und mit dem üblichen Schmucke versehen worden. Am Sonntag Nachmittag sammeln sich die 'Planburschen', jeder einen mächtigen 'Zwieck' im Knopfloch und auf dem Hütchen; ihnen voran schreiten zwei besonders herausgeputzte Anführer, der 'Retzeknecht' und der 'Platzknecht', ersterer die gleichfalls gezierte Flasche (eigentlich sollte es eine 'Retze' [36]) d. i. Stütze sein), letzterer den Plaaz auf der flachen Hand tragend. Sie ziehen mit Musik zum Pfarrherrn oder Kaplan, Wein und Plaaz anbietend, und bitten um Gutheißung des alten, heute wieder aufgenommenen Gebrauches, was meist in poetischer Form geschieht; sie laden den Herrn zur Teilnahme an ihrer Freude ein und erhalten die Vermahnung, hübsch solid und verträglich zu sein. Dann holen sie in feierlichem Zug den Lehrer, den Scholdes und die ganze hohe Ortsbehörde ab und ziehen zum Maibaum. Dort wird der noch übrig gebliebene Plaaz mit einem Messer an den Baum geheftet und nun beginnt der Retzeknecht mit lauter Stimme und gewöhnlich in gebundener Rede seinen Spruch an das zahlreiche, dicht gedrängte Publikum, von dem das Häuflein der Planburschen und die gesondert stehenden 'Maje' etwas getrennt sind. Dann ruft er, mit dem Platzknecht abwechselnd, die mittanzenden Mädchen auf, sie mit dem im Dorfe üblichen Namen nennend... Dann folgen anonyme Aufrufe, bei welchen all die dummen oder losen Streiche der Mädchen, die man im abgelaufenen Jahre zu erlauschen wußte, aufgedeckt werden...

Hierauf wird der gesamten geistlichen und weltlichen Obrigkeit eine Ovation gebracht ..., wobei Musik und der Chorus der Planburschen jedesmal einfallen muß. Ist der Gefeierte selbst anwesend, so wird ihm zugleich das volle Glas hingebracht, und er muß bescheid thun. Jetzt erst beginnt der dreimalige Rundtanz um den Maibaum, und daran schließt sich das Tanzvergnügen im Wirtshause.

An diesem Tanz der 'drei Reihen' dürfen nur solche junge Leute teilnehmen, die noch 'ehrsam' sind, widrigenfalls aus einem benachbarten Hofe oder über ein Dach her ein Besen geworfen wird zum Zeichen, daß solche, die nicht mehr ehrsam sind, sich eingedrängt haben. Ein Bursche, der um die Sache weiß, ergreift den Besen und kehrt damit vor den Füßen der Unberufenen, so daß sie sich mit Schmach aus dem Kreise der Tänzer entfernen müssen."

Nach Bruno Kühn wurde auch in der Ostrhön um die Mitte des Jahrhunderts die Kirmes an der Dorflinde unter dem Vorsitz des Schultheißen eröffnet [37]). Im übrigen berichtet dieser Autor, der Auditor in Dermbach war, in seiner handschriftlichen Geschichte des Eisenacher Oberlandes [38]):

„Das größte Fest, welches für jung und alt einen gewissen spiritus communis hegt, worauf es lange zuvor spart, ist die Kirmes, welche gewöhnlich im Herbst, nach Beendigung der Erntearbeiten, in manchen Amtsbezirken auch überall zu gleicher Zeit, gefeiert wird. Zu derselben bildet sich aus der erwachsenen männlichen Jugend die 'Gesellschaft der Planbursche', welche aus den eigentlichen Planburschen und den 'Beidingern', d. h. Burschen, die sich in die Gesellschaft eingekauft haben, besteht, vom Planmeister in Ordnung gehalten wird, ihr eigenes Kirmesbier braut und das Fest in einem dazu gemieteten Lokale (Gelage) oder in der Ortsschenke feiert. Die Kirmes beginnt am Dienstag, nachdem sie Sonntags zuvor angespielt worden ist, damit, daß die Gesellschaften aus den Orten, wo sich keine Kirche befindet, unter Begleitung des

---

[36]) In Schmalwasser Kannenknecht genannt, Pfeufer a. a. O. S. 34.

[37]) Schreiber a. a. O. S. 105.

[38]) Staatsarchiv Weimar; abgedruckt Thüringer Fähnlein IV 1935, 335.

größten Teils der Ortsbevölkerung in die Kirche ziehen, wo ein feierlicher Gottesdienst abgehalten wird. Dann wird von den Platzburschen, deren jeder ein bekanntes Mädchen als seine 'Tanzjungfer' für die Dauer der Kirmes engagiert hat, der Plan bezogen, in Gasthöfen und Schenken auch von der verheirateten Bevölkerung, oft in drei Stuben des Wirtshauses, getanzt, gegessen und getrunken. Dies geschieht abwechselnd, mit feierlichen Umzügen durch den Ort, auch den zweiten Tag. Die übrigen Tage werden durch Umzüge mit und ohne Musik und durch das sogenannte Hammelreiten, wobei die mitunter verkleideten Planburschen zu Pferde einen zum Abendbrot bestimmten bekränzten Hammel herumführen, gefeiert. Durch Trinken, Spiel und andere Kurzweil werden die Tage bis zum Sonntage ausgefüllt, wo die sogenannte Nachkirmes gehalten und schließlich die Kirmes begraben wird."

Dagegen schildert Gegenbaur[39]) die Kirmes in der Fuldaer Gegend 1847:

„Mehrere Tage vor den Kirmessen werden sämmtliche Mädchen eines Dorfes unter die lustige Jugend durch das Los vertheilt; Jeder ersteht nun seine Geliebte, wenn sie zufällig einem Andern zugefallen ist, gegen einen Preis, der durch Getränke bestimmt wird, von demselben, 'kauft sie wieder'. Die so erkaufte Geliebte hat nun dafür die Pflicht, ihrem Burschen am Tage des beginnenden Festes einen bunten Strauß, 'Zwieck' genannt, nebst einem Taschentuche auf den Hut zu stecken; so geschmückt ziehen nun die Paare zur Eröffnung des Festes in geordnetem Zuge aus dem Wirtshause unter die Linde, indem die Musikanten demselben voraus spielen. Unter dieser Linde werden nun die drei Reigen getanzt; da wo ein solcher Baum nicht wirklich vorhanden ist, wird ein anderer Stamm, mit Blumen und Bändern geschmückt, aufgerichtet; hierauf zieht der Zug wieder zurück ins Wirtshaus, wo die sogenannten 'Platzknechte' die eigentliche 'Zeche' ordnen. Die Mädchen bringen Äpfel, Zucker und Kuchen mit und die Burschen geben den Wein..."

Schon Eugen Thomas läßt die „Kirchweihpursche" als Garanten der Ordnung gelten. Dieser ihrer Aufgabe kamen sie durch das ganze Jahrhundert nach. Ihnen obliegt ein Gutteil der Vorbereitungen, sie sorgen für pünktlichen und reibungslosen Ablauf der Feier. Sie sind die Anführer der Planburschen und Vortänzer des Plantanzes. Sie (und ihre Tänzerinnen) haben damit eine Reihe festliegender Verpflichtungen, genießen aber auch manchen Vorzug, z. B. das Recht des ersten Tanzes[40]). Der Wirkungsbereich der Platzknechte liegt innerhalb des umfriedeten Tanzplatzes. Man hört von drei, zwei, aber auch von einem Platzknecht. Ein Platzknecht macht öfter zugleich den Spaßmacher. Das Planburschentum wirkt auch heute noch in Orten nach, die keinen Plantanz mehr kennen. Sie erscheinen dort beim Tanz im Saal, helfen hier Ordnung halten und haben das Recht des ersten Tanzes (Gundhelm, in Burgsinn fungieren sie bei dem üblichen Kußwalzer). Der Begriff „Platzknechte" erfuhr vermutlich im 19. Jahrhundert einen Bedeutungswandel, indem Platz als „Blaatz" (Kuchen aus Brotteig) verstanden wurde, offenbar im Zusammenhang mit der Aufgabe des Platzknechtes, einen Kuchen oder Blaatz im Zug zur Linde zu tragen[41]). In der Ostrhön trugen die Platzknechte weiße

---

[39]) Fulda und das Rhöngebirge. Fulda 1847, S. 56.

[40]) Besonders ausgeprägt in Grüsselbach: Die drei Platzknechte hatten 14 Tage lang freie Wahl unter den Mädchen; erst dann konnten die übrigen Burschen ihre Partnerinnen wählen. Der erste Platzknecht mit einem Führerstab hielt vor Beginn des Tanzes eine Rede, er hatte den ersten Tanz, der zweite gehörte den anderen Platzknechten. Auch der anschließende Tanz im Saal wurde vom ersten Platzknecht eröffnet (Ein Kirchweihfest in der Rhön a. a. O.).

[41]) Vgl. z. B. u. S. 95 und Höhls Schilderung o. S. 85.

Schürzen und an der linken Schulter ein buntes Tuch [42]). Aus jenem Gebiet liegt folgende Äußerung über den Platzknecht aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts vor [43]):

„Der Platzmeister ist bald Anführer, bald Lustigmacher, bald Vollführer der Gesetze und Strafen, bald Zuchtmeister der muthwilligen Jugend ..." Die Kirmesburschen erkennen die von Alters herkömmlichen Gesetze an und unterwerfen sich den festgesetzten Strafen, „die der Platzmeister an den Übertretern der Gesetze vor der ganzen Versammlung vollzieht" [44]).

Aus dieser Bemerkung geht hervor, daß die Gemeinschaft der Plantänzer streng darauf hielt, daß der Charakter des Ehrenplanes gewahrt und der Plan rein gehalten wurde. Dr. Lotich wies darauf hin, Höhl gab Bericht über die Bräuche, durch die ein entehrter Plan wieder ehrlich gemacht wurde. Noch heute lebt diese brauchtümliche Auffassung in Frankenheim bei Bischofsheim stark im Volksbewußtsein. Von neueren Autoren bestätigen Johannes Hack [45]) und Erich Schreiber [45a]) diesen Charakter des Kirmesplans.

3. Übersicht über das heutige Brauchtum.

Seit 1933 erfuhr das Kirmesbrauchtum vielfach eine Neubelebung, manche bereits außer Übung gekommene Bräuche wurden wieder aufgenommen und die Kirmes ganz allgemein wieder zu einem rechten Dorffest erhoben. Ganz abgerissen war die alte Überlieferung nur vereinzelt, doch war mancher Zug des Motivkreises Kirmes verblaßt. Mancherorts begnügte man sich jahrelang mit einer einfachen Tanzveranstaltung [46]). Eine der jahreszeitlich frühesten Kirmessen ist die von Uttrichshausen am Sonntag nach Kreuzerhöhung (14. September); sie nimmt also weder an dem fuldischen Allerheiligen- noch an dem würzburgischen Martinitermin teil. Die am Sonntag mit dem feierlichen Abholen [47]) der „Kirmes" (geschmücktes Tannenbäumchen) [48]) einsetzende Kirmes währt mit Tanz bis tief in die Nacht und wird anschließend am Montag in aller Frühe mit den „Hofreihern" weiter-

---

[42]) Schubart a. a. O. S. 263. - In Nordheim 1935: „Von den Lichtstuben der Burschen ziehen die Burschen mit mächtigen Sträußen auf den Hüten mit ihren Mädchen, an der Spitze der Führer der Lichtstube (Blatzknecht) mit langer, weißer Schürze und einen Literkrug Branntwein in der Luft schwingend, zum Tanzlokal. Die Häuser der Lichtstuben sind mit Tannen und bunten Bändern reich geschmückt (Fränkisches Volksblatt 21. Nov. 1935).

[43]) Erholungen. Ein thüringisches Unterhaltungsblatt für Gebildete. Nr. 28 v. 4. April 1812.

[44]) Zur Art der Strafen im 18. Jahrhundert s. den Vertrag von 1708, o. S. 77.

[45]) Traute Heimat meiner Lieben. Fulda 1927, S. 49. [45a]) a. a. O. S. 104.

[46]) Nicht geringe Schuld an dem Abkommen der Bräuche trugen die zahlreichen Vereine. Jeder Verein suchte aus eigensüchtigen Gründen möglichst viel Tanzvergnügen zu veranstalten. Die Organisation der Kirmesfeier wurde der Jugend entzogen und geriet in die Hände rivalisierender Vereinsvorstände.

[47]) In einigen Orten Ausgraben der im vergangenen Jahr begrabenen „Kirmes". Kirmesvorfeiern sind ziemlich allgemein üblich: Antrinken der Kirmes, Bestimmung der Planpaare und Platzknechte, Einholen und Aufrichten des Kirmesbaumes.

[48]) In Ohrberg wird als Sinnbild der Kirmes an dem „Plo" eine Gestalt, der „Kerbejockel", auf einen Stuhl gesetzt und bei der Nachfeier wieder herabgeholt.

geführt. Vor dem Haus eines jeden Mädchens werden Lieder und Tänze aufgespielt, den Musikanten wird ein Trunk gereicht, die Burschen trinken aus mitgebrachten Schnapsflaschen und sammeln Kuchen, Eier und Speck. Höhepunkt der Kirmes ist der Lindentanz am Nachmittag unter der mächtigen, mit einer Mauer umfriedeten Linde. Die planfähige Jugend gruppiert sich nach den beiden Dorfwirtschaften; jeder Wirt strebt danach, die meisten Paare unter die Linde zu schicken. Er besorgt die Sträuße „ewiger" Blumen und die Bänder für die Hüte der Burschen und das Haar der Mädchen. Entgegen den Mädchenverlosungen und -versteigerungen anderer Dörfer kann hier jeder Bursche seine Partnerin frei wählen. Selbst Ortsfremde werden zugelassen [49]). Hinter einem jüngeren Burschen mit dem geschmückten Tannenbäumchen schreitet die Musik einher, die lange Reihe der Paare (1935 eine Gruppe 14, die andere 12 Paare) schließt sich an, die Burschen bändergeschmückte Weinflaschen schwenkend. Der Zug umschreitet die Linde [50]), dann gruppiert sich die Kapelle auf einem Podest unter der Linde, der Wirt stellt einen Korb voll Weinflaschen bereit. Dicht umringt steht der Tanzplatz von Angehörigen und Freunden der Paare, von Einheimischen und Fremden, denn die Uttrichshäuser Kirmes wird wegen des verschiedenen Termins von anderen Dörfern viel besucht. Einer der Burschen eröffnet den Tanz mit einer selbstgereimten Begrüßung der Gäste und einem Lob auf die Kirmes. 1935 sagte er u. a.:

Ein Gruß von mir, ihr lieben Gäste,
mit reinem, freud'gen Herzensschlag
zu unsrem heut'gen Kirchweihfeste!
Wirklich doch ein schöner Tag!
Ein' jeden grüß ich froh und gern,
auch jeden, der hier weilet aus der Fern...

Heut muß aus jedem Mund ein frohes Lied erschallen,
es ist doch Kirchweih für die Jungen und die Alten.
Ja, Kirchweih ist das Fest der Freude,
da man vergisset alles Leid,
Sorgen und Gram verschwinden im Herz
und jeder macht doch heute wohl einen Scherz...

Drum wollen wir auch heute nicht vergessen,
daß wiederum ein Jahr bemessen.
Wir wollen danken Gott dem Herrn,
der uns weiterführet froh und gern...

Drum seid heute alle aufgerafft
und trinkt weiter in der Gastwirtschaft.
Und denkt dabei mal an den Jost,
er ruft euch zu ein frohes Prost!
Und dann zum Schlusse noch:
Auf die Kirchweih ein dreifach Hoch!

---

[49]) Im allgemeinen können nur Ortseingesessene daran teilnehmen. - **Lotich** a. a. O. S. 363 teilt folgende Besonderheit mit: Die Altengronauer Burschen hatten das Recht, in Obersinn den Blon aufzuführen; die Musik brachten sie mit, mußten aber Partnerinnen aus Obersinn wählen.

[50]) Die dreitägige Kirmes in Urspringen kennt keinen Plantanz. Hier wird der Kirmesbaum aber von den Paaren am Sonntag nachmittags, nachdem die Mädchen Kuchen in die Lichtstube der Burschen gegeben haben, umschritten. Dann zieht man in den Saal.

Vor den tanzenden Paaren hopst der „Strauß" in tollen Sprüngen. Zwischen den drei oder vier „Touren" machen gefüllte Gläser weite Runden unter Tänzern und Zuschauern. Jedes Paar tut seinen Angehörigen und Freunden auf diese Weise „die Ehre an". Indes rückt die zweite Gruppe an und wartet bis die erste den Platz geräumt hat. Mit schmetternder Musik zieht dann auch sie „önger de Lenge". In den Sälen schließt sich später der allgemeine Tanz an.

In den Sprüchen der Planburschen, meist des ersten Platzknechtes, die vielfach auch tadelnde und ermahnende Worte finden, klingt vielleicht das obrigkeitliche Friedgebot nach. Der Uttrichshäuser Spruch von 1935 z. B. tadelte, daß die Bevölkerung nicht so großen Anteil an dem Lindentanz nahm, wie die Tänzer sich das wünschten.

Der Plantanz vollzieht sich schon nach der Darstellung von Eugen Thomas am Ende des 18. Jahrhunderts um die Dorflinde oder um eine gesteckte Tanne auf einem freien Platz inmitten des Dorfes. Da nur ein Teil der Rhönorte Dorflinden besaßen und besitzen, herrscht der Tanz um den Kirmesbaum vor.

Um die Linde tanzt man heute [51]) noch in Andenhausen [52]), Dammersbach, Dietershausen, Dörmbach, Elters [53]), Frankenheim, Geblar [54]), Geismar, Grüsselbach, Habel, Haselbach, Heubach, Hofaschenbach [55]), Kranlucken, Maberzell [56]), Molzbach, Oberalba, Oberrombach, Otzbach [57]), Reckrod, Schleid [58]), Schönderling, Spahl, Steens, Unteralba, Uttrichshausen, Wendershausen und Wiesenfeld [59]). Eingegangen ist der Lindentanz in Borsch, Diebach [60]), Eichenzell [61]), Eiterfeld, Erdmannrode [62]), Eckweisbach [63]), Gundhelm [64]), Haimbach [65]), Hofbieber [66]), Johannesberg, Kerzell, Ketten [67]), Langen-

[51]) Nach Erhebungen des Verfassers durch schriftliche Umfragen in den Jahren 1935–37.

[52]) Vgl. a. Schreiber a. a. O. S. 104.

[53]) „nur selten" (Fragebogen).

[54]) Alter der Linde von Sachverständigen auf über 1000 Jahre geschätzt, steht unter Naturschutz (Fuldaer Zeitung 24. Nov. 1936).

[55]) „manchmal".

[56]) Von 1900 bis 1933 nicht, dann wieder aufgenommen.

[57]) „nicht in jedem Jahr".

[58]) Linde brach 1937 bei einem Sturm (Fuldaer Zeitung 28. Juli 1937).

[59]) Vgl. a. Otto Reuter, Kulturgeschichtliche Bilder aus einem Rhöndorf. Weimar 1937, S. 46.

[60]) „Linde und Plo".

[61]) „seit einigen Jahren nicht mehr".

[62]) Vor 40 Jahren; alte Linde mit Tanzplatz erhalten.

[63]) Neuerdings wieder versucht, setzte sich aber nicht dauernd durch.

[64]) Zu Lotichs Zeit (1854) war die Linde noch klein.

[65]) Vor 40 Jahren.

[66]) Vor 25–30 Jahren.

[67]) Nachdem die Linde gefällt wurde, jetzt „Mai".

bieber [68]), Lüdermünd [69]), Neuhof [70]), Niederbieber [71]), Mansbach, Oberbimbach [72]), Theobaldshof [73]), Unterufhausen und Wölf [74]).

In Orten ohne Dorflinde erscheint als Tanzbaum auf dem Plan eine sehr hohe, entrindete Tanne, die entweder von einem Bauern gestiftet oder gekauft wird. An der Spitze ist ein mit bunten Papierstreifen und Papierblumen geziertes Bäumchen befestigt (zuweilen auch mit einer Fahne) [75]), darunter hängt ein Fichtenkranz, vereinzelt mehrere (in Wüstensachsen 3) um den Stamm. Der untere Teil des Stammes ist nicht selten mit einer Girlande umschlungen oder weiß oder zweifarbig spiralartig (in der bayrischen Rhön blauweiß) gestrichen. Während des Tanzes heftet man mancherorts Kuchen an den Stamm [76]). Das Aufrichten dieses mächtigen Baumes - manchmal müssen zwei Stangen aneinandergesetzt werden, um die rechte Höhe zu erreichen - ist wie das Einholen mit einer Feier der Burschen verbunden, an der die Mädchen selten teilnehmen.

Form und Putz weisen innerhalb des betrachteten Gebietes unwesentliche Unterschiede auf. Dagegen sind die Bezeichnungen verschieden. Neben dem häufigen „Maibaum" findet sich vereinzelt „Maiel"; sehr zahlreich ist daneben „Plo" oder die allgemeine Bezeichnung „Kirmesbaum". „Mai" und „Plo" scheinen zwei verschiedene landschaftliche Gebiete auszumachen. „Mai"(baum) wird er genannt in Abtsroda, Sieblos, Dietges, Wickers, Batten, Melperts, Wüstensachsen, Simmershausen, Hilders, Liebhards, Langenbieber, Niederbieber, Langenberg, Gotthards, Obernüst, Schwarzbach, Unterbernhards, Rimmels, Ketten, Oberufhausen, Kleinsassen, Dipperz, Engelhelms (Maiel), Löschenrod (Maiel), Neuhof, Rommerz, Schweben, Niederkalbach, Oberkalbach. Als „Plo" wird er in Stöckels, Weyhers, Lütter, Schmalnau, Altenfeld, Thalau, Stellberg, Motten, Kothen, Volkers, Werberg, Breitenbach [77]), Ohrberg, Singenrain, Schildeck, Rothenrain, Altglashütten, Unterweißenbrunn, Schönau [78]), Birx, Fladungen (früher), Vollmerz, Oberzell, Mittelkalbach, Mottgers [79]) bezeichnet, das ist im ganzen gesehen der südlich sich an das „Mai"gebiet anschließende bayrische oder bis 1866 bayrisch gewesene

---

[68]) „Es kommt darauf an, in welcher Wirtschaft Musik abgehalten wird. Es wurde meist um den 'Mai' getanzt.

[69]) Vor 60 Jahren.

[70]) Jetzt „Mai".

[71]) Nach dem Weltkrieg nicht mehr; neben der Linde gab es den „Mai".

[72]) Jetzt Kirmesbaum.

[73]) Vor dem Weltkrieg.

[74]) Vor 50 Jahren abgestellt.

[75]) Hammelburg. Heimatbuch und Führer durch den Bezirk. Hammelburg 1927, S. 23.

[76]) Hammelburg S. 23; Pfeufer a. a. O. S. 34; ferner z. B. in Grüsselbach und Frankenheim.

[77]) Seit 40 Jahren nicht mehr üblich.

[78]) Seit 25 Jahren nicht mehr gebräuchlich.

[79]) Hier fällt die Kirmes mit Fastnacht zusammen, weil die Herbstkirmes vor Jahren wegen eines Totschlags verboten wurde. Auch in Elm und Oberkalbach hatten die Burschen die Kirmes „verschmissen", sie wurde wegen schwerer Schlägereien untersagt (Lotich a. a. O. S. 364).

Teil der Rhön. In manchen Orten wurden „Mai" und „Plo" Nachfolger der alten Linde, weil diese einging und eine junge nicht gepflanzt wurde [80]).

Die Bezeichnung „Mai" macht den Zusammenhang vieler Kirmesbräuche mit dem Maibrauchtum deutlich [81]), „Plo" ist von Plan abgeleitet und auf den Baum übertragen. Er wird nur dort Tanzbaum, wo eine Linde fehlt. In Dörfern ohne Linde erscheint er als Kirmeszeichen neben den kirmesfeiernden Gastwirtschaften.

Neben dieser Tanzstange sind öfter kleine, bändergeschmückte Tannen („Sträuße" genannt) anzutreffen, die im Zug zur Linde getragen werden. In Stellberg wurden - seit einem Jahrzehnt hält man dort keine eigene Kirmes mehr, sondern feiert mit dem Kirchdorf Thalau - ein solches „Bäämee" und einige gezierte Schnapsflaschen am Kirmesmontag dem Zug von der Kirche zum Wirtshaus vorangetragen [82]) und an dem Haus in einer besonderen Vorrichtung aufgesteckt. Anschließend begann der Tanz im Saal. Aber auch wenn in Stellberg ein „Plo" aufgestellt wurde (zuletzt 1919) behauptete der Strauß sein Recht und wurde von einem sich hanswurstig gebärdenden und verkleideten Burschen den tanzenden Paaren unterm „Plo" vorangetragen. So ist es unter der Linde in Ulttrichshausen und vielen anderen Orten heute noch Sitte.

Wo der Strauß allein auftritt, ist er wohl nur als Rest zu werten. Es ist zu bedenken, daß der Plantanz in vielen Dörfern nicht alljährlich aufgeführt wird und auch im vergangenen Jahrhundert oft nur in größeren Zeitabständen abgehalten worden ist. In der Zwischenzeit begnügt man sich mit dem Strauß und den „Hofreihern". So wird er in Züntersbach am Samstagabend in das Haus eines Mädchens gebracht, am Sonntag unter den Klängen der Musik abgeholt und am Wirtshaus beim Aufsagen eines Spruches befestigt. Danach beginnt der Tanz, der wie bei den meisten heutigen Kirmessen zwei Tage währt. Auch in Oberzell holt man den Strauß ähnlich ein. In Speicherz wird er zum Bürgermeister und von da zum Tanzplatz gebracht, wo man um ihn tanzt. In Sannerz wird er am Sonntag nachmittags von zwei Mädchen beim Umzug vorausgetragen und an der Wirtschaft aufgesteckt, wobei der Kirmesspruch die Vorfälle des vergangenen Jahres in humoristischer Weise abhandelt. Vom Bürgermeister wird er auch in Weiperz abgeholt. Ebenso zog man in Welkers zum Bürgermeister und geleitete ihn, nachdem er Schnaps gestiftet hatte, zum Tanzsaal. Drei

---

[80]) Von Kirmes- oder Fichtenbaum (sicher nicht immer ortsübliche Bezeichnung) sprechen die Fragebogen aus Brand, Seiferts, Thaiden, Neuwarts, Neuschwammbach, Bernhards, Steinhaus, Mittelaschenbach, Langenschwarz, Buchenau, Dietershan, Rothemann, Buchenrod, Hutten, Weidenau. In Buchenau werden die drei Reiher im Schloßhof getanzt, der Kirmesbaum steht im Hof der Gastwirtschaft.

[81]) Man vgl. z. B. Witzschel-Schmidt, Kleine Beiträge zur deutschen Mythologie, II, Wien 1878, S. 201 über thüringische Pfingstbräuche. - Ein Pfarrer von Schmalnau, der den Plantanz vor dem Weltkrieg verhindern wollte, wetterte in der Kirche gegen die „Verrücktheit", im November um den „Mai" zu tanzen. In einem Fragebogen heißt es: „Warum man im November einen Maibaum aufstellt, weiß kein Mensch."

[82]) Ähnlich in vielen Filialdörfern; Sinnbild der Kirmes (s. S. 18).

Reiher um den Kirmesbaum wurden hier nur von Zeit zu Zeit abgehalten. Heute besteht die Welkerser Kirmes wie in manchem anderen Dorf nur in einer Tanzveranstaltung im Saal.

Der Strauß tritt auch in engere Verbindung zur Linde, nicht nur in der losen Form wie in Uttrichshausen, z. B.: Er wird als Kirmeszeichen auf die Linde gesteckt. Tage, ja Wochen vorher wird in Grüßelbach die Kirmes von den Burschen angetrunken, dabei die Platzknechte gewählt und in der Nacht das Bäumchen in der Lindenspitze weithin sichtbar angebracht (Grüßelbach, Buttlar).

In Grüßelbach wird der Tanzplatz besonders hergerichtet. Tannengirlanden mit bunten Papierstreifen schlingen sich um das Viereck der Bäume. Der Stamm der Linde ist bekränzt, zu ihren Füßen steht ein kleiner Tisch mit geschmückten Weinflaschen. Ein Zaun von frischen Tannenzweigen umschließt den Platz. In dieser Umfriedung ist der erste Platzknecht für Anstand, Zucht und Ordnung verantwortlich. Dafür gebührt ihm der erste Tanz. Auch in Wiesenfeld schmückt man nachts die Linde und umzäunt den Tanzplatz [83]). In Frankenheim windet man einen Kranz um den Lindenstamm.

Bei dem „Wei(b)sbil(d)erstrich" der bayrischen (früher würzburgischen) Rhön werden oft beachtliche Preise erzielt und jedes Mädchen setzt seinen Stolz darein, recht teuer zu kommen. Vor der Versteigerung wird die Ordnung verlesen: Der Steigerungsbetrag wird nicht gestundet, denn lebende Wesen dürfen nicht verborgt werden (Wildflecken, Motten). Jeder Steigerer ist zu drei Tänzen mit dem ersteigerten Mädchen verpflichtet. Kein Mädchen darf wegen eines geringen Preises verspottet werden. Unterbietung der Grundtaxe gilt als Beleidigung. Nichtsteigerer dürfen sich nicht an der vom Erlös gehaltenen Zeche beteiligen. 50 Pfennige sind in Wildflecken als Mindestpreis festgesetzt. Ein Bursche ruft die Mädchen der Reihe nach auf und kassiert die gebotenen Beträge. Vielbegehrte Mädchen bringen die Angebote weit über die Taxe; die Nebenbuhler suchen sich gegenseitig zu überbieten, andere wollen durch Mitbieten die Kasse füllen. Gegenseitiges Abkaufen ersteigerter Mädchen ist möglich. Die nicht Versteigerten werden als „Abraum" insgesamt an einen Burschen für wenig Geld abgegeben oder „über Heid" verkauft. Dies geschieht aus Übermut, ohne daß sich daraus irgendwelche Verpflichtungen für den Burschen ergeben [84]). In Wildflecken bewegten sich die Angebote 1934 zwischen 1 und 38 Mark. Von jeder Mark sind aber nur 5 Pfennige zu zahlen. Dort wird die Liste der versteigerten Mädchen im Tanzsaal ausgehängt, damit die Dorfschaft darüber wachen kann, wie die Burschen ihre mit der Steigerung eingegangenen Verpflichtungen erfüllen. Über die Verletzung dieser Pflichten kann sich das Mädchen beim Versteigerungsausschuß beschweren, der den Übertreter in Strafe zu nehmen hat. In einigen Orten findet die Versteigerung am Kirmessamstag statt und wird mit dem Antrinken der Kirmes verbunden, der Erlös gleich in Eß- und Trinkbares umgesetzt. Anderwärts geschieht

---

[83]) Reuter a. a. O. S. 46.

[84]) Vgl. H. Schmitz, Sitten und Bräuche des Eifler Volkes. Trier 1856, S. 48.

das schon einige Zeit vorher, in Giesel vierzehn Tage, in Maberzell drei Wochen vorher. In Giesel kauft man den „Plo“-Wein von dem erlösten Geld: Die Weinflaschen werden auf dem Plan aufgestellt. Wer eine beim Tanz umwirft, muß eine neue bezahlen. Später wird der Wein gemeinsam getrunken. In Frankenheim ergibt sich beim Kirmessonntagtanz die Zusammenstellung der Paare, die am Montag „in die Linde ziehn“, in freier Wahl der Jugend.

In der Fuldaer Gegend läßt man das **Los** darüber entscheiden, welche Burschen und Mädchen als Paare auf den Plan ziehen. Auch Ausspielen der Mädchen ist dort nicht unbekannt gewesen. Damit aber jeder Bursche zu dem begehrten Mädchen kam, konnte das Los korrigiert werden, indem man frei stellte, die Mädchen gegen entsprechenden Preis gegenseitig auszutauschen [85]). In Weyhers werden die Mädchen unter dem „Plo“ verlost. Nur der unmittelbar vorher gewählte „Plokönig“ hat das Recht, nach einer Ansprache seine „Königin“ zu wählen. Der „Plokönig“ führt den Plotanz an, der aus Walzer, Rheinländer und Polka Mazurka (sonst meist Schottisch) besteht. 1937 führte man vorher eine Polonaise auf. In Löschenrod werden die Mädchen an Wendelin (20. Oktober) „ausgespielt“. In Liebhards bestimmt man zudem noch durchs Los die Reihenfolge der Planpaare beim Tanz.

Höhls Schilderung (o. S. 85) des Plantanzes und des Mädchenaufrufs zeigt deutlicher als die heute üblichen Formen des Verlosens und Versteigerns den Zusammenhang mit altem Mailehenausrufen, das für die Rhön 1601 durch eine Gersfelder Verordnung bezeugt wird [86]). Die von den Mädchen beim Plantanz den Tanzpartnern geschenkten Sträuße dürfen als „Lehnsträuße“ angesehen werden, wie sie der Pfarrer eines hessischen Dorfes 1680 für das Lehenausrufen der Walpurgisnacht bezeugt [87]).

Außer der Verpflichtung zu drei Tänzen bestehen im allgemeinen keine weiteren Bindungen zwischen Plantänzer und -tänzerin. Doch deutet der Plantanz vielfach auf bestehende Liebesverhältnisse hin. Das ist heute noch am stärksten in Frankenheim bei Bischofsheim ausgeprägt. Paare, die dort am Montag unter die Linde ziehen, betrachten das als eine Art Verlobung. Diese gilt zunächst nur bis zum Christkindmarkt in Bischofsheim am 1. Sonntag im Dezember. Hier treffen sich die Lindenpaare in einer bestimmten Wirtschaft. Dieses Beisammensein entscheidet über den weiteren Bestand der „Verlobung“. An diesem Abend kann das Verhältnis vom Burschen mit einem ebenso drastischen wie deutlichen Ausdruck aufgekündigt werden, wonach der Markt seinen Beinamen hat („Leck-mich-im-Arsch-Markt“). Doch hat sich auch dies hier gelockert, vor allem weil der Lindentanz stets mit erheblichen Un-

[85]) **Hack** a. a. O. S. 48; s. a. den Bericht **Gegenbaurs** o. S. 86.

[86]) „Etliche Punkte und Artikel, wie es bei der Verrichtung des Gottesdienstes, auch bei Hingebung, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen zu halten“. – In Hosenfeld brannte man früher „Walpesch“feuer ab und steckte den Mädchen Maibäume. Im 18. Jahrhundert hören wir aus dem fuldischen Marborn ebenfalls von Walpurgisfeuern und damit verbundenem Lehenausrufen (**Damasus Fuchs**, Geschichte des Kollegiatstifts und der Pfarrei Salmünster. Fulda 1912, S. 130).

[87]) Ztschr. f. hess. Gesch. u. Ldskde. II 1840, 272.

kosten verbunden ist. Muß doch in Frankenheim das Mädchen dem Burschen Hose und Weste, der Bursche dem Mädchen ein Kleid schenken. Darum schließen sich gegenwärtig vielfach Verwandte oder Geschwister zum Tanz zusammen, um die gegenseitigen Geschenke zu ersparen. Damit entfällt der eigentliche Sinn des Lindentanzes. Die Lindenpaare von Frankenheim und Haselbach sind nicht nur für drei Tänze einander verpflichtet wie anderswo, sie haben vielmehr während der ganzen Kirmes miteinander zu tanzen, und es wäre für die Lindenbraut eine Schande, wenn sie an einem Tag nicht betanzt würde. Am Kirchweihmontag früh um 4 Uhr muß der Frankenheimer Bursche seiner Lindenbraut von der Musikkapelle die „Hofreith" bringen lassen [88]).

Auch die Linde in Frankenheim sieht nicht in jedem Jahr die trachtenbunte [89]) Bewegtheit des Plans. Denn hier wie sonst ist stets ein anführender Bursche notwendig, der alles anrichtet und leitet. Und manchmal macht ein Streit der Burschen um die Mädchen alle Vorbereitungen zunichte. Die Kirmes geht dann mit einer Tanzmusik im Saal vorüber. Wenn früher in Schönderling die Burschen drei Jahre mit dem Lindentanz aussetzten, hatten sie das Anrecht darauf verloren. Dann ging es auf die Verheirateten über und blieb bei ihnen, bis auch sie einmal drei Jahre lang keinen Lindentanz veranstalteten [90]). Vom Plantanz der verheirateten Männer am Montag (Burschen am Sonntag) hören wir aus der gleichen Gegend [91]).

Nicht überall mehr gelten die drei Reiher als besondere Ehrentänze, wie es früher war. Nur unbescholtene Burschen und Mädchen durften daran teilnehmen. Vom Ehrenplan ausgeschlossen zu sein galt darum als große Schande. Die Dorfgemeinschaft wachte darüber, daß kein Unwürdiger den Plan entehrte. Wenn eine Entehrung des Plans in Schönderling nachträglich offenbar wird, dann bespritzen die Burschen nachts den Platz mit Kalkbrühe, damit er wieder rein wird. In Frankenheim wird der entehrte Plan von Burschen mit schwarzem Rock und ungeschmückten Hüten ausgeräuchert und die Linde dreimal

---

[88]) Vgl. a. R. Heuler, Sinnige Kirchweihgebräuche in Frankenheim: Die Rhön XVI 1927. - Von den Plantänzen im Jahre 1862 u. 1868 in Schmalwasser berichtet Pfeufer a. a. O. S. 34, daß die Burschen am Freitagnachmittag mit den Sonntagsschulmädchen drei Tänze auf dem Plan tanzten; diese mußten die „Säudrecklich" wegstoßen. Nach Schubarts Zeugnis a. a. O. S. 267 wurden den Kindern an drei Tagen Tänze vergönnt. Aus Gotthards erfahren wir, daß die Schulkinder dort in zwei Gruppen um den Mai tanzen (Schulveranstaltung). Die Jugend geht ins Nachbardorf tanzen, da kein Saal vorhanden ist.

[89]) Die Frankenheimer Kirmes zeigt die noch an diesem Tag von den Mädchen getragenen Reste der alten Rhöner Tracht. Auch in anderen Dörfern hat man die Trachten beim Plantanz verschiedentlich angelegt, häufiger seit 1933. Schubart a. a. O. S. 266 bezeugt für das vergangene Jahrhundert Kirmestanz „in der alten Volkstracht".

[90]) Ullrich a. a. O. S. 190.

[91]) Hammelburg a. a. O. S. 23. - In Niederlauer südlich der Rhön veranstalteten die Frauen zur Nachkirmes den „Weibertanz", zu dem sie Männer (keine Burschen) ins Wirtshaus einladen durften (Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern, IV, 1. München 1866, S. 253). Ähnlich beim Frauentag (1. Sonntag im Februar) in Oberweid.

umgangen. Räuchertopf samt Schande werden in der Brend ertränkt und der Plan damit wieder unbescholten gemacht [92]).

Geschlossener Zug der Plantänzer zum Tanzplatz ist fast überall üblich. Es ist aber nicht allgemein Sitte, daß man vorher den Bürgermeister abholt und zum Plan geleitet. In Liebhards zieht man mit Musik zum Haus des Bürgermeisters, die beiden Platzknechte tanzen drei Touren mit der Bürgermeisterin und erhalten dann einen „Bloatz", der nachher an den Baum gehängt wird. Der Bürgermeister trägt beim Zug zum Maibaum ein von den Kirmesburschen gekauftes Kopftuch als Fahne voran und stellt sich während des Tanzes damit zur Kapelle; mit der Fahne führt er anschließend den Zug zur Wirtschaft, wo sie aufgehängt wird. Bei der Nachkirmes wird das Kopftuch verlost und hilft die Unkosten der Kirmes decken. In Steinhaus werden Bürgermeister und Ortsbauernführer von Musik und Tänzern abgeholt. In Hilders trägt der mit seiner „Braut" vorangehende „Bloatzknecht" einen „Bloatz" auf einem Brett, dahinter ein anderer Bursche die Schnapsflasche, ein dritter die „Börnlöpp". So zieht man mit Musik zum Ortsgruppenleiter, Bürgermeister und Pfarrer. Ihnen wird ein Ständchen gebracht, für das der Geehrte dankt, vom Kirmesbloatz ißt und Schnaps mittrinkt. Am Maibaum auf der „Linde" [93]) hält der Platzknecht eine Rede, dann beginnt der Dreireihertanz. Früher ermahnten Pfarrer und Bürgermeister in Salzschlirf in der Ansprache nach dem Ständchen zu Ruhe und Ordnung und sprachen von der Freude in Ehren, die niemand wehre. Ihren Tänzerinnen brachten die Burschen am Mittwoch Ständchen, die Mädchen gaben dabei Kuchen für die Musikanten her.

Neben dieser älteren Form sind die Ständchen und Hofreiher zu nennen, die sich vom eigentlichen Plan losgelöst haben, also auch dort anzutreffen sind, wo kein Plan aufgeführt wird [94]). In einigen Orten sind sie zum bloßen Heischeumzug der Musikanten geworden, die sich am Montag morgens oder frühnachmittags Naturalien (in Unteralba Hähnchen) und Geld erspielen. Anderwärts wieder nehmen die Burschen daran teil oder sammeln sich nachher zu einem Umzug durchs Dorf (Günthers). Wenn die Tanner Burschen in manchen Jahren die Bestreitung der Kirmesmusik selbst übernehmen, sammeln sie Spenden ein. In Urspringen zieht man am Montag von der Wirtschaft zuerst zum Pfarrer. Ihm wird ein Choral („Wie schön leucht uns der Morgenstern") dargebracht. Der Pfarrer reicht den Musikanten und Burschen einen Grog. Dem Lehrer werden heitere Weisen gespielt. Der Bürgermeister hat sich außer mit Trinkbarem mit einem Fünfmarkstück zu bedanken. Daran schließen sich die Ständchen vor den Häusern der Kirmesmädchen an. Nach Beendigung des Umzugs um 2 oder 3 Uhr nachmittags setzt der Tanz ein. In erster Linie gelten die „Hofreiher" am 2.

---

[92]) Vgl. a. Schreiber a. a. O. S. 104.

[93]) Bezeichnung des Tanzplatzes.

[94]) Nach Pfeufer a. a. O. S. 34 schon in den 90er Jahren in der Südrhön Hofreihen ohne Plantanz.

oder 3. Kirmestag den Mädchen, in zweiter Linie sammeln die Burschen für eine Nachfeier.

Ob das in einigen Orten übliche **Begraben der Kirmes** früher in allen oder wenigstens in den meisten Dörfern Sitte war, ist unsicher. Wie mancherorts die Fastnacht, so wurde in Uttrichshausen früher die Kirmes am Dienstag begraben. Mit einem Hahn zog man auf eine Wiese und stellte ihn in einem Käfig auf. Einer nach dem andern versuchte bei verbundenen Augen mit einem Dreschflegel die Kiste zu treffen. Wer sie traf, erhielt den Hahn. In Oberweid setzt man einen toten Hahn in ein Loch, so daß nur der Kopf heraus sieht. Die Schlagenden werden mehrmals um sich selbst gedreht, damit sie die Richtung verlieren. Wer zweimal daneben schlägt, hat etwas zu zahlen. Gewöhnlich schlägt zuletzt ein schon vorher bestimmter Kirmesbursche den „Kickelhahn“ [95]). Der „Göckerschlag“ wird auch in Frankenheim geübt, ohne aber wie in Uttrichshausen als Begraben der Kirmes angesehen zu werden. Für die thüringische Rhön wird das Hahnenschlagen noch von **Schubart**, **Schreiber** und **Reuter** bezeugt [96]). In den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurde das Hahnenschlagen als Tierquälerei verboten, darum nimmt man in Oberweid wohl einen toten Hahn.

Reuter berichtet, daß früher am dritten Kirmestag in Bremen Burschen und Mädchen mit Musik in das Nachbardorf zogen, um einen fetten Hammel zu holen, der von den Mädchen mit Tüchern und Bändern geputzt wurde. Der Schäfer, in einem weißen Metzgergewand, führte ihn unter Begleitung des Zuges ins Heimatdorf. Hier ging es ein paar Mal um die Linde, dann in den Wirtshof, wo der Hammel unter den Trauerklängen der Kapelle sein Leben lassen mußte. Darauf wurde der von den Mädchen zubereitete Hammel verspeist. Nach dem Schmaus hob das Tanzen wieder an [97]). Ähnlich erzählt **Schubart** aus dem Amt Dermbach: Der Hammel wurde unter der Kirmestanne öffentlich geschlachtet und gemeinsam verzehrt. Das Hammelholen fand aber schon damals nur vereinzelt statt [98]). Anklänge an altes Bockschlachten an Kirmes finden sich in dem auch aus der Ostrhön (Roth) bezeugten Kinderspruch [99]):

> Bans Kermes ies, bans Kermes ies,
> do schlocht men Voter en Bock,
> do tanzt de all Marickelies,
> do wackelt ör der Rock...

In Langenschwarz hielt man früher am Kirmesdienstag Umzug mit einem Strohbären und nannte das „die Kirmes wird verbrannt“.

---

[95]) Eine Erzählung in der Zeitschr. Die Rhön 1925, S. 37 schildert das Hahnenschlagen in Unterweid ähnlich.

[96]) a. a. O. S. 266, S. 103 u. S. 47 (Hahn betrunken gemacht).

[97]) a. a. O. S. 47.

[98]) a. a. O. S. 266; vgl. a. **Kühns** Darstellung o. S. 85 f. Anschaulicher älterer Bericht in „Erholungen“ a. a. O. 1812.

[99]) Die Rhön XVII 1928, 10. Vgl. a. z. B. Hess. Bl. f. Volksk. I, 35; **H. v. d. Au**, Hess. Volkstänze III, 6.

An einigen Orten schleppte ein als Mädchen verkleideter Bursche auf der „Kötze" ein leeres Bierfaß zu einer Wiese, wo ein Strohfeuer angezündet wurde. Darüber rollte man das Faß oder warf bisweilen eine Strohpuppe hinein. Zechen in der Wirtschaft (wohl als „Tröster") schlossen die Begräbnisse [100]). Das Umlegen des Kirmesbaumes gilt im Feldatal als Begräbnis der Kirmes. In Kaltennordheim formiert sich am dritten Kirmestag ein Leichenzug im Saal, eine humoristische Grabrede steigt, dann trägt man die Kirmes in Gestalt eines Bierfasses [101]), das in einem Backtrog liegt, hinaus [102]). Begraben einer Schnapsflasche als Sinnbild der Kirmes ist in Hettenhausen und anderwärts Brauch. In Burgsinn ziehen die Burschen am Sonntag nach dem Fest abends mit Laternen, Mistgabeln, Wasserbütten und einer Flasche Wein in einen Keller und begraben die „Kirb" bis zum nächsten Jahr. In Salzschlirf wurde die Kirmes (Schnaps und Kuchen) auf dem Tanzplatz begraben. In Heubach verscharrt man eine Flasche Wein unter den Tränen der Umstehenden, als Beginn einer neuen Kirmes wird sie im nächsten Jahr wieder ausgehoben und im Zug abgeholt.

[100]) Buchenblätter 1930, S. 63.
[101]) Nach Hack a. a. O. S. 49 in Dörfern um Fulda einst Bursche (als Kirmes) vor das Dorf getragen.
[102]) Schreiber a. a. O. S. 105.

Kleine Mitteilungen.

Georg Koch zum 70. Geburtstag.

Um die Jahrhundertwende war in Gießen durch Otto Behaghel und Adolf Strack, ganz besonders aber durch die hinreißenden Vorträge und Vorlesungen Albrecht Dieterichs ein starker Drang zu volkskundlichem Sammeln und Forschen geweckt worden. Zu dem kleinen Kreis, dem damals die volkskundliche Arbeit Herzenssache geworden war, gehörte auch der Wetterfelder Pfarrerssohn Dr. Georg Koch, der im Frühjahr 1900 als Volontär in die Gießener Bibliothek eingetreten war. 1901 wurde an Stelle der volkskundlichen Sektion des Oberhessischen Geschichtsvereins eine selbständige Hessische Vereinigung für Volkskunde gegründet. In jugendfrischer Begeisterung setzte man sich hohe Ziele für die Arbeit, Georg Koch übernahm das Amt des Archivars der Vereinigung. Mit entsagungsvoller Treue und Sorgfalt hat er die Beantwortung unserer Fragebogen nach Orten und Einsendern geordnet und durch einen eingehenden zuverlässigen Schlagwortkatalog benutzbar gemacht. An der erst durch die Katalogisierung möglich gewordenen Ausarbeitung eines neuen Fragebogens über Kinderlied und Kinderspiel (1906/07) war Koch entscheidend beteiligt. Er ist dann aber vor allem einer der eifrigsten Mitarbeiter an unseren „Blättern" geworden, und gerade seine nach den letzten Wurzeln des Volkstums schürfenden, das Wesen der Volkskundeforschung zielsetzend behandelnden Aufsätze haben nicht wenig zu dem Ansehen beigetragen, dessen sich unsere Zeitschrift erfreut. Dem Ausschuß der Vereinigung gehört Koch seit dessen Bestehen an, und bei fast allen wichtigen Entscheidungen zog ihn der Vorstand zu seinen Beratungen zu.

Als Bibliothekar der Universitäts-Bibliothek erwarb sich Koch ein großes Verdienst durch den Ausbau der volkskundlichen Abteilungen ihres systematischen Katalogs. Die Jugendbewegung, insbesondere der Gießener Wandervogel, hatte in ihm einen treuen Freund und Berater: Das Problem „Stadt und Land", die Pflege des Volkslieds und des Laienspiels u. ä. bewegten damals die Besten unserer Jugend. Als Pfarrer des kleinen oberhessischen Bauerndorfes Langd (1912-1921) wurde er einer der Führer der in engem Bunde mit der Volkskunde arbeitenden Dorfkirchenbewegung

im Hessenland. Mit Wort und Tat setzte er sich für eine heimatverbundene Volkshochschularbeit ein nach dem Muster der dänischen Bauernvolkshochschulen, in deren segensreiches Wirken er durch einen Besuch in Dänemark einen tiefen Einblick gewonnen hatte. Diese Bestrebungen fanden ihre praktische Krönung im Weltkrieg 1918, als ihm die Gründung und Leitung einer Feld-Volkshochschule für die 48. Reserve-Division übertragen wurde, in der bei Vorträgen und Aussprachen über vaterländische Geschichte, deutsche Kultur und Literatur und in der Pflege des Volkslieds die Besten aus der kämpfenden Truppe eine kurze anregende Erholungszeit genossen, um neue Freudigkeit zum Kampf für Deutschland an die Front für sich und ihre Kameraden mitzunehmen.

Aus den volkskundlichen Vorlesungen, die Koch auf Veranlassung der Theologischen Fakultät der Ludwigs-Universität hielt, ging sein schönes, tief eindringendes Werk „Die bäuerliche Seele" (1935) hervor. „Die innere Verbundenheit des sonderbegnadeten Menschen mit dem einfachen Volke" zieht ihn bei seinen Studien besonders an, so kehrt er denn immer wieder zu den großen Deutschen zurück, deren ganzes Wesen durch diese Volksverbundenheit bestimmt war, zu Justus Möser, Pestalozzi, Goethe, vom Stein, Ernst Moritz Arndt, Jeremias Gotthelf, Wilhelm Heinrich Riehl. Dem Freiherrn vom Stein und Arndt hat er gedankentiefe Bücher gewidmet (1931 u. 1937), die auch der Volkskundler lesen sollte. In einer Besprechung von Kochs Beitrag zu S p a m e r s „Deutscher Volkskunde" schreibt W.-E. P e u c k e r t: „Selten in unserm Arbeitsgebiet begegnet man einem Mann, dem zu begegnen so wohltuend wie ein Sonntag ist." (Zeitschr. f. Kirchengesch. LVIII 1939, 528 f.).

Was er unserem engeren Mitarbeiterkreis in diesen einundvierzig Jahren in freundschaftlicher Verbundenheit gewesen ist, kann in diesem kurzen Grußwort nicht ausgesprochen werden. Zu seinem 70. Geburtstag am 26. November lassen ihm seine vielen Freunde und Verehrer aus allen Kreisen unseres Volkes einen gemeinsamen Glückwunsch überreichen, in dem ein jeder für seine Hochschätzung und Dankbarkeit ein schönes Wort zu finden sucht. Auch unsere Vereinigung hat ihren Dank und Glückwunsch ihrem hochverehrten Mitglied und Mitarbeiter durch den Vorsitzenden aussprechen und in einer künstlerisch geschriebenen Adresse dieser Sammelmappe einfügen lassen.

Wilhelm Hoffmann †.

Die Reihen derer, die unserer Vereinigung seit ihrer Gründung angehören, lichten sich immer mehr. Einen der treusten, den evangelischen Pfarrer Wilhelm Hoffmann, entriß uns der Tod am 1. August 1942.

Seine Eltern entstammten oberhessischen Familien, sein Großoheim war der erste Professor der Germanistik in Gießen, K a r l W e i g a n d. Für Wilhelm Hoffmann aber war Rheinhessen die Heimat: dort war er am 7. August 1865 in Dalheim als Sohn des Pfarrers Karl Hoffmann geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums zu Mainz, wo er 1883 das Zeugnis der Reife erlangte, studierte er Theologie in Erlangen, Berlin und Gießen. Seine Pfarrverwalter- und -assistentenzeit führte ihn in verschiedene Orte Oberhessens und Starkenburgs (1890-95). Dann aber kehrte er für immer nach Rheinhessen zurück, wo er als Pfarrer in Jugenheim (1895-1908), Westhofen (1908-16) und Bechtolsheim (1916-34) segensreich wirkte. Nach seiner Pensionierung zog er nach Mainz; auch hier stellte er sich noch gern den Amtsbrüdern zur Aushilfe, bes. zur Seelsorge in den Krankenhäusern zur Verfügung, aber er genoß auch die früher oft vermißte Muße zur Pflege seiner vielseitigen Interessen. Aus diesen Jahren bewahre ich noch manchen seiner eng beschriebenen Briefe auf großen Foliobogen mit volkskundlichen Bemerkungen zu Aufsätzen in unseren Blättern, Ergänzungen zu eigenen Arbeiten, Berichten über neu erschienene Bücher, oft mit einem sonnigen Humor gewürzt. Das Zurückgehen unsrer Mitgliederzahl erfüllte ihn mit Sorge, und er bemühte sich, für unsere Vereinigung zu werben.

Gegen Ende des Jahres 1941 machten sich die Beschwerden des Alters in Verbindung mit verschiedenen Krankheiten bemerkbar, an Neujahr 1942 mußte er sich ins Krankenhaus aufnehmen lassen, aus dem er nicht mehr in sein liebes Heim am Stiftswingert zurückkehren sollte.

Neben seinen Studien zur hessischen Heimat-, Kultur-, Kirchen- und Pfarrergeschichte und biographischen Arbeiten (veröffentlicht in Tageszeitungen und Ge-

meindeblättern, in der „Hessischen Chronik", den „Hessischen Biographien", auch als selbständige Schrift: „50 Jahre Pfarrverein in Hessen", Gießen 1940) galt seine besondere Liebe der Erforschung der rheinhessischen Volkskunde. So wurde er ein eifriger Mitarbeiter an unseren Blättern, in denen folgende Aufsätze aus seiner Feder erschienen: „Heidentum, Katholizismus und Protestantismus in unserer rheinhessischen Landbevölkerung" IV, 1-24; „Beiträge zur Volkskunde Rheinhessens" X, 16-39, 101-125, XI, 1-16; „Das Schaab" XII, 218 f.; „Den Johannissegen trinken" XXIII, 110 f.; „Sommertag?" XXXV, 123-125. Zu dem von K. Esselborn hrsg. Heimatbuch „Hessen-Darmstadt" (1926) lieferte er einen Beitrag über „Die Effe, Rheinhessens heiligen Baum" (S. 363-368), zur „Volkskundlichen Ernte" (Gießen 1938) „Volkstümliche Neck- und Schwankdichtung in Rheinland und Hessen" (S. 81-92). Das Buch seines Freundes Erich Jung „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit" veranlaßte den Aufsatz „Religiöses und kultisches Germanenerbe im Christentum unserer Tage": „Hessisches Kirchenblatt" XLIX 1939, 53 ff. Im selben Jahr schrieb er für das „Deutsche Pfarrerblatt XLIII, 122 f.: „Da irrt Luther! Volkstümlicher und volkskundlicher Irrtum aus Luthers Bibelübersetzung." Sein Hauptwerk ist die „Rheinhessische Volkskunde" (in A. Wrede's „Volkskunde rheinischer Landschaften"), Bonn und Köln 1932. Durch dieses aus dem Vollen schöpfende, inhaltreiche Buch, das ich in diesen Blättern XXX/XXXI, 279-281 eingehend gewürdigt habe, wird sein Name bei allen, die sich mit deutscher Volkskunde beschäftigen, auf Generationen hinaus unvergessen sein. H. Hepding.

Edward Schröder †.

Am 12. Februar dieses Jahres ist der Altmeister der Germanistischen Wissenschaft Edward Schröder im hohen Alter von fast 84 Jahren in Göttingen gestorben. Ein reiches Gelehrtenleben ist damit zu Ende gegangen. Aber ein halbes Jahrhundert hat Schröder unsere Wissenschaft in Hunderten von Arbeiten gefördert, kaum zu zählen sind die jungen Germanisten, die durch seine Schule gegangen sind.

Seiner Herkunft nach war Schröder Hesse, geboren am 18. Mai 1858 im freundlichen Witzenhausen an der Werra. In Hessen hat er nach Abschluß seines Studiums und kurzer beruflicher Stellung in Berlin vom Jahr 1889 bis 1902 als Professor zu Marburg gewirkt. Auch als er dann dem Ruf nach Göttingen folgte, ist er im Herzen Hesse geblieben.

In zahlreichen seiner Schriften hat sich Schröder mit Hessen, hessischer Sprache, Literatur und Kultur befaßt, teils in selbständigen Arbeiten, teils im Anschluß an Veröffentlichungen anderer; denn auch diese verfolgte er aufmerksam und in deren Besprechungen trug er aus dem reichen Schatz seines Wissens immer wieder Neues zu den behandelten Gegenständen bei. Gern verweilte er in seinen Arbeiten zur älteren Literaturgeschichte bei Werken hessischer Herkunft: so schrieb er über Herbort von Fritzlar, über den „König vom Odenwald", über Erasmus Alberus, Burkard Waldis, Grimmelshausen, über die Alsfelder Dirigierrolle und das Drama in Hessen. Aber auch zu sonstigen Dingen der hessischen Vergangenheit ergriff er das Wort: er schrieb über die Hessischen Studenten auf der Universität Helmstedt, über die Klosterbibliothek Fuldas im Mittelalter, über Münznamen unter besonderer Rücksicht auf Hessen, Hessische Münzstätten und über hessischen Adel auf deutschen Münzen. Hessischen Landeskindern unter den Gelehrten späterer Zeit widmete er manches Wort der Würdigung: sechzehnmal sprach er von den Brüdern Grimm, mehrmals von Vilmar, aber auch von Männern anderen Berufes: von dem Physiologen Karl Ludwig, der wie er aus Witzenhausen stammte, von Hölderlins Freund Siegfried Schmidt aus Friedberg und anderen.

In den Bereich der Volkskunde gehören aus Schröders Schriften jene über Orts-, Fluß- und Flurnamen, über Volkslied und Volksbrauch. Auch unter ihnen ist eine ziemliche Zahl, die sich speziell auf Hessen beziehen. Ich nenne von diesen die über die Namen von Eschwege (Werratal 8), Gelnhausen (Hessenland 44), Speckswinkel (ebenda 40), den Meißner (Werratal 2), die Besprechungen von Sturmfels: Ortsnamen Hessens (Zeitschr. d. Ver. f. hess. Geschichte, NF. 36), von Hotz: Flurnamen der Grafschaft Schlitz (ebenda NF. 37), von Böckel: Deutsche Volkslieder aus Oberhessen (Deutsche Lit.-Zeitung 7), von Kolbe: Hessische Volkssagen und Gebräuche im Lichte der heidnischen Vorzeit (ebenda 9); von P. Bender: Hessische Hausinschriften

aus der Marburger Gegend (Zeitschr. f. hess. Gesch. NF. 37), von C. Heßler: Entstehung und Bedeutung der hessischen Sagen (ebenda NF. 37), endlich die Mitteilungen über hessische Volkslieder des 15. Jahrhunderts (Mitteil. des Hanauer Vereins 32). Der im Boten aus Oberhessen 1899 Nr. 11-15. 17. 19 erschienene Aufsatz „Die Ortsnamen Oberhessens und seine Besiedlung" von C. Krauß ist nach Angabe des Verfassers ein erweitertes Referat über einen ungedruckten Vortrag Schröders über die Ortsnamen der Marburger Gegend und die erste Besiedelung Oberhessens.

Am Leben unserer Vereinigung hat sich Edward Schröder nicht nur als Mitglied, sondern auch durch wertvolle Unterstützung in der schweren Nachkriegszeit als Fachreferent bei der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, sowie durch die Mitarbeit an unseren Blättern beteiligt. Sie enthielten aus seiner Feder mehrere hübsche kleinere Aufsätze: Die Hölle der Schneider und der Himmel der Müller (X, 205-207); Münzfabeln (XVI, 89-92); Aus der Geschichte einer sprichwörtlichen Redensart (XXXIII, 94-97; XXXV, 133); Junge Feste mit Formen alten Brauchs (XXXIII, 98-103); „Nassauern" (XXXVI, 167 f.).

Auf dem Friedhof zu Marburg, wo Schröder seinen zwei vor Verdun gefallenen Söhnen einen Gedenkstein setzen ließ und wo auch seine ihm im Tode vorangegangene Gattin ruht, hat auch er die letzte Ruhestätte gefunden. Möge die hessische Erde ihrem treuen Sohn leicht sein!

Marburg. Karl Helm.

Das Hutzelfeuer der Rhön.

Ein lebensvoller Fastnachtsbrauch der Fuldaer Landschaft ist das Anzünden der Hutzelfeuer. Am Abend des ersten Fastensonntags leuchten sie, vor allem und weit hin sichtbar in der Nähe der Rhöndörfer, auf. Die Dorfjugend hat hierzu mächtige Reisighaufen mit Holzabfällen aufgetürmt, mit Beginn der Dunkelheit werden sie angesteckt. Im Kriege ruht dieser Feuerbrauch selbstverständlich. Eine Beschreibung des Hutzelfeuers gibt u. a. J. Thiel in Carl Heßlers Hessischer Landes- und Volkskunde II (1904), 354 f. Den Namen hat dies Festfeuer vom gedörrten Obst, der zugehörigen Festspeise: zu Mittag mit Schweinsknochen, abends mit „Kreppeln", das sind in Schweineschmalz gebackene kugelförmige Kuchen. Die Jugend holt auf ihren Heischegängen tagsüber jenes Dörrobst, die „Hutzeln", in den einzelnen Häusern ab. Thiel bringt Heischeverse aus der Gegend von Tann und aus dem Hünfeldschen, nördlich des Fuldaer Landes. Die kürzere Fassung haben wir 1938 z. B. in Müs westlich von Fulda von Kindern gehört.

Ein mittelbares Zeugnis für die Zeit gleich nach 1700 ist die Tatsache, daß ungarländische Deutsche, die damals (um 1720) aus dem Rhöngebiet ausgewandert sind, diesen Brauch in ihre neue Heimat mitgenommen haben. M. Lygia Kuszter, Volkskundliche Beobachtungen in der Rhön-Siedlung Feked (Baranya) [1]) meldet von dort auch ein Hutzelfeuer. Eine Gruppe der ungarländischen Deutschen nennt sich mit dem von ihnen nicht mehr verstandenen Namen Stifoller. Der Szegeder Germanist Heinrich Schmidt (vgl. Anm. 1) hat diese Bezeichnung als „Leute aus dem Stift Fulda" erkannt. Die Mundarten stimmen zu diesem Herkunftsnamen (Zeitschrift für Mundartfg. XVI, 50-51).

Die Karte 25 des Atlasses der deutschen Volkskunde, hrsg. von H. Harmjanz und E. Röhr, meldet 30 Punkte mit Hutzelfeuer, und zwar im Bereich des alten Fuldischen Fürstentums, soweit es 1815 zu Hessen-Nassau kam; dazu anscheinend drüber hinaus am Südwestrand um Steinau. Nicht eingeschlossen ist das im Anfang des 19. Jahrhunderts zu Bayern gekommene Stück. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, erschienen 1827-37, nennt den „Hutzelsonntag": „im Merz wohl der erste in der Fasten, liefen an der Haid im ehemals Fuldischen eh die Gegend bayerisch wurde, die Jungen des Nachts mit brennenden Strohwischen .... herum, um den Hutzelmann zu verbrennen" und zitiert Heischeverse aus Lütter; dies liegt aber innerhalb jenes heutigen Hutzelfeuergebietes, nicht im bayerischen Bezirk.

---

[1]) Germanistische Hefte, hrsg. von Heinrich Schmidt, Reihe 3, H. 2 (Szeged 1939).

Hutzel f., oft in der Mehrzahl Hutzeln gebucht, ist gewöhnlich 'getrocknete Birne', überhaupt 'getrocknetes Obst', so im Bairischen (Schmeller, Wörterbuch), im Schwäbischen (H. Fischer, Wörterbuch), im Schweizerischen (Schweiz. Id.), im Elsässischen (Martin-Lienhard, Wörterbuch), im Hennebergischen (Spieß, Beiträge zu e. Hennebergischen Id. 1881: auch getrocknete Zwetsche), im Obersächsischen (Müller-Fraureuth, Wörterbuch: im Thüringischen auch 'getrocknete Pflaume'), im Waldeckischen (Collitz, Wörterbuch), im Hessischen (Vilmar, Idiotikon S. 176 und v. Pfister, Nachträge S. 113).

Ein übliches Wort ist es im 15. Jahrhundert in Nürnberg. Und zwar müssen die Hutzeln dort gewohnte Fastnachtsspeise sein. Hans Rosenplüt, dessen Dichtungen um 1424-60 datiert werden und nach Nürnberg gehören (J. Demme, Studien über Hans Rosenplüt, Diss. Münster 1906) hat außer zahlreichen Fastnachtsspielen ein vaßnachtlyet der collender zu Nürnberg genannt verfaßt [2]). In je einer Strophe werden 19 Tage behandelt, die 8. Strophe dieses „Kalenders" lautet:

Der lieb herr sand Bartholmes	Der pringt vnns opffel vnd byern
Die smecken in der kachel wol	Und sterken vnns das hyrn
Darnach mußen die pawren awß	Vnd hoch auf die bawme steygen
Die päwerin machen hutzeln darawß	Das sein ir vasten veygen.

Die letzte Strophe behandelt den Tag der Fastnacht selbst, worauf der Titel des „Kalenders" hindeutet. Die Bürger der reichen Handelsstadt Nürnberg werden an diesem Tage statt der Hutzeln der Bauern getrocknete Feigen gegessen und gespendet haben. In einem Fastnachtsspiel (Keller, Fastnachtsspiele 736, 16) sagt eine Dirn: ich iß lieber feigen dann faul pirn. Somit wären die Hutzeln als Fastnachtsspeise schon für die Zeit um die Mitte des 15. Jahrhunderts erwiesen. Aber solche Spuren im Schrifttum wird dies Brauchtum gewiß weit hinauf in die Vorzeit zurückreichen.

Die Nachweise für das Weitere verdanke ich Hugo Hepding.

Die beiden Schlußverse im Heischespruch ... „Wenn ihr uns keine Hutzel gebt, Soll der Baum keine Birn mehr tragen" erscheinen, in der jeweiligen Ortsmundart, vielfach in den zahlreichen Varianten des Spruches oder besser Liedspruches wieder. So im Amt Geisa (M. Wähler, Thüringische Volkskunde [1940] S. 422); ohne genaue Lokalisierung bei L. Höhl, Rhönspiegel (1881) S. 88, Agnes Gewecke-Berg, Am Quell des Volkstums (1935) S. 69.

Die Hutzeln gehörten auch im Odenwald ehedem zum Fastnachtsbrauch. Das ist aus einem Zeugnis von 1613, aus der Chronik des Pfarrers Walther in Reichenbach (Hess. Bl. II, 150) zu erschließen. In jenem Jahre werden Volksbräuche verboten, so „3. Königreichmachen, Bratensamblen u. Fastnachtrad der Knecht u. Buben. 4. Das Hutzel u. Erbessamblen der Mägd und Mägdlein". Bis in die Gegenwart hinein zogen an den Faschingtagen Burschen und Mädchen in Auerbach im Odenwald mit dem Faschelrädche umher, das sind drei waagerecht übereinander befestigte Rädchen mit Bändern, Äpfeln usw. (G. Kübert: Deutsche Gaue XIV 1913, 115). An Mittefasten zogen die „Hutzelbuben" durch Beuchen bei Miltenberg (ebda. S. 116).

Feuerräder sind fast überall verboten worden. Sie gehörten zum Hutzelfeuer, wie mehrfach aus der Erinnerung erzählt wird. Sie können Hutzelräderchen heißen. Den Brauch der herabrollenden Feuerräder haben auch jene Stifoller Dörfer in Südwestungarn [3]) gekannt. Dort wurde der Hutzelsonntag „noch lange" mit solchen Rädern gefeiert, bis sie auch dort in der üblichen Weise verboten wurden. Der Hutzelsonntag wird noch, unter diesem Namen, in drei Dörfern jener Fuldaer Gruppe gefeiert (J. Hack in den „Fuldaer Geschichtsblättern 1930, 73). Als lebenden Brauch meldet Heinrich Schmidt aus Erzählung eines Gewährsmannes das Feuerrad in den Deutsch-Ungarischen Heimatsblättern I, 198 für die deutsche Ge-

---

[2]) Bibl. d. Litter. Vereins in Stuttgart XXX (1853): Keller, Fastnachtsspiele aus dem 15. Jahrh. III, 1105.

[3]) Hierzu noch J. Hack in den „Deutsch-Ungarischen Heimatsblättern" IV 1932, 304; ders. in den „Fuldaer Geschichtsblättern" 1934, 73, mit einer Karte dieser Stifoller Dörfer.

meinde Obánya an der Nordgrenze der Baranya im Drau-Donauwinkel. Am Hutzelsonntag, so heißt er auch dort noch, wird ein Rad mit Stroh umwunden und brennend über eine Berglehne in den Bach gerollt. Das geschieht am ersten Sonntag nach Aschermittwoch. Die Knaben schichten tagsvorher Reisighaufen, die am Sonntag angezündet werden. Um dies Feuer legen sie Holzstücke, die Feuer fangen sollen („Schindeln"). Diese werden brennend am Nachmittag gegen das Dorf geworfen. Wieder enthält der Heischespruch jene beiden Verse von den Hutzeln und dem Birnbaum.

Jener unterdessen schwindende Rand des Verbreitungsgebietes des Hutzelfeuers im Stammlande bewahrt im Norden wenigstens noch die Holzstöße („Wische") mit dem Gebrauch von Fackeln und zwar dicht nördlich von Hersfeld in Tann, Rohrbach und Mecklar (Heßler a. a. O. S. 95). Im äußersten Osten brennen die ehedem zu Fulda gehörigen Dörfer um Geisa die Hutzelfeuer ab (Wähler a. a. O.). Die Jungen schwingen Hutzelräderchen, das sind Fackeln aus Reisig. Am Südrande nach der Schlüchterner Gegend hin kannte der Altbürgermeister Siemon in Gundhelm aus seiner Jugend den Hutzelsonndich oder Aalmännerfoasset, auch da gab es Hutzeln mit Kreppeln („Unsere Heimat" (Schlüchtern) XXV 1933, 26). Wo Berge fehlen, wird das Hutzelfeuer auf Äckern und Wiesen angefacht, so in Uttrichshausen (K. Wamser in „Unsere Heimat" XXVI 1934, 96). Eine seltsame Volksetymologie taucht hier auf, das Feuer wird von Katholiken auf Huß bezogen, darum wollen die Protestanten des Dorfes nicht mitmachen. Diese Deutung auf Huß meldet auch A. Agricola in „Unsere Heimat" XVII 1925, 160. Diese beiden Dörfer und dazwischen Heubach (Hutzel- oder Kreppelsonntag, K. Vögler in „Unsere Heimat" XXI 1929, 93) sind aus fuldischem Besitz Anfang des 19. Jahrh. zum Kreis Schlüchtern gekommen. Am Westrande wird der Hutzelsonntag in der ebenfalls ehedem fuldischen Exklave im Vogelsberg, in Herbstein gefeiert (Th. Rudolph in den „Geschichtsblättern f. d. Kr. Lauterbach" XI 1925, 69). Es wird dort Hahlfeuer genannt. Damit ist ein ganz bestimmter Abwehrsinn dem Hutzelfeuer beigelegt. Dies Hahl deutet Zinn im „Gießener Anzeiger" 29. 2. 1912 mit Recht auf Hagel. Damals lebt der Brauch noch innerhalb der Gemarkung rings um die Stadt Herbstein. Auch da schlagen die Jungen mit Fackeln Kreise, sie gehen damit durch die Felder. Der Hahl, d. i. der Stroh- und Reisighaufen, wird „den Bauern gebrannt". Diese sehen es gern, wenn der Rauch dieses Hahlfeuers über ihre Felder streicht. Unser Gewährsmann erwähnt, daß die Feuerräder, die ehedem im Fuldischen herabgerollt wurden, Hahlräder geheißen hätten. Auch der zunächst rätselhafte Vers beim Einsammeln des Strohs bei den Bauern wird von Zinn ansprechend gedeutet. Er lautet: „Steier, steier dem Hahl zu, Dreckt dem Bauer die Kahl zu." Zinn ergänzt: „Steuert, steuert dem Hahl zu, [wenn ihr nicht steuert dem Hahl zu,] drückt er dem Bauern die Kehle zu." Vom Halfeuer erzählt Staubach im Heimatfreund-Kalender (Gau Hessen-Nassau) 1939, 38 f.: Die Hal-brenner, das sind junge Burschen, holen in Herbstein auf den Höfen das Stroh ab, das auf einen Baum gestapelt wird. Und zwar wird in der Baumkrone damit begonnen. Die Kleineren fertigen die Besenfackeln. Sie werden dann, nachdem „der Hal" wie die andern auf den Höhen ringsum angezündet ist, gleichfalls in Brand gesetzt und im Kreise geschwungen. Der Blick in die Flammen schützt die Alten vor Augenkrankheiten. Die Feuerbrände, dabei auch das herabgerollte Feuerrad, nannte man nach A. Witzschel - G. L. Schmidt, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen (1878), 189 auf der Rhön Hollerad, es ist also dort zum Rad der Frau Holle geworden. J. Grimm, Mythologie [4] S. 595 erwähnt ein Hallfeuer im Rheingau. J. Hack, Traute Heimat meiner Lieben (1927), 35 schildert den „Hutzelsonntag vor 40 Jahren". Für die Kinder wurden Hutzellaternen von den Burschen gefertigt: von einem Rundstamme werden Scheiben abgesägt, auf alte Rechenstiele gesteckt, daran als Lampe ein Papierzylinder, in Leinöl getränkt, im Innern eine Kerze. Feuerräder rollen von den Höhen herab, die Kinder schwingen mit den Fackeln Kreise und Feuerschlangen. Diese Bläs werden auch mit andern Mitteln hergestellt, etwa Eimer oder Töpfe mit Spänen und Kienholz gefüllt („Der Hutzelsonntag in der Rhön" in „Frankenwarte", Beil. z. Würzburger Gen.-Anz. 1928 Nr. 5.) Die Heischeverse zeigen eine Fülle von Varianten, so auch bei K. Straub, Die Rhön im Wandel der Monate (1924), 15 f. Mit dem Unmut des Aufklärers berichtet F. A. Jäger, Briefe über die hohe Rhöne

Frankens III (1803), S. 6, man könne am ersten Fastensonntage Knaben und Mädchen mit angezündeten Strohwischen wie tobend auf dem Felde herumlaufen sehen, die den bösen Sämann [der Unkraut sät] zu vertreiben suchen.

Marburg. Walter Mitzka.

Johannisfeuer in der Rhön.

Das Johannisfeuer wird viel früher als das Hutzelfeuer, das im Gebiet der ehemaligen Fürstabtei Fulda am Sonntag nach Fastnacht abgebrannt wird, geschichtlich bezeugt. Schon am 8. März 1601 wurde es in einer Verordnung der Herrschaft Gersfeld verboten [1]):

„Wie denn gleichfalls aus dem Nacht Rantzen Undt Tantzen, uf Johans Abendt umb Johans Fewer, nichts Besseres Ervolgen oder Kommen kan, denn das Junge gesindelein Allerley mudtwillen treibet, Und ohne wissen der Eltern ihrer viele aus den Heusern sich verstelen, Auch bey solchen nächtlichen Zusammen Kunften ohne heimliche Küplerey nicht abgehen kan, So wil ich hiemit auch Ernstlich verboten haben, Bey vermeidung harter Straf ... solches Anzünden des Johansfewers hinforth nicht mehr vorzunehmen."

Die Verordnung mußte „alle Quatember, undt also daß Jahr 4 mal, auf offener Cantzel, nach gethaner Predigt den Pfarrkindern verlesen werden, damit sich maniglich von Jungen und Alten, mans und weibspersone darnach zu richten". Nach dem Dreißigjährigen Krieg untersagte die hessische Reformationsordnung von 1656 (Kap. VIII, § 5), die für die protestantischen Teile der Rhön in Betracht kam, alle „leichtfertige Üppigkeiten, so nach Heydnischer Weiß, zur Fastnacht, Walpurgis, Pfingsten, Johannistag ... vom gemeinen Mann geübt und vorgenommen werden" [2]).

In § 5 der „Feuerordnung für die Residenz-Stadt Fulda" vom 14. Mai 1756 heißt es:

„Wie denn auch ein für allemal das sogenannte auf denen offenen Straßen zeithero angezündete Johannisfeuer abgestellt sein soll" [3]).

1777 wurde im fuldischen Teil der Rhön von der Kanzel gegen das Johannisfeuer vorgegangen [4]). Im Würzburgischen erging am 9. Juni 1780 ein Verbot [5]) für den „an ein und anderen Orten annoch üblichen Mißbrauch des sogenannten Johannis-Feuers wegen manchen dabey vorgehenden Entehrungen geheiligter Worte und Dinge, thörichtem Aberglauben, unanständigen Ausschweifungen junger Leute und oft damit verknüpfter Feuersgefahr." Die Ortsvorsteher sollten das Abbrennen der Feuer auf jede Weise hindern.

Neben diesen polizeilichen Anordnungen sind auch ausführlichere Schilderungen schon aus dem 18. Jahrhundert erhalten, die uns Auskunft über manche Einzelheiten geben. Über die fränkischen (würzburgischen) Johannisfeuer berichtet Franz Oberthür 1795 in seinem „Taschenbuch für Geschichte, Topographie und Statistik des Frankenlands". In dem in Fulda redigierten „Journal von und für Deutschland" beschreibt der Herausgeber, Freiherr von Bibra, 1790 den fuldischen Johannistag und teilt das Heischelied des Johannistags mit. Dies Lied wurde von Jakob Grimm in die „Deutsche Mythologie" (1835) aufgenommen. Auf eine wörtliche Wiedergabe jener Berichte sei hier verzichtet; aus ihnen allen aber geht unzweifelhaft hervor, daß das Johannisfeuer vor 100 Jahren viel verbreiteter war als heute. Hervorgehoben zu werden verdient, daß selbst in den Städten wie Würzburg und Fulda Feuer auf freien Plätzen inmitten der Stadt abgebrannt wurden, daß immer Tanz damit verbunden war und die Plätze daher auch besondere Namen trugen (in Fulda z. B. „Tanzhütte").

---

[1]) „Etliche Punkte und Artikel, wie es bei Verrichtung des Gottesdienstes, auch bei Hingebung, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen zu halten" (Archiv d. Freih. v. Waldthausen in Gersfeld).

[2]) Sammlung Fürstlich hessischer Landes-Ordnungen und Ausschreiben, II, Cassel o. J., S. 414.

[3]) H. Kersting, Die Sonderrechte im Kurfürstenthume Hessen. Fulda 1857, S. 48.

[4]) D. Fuchs, Geschichte des Kollegiatstifts und der Pfarrei Salmünster. Fulda 1912, S. 131.

[5]) Sammlung hochfürstl. wirzb. Landesverordnungen. Würzburg 1776, III, S. 196.

Heute sind in der Rhön nur noch vereinzelte Johannisfeuer anzutreffen. Nur in wenigen Orten konnten seit 1933 die Sonnwendfeuer der HJ an erhaltene Johannisfeuer anknüpfen; meist waren diese schon so lange außer Brauch, daß niemand mehr von ihnen wußte. Es besteht kein Zweifel, daß die Johannisfeuer im 19. Jahrhundert nicht zuletzt infolge von Polizeiverboten zum Erlöschen gebracht wurden. Im fuldischen Gebiet des Hutzelfeuers scheinen sie überdies diesem mehr und mehr gewichen zu sein.

Lebendig ist das Johannisfeuer noch in Schönau und im Nachbardorf Unterweißenbrunn. Dort wird es alljährlich von der Schuljugend auf dem „Johannisfeuer" (Name des Feuerplatzes) abgebrannt. Auf einem Heischegang durchs Dorf sammeln sie Blumen und winden sie zu einem großen Kranz, der beim Holz- und Reisigsammeln an einer Stange vorausgetragen wird. Der Holzsammelspruch der Knaben lautet:

Es wohnt ein reicher Bauer im Haus
Und langt mir einen Arm voll Scheit heraus.
Hei - fi - fa - fix,
Wir haben noch gar nix.

Mehrere „G'hannsfeuer" wurden früher in Fuchsstadt abgebrannt; seit die HJ das Richten übernommen hat, brennt man nur noch ein Feuer ab. Beim Holzsammeln wird gesungen:

Heiliger Florian, zünd uns a Feuer an,
Heiliger Veit, gib uns a Scheit,
Heiliger Jakob, weih uns a Hackstock,
Heiliger Gang, lang uns a Stang:
Große Steua, kleine Steua -
Kommt fei all zum Sonnwendfeuer!

Mit einem Fichtenbäumchen zieht die Diebacher Jugend zum Holzsammeln und singt:

Vi - Va - Veit, Johannes ist heut;
Da sitzt der lange Herr im Haus
Und langt die langen Scheit heraus,
Steckele, Steckele, Steuer -
Und wer uns gibt kei Steuer,
Der darf nit an das Feuer.
Geht zu, geht zu, ihr jungen Leut,
Es wird ein Feuer angemacht,
Das soll wohl brennen über Nacht;
Fi, fa, fix, gebt uns ein wenig dicks,
Wir haben noch gar nix.

In Machtildhausen und Langendorf hat man kürzere Sprüche [6]). In Untererthal durfte nur ein Knabe namens Johannes einen Kranz von Rosen an einem Stangenkreuz, an dem das Bild des hl. Johannes befestigt war, beim Holzsammeln tragen:

Kommt herbei, ihr jungen Knaben,
Helft das Holz zusammentragen
Zum Johannesfeuer.
Wer gibt keine Steuer,
Soll es auch nicht sehen
Das Johannesfeuer.
Vi, va, vei - Johannes ist dabei!

Das „Panier" wurde auf den G'hannshaufe gesteckt. Manche wärmten sich den Rücken am Feuer, um gegen Kreuzschmerzen gefeit zu sein [7]). Angekohlte Äste steckte man früher in die Flachsfelder; der Flachs werde so lange wie die Äste, glaubte man.

[6]) Hammelburger Heimatbuch und Führer durch den Bezirk. Hammelburg 1927, S. 22.

[7]) H. Ullrich, Untererthal. Würzburg 1913, S. 188.

Kohlen vom Johannisfeuer legte man unter das Dach [8]). Auch in Simmershausen, Reußendorf, Thulba und Schildeck konnte an lebendige Tradition angeknüpft werden. Anderswo weiß man von Unterbrechungen, die mehrere Jahrzehnte dauerten. In Nordheim „hielten die Schulkinder unter Vorantritt der Musik einen Festzug durchs Dorf", doch war dieser Brauch schon 1907 abgeschafft [9]). Nach Heßler [10]) wurden 1904 in Buchonien (fuldische Rhön) „hie und da" von Burschen Feuer an Gemarkungsgrenzen abgebrannt. Nachher zogen sie singend und Eier heischend durchs Dorf. Um 1900 sollen in der Gegend der Milseburg noch Johannisfeuer üblich gewesen sein [11]). Von Johannisfeuern hören wir ferner in Waldfenster, Fladungen, Hilders, Steinhaus, Margretenhaun, Pfaffenrod, Wissels, Oberelsbach.

Nach Witzschel [12]) zog in der thüringischen Vorderrhön an Johanni Jung und Alt mit Musik auf die höchsten Berge und begrüßte „nach altem Herkommen die aufsteigende Sonne mit Jubelgeschrei". Dabei wurde geschmaust und getanzt. Im meiningischen Teil der Rhön benutzte man das vom Feuer durchwärmte Johannishemd als Liebeszauber. Wenn ein Mädchen auf dem Johanniskranz, dessen fünf Kräuter zur Mittagszeit gesammelt sein mußten, schlief, konnte es den zukünftigen Liebsten sehen [13]). Ziemlich allgemein üblich war früher die Sitte, an Johanni über die Türen der Häuser Kränze aus Wucherblumen (S'hannsblumen) oder Arnika zu hängen. In manchen Orten ist das heute noch Brauch.

Eupen. **Otto Mahr.**

---

[8]) L. Höhl, Rhönspiegel. Würzburg 1892, S. 178.
[9]) Mitt. u. Umfr. z. bayr. Vkde. NF. 12, S. 91.
[10]) Hess. Landes- und Volkskunde, 2. Bd., Marburg 1904, S. 356.
[11]) Hessenland 21, S. 80.
[12]) Kleine Beiträge zur deutschen Mythologie, II, Wien 1878, S. 209.
[13]) G. Brückner, Denkwürdigkeiten aus Frankens und Thüringens Geschichte und Statistik. Hildburghausen 1852, S. 247.

Zur Geschichte des Weihnachtsbaumes in der Rhön.

Franz Nikolaus Baur [1]), der 1816 eingehend verschiedene Arten von Brauchtumszweigen bespricht, erwähnt den Weihnachtsbaum nicht, obwohl es in diesem Zusammenhang nahe gelegen hätte, zumal er vom Schmuck der Krippe spricht. Das Polizeiverbot, auf das Baur hinweist (wahrscheinlich würzburgische Verordnung vom 8. November 1787 [2])), nennt den Weihnachtsbaum ebenfalls nicht, während diese z. B. den „Plo" der Kirmes und den Ehrenmai anführt. Die fuldische Forstordnung vom 23. Mai 1791 verbietet die Abgabe von Tannen, Fichten und Maien für „unnöthige Kirchenverzierungen", ohne des Weihnachtsbaumes zu gedenken. Der bekannte Romanschriftsteller Ernst Wagner aus Roßdorf weiß kurz nach 1800 wohl vom Christkind, aber nichts vom Christbaum im väterlichen Pfarrhaus zu erzählen [3]). Ebenso wenig erfahren wir von Melchior Adam Weikard [4]), Franz Anton Jäger [5]) oder anderen Autoren der Folgezeit. Erst Leopold Höhl [6]) kennt in seinem „Rhönspiegel" am Ende des 19. Jahrhunderts den Brauch des brennenden Lichterbaums. Man darf also ruhig sagen, daß der Weihnachtsbaum um 1800 in der Rhön noch nicht bekannt war.

---

[1]) Beschreibung des hl. Kreuzberges und seiner Umgebungen. Würzburg 1816.
[2]) Sammlung hochfürstl. wirzb. Landesverordnungen. Würzburg 1776, III, S. 393; allerdings wird in einem würzburgischen Maindorf der Gebrauch der Fichten und Kiefern als Weihnachtsbäume 1811 verboten (Mitt. u. Umfragen z. Bayr. Volksk. NF. 28 (1911), S. 223. Falls Baur ein solches Verbot im Auge hat, dann ist es erst recht verwunderlich, daß er in dem erwähnten Zusammenhang den Weihnachtsbaum nicht nennt.
[3]) Sämtliche Werke, 3. Aufl., Leipzig 1854, IV, S. 190.
[4]) Leibarzt des Fürstbischofs von Fulda, dann russischer Staatsrat, bekannt vor allem durch „Vermischte medizinische Schriften".
[5]) Briefe über die hohe Rhöne Frankens. Arnstadt und Rudolstadt 1803.
[6]) Würzburg 1881.

Der Römhilder Zeitvertreibskalender für das Jahr 1860 zeigt ein Bild des brennenden Lichterbaums mit allerlei Behang [7]). Andreas Schubart erzählt in seinen Erinnerungen „Lob der Heimat" 1923 aus dem altfuldischen Amt Dermbach: „Selbst der Weihnachtsbaum war früher unbekannt, er hat erst vor nunmehr sechzig Jahren in unseren Bauernhäusern Eingang gefunden. Da habe ich die erste kleine Fichte aus tiefverschneitem Walde einer liebreichen, für alles Schöne begeisterten Mutter herbeigeholt...". und „mit wenigen Lichtern geschmückt". Vor einigen Jahren ließ sich Dr. Pfeufer in einem der Kreuzbergdörfer von einer 85jährigen Frau versichern, daß es vor achtzig Jahren dort noch keine Christbäume gab [8]). Aus dem hessischen Teil der Rhön erfahren wir 1888, daß der Baum bis vor zwanzig Jahren im Landvolk nicht üblich war [9]).

Zuerst fand der Weihnachtsbaum in den kleinen Rhönstädtchen Eingang. Beamte (Amtsrichter, Forstbeamte, auch Pfarrer) brachten ihn mit. Lehrer, Geschäftsleute und Gastwirte übernahmen ihn als erste. Mancher Rhöner lernte dann den Weihnachtsbaum bei der Kriegsweihnacht 1870 des Deutsch-Französischen Krieges kennen und nahm ihn in der Erinnerung an diese Weihnacht mit süddeutschen und thüringischen Kameraden mit in seine Rhönheimat [10]). Aber noch mancher Widerstand war zu überwinden, ehe er allgemein heimisch wurde. Selbst die Kirche verschloß sich ihm lange. Die Aufschließung des verkehrsabgeschiedenen Gebirges und die Hebung des allgemeinen Wohlstandes förderten dann die Ausbreitung des Brauches.

Um 1860 soll der Weihnachtsbaum bereits in einer Stellberger Familie Brauch gewesen sein. Es scheint in dieser Nachricht aber ein Irrtum vorzuliegen, zumindest wird sie zweifelhaft durch die Bemerkung, daß um jene Zeit schon Glaskugeln daran gehangen hätten; der Glasschmuck aber fand erst Ende der siebziger Jahre von Lauscha aus Verbreitung. Zudem steht fest, daß der Baum in derselben Familie um 1903 eingeführt – oder wieder aufgenommen? – wurde, als die Tochter in einer Fabrik in Fulda arbeitete und den Schmuck von dort mitbrachte. Um diese Zeit war der Weihnachtsbaum allerdings schon in einigen „gut gestellten" Familien in Stellberg heimisch. Das entspricht übrigens Heßlers Angabe von 1904, daß der Weihnachtsbaum „hie und da" brenne [11]). Die ärmeren Familien konnten sich auch weiterhin keinen Schmuck leisten, wenn nicht erwachsene Kinder, wie in dem erwähnten Fall, verdienen halfen und somit die Ausschmückung eines Baumes ermöglichten. Äpfel, Nüsse, Zuckerplätzchen (Herz-, Menschen- und Tierformen) und Tannenzapfen herrschten als Schmuck vor, erst allmählich kamen Glaskugeln hinzu. Der alte bunte Schmuck weicht heute mehr und mehr dem von der Stadt her eingeführten weißen Glasschmuck.

Es bedürfte noch mancher intimen Einzelforschung, um die Geschichte des Weihnachtsbaumes in der Rhön lückenlos und bis ins einzelne zu erhellen. Nach den erwähnten Zeugnissen aber darf man schon jetzt sagen, daß der Weihnachtsbaum etwa von 1860 an von den umliegenden Städten her in die Täler der Rhön vorzudringen begann, um sich erst in diesem Jahrhundert um 1910 und vor allem nach dem Weltkriege restlos durchzusetzen.

Eupen. **Otto Mahr.**

---

7) Saalfelder Weihnachtsbüchlein 1934 (81. Jg.), S. 17.

8) Rhönerisch und Fränkisch. Kallmünz o. J., S. 22.

9) W. Kolbe, Hessische Volkssitten und Gebräuche im Lichte der heidnischen Vorzeit. Marburg 1888, S. 13.

10) Rhönwacht 1940, Nr. 1.

11) Hessische Landes- und Volkskunde, II, S. 353.

Der Schimmelreiter im Schlierbacher Weihnachtsumzug.

(zu: Hess. Bl. f. Volksk. XXXV 1936, 86-92).

Bei der Schilderung des sonderbaren und in der Zusammenstellung seiner Gestaltung ungewöhnlich reichen Odenwälder Weihnachtsumzuges war (S. 91) darauf hingewiesen worden, daß auffallenderweise der sonst im Odenwald recht häufig bezeugte „Schimmelreiter" in Schlierbach nicht vertreten sei. Eingehende Nachforschung hat nun ergeben, daß jenes auffällige Fehlen tatsächlich erst jüngerer Zeit verdankt wird. Ganz früher war auch in Schlierbach der Schimmelreiter dabei. Eine 81jährige

Frau zählte mir 1941 die Gestalten auf, die in ihrer Jugend zu Weihnachten erschienen. Neben den schon bekannten: Christkind, Bensnickel, Mehlweibel, Stoppelgans und Bolischbock war auch der Schimmelreiter dabei. An die Herstellung mit zwei Sieben konnte sich die Frau noch ganz deutlich erinnern. Auch im benachbarten Ellenbach nannte eine 67jährige Frau, die aus Schlierbach stammte, alle diese Gestalten. Dem mit Sieben hergestellten Reiter gab sie den Namen „englisch Reiterei", den nach Rückfrage die ältere Schlierbacherin allerdings nicht kannte. In Ellenbach selbst sind diese Gestalten zum größten Teil heute noch bekannt; der Schimmelreiter und die Stoppelgans am wenigsten, das Mehlweibel und der Bolischbock noch gut; das Christkind und der Belznickel treten jedes Jahr noch auf. Auch Glattbach kannte alle diese Verkleidungen, wie mir ein 81jähriger Mann im Sommer 1942 berichtete. An die Stoppelgans war die Erinnerung freilich etwas getrübt, sie scheint schon früh abgekommen zu sein. Vom Schimmelreiter wurde berichtet, daß er häufiger an Kirchweih und an Spinnstuben als an Weihnachten auftrat. Der Bolischbock krabbelte in den Stuben auf allen Vieren und wurde an einem langen Seil von einem Burschen geführt. Eine Backschüssel auf dem Rücken bildete unter dem weißen Leintuch, mit dem die ganze Gestalt zugehängt war, einen deutlichen Buckel. Da auch das Mehlweibel neben Belznickel und Christkind sich sehen ließ, sind in Glattbach die sechs Gestalten wenigstens in der Erinnerung belegt, so daß die drei benachbarten Orte den Brauch ursprünglich in gleicher oder doch sehr ähnlicher Art gehabt haben müssen. Am reinsten und besten aber hat ihn Schlierbach bewahrt.

Die seltsamste Maske des ganzen Aufzugs, die Stoppelgans, konnte schon vor Jahren in einen größeren Kreis gestellt und damit einer Deutung nahe gebracht werden. Mittlerweile konnte Winter (Deutsche Volkskunde II 1940, H. 4, S. 187) aus dem Odenwald noch den ähnlichen „Borzelbaam" in Gadern und den „Kimmelriwwer" in Wersau auffinden. Aus Värmland bildet Nils Keyland (Julbröd, Julbockar och Staffanssang. Stockholm 1934. Fig. 54) eine ganz ähnliche Vogelgestalt ab, die dort „Kråka" (Krähe) oder „tupp" (Hahn) heißt. Die Herstellung entspricht vollständig der unseres Gebietes, insofern auch in Schweden Beine und Arme in die Ärmel eines Männerrockes gesteckt werden. Nicht anders ist auch in Niedersachsen die Herstellung der „Stoppegas" oder des „Niphuhns". „Es wird ein Mädchen in einen Kittel gesteckt, den man mit Kissen ausstopft. Die Arme werden soviel als möglich an die Beine gelegt, so daß die Figur einer Gans ähnlich sieht." (Schambach-Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen, 1855, 158; vgl. auch R. Andree, Braunschweiger Volkskunde², 1901, 231). Hier handelt es sich zwar um einen Spinnstubenscherz, der zumeist an Fastnacht stattfindet; doch leuchtet die tiefere Bedeutung der Gestalt noch aus den Sagen hervor, die von verschiedenen Orten berichtet werden. Danach wurde die „Stopfgans" von einem Wesen (dem Teufel!) im Sturmwind zerrissen, als man am Abend des Donnerstags spann und die Gans von einer Spinnstube zur anderen tragen wollte. Ob auch der „Ausgestopfte" der Zipser Fastnacht (Greb, Zipser Volkskunde, 1932, 65) hierher gehört, läßt sich aus der Beschreibung nicht ganz sicher feststellen. Er hat über seine Kleider ein weißes Hemd und Unterhosen angezogen und diese mit Werg vollgestopft. Auf jeden Fall ist deutlich sichtbar, daß es sich auch bei der Stoppelgans unseres Schlierbacher Umzugs nicht um eine mutwillige Erfindung, sondern um eine alte Brauchtumsgestalt der Mittwinterzeit handelt, deren weite Verbreitung auf hohes Alter schließen läßt.

Friedrich Mößinger.

Bücherschau.

Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1935 und 1936. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, begonnen von E. Hoffmann-Krayer, weitergeführt von **Paul Geiger**. Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1941. XXXXIV, 588 S. 8°. 33,- RM. (Beim Bezug durch die Geschäftsstelle des Verbandes: Freiburg, Silberbachstraße 13 erhalten unsere Mitglieder den Band zum ermäßigten Preis von 22,- RM).

Trotz der Ungunst der Zeit dürfen wir wieder das Erscheinen eines starken Zweijahrsbandes der Bibliographie mit 7067 Titeln begrüßen. Es ist überflüssig, immer wieder die große Leistung der Mitarbeiter und besonders des Herausgebers zu betonen und auf die Bedeutung des Werks für alle volkskundliche Forschung hinzu-

weisen; wer wissenschaftlich auf unserem Gebiete arbeitet, benutzt es und kann es, falls er es nicht selbst besitzt, jetzt wohl in jeder größeren Bibliothek einsehen.

Von den früheren Mitarbeitern fehlen manche in der neuen Liste: K. Kaiser und K. Wehrhan, die ja auch zu unsren Mitarbeitern zählten, sind nicht mehr unter den Lebenden; die Russen sind ausgefallen und mit ihnen die in Rußland erschienenen Beiträge zur Volkskunde. Erfreulicherweise hatten sich nun auch ein Engländer, ein Schotte, ein Ire, mehrere Holländer und Flamen sowie ein Kroate als Helfer zur Verfügung gestellt. Bei den ausgezogenen Zeitschriften fällt die starke Vermehrung der holländischen, flämischen, wallonischen, baltischen, rumänischen und südslavischen Zeitschriften auf. Die Einteilung ist die alte geblieben.

Ich verzichte darauf, den Hinweis auf einige Mängel der Zeitschriftenliste (mißverständlich „Literaturverzeichnis" genannt) aus meinen Besprechungen XXXV, 134 und XXXVII, 201 zu wiederholen, sie sind auch diesmal nicht verbessert! Ich will nur hinzufügen, daß das „Hessenland", obwohl es ausgezogen ist, in der Liste fehlt ebenso HmtuV. „Heimat und Volkskunde", daß Elsaßl. nicht „Mein Elsaßland', sondern „Elsaßland - Lothringer Heimat" heißt, daß für PNP nach S. XXI PrPNP stehen müßte. Nr. 1041 gehört nicht unter „Kirche", sondern zu Nr. 1199 unter „Zeichen". Im Sachregister vermisse ich einen Verweis unter „Beerenreim" oder „Heidelbeere" für Nr. 6355. H. Hepding.

Beiträge zur biologischen Volksforschung.

(1) Hans Makowski, „Der politisch-pädagogische Gedanke in der Volkskunde W. H. Riehls." Hess. Blätter für Volkskunde XXXIX 1941, 1-53.
(2) Lothar Stengel - von Rutkowski, „Was ist ein Volk? Der biologische Volksbegriff." Erfurt: Stenger 1940.
(3) Alfred Csallner, „Die volksbiologische Forschung unter den Siebenbürger Sachsen und ihre Auswirkung auf das Leben dieser Volksgruppe." Leipzig: Hirzel 1940.
(4) Alexander Paul, „Jüdisch-deutsche Blutsmischung. Eine sozialbiologische Untersuchung." Berlin: Schoetz 1940.
(5) Otto Finger, „Studien an zwei asozialen Zigeunermischlings-Sippen". Gießen: Christ 1937.
(6) Dietrich Wichmann, „Untersuchungen zur unterschiedlichen Fortpflanzung in einer Großstadtbevölkerung. Dargestellt an der Bevölkerung Kiels." Leipzig: Hirzel 1940.
(7) Karl Astel und Erna Weber, „Die unterschiedliche Fortpflanzung. Untersuchung über die Fortpflanzung von 12000 Beamten und Angestellten der Thüringischen Staatsverwaltung." München: Lehmann 1939.
(8) Lothar Stengel - von Rutkowski, „Die unterschiedliche Fortpflanzung. Untersuchung über die Fortpflanzung der 20000 thüringischen Bauern." München: Lehmann 1939.
(9) E. Volkert, „Die bevölkerungspolitische Lage der preußischen Forstbeamten." Hannover: Schaper 1940; außerdem Aufsatz in: Volk und Rasse, 1940, Heft 4.
(10) Rudolf Schönhals, „Über die Auswirkungen der nationalsozialistischen Bevölkerungspolitik in der Universitätsstadt Marburg": Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 1939, Heft 1.
(11) Josef Müller, „Die biologische Lage des deutschen Bauerntums." Leipzig: Hirzel 1938.
Josef Müller, „Ein deutsches Bauerndorf im Umbruch der Zeit. Sulzthal in Mainfranken." Würzburg 1939 (Schriftenreihe des Rassenpolitischen Amtes der Gauleitung Mainfranken der NSDAP).
(12) Georg Bartholomäus, „Das Eisenacher Land im 19. und 20. Jahrhundert": Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik, 1939, Heft 1.
(13) Ludwig Schmidt-Kehl, „Wandel im Erb- und Rassengefüge zweier Rhönorte 1700. 1936": Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik, 1937, Heft 3.
H. Koch, „Die Abwanderung der Begabten vom Dorf": Zeitschrift für Rassenkunde, 1936, Heft 3.

(14) Hartmut Quehl, „Zur Abwanderung der Begabten vom Dorfe": Volk und Rasse, 1936, Heft 9.
Hartmut Quehl, „Auslesewirkungen der Landflucht": Volk und Rasse, 1938, Heft 9.
(15) Otmar von Verschuer, „Rassenhygiene des Großstädters" in „Rassenpolitik im Kriege", Hannover: Schaper 1941.
(16) H. H. Schubert, „Eine Klarstellung zum Begriff 'artverwandtes Blut'": Volk und Rasse, 1941, Heft 12.
(17) Gustav Paul, „Rassen- und Raumgeschichte des deutschen Volkes". München: Lehmann 1936.
Erich Keyser, „Bevölkerungsgeschichte Deutschlands." Leipzig: Hirzel 1938.
(18) Günther Hecht, „Deutsche Fremdvolkpolitik", in Kopp, „Rassenpolitik im Kriege". Hannover: Schaper 1941.
(19) Friedrich Burgdörfer, „Krieg und Bevölkerungsentwicklung." München: Lehmann 1940.
(20) Friedrich Keiter, „Die menschliche Fortpflanzung." Leipzig: Hirzel 1941.

Wenn die Volkskunde im Sinne W. H. Riehls ihre Forschungen nicht auf die Sachgüter des Volkstums beschränken, sondern den Organismus der Volkspersönlichkeit erforschen will (1), muß sie gerade heute auch stets die Verbindung halten zu den Forschungen und Berichten über Aufbau, Gliederung und Umschichtungen des Volkskörpers, die von der Rassenkunde und Bevölkerungswissenschaft her veröffentlicht wurden. Wenn W. H. Riehl bereits äußerte, daß „ohne ein Zurückgehen auf die Naturgesetze des Völkerlebens" die „wichtigsten politischen Begriffe gar nicht wissenschaftlich zu begründen" sind, so müssen wir heute umsomehr den Erkenntnissen und Überlegungen Beachtung schenken, die von der naturgesetzlichen Forschung über Volk und Volkstum ausgesprochen werden.

Da ist nun für die Volkskunde von entscheidender Bedeutung, daß Lothar Stengel-von Rutkowski in seinem Buch „Was ist ein Volk?" (2) einen besonderen biologischen Volksbegriff aufgestellt und begründet hat. Er geht aus von der Rassenforschung und beschreibt das Wesen der Rasse als „kennzeichnende Erbanlagengemeinschaft". Ein Volk aber „ist zugleich eine Erbanlagen- und Fortpflanzungs-, Geschichts- und Arbeitsgemeinschaft." Stengel- v. Rutkowski weist dabei auch auf die Definition Eugen Fischers hin, der als Volk bezeichnet „eine in gemeinsamer Fortpflanzung lebende Gruppe von Menschen, die gemeinsames Kulturgut besitzt. Das wichtigste davon ist die Sprache. Es gehört aber hierher alles das, was die betreffende Gruppe als ihr „Volkstum" geschaffen oder erworben hat. Sitte und Brauch und Recht, Glaube und Aberglaube, Kunst und alle die materiellen Kulturerzeugnisse, Geschichte und Überlieferungsinhalt." Da nämlich die Rasse eine Einheit von Körper, Geist und Seele ist, da diese Einheit insgesamt „ein Glied des Alls und ein Resultat der Naturgesetze" ist, sind auch die materiellen und geistigen Güter rassisch bestimmte, „selbstgeschaffene Umwelt". Durch die Prägungs- und Züchtungswirkung dieser selbstgeschaffenen, „eigenen, kennzeichnenden natürlichen wie gesittungsmäßig-staatlichen Umwelt" wird wiederum die „Erbanlagen- und Fortpflanzungsgemeinschaft 'Volk'" selbst gestaltet und bestimmt. Es ist also an Wesen und Prägung des Volkes sowohl die Erbwelt als auch die Umwelt beteiligt, die Umwelt aber ist selbst von Volk und Rasse gestaltet. Stengel-von Rutkowski grenzt dann seinen biologischen Volksbegriff vom „germanistisch-romantischen", „soziologisch-volkskundlichen" und „juristisch-staatsrechtlichen" Volksbegriff ab und wendet sich gegen „volkstheoretische Schlagworte", weil sie alle die natürlichen Grundlagen nicht ausreichend beachten. Denn auch die Kultur eines Volkes ist Teil seiner Natur, weil mit dem Körper auch Geist und Seele rassisch bestimmt und der Totalität der Naturgesetze unterworfen sind.

Kultur als „völkische Umwelt aber wirkt wie jede Umwelt ihrerseits auf das sie aufbauende und gestaltende Menschentum ein, und zwar stets auf die zwei typischen Weisen: der modifizierenden Prägung und Beeinflussung und der zu unterschiedlicher Fortpflanzung führenden Züchtungsauslese." (Stengel - v. Rutkowski S. 108.)

Von diesem Standpunkt aus untersucht Stengel dann die Bedeutung des biologischen Volksbegriffs für die Sprache, insbesondere im Volkskampf („Sprache ist immer die Mittlerin einer Rassenseele"), für die Geschichtswissenschaft („Das

historische Werden und Vergehen ist immer etwas Biologisches"), für die Abgrenzung von Völkern, für Volkswerden und Volksvergehen (ein Volk kann durch Substanz- und Umweltdefekte geschädigt werden), für die Fragestellung im Völkerrecht, Strafrecht, Geisteswissenschaft, Weltanschauung und Politik. Die Volksforschung aber muß sich besonders der Frage nach Erhaltungs-, Beeinflussungs- und Züchtungsmöglichkeiten für die Erbanlagengemeinschaft Volk zuwenden. Das geschieht zunächst von der Rassenforschung und Bevölkerungswissenschaft aus.

Das Ineinanderwirken von volksbiologischer Forschung, Politik und Volksschicksal im Sinne der Lehre Stengel-von Rutkowskis, daß die selbstgeschaffene völkische Umwelt zweifach, durch Prägung und durch Züchtungsauslese, auf das Volk zurückwirkt, wurde von Alfred Csallner am Beispiel der Siebenbürger Sachsen (3) beschrieben. Geburtenzahl, Mischehen und Wanderungsauslese wirken unmittelbar auf die kulturelle Widerstandskraft der Volksgruppe ein. Der Kampf um Sprache, Schule und Boden ist abhängig von Volkszahl und rassischer Volksreinheit.

Über Folgen und Bedeutung der Blutsmischung zwischen deutschen und artfremden Menschen berichten zwei Untersuchungen. Alexander Paul (4) behandelt soziale und biologische Fragen an einem Material von 1803 Judenmischlingen. Er weist nach, wie die deutsche Rassegesetzgebung nicht nur rassisch, sondern auch erbbiologisch voll berechtigt war. Sowohl bei ehelichen als auch außerehelichen Verbindungen zwischen Juden und Deutschen läßt sich zeigen, daß sich besonders erbbiologisch geringwertige Deutsche mit dem Juden verbanden, so daß der Nachwuchs fast durchweg minderwertige Züge aufwies.

Otto Finger stellte „Studien an zwei asozialen Zigeunermischlings-Sippen" (5) an, sein Material sammelte er in Hessen. Unter 174 beobachteten Nachkommen dieser Sippen waren 136 Asoziale, das sind 78,2 v. H. Während in der Bevölkerung allgemein auf 100 männliche Kriminelle 19 weibliche entfallen, ist der weibliche Kriminellen- bzw. Asozialenanteil bei den Zigeunermischlingen weit größer, nämlich 89 auf 100 männliche Asoziale. Das weist die Minderwertigkeit dieser Mischlinge nach. Der Schaden dieser Vermischung wird jedoch noch vergrößert durch die außerordentliche Fruchtbarkeit der Mischlingssippen, auf zwei Personen der Elterngeneration entfielen 17 Personen der Probandengeneration und 108 Personen der Probandenkinder-Generation!

So führen die Untersuchungen über Mischlinge unmittelbar hinein in die Fragen und Aufgaben der unterschiedlichen Fortpflanzung. Wichmann (6) berichtet über die Kieler Bevölkerung, daß eine Verschärfung der sozialen Gegenauslese nicht erfolgt ist, obwohl die mittlere Kinderzahl der oberen Bevölkerungsschichten mit 1,93 pro Ehe längst nicht zur Substanzerhaltung ausreichte und auch wesentlich geringer war, als die mittlere Kinderzahl der unteren Schichten mit 2,12 bzw. 2,90 Kindern je Ehe im Jahre 1937. Nach Wichmann wurde die geringe Kinderzahl der Oberschichten durch größere Säuglingssterblichkeit der Unterschichten wieder ausgeglichen. Keine der verschiedenen Bevölkerungsschichten aber hatte genug Kinder, um sich aus eigner Kraft zu erhalten.

Untersuchungen von Karl Astel, Erna Weber und Lothar Stengel-von Rutkowski an Thüringer Beamten, Handwerkern und Bauern bestätigen für Thüringen die gleiche Lage: Die Kinderzahl aller Gruppen ist nicht ausreichend für die Bestandserhaltung. Bei den thüringer Beamten (7) ist die Fortpflanzung längst vor Ende der biologischen Fruchtbarkeitsdauer beendet, die Beamtenehen haben bereits 1890 bis 1900 nur drei Kinder je Ehe (gegen fünf Kinder je Ehe bei den Handwerkerfamilien Thüringens) gezeugt. Die Durchschnittskinderzahl je Ehe ist in den folgenden Jahren noch auf 2,0 bis 1,5 gesunken, so daß die gewiß qualifizierten Beamten ihre Erbanlagen dem Volke nicht erhalten, damit dann zu einer Gegenauslese und Umschichtung im Volkskörper, zu einer Änderung der rassischen Substanz des Volkes beigetragen haben. Erfreulicherweise kann 1938 gegen 1937 eine kleine Ausbesserung um 3,6 v. H. beobachtet werden.

Daß nicht nur das Beamtentum, sondern ebenso auch das Bauerntum als Blutquell des Volkes versagt, beschreibt Stengel-von Rutkowski in seiner Arbeit über 20 000 thüringische Erbhofbauern. Während die 1907 geschlossenen Ehen noch 3,2 Kinder hervorbringen (8), gehen aus den 1929 geschlossenen Ehen nur noch 1,7 Kinder hervor, damit fehlen 60 v. H. der Erhaltungsmindestzahl. Zwar ist auch bei den

Bauern die Kinderzahl von 1933 bis 1936 wieder um 13,97 v. H. angestiegen, doch ist damit immer noch nicht die zur Erhaltung nötige Zahl erreicht.

E. Volkert (9) bestätigt für Dörfer des Kreises Hann. Münden die Tatsache schrumpfender Dörfer, kann aber in einer anderen Arbeit über die bevölkerungspolitische Lage der preußischen Forstbeamten nachweisen, daß die soziale Oberschicht der höheren Forstbeamten aus natürlichem Denken heraus die biologische Gegenauslese etwas abschwächt und eine höhere Geburtenzahl aufweist als die landferneren höheren Beamtengruppen. Wie der Appell an das bevölkerungspolitische Verantwortlichkeitsgefühl seit 1933 gerade bei der einsichtigeren Oberschicht wirken kann, zeigt Rudolf Schönhals (10): Während nach 1933 die Gesamtkinderzahl in Marburger Arbeiterehen um 32,5 v. H. zunahm, nahm sie in Marburger Akademikerehen um 55,6 v. H. zu. Doch bleibt in allen Gruppen die Kinderzahl je Ehe nach 1933 (bis 1937) in Marburg/Lahn immer noch weit unter dem „Geburtensoll", das wir heute mit vier Kindern je Ehe angeben können. Es erreichten die Marburger Arbeiter eine Kinderzahl je Ehe von 2,20, die Handwerker 1,72, die Akademiker 1,68, Angestellte 1,59 und die mittleren Beamten 1,45.

Diese Zahlen reichen nicht zur Selbsterhaltung der Stadt. Die Angaben Stengel-v. Rutkowskis weisen aber nach, daß auch das Land sich nicht mehr selbst erhält. Wenn nun obendrein noch Abwanderungen vom Land in die Stadt stattfinden, ist das Raubbau an der Bevölkerungssubstanz des Landes. Die bedrohte Lage des Bauerntums beschrieb Josef Müller (11) in mehreren Arbeiten. Wie die Industrialisierung eine Umformung der Bevölkerung auch begrenzter Landschaftsräume bewirkt, stellt Georg Bartholomäus (12) dar. Nun haben solche Binnenwanderungen nicht nur eine quantitative Wirkung, sondern beeinflussen auch die Erbmasse der Bevölkerung in erheblichem Maße, so daß wir von einer Wanderungsauslese sprechen können. Das weisen vorzügliche Arbeiten aus dem Mitarbeiterkreis des im Osten gefallenen Würzburger Rassenhygienikers Schmidt-Kehl über die Rhön nach. Er selbst berichtet über die Abwanderung aus Langenleiten und Geroda-Platz (13) seit 1710, sie führte zu einer Abnahme der guten Begabungen und der nordischen Rassemerkmale. Sein Mitarbeiter H. Koch bestätigte diese Beobachtung für Laubach (13). Ich habe für das Dorf Gilsa und dann für den ganzen Kreis Fritzlar entsprechende Untersuchungen angestellt und fand, daß 20,2 v. H. der 8692 Schüler, die 1910 bis 1930 aus den Volksschulen des Kreises Fritzlar entlassen wurden, in die Städte abwanderten. 47,5 v. H. der abgewanderten Schüler gehörten aber zu den Schülern mit guten, nur 9,2 v. H. der abgewanderten Schüler gehörten zu den Schülern mit mangelhaften Schulleistungen. Anders ausgedrückt: Die 3009 guten Schüler verloren 833 Abwanderer, das sind 27,7 v. H., die 4465 durchschnittlichen Schüler verloren 759 Abwanderer, das sind 17,0 v. H., die 1218 mangelhaften Schüler verloren 161 Abwanderer, das sind 13,2 v. H. im Kreis Fritzlar (14).

Demzufolge kommt Otmar von Verschuer zu dem Schluß: „Im Zuge der zunehmenden Verstädterung unseres Volkes sind ständig Erbanlagen für gute Begabungen vom Lande in die Stadt gewandert. Die unausweichliche Folge davon ist, daß die Erbanlagen für gute Begabungen auf dem Lande abnehmen." Damit wird der Wert der Landbevölkerung biologisch und kulturell vermindert, das wirkt sich in der Arbeitsleistung wie in Gesittung aus, kann also der Volkskunde nicht gleichgültig sein. Durch die geringe Kinderzahl der Großstädte kommen nun aber die in die Stadt abgewanderten guten Begabungen zum Aussterben überhaupt. Verschuer stellt daher fest: „Durch das Aussterben der abgewanderten Familien in der Großstadt erhält der Prozeß der biologischen Entartung eine bedrohliche Beschleunigung." (15) Eine Hilfe erwartet Verschuer nur von einer Wandlung der inneren Einstellung des Menschen, die eine Pflege der Familie auch in der Großstadt ermöglicht. „Es muß in gewissem Sinne das Dorf in die Stadt gebracht werden. Es muß der Mensch der Großstadt aus seiner Vereinzelung und Bindungslosigkeit erlöst und wieder zu einem organischen Glied eines ihm übergeordneten Ganzen gemacht werden, „so daß eine „seelische Gesundung durch echte Gemeinschaftsbildung" erfolgt. Führen damit nicht die bevölkerungswissenschaftlichen Erkenntnisse unmittelbar zu Aufgabenstellungen der Volkskunde und Volkstumspädagogik? (1)

Das Land und die Volkswirtschaft helfen sich in der bedrohten Gegenwartslage mit Hunderttausenden ausländischer Arbeiter. (Am 1. 4. 1941 waren es 1,5 Millionen, davon 873 000 Polen. Außerdem 1,4 Millionen Kriegsgefangene.) Sie zählen zwar

alle zu Völkern, die uns artverwandt sind. Aber sie tragen alle in erheblichem Maße Rasseeinflüsse in sich, die dem nordisch bestimmten deutschen Volk fremd sind. Wir bezeichnen sie daher als „stammesfremd", obwohl sie „artverwandt" sind. (Der Flame oder Däne dagegen ist sowohl artverwandt als auch stammesgleich. (16))

In der Geschichte unseres Volkes haben bereits in frühester Zeit solche fremdrassigen Einschübe unsere rassische Zusammensetzung erheblich beeinflußt, es sei nur an die slawischen Unfreien der Klöster Lorsch, Fulda, Bad Hersfeld erinnert. (17) Auf ihre Bedeutung wie später auf den Einfluß der slawischen Wander- und Landarbeiter hat Gustav Paul ebenso hingewiesen wie Erich Keyser in seiner Bevölkerungsgeschichte. Heute müssen wir uns vor der Assimilierung dieser Stammesfremden aus rassischen und weltanschaulichen Gründen hüten. Deshalb kommen, wie der Reichsstellenleiter im Rassenpolitischen Amt Dr. Günther Hecht deutlich herausstellte (18), nur zwei Möglichkeiten in Frage: Die Fremdvolkgruppen wieder ganz zu beseitigen durch Ausweisung (wie die Juden), oder, wenn wir das nicht wollen (Bömisch-Mähren) oder sie brauchen (Arbeitskräfte), sie scharf von uns abzugrenzen und durch eine individuelle Autonomie zu isolieren. Dadurch wird das rassische und völkische Gesicht Deutschlands allein gesichert.

Nun haben aber viele Arbeiten zur Bevölkerungsentwicklung in den letzten Jahren gezeigt, daß dem Kulturgefälle von Westen nach Osten ein umgekehrtes Geburtengefälle von Osten nach Westen entspricht. Bis auf die Holländer sind die Völker Mittel- und Westeuropas so stark vom Geburtenrückgang ergriffen, daß sie neben den geburtenfreudigen Völkern des Ostens nicht bestehen können. Das ist für uns im Kriege von besonderer Wichtigkeit. (19) Ohne eine Steigerung unserer Geburtenzahl wird die Abwehr der Unterwanderung von Osten her nicht gelingen. Daher sind die bevölkerungspolitischen Forderungen, wie sie insbesondere Burgdörfer immer wieder aufstellte, für eine Gegenwartsvolkskunde, die rassisch denken und auf die „Naturgesetze des Völkerlebens zurückgehen" will (W. H. Riehl), unübersehbar. Voraussetzung für Behandlung der sachlichen und geistigen Volkskultur ist Kenntnis des Kulturträgers und Kulturschöpfers Volk, seiner Lage und Entwicklung. Durch die „Kinder des Vertrauens", wie Burgdörfer sie nennt, ist die Geburtenzahl seit der Machtübernahme erfreulicherweise so gestiegen, daß „das für die Bestandserhaltung erforderliche Geburtensoll, das sich gegenwärtig für das Altreich auf etwa 1 430 000 oder 20,7 a. T. beziffert, erstmals seit 12 Jahren bis auf einen kleinen Rest von 1,8 v. H." im Jahre 1939 erreicht ist. Das bedeutet einen Anstieg von 14,7 Geburten a. T. der Bevölkerung in 1933 auf 20,3 Geburten a. T. der Bevölkerung in 1939. Der Anstieg in der Ostmark war noch stärker, von 13,1 a. T. im Jahre 1937 auf 21,0 a. T. im Jahre 1939. Und im Sudetengau stiegen die Geburtenzahlen von 13,7 a. T. im Jahre 1938 auf 21,5 a. T. im Jahre 1939. Burgdörfer vergleicht nun unsere Geburtenzahl von 1938 mit der von England (736 000) und Frankreich (612 000) zusammen: Mit 1 633 000 Geburten übertreffen wir England und Frankreich zusammen (1 348 000), und haben uns so einen erheblichen Vorsprung in der biologischen Kriegführung gesichert. Doch stehen in unserem Osten Völker mit Geburtenzahlen von 25-30 a. T. (Bulgaren, Polen) und 30 und mehr a. T. (Rumänen, Russen) und mahnen uns, nicht selbstzufrieden zu sein. Unterwanderung und Verdrängung droht dem deutschen Volkskörper noch immer. Mit ihr würde die „kennzeichnende Erbanlagengemeinschaft" ebenso zerstört, wie die selbstgeschaffene kennzeichnende gesittungsmäßige Umwelt, die Volkskultur verfälscht würde. Eine pädagogisch-politische Volkskunde wird also aus biologischen Gedankengängen heraus den Fragen besondere Beachtung schenken, die sich um das Kernproblem, die rassische Substanz unseres Volkes und ihre Erhaltung, gruppieren. Der Satz Keiters (20): „Bevölkerungspolitisch entscheidend wird nur die Schaffung neuer politischer, wirtschaftlicher und sozialer Wirklichkeit sein können" richtet sich damit auch an die Volkskunde, die diese Wirklichkeiten erforscht.

Wanfried. Hartmut Quehl.

Wilhelm Jost, Der Deutsche Orden im Rhein-Main-Gau. Ein Quellenbuch zur Namenforschung. (Gießener Beiträge zur Deutschen Philologie 80.) Gießen: v. Münchow 1941. 412 S. 1 Taf. 9,80 RM.

Mit diesem Buch ist eine bisher so gut wie unbenutzte Quelle für die hessische

Ortsgeschichte erschlossen. Es wird darin das Urkundenmaterial aus dem Archiv der ehemaligen Deutsch-Ordens-Kommende Sachsenhausen vorgelegt, das sich im Zentralarchiv des Deutschen Ordens in Wien befand und 1938 nach Aufhebung der D.O.-Ballei Österreich in das Wiener Reichsarchiv eingegliedert worden ist. Im ersten Teil (S. 12-81) werden die Regesten der den Rhein-Main-Gau betreffenden Urkunden von 1260-1665 veröffentlicht, soweit sie noch nicht durch v. Pettenegg bekannt gemacht waren, im zweiten Teil (S. 81-107) das Anniversarienbuch des D.O.-Hauses zu Sachsenhausen aus dem 14. Jahrh., und im dritten Teil (S. 107-319) werden auf Grund des Urbars von 1331 und der Lagerbücher und mit Verweisen auf die im 1. und 2. Teil ausgezogenen Urkunden die Besitzungen und Einkünfte der Kommende Sachsenhausen in Frankfurt, Hessen-Nassau, Kurhessen, Oberhessen, Starkenburg, Rheinhessen und Rheinpfalz zusammengestellt; die beschriebenen Gemarkungen sind innerhalb der Provinzen alphabetisch geordnet. So kann hier der Heimatforscher für Orts- und Familiengeschichte, für die Orts-, Flur- und Personennamenforschung reiches Material finden. Wir müssen dem Herausgeber, aber auch dem Reichsstatthalter und Gauleiter J. Sprenger, der die Mittel zur Veröffentlichung in großzügiger Weise zur Verfügung gestellt hat, für diese wertvolle Gabe sehr dankbar sein.

Wenn man in unserem „Hessischen Flurnamenbuch" die bisher behandelten Gemarkungen, in denen die DO.-Kommende Sachsenhausen Besitzungen hatte, für die aber dieses Urkundenmaterial noch nicht herangezogen werden konnte: Petterweil (H. 14), Ober-Rosbach (H. 16) und Arheilgen (H. 17) daraufhin durchsieht, welche Bereicherung an alten Namen diese neuen Texte liefern, bekommt man einen Eindruck von dem Wert dieses Buches gerade für die Flurnamenforschung. Nr. 1188 S. 273 f. bietet für die Gemarkung Ober-Petterweil u. a.: **obewendig des Vahinsteinis, uf den Petterwilerweg bie dem Cregelingbaume, uf dem Bremetale, ufme Hohinst[e]jin, amme Sehe, an dem Sehisphade nebin den Heiligen, amme Steine bie den Heiligen.** — Die zwei Verzeichnisse für Ober-Rosbach Nr. 1189 und Nr. 1190 und das für Nieder-Rosbach Nr. 1159 liefern vor allem die alte Dreifeldereinteilung der beiden Gemarkungen, ferner die Lesung **Marcbach**, die eine Bestätigung der Lesung einer Ilbenstädter Urkunde **marpach** bringt und damit zur Ablehnung der Vermutung Bornmüllers (S. 12), daß dies ein Schreibfehler für **Harpach** sei, führen dürfte. Für **apud arbores Lucardis** finden wir nun die deutsche Form **an Vern Lucarde baume** (Nr. 1159, 1189). Von anderen neuen Flurnamen nenne ich nur einige: **Heinche (Hanche, Henche), Bremche, der Ulnerweg, bieme Hirziswege, Mengozisdal, Ysinhart, der lange Morge.** Die **Bofheit** in Nr. 1159 wird mit **boffet** in einer Urkunde von 1538 und der heutigen **Buffert** identisch sein, vgl. **bie der Bufheit** in Nieder-Wöllstadt Nr. 1173, **an der Bofheit** in Melbach Nr. 1149, die Erklärung Bornmüllers scheint also kaum möglich zu sein. - Für Arheilgen haben wir die Verzeichnisse 1231 und 1232, aus denen ich den öfter vorkommenden Fln. **Hildesbruch** für **Hilsbruch** (bei Frey S. 25, seine Herleitung von Hils = Strohpalme ist also sehr bedenklich), **an der Kuchenrode** (vgl. Küchenteich bei Frey S. 29, wohl kaum zu Küche zu stellen), **bie der Mulwiesen** (verlesen für **Muswiesen**, s. Mauswiese S. 32?), **an Hunesrode** (wohl zum Familiennamen Haun S. 50), **in der Scheftirstruden** (vielleicht Schefttheimer Strut ?), **amme Wanenrode, niedewendig dem Gunerweg** anführe. - Für Nieder-Wöllstadt haben wir nun mit den Verzeichnissen 1160-1178 ein ungemein reiches Material zur Ergänzung und Berichtigung der Arbeit von Marie-Luise Sior, Flurnamen von Nieder-Wöllstadt in den „Gießener Beiträgen zur deutschen Philologie" Nr. 46, S. 62 ff., die Jost offenbar unbekannt geblieben war.

Für Erzhausen (Hess. Flurnamenbuch H. 19) hat Jost schon die DO.-Quellen herangezogen, und L. Hahn konnte für Weinheim bei Alzey (H. 25) bereits das vorliegende Buch benutzen. In dem Verzeichnis Nr. 1262 ist wohl **Dubeners Burnen** zu lesen nach der Frankfurter Urk. von 1577 **uff daubners Brunnen** und dem Fl. Daubenborn (bei Hahn Nr. 31 und 40); aus dem Verzeichnis Nr. 1257 hätte Hahn noch den Fln. **an dem Calgofen** anführen und mit seiner Nr. 28 und 21 zusammenstellen müssen, ebenso fehlt zu Nr. 121 das älteste Zeugnis aus Josts Nr. 1261: **an der crummen gewande.**

Diese Beispiele mögen genügen, um unsern Lesern eine Vorstellung davon zu geben, eine wie nützliche Arbeit Jost für den Flurnamenforscher geleistet hat. Sein

Register ist nicht gerade vollkommen, wird aber auch jedem, der sich über das Vorkommen bestimmter Flurnamen in unserer Gegend informieren will, gute Dienste leisten. H. Hepding.

Kurt Scharlau, Siedlung und Landschaft im Knüllgebiet. Ein Beitrag zu den kulturgeographischen Problemen Hessens. Mit 30 Abb. und 28 Ktn. (Forsch. z. dt. Landeskde. Bd. 37.) Leipzig: Hirzel, 1941. X, 335 S. Gr.-8°.

Die Bedeutung dieses Buches geht weit über Hessen hinaus. Denn der Verfasser räumt ausgedehnten Erörterungen über Fragen allgemeiner Bedeutung Platz ein. Hier dienen die Beispiele aus dem Knüllgebiet dazu, neue Gedanken zu beweisen oder alte Theorien als unhaltbar darzutun. Insbesondere ist „dieses hessische Kerngebiet in hervorragendem Maße geeignet, als Prüfstein für eine ganze Reihe von siedlungskundlichen Theorien zu dienen, die entweder in Hessen selbst entwickelt worden waren oder die bezüglich ihrer Anwendbarkeit auf die Entwicklung des hessischen Siedlungsbildes untersucht werden mußten".

Der erste Teil behandelt das Knüllgebiet als menschlichen Lebensraum nach dem geographischen Bild und nach den natürlichen Grundlagen der Besiedlung. Diese beiden Kapitel sind eine gründliche Überprüfung und Zusammenfassung des bisher für diese Frage Erarbeiteten.

Die folgenden Teile sind der Untersuchung der Frage gewidmet, wieweit der Mensch die Landschaft und ihre Bedingungen gestaltet und geformt hat. Das geographisch gesehene Ziel bleibt: „die zeitlich-räumliche Herausbildung des heutigen Siedlungsbildes und die Erfassung seiner einzelnen Entwicklungsstadien."

Teil II bringt „Urgeschichtliche Verhältnisse des Knüllgebietes". Die „Steppenheidetheorie" wird besonnen für das Knüllgebiet auf Herz und Nieren geprüft, ebenso die Ansichten über die Urlandschaft. Es wird nachgewiesen, daß „die quellreichen Waldweiden und Triften des Hochknülls und des Knüllberglandes nicht nur als natürliche Nutzflächen der auch bei vorwiegender Ackerbauwirtschaft stets reich betriebenen Viehzucht, sondern ebenso als verbindende Verkehrszonen eine ständige Bedeutung besaßen, wodurch dieses Gebiet während der gesamten nachgeschichtlichen Epochen in den menschlichen Siedlungs- und Lebensraum einbezogen blieb."

Scharlau betont mit Recht, daß nicht nur die Kräfte der Natur für die Entwicklung des Siedlungs- und Landschaftsbildes bestimmend sind, sondern daß die Gestaltungskraft des Menschen maßgeblich ist. Die Unterschätzung der letzteren habe zu falschen Bildern geführt.

Teil III behandelt „die frühgeschichtliche Besiedlung des Knüllgebietes". Für die Ortsnamenforschung, Sprachforschung und allgemeine Volkskunde wichtig ist die besonnene Kritik an der bekannten Ortsnamentheorie W i l h e l m A r n o l d s ; sie wird in allen Punkten als unhaltbar dargetan, so daß Arnolds Buch nur als wertvolle Stoffsammlung und als Anreger auf diesem Gebiet Bedeutung haben kann. Auch die Erarbeitung der frühgeschichtlichen Siedlungsverhältnisse des Knüllgebietes bildet Veranlassung, viele rein theoretische oder von andern Landschaften einfach übertragene Ansichten zurechtzurücken oder abzulehnen. „Nicht die Anbauflächen, die Gebiete intensivster wirtschaftlicher Nutzung, sind das Kennzeichen des frühgeschichtlichen Landschaftsbildes, sondern die Waldweidegebiete. Man kann daher für diesen Zeitraum noch nicht von einer Ackerbaukulturlandschaft sprechen, sondern besser von einer Waldweidekulturlandschaft durchsetzt mit Ackerbaukulturlandschaftsflächen."

Teil IV stellt „die Entwicklung des Siedlungsbildes bis zum Hochmittelalter" dar. Eine treffende Kritik an allen Arbeiten, die die Ortsnamen als siedlungsgeschichtliche Quelle betrachten, leitet das Kapitel 1 ein. Wieder werden die Theorien Arnolds als unmöglich erwiesen; es wird aber betont, daß damit der Wert der ON als geschichtliche Quelle nicht restlos in Frage gestellt werden darf. Volle Zustimmung verdienen auch die Ausführungen über den Wert der urkundlichen Überlieferung.

Kapitel 2 gibt das hochmittelalterliche Siedlungsbild. Wohnplatzverteilung und Bodenverhältnisse stehen in Zusammenhang; denn der dicht besiedelte Nordwesten des Knüllgebietes deckt sich mit dem Vorkommen guter Böden, während das östliche Knüllbergland mit seinen wenig ertragreichen Buntsandsteinböden die geringste Wohnplatzdichte zeigt. Aber auch die Siedlungsarbeit der Klöster, besonders von Spießkappel, Immichenhain und Haina (also der Menschen) hat starken Einfluß auf die Wohnplatzdichte.

Die alten Straßen sind die Leitlinien der Besiedlung. Ihre Erforschung ist zwar weit gefördert, es fehlt aber doch noch vieles.

Teil V untersucht das städtische Siedlungswesen des Knüllgebietes. Auch hier wird von den Grundproblemen ausgegangen und besonders die Arbeit Schraders „Die Städte Hessens" einer scharfen Kritik unterzogen.

Die Auswertung der geschichtlichen Überlieferung hätte Scharlau gar nicht vornehmen können, wenn ihm nicht die vorzüglichen territorialgeschichtlichen Untersuchungen der Grafschaft Ziegenhain (von Brauer), der Reichsabtei Hersfeld (von Ziegler), des Kreises Rotenburg (von Schellhase) und des Amtes Homberg (von Helbig) zur Verfügung stünden, die der Schule Edmund E. Stengels zu danken sind. Die Zusammenfassung Scharlaus hat für die Frage der Städtegründungen selbständigen Wert.

Teil VI wendet sich schließlich den Fragen der Entsiedlung des Knüllgebietes im späten und ausgehenden Mittelalter zu und schließt damit den Ring der Betrachtungen, die der Aufgabe gewidmet waren.

Im Kapitel 1 klärt Scharlau auf Grund einer eigenen älteren Untersuchung den Begriff Wüstung; er bringt folgende überzeugende Übersicht:

partielle | | partielle
totale | | totale
Ortswüstung ↓ ↓ Flurwüstung

↘ Totale Wüstung ↙

(störend sind daran nur die Fremdwörter!) Die Wüstungen des Knüllgebietes werden dann örtlich festgestellt (dazu eine Liste im Anhang) und manches Neue dabei geboten. Hier wird die Auswertung der Flurnamensammlung von Hessen noch weiteres Licht bringen können. - Grundsätzlich wichtig ist dann das Kapitel 2 über das Ausmaß der Entsiedlung und seine Ursachen.

Eine Schlußbetrachtung stellt knapp die Entwicklung des Siedlungsbildes in der Neuzeit dar. Der Einfluß der Bergwerks-Hüttensiedlungen und Glashütten auf die Zahl der Siedlungen wird dargestellt und die Entstehung von Höfen seit dem 16. Jahrh. kurz berührt. Die Zusammenfassung (S. 270 ff.) umreißt noch einmal die gewonnenen grundsätzlichen und landschaftlichen Ergebnisse und schließt mit dem Ausblick auf die Wiedererschließung des Knüllberglandes durch die Autobahnen des Reiches, die auf dem für die gesamte Besiedlung des Knüllgebietes maßgeblichen geographischen Wesenszug beruht, nämlich auf der Wegsamkeit des Berglandes zwischen Schwalm und Fulda, die Scharlau scharf und klar herausgearbeitet hat.

Sehr gute und kennzeichnende Lichtbilder unterstreichen die Ausführungen. Besonders zu loben sind aber die 28 Karten, die meist im Maßstabe 1:200000 gehalten sind; sie sind hervorragend geeignet, die nötige Anschauung zu geben. In dem sorgfältigen Schrifttumsverzeichnis vermisse ich die Arbeit von E. Küppersbusch, Born und Brunnen (Teuth. VIII, 55-94), die die ältesten Brunnen-Born-Belege behandelt. Der Volkskundler wird an dieser gediegenen, viel Neues bietenden Arbeit nicht vorbeigehen dürfen. Sie beweist den Grundsatz, daß nicht auf Grund vorgefaßter Meinungen, die am grünen Tisch ausgeheckt werden, sondern nur auf der Grundlage allerdings mühseliger Einzel- und Kleinarbeit der Fortschritt der Forschung erreicht werden kann.

Marburg (Lahn). Bernhard Martin.

Herbert Weinelt, Forschungen zur Volkstumsgeographie des südschlesischen Stammesgebietes. (Beitr. z. sudetendt. Volkskde. Bd. 25). Mit 85 Abb. im Wortlaut und 19 Abb. auf Taf. Reichenberg-Leipzig, Sudetendt. Verl. Franz Kraus. 1940. XII u. 246 S. Gr.-8°.

Das reiche Buch will (S. VII) die Grundlagen schaffen für eine zeitgemäße volkskundliche Darstellung des südschlesischen Stammesgebietes, die die räumlichen und rassischen Kräfte richtig einschätzt; es macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit, will vielmehr auch auf die zahlreichen Probleme hinweisen, die noch ungelöst sind. Die Vielfalt des Volkslebens soll dargestellt werden. Behandelt wird das ehemalige Sudetenschlesien und das deutsche Nordmähren, also das Ostsudetenland ohne das Adlergebirge und ohne den Schönhengstgau. Die Landschaft Freudenthal, das be-

merkenswerteste Gebiet des Ostsudetenlandes, tritt stark in den Vordergrund; Weinelt hat sie nach allen Seiten gründlich untersucht.

Zuerst werden für den Gesamtraum die Siedlungsverhältnisse vorgeführt, die Siedlungsgeschichte und die Siedlungsformen. Sehr anschaulich wird das Werden des geschlossenen Deutschtumsgebietes im ehemaligen Waldland zwischen slawischem Besitz dargestellt. Die Hausformen weisen deutlich nach, daß das Ostsudetenland ein Mischgebiet östlicher und westlicher Formen ist; hier finden sich feine, die Forschung vertiefende Beobachtungen, etwa über die Feuerstätten, das Nebeneinander von Sparren- und Pfettendach, die Hofform, das Werden des Kuhländischen Vierkanters, den Speicher, den Holzbau, das Fachwerk u. a. Die Bedeutung der Burgenkunde und der Stadtrechtsfragen für die Besiedlungsgeschichte wird klargelegt.

Von besonderem Wert ist der Abschnitt „Das Werden der Volksgrenze"; an eindringlichen Beispielen wird nachgewiesen, daß die heutige ausgeprägte Volksgrenze das Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung ist, daß der deutsche Blutanteil auch in heute tschechisch erscheinenden Orten oft groß ist.

Das Kapitel „Zur Volkskundegeographie" erläutert einige Karten des Atlas der deutschen Volkskunde und sucht die in ihnen zutage tretenden Zusammenhänge mit den deutschen Stammlanden aufzuzeigen.

Die Bedeutung der Flurnamen für die Dynamik der Wortgeographie und für die Kulturraumforschung wird an sechs schönen Karten nachgewiesen; in der Flurnamengebung geht das nördliche, Freiwaldauer Gebiet in einem beachtenswerten Ausmaße andere Wege als das südliche, Freudenthaler Gebiet.

Der siebte Abschnitt behandelt „Die Grundzüge der Sprachlandschaft"; er gibt eine über Schwarz u. a. hinausführende Zusammenfassung. Hier fällt auf, daß Weinelt sich die oberflächlichen Ansichten von W. Knoch über die Bedeutung des Verkehrs bei der Ausbildung von Sprachlandschaften ausdrücklich zu eigen macht, obwohl in seinem Fall „sich an ihr (der Verkehrsscheide) Laut- und Wortgrenzen zu verhaften beginnen"; hier widerspricht W. sich selbst.

Abschnitt 8 geht auf die Fragen der Verödung und Wiederbesiedelung für das behandelte Gebiet ein.

Die von Ernst Schwarz, F. J. Beranek und W. Jungandreas aufgeworfenen Probleme des bayrischen Einflusses auf das südschlesische Gebiet werden im neunten Kapitel erörtert und durch neue Beobachtungen geklärt und neue Aufgaben aufgezeigt.

Im letzten Abschnitt behandelt Weinelt eingehender die Einzellandschaften mit ihrer Problematik, insbesondere werden die Schichten der Siedler an Hand der sprachlichen Linienbündel aufgezeigt. W. wendet sich gegen die „Kulturströmung" und gegen die Wirkung des Verkehrs und tritt stark für die ausschlaggebende Kraft der Siedlung ein, mißt der politischen Grenze nur zweitrangige Bedeutung zu. Das wird für diese Gebiete zutreffen. Im alten Stammlande liegen die Dinge wesentlich anders; dort ist die von W. noch klar zu fassende Siedlungsschicht nicht oder nur noch in wenigen Fällen zu ermitteln, die Kraft der politischen und Verkehrsfaktoren aber deutlich zu spüren. Beide Grundsätze dürfen nicht engherzig angewandt werden; man kann verschiedene Landschaften nicht ohne weiteres mit demselben Maßstabe messen. Der Abschnitt bietet manches Neue und methodisch viel Anregung.

Ein gutes Schrifttumsverzeichnis und ein Sachweiser runden das aufschlußreiche Buch ab. Gute Bilder und klare, technisch saubere Karten zeigen das Bemühen des Verlags um beste Ausstattung. Das südschlesische Gebiet gehört nun zu den am besten durchforschten Landschaften. Bei der großen Bedeutung, die dieser Raum innerhalb des neuen Reiches haben wird, sei diese Tatsache besonders hervorgehoben.

Marburg (Lahn). Bernhard Martin.

Hermann Kolesch, Deutsches Bauerntum im Elsaß. Erbe und Verpflichtung. (Wiss. Akad. Tübingen des NSD-Dozentenbundes). Tübingen: Mohr 1941. IV, 100 S., 78 Abb. auf 34 Taf. 4,80 RM.

Von der Mutterschicht, dem Bauerntum, aus sucht der Verfasser in diesem Buche das wiedergewonnene Elsaß in einer Wesenschau den Volksgenossen nahe zu bringen.

Die Einleitung gibt in knappen Sätzen die wesentlichen natürlichen und völ-

kischen Grundlagen: Raum, Boden, Landschaft, Rasse, Stamm, Volkstum. Französische Verdrehungen der Wahrheit, die Raum und Volkstum nach Westen einbeziehen, werden zurückgewiesen.

Der Nachdruck liegt auf den vier Kapiteln, die Bauernhof, Volkskunst, Tracht und Schmuck und Brauchtum behandeln.

Der Nachweis, daß das elsässische Bauernhaus zum mitteldeutschen Gehöftstypus gehört, und daß auch die Einhäuser des Sundgaues und der Mittelvogesen mit den schwäbisch-alemannischen eng zusammengehören, wendet sich wieder gegen oberflächliche, unwissenschaftliche französische Behauptungen, vor allem von Jean Brunhes. Gute Bilder und Pläne unterstreichen wirkungsvoll die Ausführungen.

Besonders eindrucksvoll sind die Ausführungen über die Entwicklungsgeschichte der alten Pfettendachhäuser mit Firstsäulen, die auch im Elsaß vorhanden sind und waren, deren Kerngebiet aber im alemannischen Hauptraum liegt. Auf die ausführliche Arbeit über die einzelnen Entwicklungsstufen darf man gespannt sein. - Der Abschnitt über Volkskunst geht von der schwäbischen Bauernstube aus und zeigt an den einzelnen Einrichtungsstücken (Bauernstuhl, Truhe, Schrank, Himmelbett, Ofen usw.) die klare Verbindung mit den übrigen alemannischen Gebieten und, wie mir scheint, auch mit dem gesamtdeutschen Bauerntum. Auch andere Zeugnisse der Volkskunst weisen in dieselbe Richtung.

Der Nachweis, daß die elsässischen Trachtengrundformen in den oberrheinischen Trachtenkreis hineingehören, wird im 3. Abschnitt geführt. Die vergleichende Untersuchung der von französischen Propagandisten so genannten „typisch elsässischen" Tracht, der Schlupfkappe, zeigt an der Hand von einleuchtenden, die Entwicklung aufzeigenden Bildern, die im gesamten oberrheinischen Trachtenkreis gleichartigen Grundlagen. Das Gleiche gilt für den „Rosenhut" und für viele andere Bestandteile der weiblichen Tracht, insbesondere die Brautkrone. Bei der Männertracht sind die Grundlagen nach meiner Ansicht weitgehend nicht vom Gemeinsamen der schwäbischen-alemannischen Gruppe herzuleiten, sondern auf allgemein deutschem Bauerngut erwachsen.

Schlagend ist auch der Vergleich des Brauchtums im schwäbischen, badischen und elsässischen Gebiet: er führt in rein germanische Zusammenhänge und zeigt wieder viele Grundzüge des deutschen Bauernbrauchtums überhaupt.

Wertvoll ist das Schrifttumsverzeichnis und der Quellennachweis, ferner die Bildtafeln, die die nötige Anschauung vermitteln.

Im ganzen liegt ein anregendes, für die Forschung und für die Volksaufklärung gleich wichtiges Buch vor, das weite Verbreitung verdient.

Marburg (Lahn). Bernhard Martin.

Ernst Christmann, Der deutsche Charakter Lothringens. (Schriften des Dt. Inst. f. außenpol. Forsch. 93). Berlin: Junker u. Dünnhaupt 1942. 71 S. 2,80 RM.

Das Buch Christmanns will einem weiteren Leserkreise an der Hand klarer, einwandfreier Beispiele den deutschen Charakter Lothringens vor Augen führen.

Aus eigener volkssprachlicher und volkskundlicher Forschung, die sich in neuen Karten und Bildern niederschlägt, bietet der Verfasser die wesentlichen Gesichtspunkte dar, die sich gegen die tendenziöse welsche Propaganda zusammenbringen lassen. Behandelt werden: Die germanische Besiedlung Lothringens, die Siedlungsnamen, die Flurnamen, die Familiennamen, Lothringer Erinnerungen an die altgermanische Zeit, Deutsches Brauchtum, Deutsche Volkssprache, Märchen, Sage, Schwank und Volkslied, die Haus- und Dorfform. Schöne Bilder ergänzen den Text. Die Karte der Mundarten kann vielleicht bei einer Neuauflage durch eine klarere ersetzt werden.

Das Werk wird die wichtige Aufgabe, deutsche Volksgenossen, die sich für den Aufbau in diesem umkämpften deutschen Grenzraum interessieren, einwandfrei und klar zu unterrichten, sehr gut erfüllen.

Marburg (Lahn). Bernhard Martin.

Karl Theodor Weigel, Ritzzeichnungen in Dreschtennen des Schwarzwaldes. Mit 75 Abb. auf 32 Tafeln. (Wörter und Sachen NF. Beiheft 1). Heidelberg: Winter 1942. 56 S. 8°.

Weigel hat im Schwarzwald umfangreiche Untersuchungen am Bauernhaus angestellt. Dabei ist er auf ein Gebiet gestoßen, in dem ein eigenartiges Brauchtum sich erhalten hat. Um St. Georgen und Furtwangen hat der Brauch bestanden und ist in eindrucksvollen Formen gut erhalten, auf der Dreschtenne Ritzungen mit alten Sinnbildern anzubringen, die auf Grund eines eindringenden Vergleichs mit nordischem Brauchtum zusammenhängen müssen. Es ist das Gebiet des „Heidenhauses", das H. Schilli (Das Heidenhaus in: Die Ortenau 1937, 44-63) genauer untersucht hat und das auch hausgeschichtlich eine besondere Rolle spielt.

Es kann sich nicht um „Spielereien von Zimmerleuten" handeln; dafür sind die Zeichen zu zahlreich und treten immer nur an diesen Wänden der Tenne auf.

Es finden sich Lebensbaum und Sonne, die geteilte Scheibe, der Sechsstern, das Malzeichen, das Doppelkreuz, der gegenständige Halbbogen, die Wendel und Doppelwendel, das Penta- und Hexagramm, sieben-, acht- und neunzackige Knotensterne, der Achterknoten, die Raute, das Herz; auch runenähnliche Zeichen, die Raute und Ing-Rune, die Odalrune, die Jahrrune, das sogen. Sanduhrzeichen, die Doppelaxt, besonders überrascht ein Zeichen, das mit dem bekannten Zeichen in der Höhle der Externsteine genau übereinstimmt; und bildliche Darstellungen: Hirsche, Jäger, Hunde, Wölfe, Bock, Pferd, Reiter, Vögel, Menschengestalten, Häuser, Leitern, Wagen.

Eine genaue Untersuchung der Höfe ergab, daß die Ritzungen in die Zeit der Entstehung fallen; die älteste Zahl ist 1509.

Alle Zeichen drücken einzeln wie als Bildgruppen den Wunsch nach Gedeihen, Fruchtbarkeit und Erntesegen aus. Eine Untersuchung über die Menschen der Landschaft ergab, daß hier ein besonderer Schlag zu Hause ist, dessen genaue rassische Feststellung noch erfolgen muß, um die Vermutung Weigels zu unterstützen, daß hier eine nordisch bestimmte Menschengruppe vorliegt. Auch das „Heidenhaus" weist so starke Gemeinsamkeiten mit dem der Landschaft Angeln in Schleswig auf, daß ein Zusammenhang sehr wahrscheinlich ist, zumal sich noch andere Brauchtumszüge vergleichen lassen.

Weigel nimmt die Ritzungen als ein Nachleben der nordischen Felszeichnungen an. Bei der Untersuchung der Frage nach den Verfertigern der Ritzungen kommt Weigel zu dem Ergebnis, daß die Gestalt des Hirschreiters bei den Ritzungen den Führer eines kultischen Geheimbundes darstellen soll. Dieser Bund habe wirklich bestanden und wahrscheinlich auf der Tenne seine Zusammenkünfte gehabt; der Führer habe die Ritzungen als kultische Zeichen gemacht. Erinnerungen daran sind verblaßt vorhanden.

Im ganzen liegt eine sehr bemerkenswerte Arbeit vor, die durch die Fülle der Beobachtungen ein schwieriges Gebiet aufhellt. Das Herz mit dem Dreisproß kommt übrigens in Hessen vielfach vor; ich kann nicht einsehen, warum es christlich sein soll.

Sehr gute Bilder, die auch Vergleichsstoffe darbieten, vermitteln die nötige Anschauung.

Marburg (Lahn). **Bernhard Martin.**

Maria Rörig, Haus und Wohnen in einem sauerländischen Dorfe (Schriften der Volkskundlichen Kommission im Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde, H. 5). Münster in Westf.: Aschendorff (1940). 72 S., 9 Hausgrundrisse im Text, 10 Karten im Text und auf Tafeln, 31 Bilder auf 8 Tafeln. 4°. 6,50 RM.

Die Verfasserin dieser aus dem hauskundlichen Arbeitskreis unter Leitung von Prof. Dr. Jost Trier in Münster hervorgegangenen Dissertation behandelt das Bauernhaus ihres Heimatdorfes Endorf im südlichen Teil des Kreises Arnsberg. Es gehört in das Gebiet des Anerbenrechts und des niederdeutschen Hallenhauses. Im Laufe seiner geschichtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung, z. T. auch durch landesherrliche Verordnungen bedingt, hat sich ein starker Wandel in seinem Hausbau vollzogen: Schon im 17. Jahrh. ist der Holz-Ständerbau durch den auf westlichen Einfluß zurückzuführenden Steinbau verdrängt und die reine Eingeschossigkeit aufgegeben; die ältesten Häuser sind noch Ständer-Wandhäuser, seit dem 18. Jahrh. tritt das reine Wandhaus an ihre Stelle, und unter südöstlichem Einfluß dringen allmählich die mitteldeutschen Fachwerkformen ein. Das 19. Jahrh. bringt dann das voll-

ständige Aufgeben der alten Dreischiffigkeit, die Deele hat keine Mittelpunktsstellung mehr, der Wirtschaftsteil bekommt einen besonderen Eingang, so daß der Wohnteil unterkellert werden kann und sein Eingang, der früher zugleich die Einfahrt war, eine Treppe bekommt; schließlich wird die konstruktive Verbindung zwischen Wohn- und Wirtschaftsteil ganz gelöst; zum „Viehhaus" besteht dann nur noch eine ganz schmale Verbindung: von der Küche zur „Viehküche". Die zweite Hälfte des 19. Jahrh. bringt dann den Ersatz der bodenständigen, heimatgebundenen Bauformen durch Fremde: fast jedes neue Haus hat einen anderen „Stil".

In den ältesten Häusern des Dorfes sind bereits Schlafkammern und Stube aus dem ursprünglichen Einraum ausgeschieden, im 19. Jahrh. kommen erst die Küche und dann die „Fremdenstube" (d. i. die sog. gute Stube) dazu. Erst die jüngste Zeit brachte die Umgestaltung der Küche zur Wohnküche. Vorzügliche Photographien illustrieren den Text.

Bei einer solchen monographischen Behandlung der Häuser eines einzelnen Dorfes müssen natürlich manche Fragen offen bleiben, für die erst ein Überblicken der Entwicklung eines größeren Gebiets die Lösung ermöglichen kann. Trotzdem ist eine so umsichtige, auf genauester Kenntnis aufbauende Darstellung dankens- und auch für andere Gegenden nachahmenswert, vor allem aber auch das Besondere, das diese Arbeit auszeichnet, daß sie sich nicht auf das Baugeschichtliche beschränkt, sondern auch das „Wohnen" in sehr anziehender, fördernder Weise behandelt, seinen Wandel durch das Hinzukommen der neuen Wohnräume, ihre Ausstattung und deren Umgestaltung bei jeder Einheirat, die Benutzung der Räume am Alltag und am Feiertag und bei besonderen Gelegenheiten, die Bedeutung von Dorfgemeinschaft und Nachbarschaft, Verwandtschaft und Hausgemeinschaft (Familie und Gesinde) für das Leben im Bauernhof, die Arbeitsteilung zwischen Hausherrn und Hausfrau, ihr Verhältnis zum Altbauernpaar und zu den Geschwistern, auch Hausglaube und Hausbrauchtum u. a. m.

Dieses Wohnen und Leben im Bauernhaus ist allerdings nicht erschöpfend behandelt, man hört z. B. nichts von der Einrichtung der Viehställe, vom alleinstehenden Schafstall (Abb. 13), vom Brotbacken und Schlachten, vom Reinigen des Hauses, der Wäsche usw. Aber im ganzen ist diese Schrift eine schöne Leistung, aus der ich noch den Satz hervorheben will: „Der Untergang der alten bäuerlichen Bräuche ist niemals nur dem kulturellen Einfluß der Stadt zuzuschreiben", sondern „auch auf dem Lande bedingt die soziale Entwicklung die neuen Lebensformen mit" (S. 46).

H. Hepding.

Ernst Schlee, Schleswig-Holstein. Mit 222 Bildern. (Deutsche Volkskunst. Neue Folge). Weimar: Hermann Böhlau Nachf. (1939). 68 S. 40 Taf. In Pappbd. 5,- RM.

Ein ausgezeichneter Kenner des großen Reichtums Schleswig-Holsteins an Werken der Volkskunst hat es unternommen, im Rahmen der bekannten Sammlung „Deutsche Volkskunst" einen Überblick über die volkskundlichen Sachgüter seiner Heimat zu geben. Der Raum für den Text- und Bilderteil eines solchen Werkes ist im voraus festgelegt. Bei der durch die historische und wirtschaftliche Entwicklung bedingten starken Verschiedenheit in der kulturellen Entfaltung der einzelnen Volkslandschaften des Gebietes ist es schwer, in so gedrängter Form ein klares Bild seiner Volkskunst dem Leser zu vermitteln. Die mit dem Stoff einigermaßen Vertrauten, für die der Verf. seine Forschungs- und Literaturberichte in der Zeitschr. d. Ges. f. schl.-holst. Gesch. schreibt, sind gewiß dankbar für eine so kenntnisreiche knappe Zusammenfassung. Aber wer Schleswig-Holstein nicht oder nicht genau kennt, wird wie ich beim Lesen oft bedauern, daß für viele Dinge, die im Text besprochen werden. es an Abbildungen fehlt; öfter werden Museumsstücke genannt, die besonders alt oder charakteristisch seien, aber man sucht sie vergebens im Bilderteil. Die Leser des vorigen Bandes unserer Blätter würden sich z. B. gewiß für die Form der zweimal in dem Buch genannten Klemmeisen für die Neujahrskuchen (S. 35. 65) interessieren.

Bei der Darstellung des Hausbaus nennt der Verf. Schleswig-Holstein „ein ausgesprochenes Land der Übergänge und der Mischformen; es ist vielleicht dank der Buntheit der Haustypen die hausgeschichtlich eigenartigste Provinz Deutschlands". Aber dafür stehen nur etwa fünf Seiten Text mit vier Grundrissen und 20 z. T. recht kleine Abbildungen zur Verfügung. Nur für das Haus Abb. 8 wird auch der Grund-

riß mitgeteilt, zu den drei übrigen Grundrissen, die gegeben werden, vermißt man Bilder der Häuser. Das Verständnis des Textes würde ungemein erleichtert, wenn an schematischen Skizzen die Grundformen und die Entwicklung der Mischformen gezeigt und auch eine Karte der Hauslandschaften beigefügt wäre. Das Bildermaterial für die Tracht ist ganz unzureichend. Für manches wären unbedingt farbige Abbildungen nötig.

Man möchte wünschen, daß der Verf. Gelegenheit bekäme, in einem größeren, reich illustrierten Werke eingehender, als es hier möglich war, die Fülle der Erscheinungen darzustellen, durch die sich die Volkskunst dieses zwischen der niederdeutschen und nordisch-skandinavischen eine Brücke bildenden, sehr stark auch von Holland her beeinflußten Landes auszeichnet. H. Hepding.

Richard Beitl, Der Kinderbaum. Brauchtum und Glauben um Mutter und Kind. Mit 4 farb. Bildtafeln und 69 Textabb. Berlin: G. Grote (1942). VIII, 220 S. 4,40 RM, geb. 5,40 RM.

Die letzten Jahre haben uns zwei größere wissenschaftliche Darstellungen des Brauchtums und Glaubens um Mutter und Kind geschenkt, die umfangreiche volkskundliche Sammlungen für einzelne Gebiete des germanischen Kulturkreises verarbeiten konnten: Wilhelm Menzel, Mutter und Kind im schlesischen Volksglauben (Breslau 1938) und J. S. Møller, Moder og Barn i dansk Folksoverlevering fra Svangerskab til Daab og Kirkegang (Kopenhagen 1940). Nun erhalten wir hier eine schöne, für weitere Kreise bestimmte Behandlung dieses Gegenstands, die allerdings diese neuen Werke, soweit ich sehe, noch nicht berücksichtigt, aber doch auch die Beachtung des wissenschaftlich arbeitenden Volkskundlers verdient. Der Verf., der längere Zeit bei der Vorbereitung des Volkskunde-Atlas tätig war, konnte neben seiner umfassenden Kenntnis der älteren Literatur auch manche Beantwortungen der Atlas-Fragebogen und eigene Beobachtungen besonders aus seiner Montafoner Heimat verwerten und bei dem reichen Bilderschmuck manches wertvolle Museumsstück, Bilder aus alten seltenen Büchern, Gemälde und Photographien bekannt machen [1]), und auch was er zur Erklärung und Deutung der Vorstellungen und Bräuche zu sagen hat, ist immer beachtenswert. Das Buch von Bertel Nyberg, Kind und Erde (Helsingfors 1931) scheint ihm unbekannt geblieben zu sein. Über Kinderbäume hat Otto Lauffer in seinem Aufsatz „Kinderherkunft aus Bäumen" in der Festschrift für Otto Lehmann „Beiträge zur deutschen Volkskunde" (1935), S. 13-26 ausführlich gehandelt, und das Umschlagbild des vorliegenden Buchs geht auf eine ebenfalls von Lauffer in „Brauch und Sinnbild, Eugen Fehrle gewidmet" (1940) auf Taf. 18 veröffentlichte Gebäckform zurück; ich kann diese Zeichnung allerdings nicht sehr glücklich finden: die Frau müßte wie auf dem Original die Schürze aufhalten, um das vom Baum herabfallende Wickelkind aufzufangen.

Man kann von einem solchen populären Buch nicht erwarten, daß es den Gegenstand ganz erschöpfend behandelt. Wenn man z. B. nur den Abschnitt „Geburt und Kindheit" in der „Deutschen Volkskunde" desselben Verfassers [2]) vergleicht, findet man da manches, was hier weggelassen ist, während andrerseits in den einzelnen Abschnitten des vorliegenden Werks jetzt natürlich vieles hinzugekommen ist und eingehender besprochen wird. Um dem Leser eine Vorstellung von der Gliederung und dem Reichtum des Buchs zu geben, nenne ich die Kapitelüberschriften: Kindersegen (auch Unfruchtbarkeit und Sehnsucht nach dem Kind) - Erwartung (Versehen, Vorzeichen, Gelüste) - Kinderherkunft und Kinderbringer - Von den Hebammen - In

---

[1]) Ich muß allerdings bemerken, daß manche Bilder zu dem Text nur eine sehr lose oder gar keine Beziehung haben, z. B. die beiden ersten farbigen Tafeln „Hochzeitsmahl in einem Schlierseer Wirtshaus" und das Hamburgische Trachtenbild von 1839, das attische Grabrelief S. 111, die Münzbilder S. 189, der schöne Holzschnitt von Jakob Rueff S. 147, das Storchnest von L. Richter S. 55, das Kind auf dem Rhinozeros S. 210. Dagegen wäre S. 49 die Wiederholung des Holzschnitts mit dem Storch und den Fröschen aus Beitls Deutscher Volkskunde S. 105 für das Verständnis des Textes erwünscht gewesen.

[2]) S. meine Besprechung dieses Buchs Hess. Bl. XXXIII, 129 ff.

Kindes Not (nicht nur bei der Geburt, sondern auch die Sorge um die Gesundheit des Kindes) [3]) - Geburtsbaum, Glückshaube und Schutzgeist - Aufheben und Aussetzen - Ungleiches Botenbrot (Beurteilung des Werts der Geschlechter, der unehelichen Kinder, Astrologie) - In der Wochenstube (hier auch die Wechselbalgvorstellung, Tod der Wöchnerin) [4]) - Strohbettkirchweih (Wochenbettmahl) [5]) - Froher Kirchgang und Aussegnung - Gevatterschaft [6]) - Taufe [7]) - Namengebung - Kindelbier. Auf das Inhaltsverzeichnis folgen drei Seiten „Anmerkungen und Schrifttum". Diese Literaturnachweise sind etwas dürftig. Unter Anm. 43 wird irrtümlich für den auf S. 170 und 184 erwähnten Aufsatz von O. Schulte in unsern Blättern VII, 65 ff. verwiesen auf Arnold, Das Kind S. 33 (der Verf. dieser in Anm. 5 schon einmal genannten Arbeit heißt übrigens Fr. Carl Arnold). H. Hepding.

[3]) Ich benutze die Gelegenheit, um zu der Anrufung der Nachtmutter, „daß dein Kind schreit und meines schweigt" auf die Bemerkungen von Hansjörg Koch, Beitr. z. Gesch. d. dt. Sprache u. Lit. LXI 1937, 166,1 zu meinen Ausführungen Hess. Bl. XXXIV, 153 f. hinzuweisen.

[4]) Mein Aufsatz „Das Begräbnis der Wöchnerin" in „Festschrift Richard Wossidlo" (1939), 151 ff. und die Ergänzungen Hess. Bl. XXXVIII, 133 ff. scheinen dem Verf. nicht bekannt zu sein.

[5]) S. 158 wird ein Aufsatz O. Schultes Hess. Bl. VII, 76 ff. (Neubearbeitung in seinem Buch M. Philipp Vigelius (1930), S. 76) herangezogen und verkürzt wiedergegeben. Dabei ist aber ein Versehen unterlaufen: In dem zweiten Fall ist das Kind nicht am Abend der Geburt, sondern am Abend des Tauftags, am dritten Tag nach seiner Geburt gestorben.

[6]) Zu S. 176: Auch im Hüttenberg wird in Ober- und Niederkleen von den unverheirateten Patinnen die Krone (das Kränzchen) getragen, während die verheirateten die Stirnhaube aufsetzen: Gießener Familienblätter 1907 S. 248; Hess. Bl. f. Volksk. XXV, 60 u. 51.

[7]) Die Leser des Aufsatzes von K. Löber über die Neujahrseisen im Dillkreis, Hess. Bl. XXXIX, 76 ff. wird die Abbildung eines Eiserkucheneisens zum Klemmkuchenbacken an Fastnacht, als Geburtstagsgeschenk, aus Rosenthal im Niederen Fläming, Mark Brandenburg, S. 191 interessieren. S. 184 muß es statt „am Tage des allgemeinen Gottesdienstes" heißen: „im Anschluß an den allg. Gottesdienst."

Kinder- und Hausmärchen aus der Steiermark. Gesammelt und erzählt von **Viktor von Geramb.** Mit heimatlichen Bildern geschmückt von Emmy Singer-Hießleitner. (Der Kranz. Aus Steiermarks schöpferischer Kraft. Hrsg. von Paul Anton Keller. Bd. 1.) Graz: Leykam-Verl. 1941. 299 S.

Seinen Enkelkindern hat unser Freund dies schöne Märchenbuch gewidmet. Als er aus dem von ihm und andern gesammelten steirischen Märchenschatz diese 35 Märchen dafür auswählte, hat er aber nicht nur an die Kinder in der Steiermark als Leser und Nacherzähler gedacht, sondern er wollte damit „allen Deutsch sprechenden Kindern und Märchenfreunden" eine Freude machen und hat daher „jedes Märchen ins Gemeindeutsche - ins Grimmsche Märchendeutsch - übersetzt", ohne jedoch dabei die steirische Lokalfarbe zu verwischen. Eine steirische Künstlerin hat zu den einzelnen Geschichten feine Heimatbilder nach der Natur gezeichnet, die mit ihrer echten Märchenstimmung, „ohne ausgesprochene 'Illustrationen' sein zu wollen, in edlem Wohlklang mit den Märchen zusammentönen."

Man hat von der Märchenbearbeitung Wilhelm Grimms gesagt, daß er „dabei ein Schaffender gewesen, ein Dichter geworden sei, ein Dichter, dem mit den Märchen das geglückt ist, was Arnim für sich mit dem Liede ersehnte: 'Ich würde es als einen Segen des Herrn achten, wenn ich gewürdigt würde, ein Lied durch meinen Kopf in die Welt zu führen, das ein Volk ergriffe!' Die Grimmschen Märchen haben unser Volk ergriffen in schlimmen Tagen und in guten und wieder in schlimmen" [1]). Ich möchte glauben, daß auch „diese Kinder- und Hausmärchen aus der

[1]) A. Wesselski, Versuch einer Theorie des Märchens (1931), S. 115.

Steiermark ebenso wie einst die Grimmschen „aus harter Kriegszeit hineindauern werden in eine Zeit des Friedens" und auch ein Hausbuch unsres Volkes werden wie jene. Die erste Auflage war nach wenigen Wochen vergriffen, eine größere neue ist vom Verlag vorbereitet.

Es ist reizvoll, von Geramb als Märchenerzähler, als einen rechten „Märchenpfleger" zu beobachten. Mit der Übersetzung ins Hochdeutsche konnte er sich nicht begnügen. Oft lagen ihm mehrere steirische Fassungen desselben Märchens vor, aus denen er die beste Form zu gewinnen suchen mußte; er hat aber auch gelegentlich einmal nichtsteirische, ältere Fassungen herangezogen, um ein für ein Kindermärchen nicht passendes Motiv durch ein geeigneteres zu ersetzen (S. 292). In der Vorlage zu dem „Taufgeschenk", die unter dem Titel „Das Grafenkind" in Zaunerts „Deutschen Märchen aus dem Donauland" S. 71 ff. leicht zugänglich ist, heißt es erst, der Kammerdiener habe seinen bösen Plan mit Hilfe seiner Tresl gefaßt, nachher sagt er, diese sei eifersüchtig gewesen, weil sie meinte, daß er „den Buben von einer anderen habe". Ein solcher Widerspruch mußte natürlich beseitigt werden. Vor allem aber ist in Gerambs Text dieses Märchens jetzt der Schluß viel folgerichtiger und poetischer als in der Vorlage, und auch die größere Ausführlichkeit entspricht hier besser dem Stil des Märchenerzählens. In anderen Fällen empfahl sich dagegen eine knappere Fassung. Wenn die mundartliche Form einmal das Brüderpaar mit „der Oan" und „der Onare" bezeichnete, so wurde im Interesse eines leichteren Verständnisses diese Namenlosigkeit aufgegeben (S. 292) u. a. m. So sind diese Wunder-, Legenden- und Schwankmärchen wie die Grimmschen einheitlich stilisiert und redigiert. Eine den Anforderungen moderner Erzählforschung entsprechende Ausgabe kann ja nie ein Volksbuch werden, schon Jakob Grimm hatte die strengen Forderungen, die er ursprünglich für die Märchensammlung aufgestellt hatte, bei der Veröffentlichung aufgeben müssen, und Wilhelm Grimm hat von Auflage zu Auflage daran geändert und „nach seiner Weise" gebessert [2]).

Wenn wir in einer wissenschaftlichen Zeitschrift dieses schöne Buch anzeigen, so geschieht dies zunächst gerade deshalb, weil man hier sieht, wie auch heute noch ein Gelehrter, der zu den besten Kennern der volkstümlichen Erzählkunst gehört, wenn er seinen Enkeln und den deutschen Kindern ein Märchenbuch schenken will, dabei wie die Brüder Grimm bewußt von den Regeln wissenschaftlicher Editionstechnik abgehen muß; dann aber auch, weil er sich doch verpflichtet gefühlt hat, für den volkskundlich interessierten Leser einen kurzen Anhang beizufügen, indem er über die steirischen Märchenerzähler und -sammler berichtet und zu jedem Märchen genau angibt, wo, wann und von wem es erzählt und aufgezeichnet wurde und wo es etwa schon veröffentlicht worden ist; seine Eigenart und sein Verhältnis zu den bekannten Märchen, die darin feststellbaren Motive werden unter Verweis auf Aarne, Thompson, Bolte-Polívka und das Handwörterbuch des deutschen Märchens kurz aufgezeigt [3]). Es ist berechtigt und auch erfreulich, daß sich dabei von Geramb grundsätzlich von jeder Märchendeutung ferngehalten hat. H. Hepding.

---

[2]) Wesselski a. a. O. S. 104 ff.

[3]) Zu der Märchenlegende vom H. Antonius und dem Mörder Karl wäre S. 277 f. noch auf die Monographie von Andrejev in den FFC 69 und den Artikel von Anderson im Handwtb. d. dt. Märchens I, 356 ff. hinzuweisen. Eine bisher unbekannte Variante aus dem Besitz der Brüder Grimm hat Schoof in unseren Blättern XXIX, 117 veröffentlicht. - Für die Neuauflage verweise ich auf zwei Druckfehler: S. 266 Z. 13 v. u. lies BP. 2, 490 ff.; S. 273 Z. 11 v. o.: S. 57 ff. - S. 281 würde es sich bei Erwähnung von Grimms „Nelke" empfehlen, BP. II, 121 ff. noch anzuführen.

Kleine Anzeigen.

Von dem Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, dessen VII. und VIII. Band ich in Bd. XXXVII, 207-224 angezeigt habe, liegt jetzt der Bd. IX vor (Berlin: W. de Gruyter 1938-1941), umfassend die Buchstaben W bis Z (996 Spalten) und Nachträge für A-Z (1138 Sp.). Ein vorläufiger Abschluß des großen Werkes ist damit erreicht, aber noch nicht der endgültige: Viele

Nachträge, auf die in den letzten Bänden und besonders auch in diesem neunten verwiesen wird, stehen noch aus. Auch ein Sachregister für die nicht ohne weiteres unter den von dem Herausgeber und den einzelnen Verfassern gewählten Schlagworten zu findenden Gegenstände und ein Register der Mitarbeiter dürfte für diesen Abschlußband sich empfehlen. Es hat in den letzten Jahren viel Polemik gegen dies Handwörterbuch gegeben, man darf aber doch auch einmal aussprechen, daß dieses Sammelwerk eine einzigartige Leistung der deutschen Volkskundewissenschaft ist, dem kein anderes Volk etwas Entsprechendes gegenüberstellen kann, und für viele Jahrzehnte hinaus wird es das große Nachschlagewerk sein für jeden Volkskundeforscher, auch für die, die es in seinen Grundanschauungen ablehnen zu müssen glauben. Die Papierknappheit gestattet mir diesmal keine ausführliche Besprechung, ich begnüge mich damit, einige größere Artikel hervorzuheben: Lily Weiser-Aall: Wagen; Panzer: Wassergeister; Eckstein: Weihnachtsgebäck, Weihnachtsbrot; Wein; Peuckert: Weissager, Weissagungen, Weltkriegs-Weissagung; Wildschwein; Wolf; Stegemann: Wetterbeschwörung, -büchlein, -kunde; Riegler: Wiesel (vgl. Lessiak, ZfdA. LIII 1912, 121 ff.); Wurm; Zimmermann: Wind; Kummer: Wöchnerin (dazu vgl. Hepding, Festschrift R. Wossidlo S. 151 ff.). – In den Nachträgen: K. Beth: Opfer; Peuckert: Propheten, deutsche; Schicksalsbaum; Schlacht, Schlachtenbaum, Schlachtfeld, -jungfrau, -tod, -vorzeichen, -wahrzeichen; Schöpfung; zu Haberlandt: Schlegel s. Schlegelstag: Hess. Bl. XXXIX, 1 ff.; Tiemann: Schreiben, Schrift, Geschriebenes; Schreibfeder; Seemann: Singen, Gesang, Lied; Eckstein: Speiseopfer; Bieler: Spiegel; v. Geramb: Stall (vgl. dazu noch das schöne Werk von A. V. Rantasalo „Der Viehstall im Volksaberglauben der Finnen", Helsinki 1937. 255 S.); Stube; Stegemann: Sternbilder, -deutung; Sterne (Sternglaube); Gisela Piaschewski: Wechselbalg (vgl. a. Heinrich Appel, Die Wechselbalgsage, Diss. Heidelberg 1937, und Hepding, Hess. Bl. XXXIV, 150 ff.); L. Weiser-Aall: Weihnacht (Sp. 864-968); Zaun; Müller-Bergström: Zwerge und Riesen (Sp. 1008-1138).

Lebendiges Erbe in Hessen-Nassau. Schriftenreihe des Oberpräsidenten der Provinz Hessen-Nassau. Herausgeber: Der Landeshauptmann. Kassel-Wilhelmshöhe: Bärenreiter-Verlag 1942. 4°. Bd. 1: **Wilhelm Praesent**, Ludwig Emil Grimm. Ein deutsches Bilderbuch. 2. Aufl. 71 S., 58 z. T. farbige Bilder. – Bd. 2: **Eberhard Preime**, Die Handzeichnungen von Johann Heinrich Tischbein. 109 S., 63 z. T. farbige Abb. von Handzeichnungen, 4 Tafeln. Diese neue Schriftenreihe soll Bücher zur politischen, Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte sowie zur Volkskunde Hessen-Nassaus bringen. Die Ausstattung der beiden ersten Bände macht dem bekannten Verlag alle Ehre. Uns interessiert vor allem der erste Band: Wilhelm Praesent, der beste Kenner des Kinzigtales, seiner Bewohner und seiner Geschichte, hat, nachdem er schon das lustige Reisetagebuch Ludwig Grimms in Federzeichnungen veröffentlicht hatte, nun eine größere Auswahl aus dem Werke des Malerbruders der „Brüder Grimm" mit einem sehr feinen erläuternden Text herausgegeben, die nach zwei Jahren schon in einer 2. Auflage erscheinen kann. Neben den Bildern aus dem Grimmschen Familien- und Freundeskreis sind für die hessische Volkskunde besonders wertvoll die vier Aquarelle aus Willingshausen als zuverlässige Zeugnisse für die Schwälmer Frauentracht von 1828; ferner „Weihnachten in der Kammer": eine Hessenländerin mit ihrem Kindchen beim kleinen Christbäumchen sitzend, die Radierung „Pfingstmorgen" (ein hessisches Bauernmädchen liest dem 96 Jahre alten Großvater und der Großmutter aus der Postille vor); „Kinderspiel in Kurhessen" (Fangsteinchenspiel); das Bildnis der Niederzwehrener Märchenfrau Dorothea Viehmann; das Titelblatt zu den KHM., Illustrationsentwürfe zum Aschenputtel-Märchen; eine Federzeichnung der Amme mit L. Grimms Töchterchen (1834), dazu hat er die drei Kinderliedchen aufgeschrieben, die Klein-Ideken vorgesungen werden.

Ich möchte unsere Leser aufmerksam machen auf die Gießener wirtschaftswissenschaftliche Dissertation von **Paulheinz Kohnke**, Die wirtschaftliche und soziale Struktur des Kreises Biedenkopf unter besonderer Berücksichtigung der Pendelwanderung. Würzburg-Aumühle 1940: Triltsch. 131 S. mit 5 Ktchen. Die Bevölkerungsbewegung und die Wandlung der sozialen Struktur in den letzten 100 Jahren, die landwirtschaftlichen, die Verkehrs- und Gewerbeverhält-

die als Grundlage für die volkskundliche Behandlung die[s]
viel Altertümliches in Hausbau und Tracht, Sitte und B
rung bewahrt hat, sehr wertvoll ist.

Karl Heidt, Gegenwärtige Kenntnis un
heimischer Heilpflanzen in der Volks
Nassaus. (Aus: Berichte der Oberhess. Gesellschaft fü
Bd. 20/22). Gießen: v. Münchow 1942. 118 S. 1,80 RM.
gebnisse langjähriger Untersuchungen des Verf. und einer
durch 2000 Fragebogen, die an die Lehrerschaft des Gaues
Bewohner des Orts sammeln Heilpflanzen? Welche Heilpfl
Gegen welche Erkrankungen (bei Mensch und Tier) werd
Teile der Pflanze werden benutzt? Wie wird die Pflanze
gesammelt? Wie wird sie getrocknet?). Im allgemeinen Teil
örtert, wie weit der Heilpflanzengebrauch von rein geograp
hängig ist: dies wird an zwei Kärtchen für Arnika, Fenchel,
Klatschmohn nachgewiesen. Ein Kärtchen über die Heilver
dagegen ein überaus starkes Vorherrschen in den Kreisen Ob
kopf und besonders im Dillkreis, Gebieten, in denen der D
und dämonenabwehrendes Mittel weitgehend benutzt wird. E
die leitenden Gesichtspunkte für die Namengebung der Heil
sprochen, sowie die Zusammensetzung des Kräuterweihbüsch
Gegenden des Bezirks [1]). Im speziellen Teil werden die ein
dem Alphabet aufgeführt mit den botanischen und den im
Angabe der Fundorte, der Verwendung in der Volksmedizin.
artlichen Namen die Gegend, für die sie bezeugt sind, nicht

Rudolf Nord, dessen „Volksmedizin in Waldeck" ich in
angezeigt habe, und der auch schon ein Bändchen „Volksmär
öffentlicht hat, liefert nun einen weiteren Beitrag zur Vol
„Plattdeutsche Volksmärchen aus Waldeck"
1939. 37 S. 1,30 RM. Im Upland wort- und lautgetreu
lungen zu KHM. 61 = Aarne-Thompson 1536; A.-Th. 122;
u. KHM. 81 H; KHM. 143 + 32; Bolte-Polivka II S. 37; K

Angeregt durch unsere Besprechung in Bd. XXXIX, 21
bruster im Archiv für Bienenkunde XXIII 1942, 23-43
nordische und norddeutsche Schwarmsegen u
zauber" zur Ergänzung seines Buches.

Joseph Heß, der Verfasser der „Luxemburger Volkskun
sein neues Buch „Luxemburger Volksleben in
und Gegenwart. Beiträge zur Luxemburger Volkskunde.
Faber 1939. 175 S. mit 39 Abb. Es ist eine wertvolle Ergä
werk in folgenden Abschnitten: Die Vergangenheit im Denke
überreste. Dorf und Wohnhaus. Dörfliche Arbeit. Volkstur
früherer Dorfgemeinschaften. Streiflichter auf die Vergangenhe
1735 [2]). Das Volk um 1800. Neues Denken, neues Fühlen,
S. 132-146 ist ein bisher ungedruckter Aufsatz von Joh. En
sitten und Gebräuche im Luxemburger Land", geschrieben 188

[1]) S. 21 wird Werzberde fälschlich mit Gewürzgarbe
[1]) Auf Grund von Visitationsakten.
[2]) Verminderung der vielen Feiertage.

Südhessisches Wörterbuch.

Siebzehnter Bericht.
(Arbeitsjahr 1941.)

1. Arbeitskräfte.

A. Mitarbeiter. Zu danken haben wir wieder mehreren freundlichen Helfern, die z. T. seit langen Jahren sich selbstlos der Wörterbucharbeit widmen, für wertvolle Beiträge: den Herren Studienrat Lic. Dr. H. v. d. Au (Darmstadt), Rektor a. D. Friedrich Schläger (Offenbach), Ltn. Lic. Dr. H. Steitz und Oberpostinspektor a. D. Weinmann (Bad Kreuznach). Herrn Rektor Schläger haben wir für seine hervorragende rastlose Mitwirkung im vorhergehenden Arbeitsjahr noch nachträglich unseren wärmsten Dank auszusprechen.

B. Wissenschaftliche Hilfskräfte. In der Gießener Kanzlei arbeiteten Frau Liselotte Lohrer, geb. Bäuerle, und Herr Stud.-Ref. Arabin.

2. Arbeiten.

A. Sammlung. Da wir die planmäßige Befragung abgeschlossen haben, regten wir unsere Mitarbeiter zu weiteren freien Sammlungen an. Wir bitten auch hierdurch alle Freunde des Hessischen, weiter zu sammeln und ihre Beobachtungen (womöglich mittels der vom Wörterbuch anzufordernden Zettel) an uns zu leiten.

B. Bearbeitung. Herr Arabin und Frau Lohrer verzettelten Restbestände und frei gesammelte Beiträge. Frau Lohrer setzte auch Stichwörter an und ordnete ein. Auch die Verwaltung der Kanzlei lag bei ihr in den besten Händen.

3. Zettelbestand.

Unsere Sammler lieferten im Berichtsjahr 1000 Zettel ein. In der Gießener Arbeitsstelle schrieben wir 10 500 Zettel aus. Im ganzen gingen also im Berichtsjahr 11 500 Zettel neu zu. Die Gesamtzahl der Zettel stieg auf 966 600.

Gießen (Ludwigstr. 19), den 1. 1. 1942. Fritz Stroh.

Geschäftliche Mitteilungen.

Wir können unseren Mitgliedern infolge der Papierknappheit diesmal nur ein dünnes Heft liefern; durch engeren Satz und Kürzung der Beiträge war es immerhin möglich, den größten Teil der für diesen Jahrgang vorgesehenen Aufsätze zu veröffentlichen.. Die schönen Tafeln, für deren Klischees wir dem Kurhessischen Landesamt für Volkskunde zu großem Dank verpflichtet sind, mögen unsere Leser für den geringen Umfang des Bandes entschädigen.

Wir machen darauf aufmerksam, daß unsere Mitglieder alle Veröffentlichungen des „Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde" durch dessen Geschäftsstelle, Freiburg im Breisgau, Silberbachstr. 13, zu ermäßigten Preisen beziehen können, z. B. die Volkskundliche Bibliographie 1917/19 -1935.36; Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens I-IX; Handwörterbuch des deutschen Märchens I-II; Jahrbuch für Volksliedforschung I-VII; Landschaftliche Volkslieder mit Bildern und Weisen I-XXXVII; Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien I-III,1; Hans Beschorner, Handbuch der deutschen Flurnamenliteratur; Paul Sartori, Das Buch von deutschen Glocken. Ein vollständiges Verzeichnis mit den Angaben der Preise s. in Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde Nr. 55 (Dez. 1941).

Die Verbandsgeschäftsstelle vermittelt unseren Mitgliedern auch den Bezug der „Zeitschrift für Volkskunde“ zum Vorzugspreis von 6,40 RM (Ladenpreis 8,- RM).

Der Jahresbeitrag (5,- RM) ist, soweit er noch nicht eingezahlt ist, möglichst sofort auf das Postscheckkonto „Hessische Vereinigung für Volkskunde, Gießen“ Nr. 338 78 Frankfurt am Main anzuweisen.

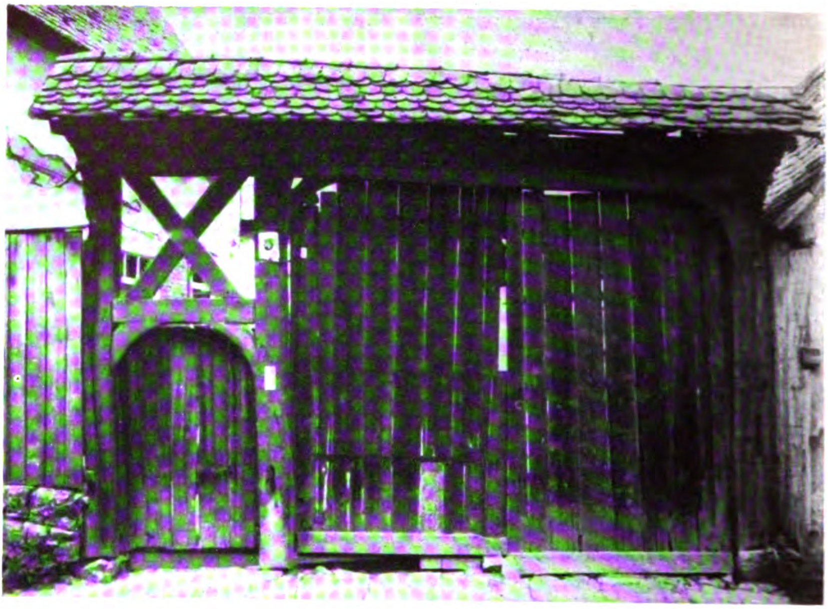
Unsere Vorräte für Hess. Blätter I,2. II,1.2. III,1-3. XVIII. XIX. XX. XXII, sowie für Hess. Flurnamenbuch 3. 5. 17. 26 sind völlig erschöpft. Mitglieder, die diese Hefte uns zum Rückkauf anbieten können, bitten wir sich mit Herrn Bibliothekrat Dr. Mittermaier, Gießen, Univ.-Bibliothek, in Verbindung zu setzen.



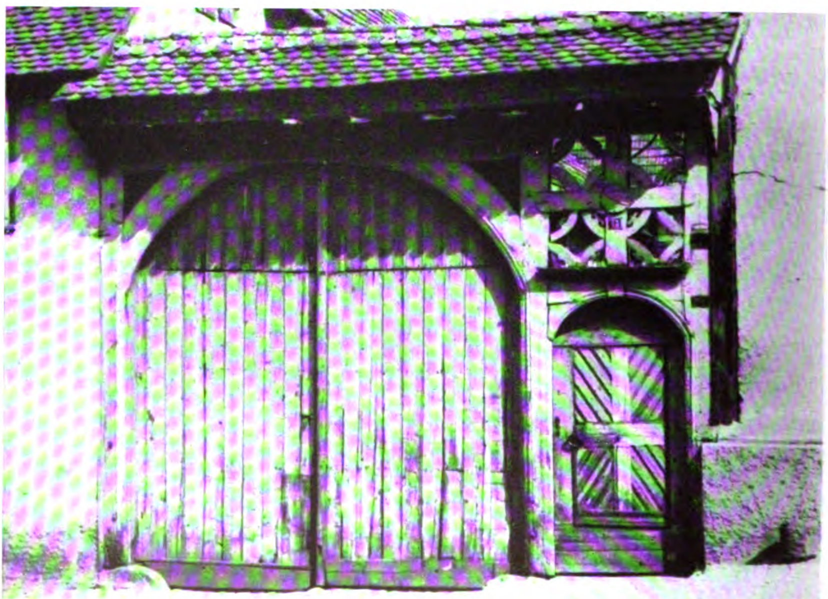
1. Muschenheim, Bahnhofstraße



2. Niederkleen, Kreuzgasse



3. Hörnsheim, Schäfergasse 71, 1699



4. Münzenberg, Eichergasse 13, 1798



4a. Pohlgöns, Adolf-Hitler-Straße 5, 1837.



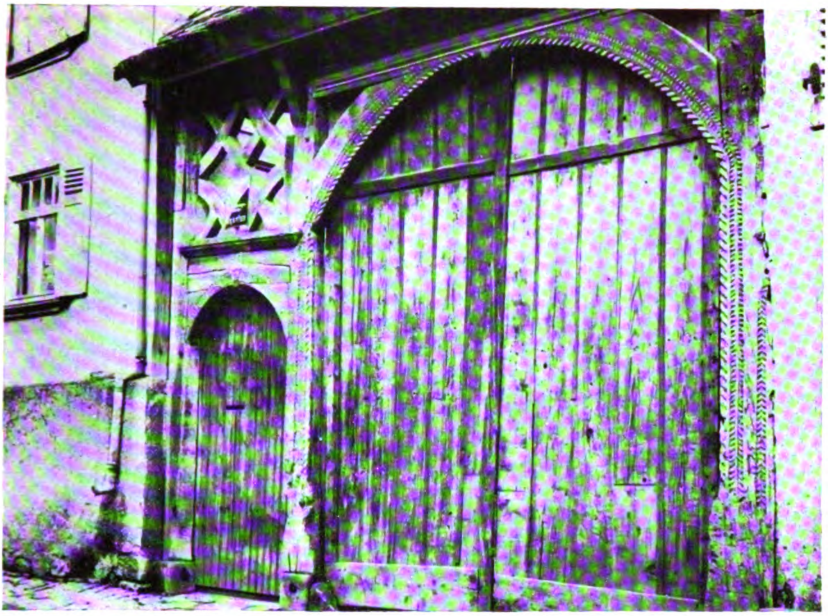
5. Hochelheim, Hauptstraße 193, 1779



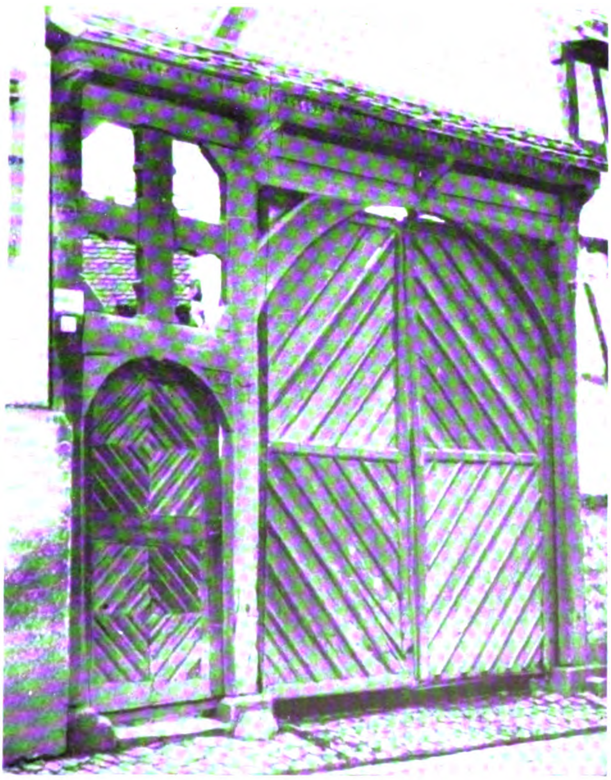
6. Griedel, Gr. Kirchgasse 147, 1790



7. Hochweisel, Langgasse 13, 1859



8. Kirchgöns, Kirchgasse 3, 1807



9. Dorf Güll, Hof Güller Straße 15, 1768



10. Niederkleen, Burggasse 119, um 1700



11. Hörnsheim, Hauptstraße 100, 1812.



10. Niederkleen, Burggasse 119, um 1700



12. Oberhörgern, Untergasse 58, 1786



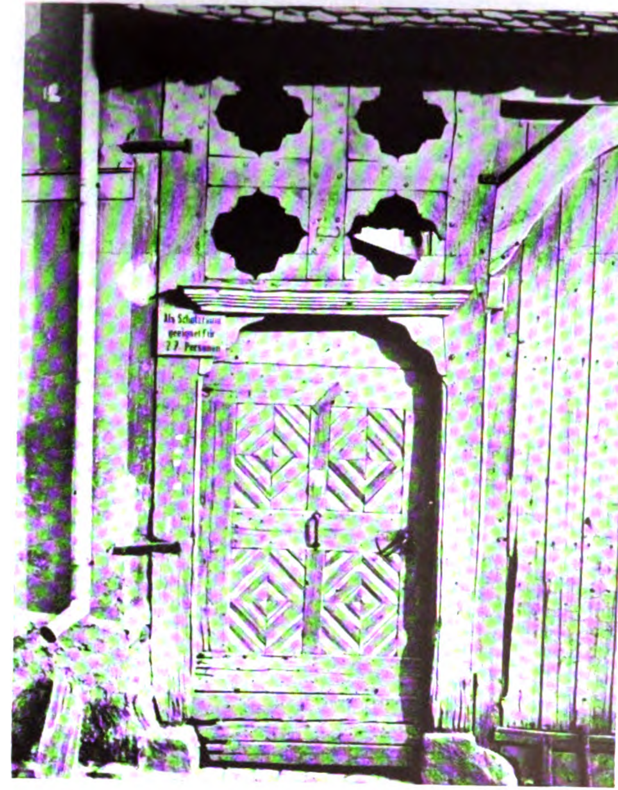
11. Hörnsheim, Hauptstraße 100, 1812.



13. Fauerbach v. d. H., Hauptstraße 8, 1857.



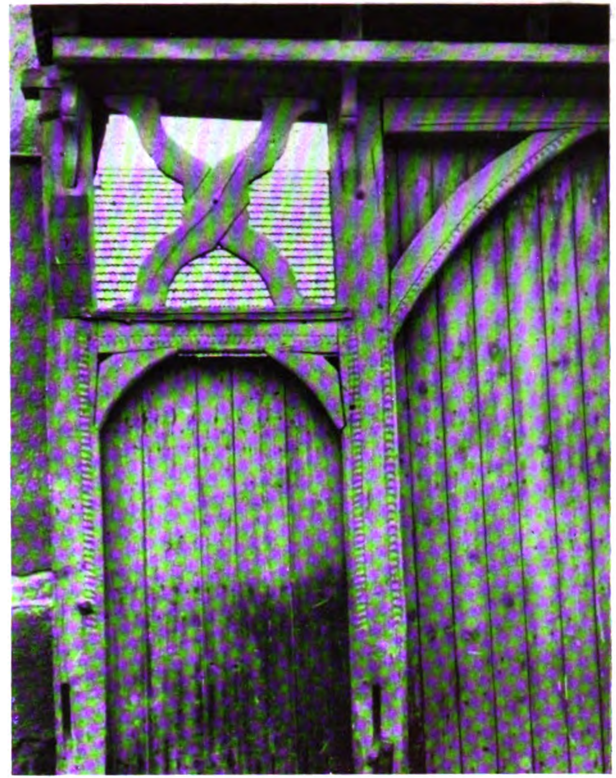
14. Hochweisel, Hauptstraße 21, 1834



15. Bettenhausen, Obergasse 13, 1768



17. Lützellinden, Unterländer Dorfstraße 139, 1756



16. Allendorf, Schulstraße 17, 1754



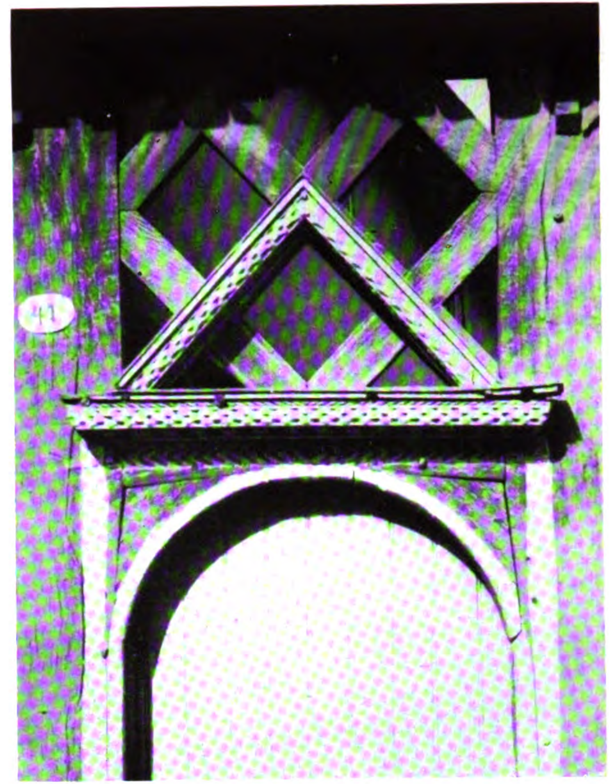
18. Pohlgöns, Adolf=Hitler=Straße 2, 1828 (?)



19. Eberstadt, Licher Straße 2, 1770



21. Langgöns, Obergasse 30, um 1840



20. Vollnkirchen, Hauptstraße 41, 1702



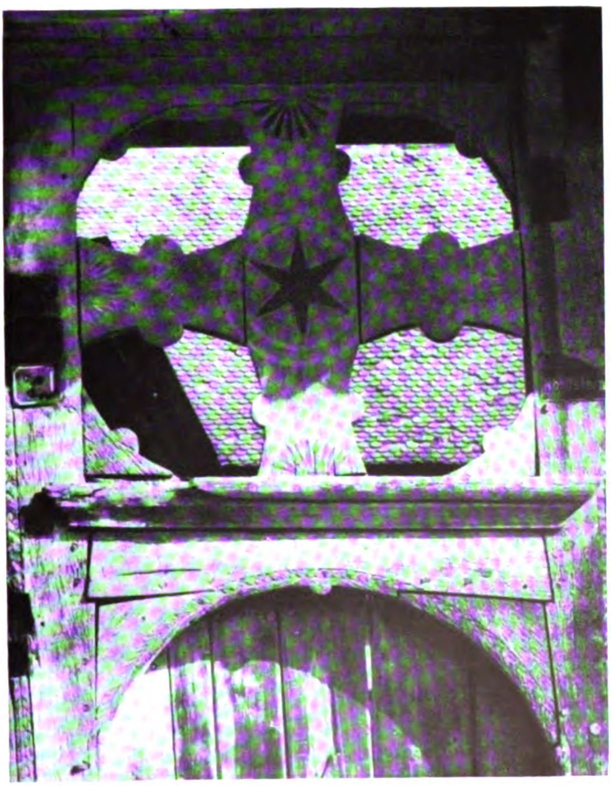
22. Hochelheim, Rindsgasse 208, 1700



23. Lützellinden, Unterländer Dorfstraße 209, 1815



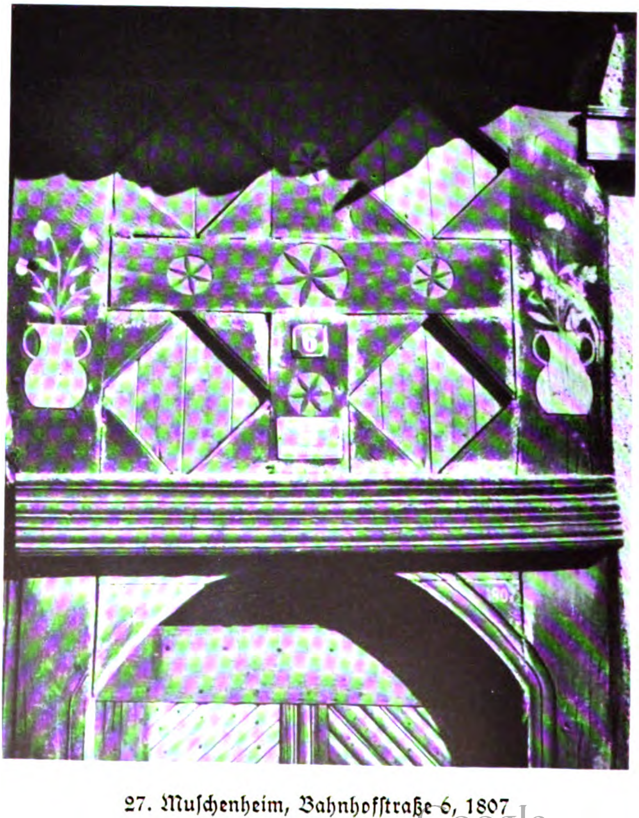
24. Bauermühle b. Großen-Linden, 1812



25. Kirchgöns, Taubgasse 1, 1785 (?)



26. Trais-Münzenberg, Nr. 12, 1787



27. Muschenheim, Bahnhofstraße 6, 1807



28. Gambach, Borngasse 10, 1815



29. Pohlgöns, Adolf=Hitler=Straße 21, um 1810.



30. Kirchgöns, Taubgasse 1, 1785 (?



31. Fauerbach v. d. H., Bottengasse 3, 1804



Hessische Blätter für Volkskunde

herausgegeben

im Auftrage der Hessischen Vereinigung für Volkskunde

von

Walther Mitzka

Band XLI.

Gießen 1950

Wilhelm Schmitz Verlag in Gießen



Hessische Blätter für Volkskunde

herausgegeben

im Auftrage der Hessischen Vereinigung für Volkskunde

von

Walther Mitzka

Band XLI.

Gießen 1950

Wilhelm Schmitz Verlag in Gießen

Hugo Hepding

zum 7. September 1948

Zum 70. Geburtstag Hugo Hepdings tragen wir hier in dankbarer Vergeltung allezeit hilfreichen Ratens und Tuns Bausteine herbei: Zur Altertumswissenschaft, von der Hugo Hepding mit dem Spaten bei den Ausgrabungen in Pergamon ausgegangen ist. Zur Germanistik, zu der er aus begnadetem Wissen von Stoff und Forschung vergleichende Studien bietet. Zur Volkskunde, die er, vertraut mit dem Leben des Volkes bis zu den heimlichen Winkeln und Wäldern seiner hessischen Heimat, uns ehren lehrt.

Veröffentlicht unter der Zulassung Nr. US-W 1028
der Nachrichtenkontrolle der Militärregierung

Auflage 500 — August 1950

von Münchowsche Universitäts-Druckerei Wilhelm Schmitz in Gießen

Inhaltsverzeichnis

Zu den Inschriften in dem Demeterheiligtum in Pergamon.

Von Martin P. Nilsson.

Dem verehrten und mir seit vielen Jahren befreundeten Jubilar möchte ich meinen aufrichtigen Dank und warmen Glückwunsch bringen, indem ich einige Bemerkungen zu der reichen Ausbeute von Inschriften aus Pergamon, an deren Herausgabe und Erläuterung er in hervorragendem Maße beteiligt gewesen ist, bringe.

Im Mysterienheiligtum der Demeter wurden neben einigen anderen Inschriften kleine Altäre mit Weihinschriften in einer so großen Anzahl gefunden[1]), wie sonst nur in Epidauros im ausgehenden Altertum und in früherer Zeit an dem Mysterienort Phlya literarisch bezeugt sind. Diese Altäre gehören derselben Zeit an wie der letzte Umbau des Heiligtums, der Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, und gewähren deshalb einen willkommenen, weil authentischen Einblick in diese Zeit der gärenden Religionsumwandlung.

Vorerst ist zu bemerken, daß der Kult ursprünglich der Demeter Thesmophoros zugehörte, der Kore Thesmophoros hinzugefügt wurde. Er sollte also eigentlich ein Frauenkult sein, wie die Thesmophorien immer sind. Zu ungewisser Zeit wurden Männer zugelassen. Ich möchte vermuten, daß dies dem Einfluß der eleusinischen Mysterien zu verdanken war. Dieser Einfluß zeigt sich darin, daß dieselben Chargen in beiden wiederkehren[2]); auch in Pergamon begegnen Hierophant, Daduch, Hierokeryx, Epibomios (in Eleusis ὁ ἐπὶ βωμῷ) und Hymnensänger. Das Vortragen von Hymnen wurde seit der hellenistischen Zeit in die Mysterien eingeführt. Hymnagogen werden z. B. erwähnt in der Inschrift des Daduchen

[1]) Herausgegeben von Hepding. Athen. Mitt., XXXV, 1910, S. 449 ff., Nr. 28—42, und Ippel, ebd., XXXVII, 1912, S. 283 ff., Nr. 7—19. Vgl. E. Ohlemutz, Die Kulte und Heiligtümer der Götter in Pergamon, S. 217 ff., wo die Angaben über die Fundplätze zusammengestellt sind.

[2]) Die Zweifel Ippels a. a. O. S. 288 sind zu flüchtig begründet.

Themistokles[3]). Es gibt Anzeichen dafür, daß die eleusinischen Mysterien andere weitgehend beeinflußt haben, was bei ihrer Berühmtheit und dem Ausbau der Mysterienkulte in der hellenistischen Zeit eigentlich selbstverständlich sein sollte[4]).

Ippel hat, a. a. O. S. 289, darauf aufmerksam gemacht, daß viele der in den pergamenichen Inschriften vorkommenden Götter in Phlya wiederkehren, nämlich Demeter, Kore, Hermes, Ge, Dionysos, in Phlya Anthios zubenannt, Zeus Ktesios, Athena unter verschiedenen Beinamen, ferner das Epitheton Anesidora, in Phlya der Demeter, in Pergamon der Ge beigelegt[5]). Diese Tatsache ist sehr wichtig, weil der Mysterienkult der Lykomiden in Phlya in der hellenistischen Zeit umgemodelt worden ist. Eine Überlieferung wollte, daß Kaukon aus Eleusis, Enkel der Phlyos, die Mysterien nach Andania gebracht und Lykos, Sohn des Pandion, sie zu größerer Ehre erhoben hatte[6]). Die Namen zeigen, daß diese Überlieferung in Wirklichkeit an Phlya anknüpft. Zum Beweis zitiert Pausanias ein Epigramm, das unter dem Standbild des Methapos im Haus der Lykomiden in Phlya stand. Nicht ohne Grund war sein Bild hier errichtet worden: Dieser Methapos war ein Athener, der τελεστής καὶ ὀργίων παντοίων συνθέτης genannt wird und sich auch mit den Kabirenmysterien in Theben zu schaffen gemacht hatte. Er war wohl ein Lykomide, ein Mann desselben Schlages wie der Eumolpide Timotheos, der dem ersten Ptolemäer bei der Gründung des Sarapiskultes behilflich war und sicher auch an die Einrichtung des Demeterkultes in Alexandrien die Hand gelegt hat. Es wird zu wenig beachtet, daß in der hellenistischen Zeit eine lebhafte Pflege, Neueinrichtungen und Umbildungen von Mysterienkulten stattfanden, getragen von Leuten wie Timotheos und Methapos. Auf diese Bewegung sind die Ähnlichkeiten zwischen den Mysterien in Pergamon und in Phlya zurückzuführen.

Es war nicht vergessen, daß die Feier der Demeter Thesmophoros sich auf die Fruchtbarkeit der Äcker und der Weiber bezog. Gleichwie der dritte Tag der athenischen Thesmophorien Kallige-

---

[3]) Ἐλευσινιακά, I, S. 223 f. Z. 18.

[4]) Dagegen konnten sie nicht verpflanzt werden, wie man fälschlich in bezug auf Alexandrien angenommen hat. Sehr erhellend dafür ist die von Deubner, Sitz.-Ber. Akad. Heidelberg, 1919:17, S. 8 ff. besprochene Rede, Oxyrh. Pap., XIII, 1612.

[5]) Paus., I, 31, 4; siehe meine Gesch. d. griech. Rel., I, S. 634.

[6]) Paus., IV, 1, 5 ff.

neia hieß und die Heroldin in Aristophanes' Thesmophoriazousai, V. 295 ff., die Frauen auffordert, zu den Thesmophoroi, Plutos, Kalligeneia, Kurotrophos, Hermes und den Chariten zu beten, finden wir in Pergamon eine Weihung an Kalligone und Eueteria (Ippel Nr. 18). Zu demselben Kreis gehört Zeus Ktesios (Hepding Nr. 35), der Schützer der Vorratskammer, er entspricht Plutos. Hermes (Ippel Nr. 17) mag aber der Hermes Diaktor sein, dem ein Altar (Hepding Nr. 33) geweiht ist, d. h. der Seelenführer, denn, wie Hepding bemerkt, waren die pergamenischen Mysterien von dem Unsterblichkeitsglauben durchtränkt, der sich in den eleusinischen schon im vierten Jahrhundert v. Chr. hervordrängte.

Beim ersten Anblick könnte man geneigt sein zu meinen, daß ein Altärchen mit der Inschrift δῶρον 'Ασκληπιῷ (Hepding Nr. 32) und ein Trachytblock, auf dem steht Λυσίμαχος Ἡρακλεῖ (Hepding Nr. 37)[7]), keine Beziehung zu den Mysterien haben. Dazu darf man sich aber daran erinnern, was Hepding von dem Herakles der Reliefs (a. a. O., S. 508 f.) gesagt hat, und ferner daß Herakles immer als der erste Fremdling, der in die eleusinischen Mysterien eingeweiht worden war, auch im Bild gefeiert wurde, und daß um die Wende des dritten und vierten nachchristlichen Jahrhunderts eine enge Verbindung zwischen dem Asklepioskult in Epidauros und den eleusinischen Mysterien bestand[8]). In Pergamon war der Anlaß, den Asklepios anzugliedern, um so größer, als sein Kult zu dieser Zeit alle anderen der Stadt überstrahlte.

Eine Inschrift, für die ich keine Anknüpfung finde, ist die Weihung des Epibomios Kasignetos an die Winde (Hepding S. 457). Ich möchte mich nicht darauf berufen, daß die Winde einen Einfluß auf den Landbau haben[9]) und daß in dem attischen Bauernkalender aus der Kaiserzeit den Winden im Poseideon ein Opfer dargebracht wird[10]). Die Inschrift ist auf der linken Seite des den θεοῖς ἀγνώστοις geweihten Altars nachlässig eingeritzt. Sonst ist die einzige Weihung an eine Gottheit, die keine innere Verbindung mit den Mysterien hat, die eines Bruchstückes eines Weihreliefs — also kein Altar —, das die Prytanin Silia Ammion der Stadt-

[7]) Da die Buchstabenformen diese Inschrift der Königszeit zuweisen, muß sie vielleicht ausscheiden; sie steht auch nicht auf einem Altar.

[8]) Ich gebe die Zeugnisse im Bd. 2 meiner Gesch. d. griech. Rel.

[9]) Stengel, Griech. Opferbräuche, S. 149.

[10]) IG, II², 1367 = v. Prott, Fasti sacri, 3, Z. 19.

göttin Athena Polias und Nikephoros gestiftet hat (Hepding Nr. 31), Athena kommt aber auch in Phlya vor.

Die Weihinschrift an die Göttin Mise (Hepding Nr. 26), die in einer unweit von Pergamon gefundenen Inschrift der Kore gleichgesetzt wird, steht nicht auf einem Altar, sondern auf einer Orthostatplatte, die, wie Hepding vermutet, zu der späten Marmorverkleidung des großen Altars gehört hat. Sie gehört also nicht in die hier behandelte Reihe, zeigt aber, daß diese kleinasiatische Göttin im Demeterheiligtum verehrt wurde. Ich würde vermuten, daß sie zum alten Bestand des Kultes gehörte.

Ippel hat sich bemüht, Anknüpfungen an den Kaiserkult zu finden. Sie sind nicht nötig weder für die eben besprochenen Weihungen, die zum eigensten Kreis der Demeter gehören, noch für die mehr überraschenden Weihungen an Pistis und Homonoia (Hepding Nr. 42) und an Arete und Sophrosyne (Hepding Nr. 41), beide von demselben Mysten, L. Castricius Paulus, auf Grund eines Traumes gesetzt. Sie zeigen zwar die Vorliebe der Spätzeit für Personifikationen, erklären sich aber aus der seit dem Anfang des vierten vorchristlichen Jahrhunderts immer geläufigeren eleusinischen Ideologie[11]), welche in einem Dekret der Amphiktyonen[12]) einen volltönenden Ausdruck gefunden hat: Die Mysterien haben allen verkündet, daß das größte Gut unter den Menschen der Verkehr untereinander und das Vertrauen sind (ἡ πρὸς ἑαυτοὺς χρῆσίς τε καὶ πίστις). Hier kehren die beiden Ideen der ersten Inschrift wieder. Πίστις steht an beiden Stellen, und ἡ πρὸς ἑαυτοὺς χρῆσις entspricht gut der ὁμόνοια, von der so viel die Rede war in den griechischen Staaten und die auch kultisch verehrt wurde. Ein anderer Altar wurde denselben beiden Gottheiten von Julia Pia wegen ihres Gatten Claudius Silianus geweiht[13]), der vermutlich mit dem Stifter des Marmorpronaos des Demetertempels identisch ist. Wenn dem so ist, hatten die Mysten allen Anlaß, seines Bürgersinns gerade im Mysterienheiligtum zu gedenken. Arete[14]) und Sophrosyne fügen sich dem besprochenen Vorstellungskreis

---

[11]) Siehe meine Gesch. d. griech. Rel., I, S. 630; dazu noch u. a. z. B. Cicero, de leg., II, 36.

[12]) IG, II², 1134 und SIG³, 704 E, Z. 34, aus dem J. 117 v. Chr.

[13]) Inschr. von Pergamon, 310: über den Fundort Hepding a. a. O. S .460.

[14]) Arete hatte einen Priester in Pergamon: Athen. Mitt., XXXII, 1907, S. 312 Nr. 34.

ein als die sittlichen Haupttugenden des bürgerlichen Lebens. Man wird fast versucht zu vermuten, daß diese Ideologie in den pergamenischen Demetermysterien irgendwie verkündet wurde. In mehreren Inschriften werden Kultfunktionäre, die als θεολόγοι bezeichnet werden, erwähnt. Das Wort ist unmißverständlich, es bezeichnet jemanden, der eine Rede zum Preis eines Gottes hält: er konnte wohl auch ἀρεταλόγος genannt werden, dieses Wort hatte aber einen pejorativen Sinn erhalten. Solche θεολόγοι werden z. B. gerade in den Mysterien der Demeter Thesmophoros zu Smyrna erwähnt[15]), und der Stifter des an die unbekannten Götter geweihten Altars Kapiton, war, wie Hepding S. 457 vermutet, mit dem θεολόγος [Καπί]των identisch, der in einer Aufzählung der pergamenischen Hymnoden erscheint[16]). Leider können wir nicht wissen, ob er in den Mysterien der Demeter oder in dem Kaiserkult Reden vortrug: schon Caligula hatte einen σεβαστολόγος. Ein θεολόγος der Demetermysterien konnte aus altem Vorrat schöpfen.

Wirklich rätselhaft ist die Weihung (Hepding Nr. 40) Νυκτὶ καὶ Τελετῆι καὶ τῶι Αὐτομάτωι Κλαυδία Τελεσφοριανία ὑμνήτρια κατ' ὄναρ. Neben den beiden Repräsentanten der nächtlichen Mysterienfeier das Automaton! Hepding hat die dürftigen Nachrichten über die Vergöttlichung der Automatia angeführt; eigentlich gibt es nur die eine, daß Timoleon ihr ein Kapellchen weihte. Sie gehören der hellenistischen Zeit an und helfen nicht weiter, denn im zweiten Jahrhundert n. Chr. war der Glaube an den Zufall und auch an die Tyche stark in den Hintergrund getreten. Meint die Hymnensängerin etwa die Inspiration, die von selbst über den religiös Ergriffenen kommt? Sonst ist mir die Gestalt unverständlich.

Bisher haben wir uns auf den Geleisen bewegt, die durch die zeitgemäße Umwandlung der Mysterien in der hellenistischen Zeit vorgezeichnet waren, aber auch die neue Zeit meldet sich. Es gibt zwei Weihungen an Helios (Hepding Nr. 36; Ippel Nr. 12) und eine an Selene (Ippel Nr. 14). Daß die kosmische Sonnenreligion in Pergamon blühte, wissen wir durch den krausen Hymnus des

---

[15]) CIG, 3199 und 3200 ehren zwei Schwestern als θεολόγοι.

[16]) Der Hymnodenaltar Inschr. von Pergamon, II, 374 = v. Prott, Fasti sacri, 27, Z. 30. Ich komme hierauf zurück im Bd. 2 meiner Gesch. d. griech. Rel.

Architekten Nikon[17]), der im Beginn desselben Jahrhunderts lebte. Es ist auch an die wegen der vorherrschenden Gedankenrichtung mit Unrecht beiseitegeschobene Nachricht des Porphyrios zu erinnern, daß in den eleusinischen Mysterien der Hierophant in der Gestalt des Demiurgen, der Daduch in der des Helios, der Epibomios in der der Selene und der Hierokeryx in der des Hermes auftraten[18]). Dieselben Würdenträger und Götter mit Ausnahme des Demiurgen finden wir in Pergamon wieder. Zwar ist dies höchstens eine Ausdeutung der reich brodierten Trachten, welche die Offizianten trugen, sie wird aber erklärlich durch das starke Hervortreten der kosmischen Religion in den Mysterien der Kaiserzeit[19]).

In der zweiten Weihung an Helios (Ippel Nr. 12), Μεγίστῳ Ἡλίῳ Διὶ Ὀλυμπίῳ Σωτῆρι, tritt der Göttersynkretismus der Spätantike zutage. Dieselbe Gedankenrichtung führt bekanntlich dazu, alle Götter zusammenzufassen. Davon zeugt die Weihung (Ippel Nr. 16), θεοῖς πᾶσι καὶ πάσαις, und noch deutlicher eine zweite (Hepding Nr. 83), τῶι Πανθείωι. Unter dem Druck der vorherrschenden monotheistischen Tendenz endet der Synkretismus in einem Allwesen.

Es ist hier nicht der Platz, sich über diese die Spätantike beherrschende Tendenz zu verbreiten, noch weniger über die letzte merkwürdige und vielbesprochene Weihung (Hepding Nr. 39), θεοῖς ἀγν[ώστοις]. Die Ergänzung Hepdings ist bezweifelt worden, aber mit Unrecht[20]). Dies ist ein Ausfluß des ängstlichen Bemühens, alle Götter zu erfassen.

Sie werden vielleicht, verehrter und lieber Kollege, meinen, daß ich aus diesen kurzen Inschriften zu weitgehende Schlüsse gezogen habe, ich bin aber fest überzeugt, daß die Mysten und Offizianten der Mysterien, welche in ihrem Mysterienheiligtum Altäre weihten, die Götter nicht aufs Geradewohl ausgewählt haben, sondern weil sie in sinnvoller Beziehung zu den von ihnen gefeierten Mysterien standen, und daß dieser Sinn aus der Entwicklung des Mysterien-

---

[17]) Herausgegeben von Hepding, Athen. Mitt., XXXII, 1907, S. 357 ff. mit wertvollem Kommentar.

[18]) Bei Euseb. Praepar. evang., III, 12, 2.

[19]) Ich kann diese wenig beachtete Tatsache hier nicht weiter entwickeln, ich komme darauf zurück im Bd. 2 meiner Gesch. d. griech. Rel.

[20]) Siehe Weinreich, Archiv f. Religionswiss., XVIII, 1915, S. 29 ff.

wesens zu erschließen ist, wie sie in der hellenistischen Zeit unter dem bestimmenden Einfluß der berühmten eleusinischen Mysterien erfolgte und in der römischen Zeit sich die in dieser Zeit verbreiteten religiösen Ideen aneignete. In diesem Licht betrachtet bieten diese Altäre und Inschriften nicht, wie Ohlemutz S. 219 sagt, „das bunte Gemisch der verschiedensten Götter", sondern die Götter, denen die Altäre geweiht sind, stehen mit einer Ausnahme, der Stadtgöttin, in innerer Beziehung zu den Demetermysterien, so, wie wir berechtigt sind anzunehmen, daß sie sich durch die vorherrschenden Tendenzen der griechischen Mysterienreligionen entwickelt und umgewandelt haben.

West und Ost im Hellenismus.

Von Fritz Taeger.

Völker und Kulturen werden heute wie nie zuvor in der Geschichte durcheinander gewirbelt. Der Volkskundler, der die dadurch ausgelösten Folgen im kleinen Raum und darum umso eingehender beobachtet, und der Historiker, der seine Blicke auf Großräume lenkt, werfen die Frage nach Gefahren und Möglichkeiten auf. Einen Beitrag zu ihrer Klärung aus den Erfahrungen eines geschichtlichen Prozesses, den wir in seinem Gesamtablauf übersehen, möchte dieser Aufsatz leisten.

Er ist während des Krieges entstanden und geht auf einen Vortrag zurück , den ich in Marburg und Wildungen gehalten habe. Er konnte aus leicht begreiflichen Gründen damals in der von mir vorgesehenen Fassung nicht veröffentlicht werden, weil die in Frage kommenden wissenschaftlichen Zeitschriften ihn nicht ohne tiefe Eingriffe in seine Substanz bringen zu können glaubten. Diese konnte ich aber nicht vornehmen, ohne seine Grundtendenz in ihr Gegenteil zu verkehren. Umso lieber überreiche ich ihn heute Hugo Hepding, dessen Arbeitskreis unmittelbar in die hier behandelten Zeiträume und Landschaften hineinreicht und dem ich mich selber seit langen Jahren dankbar verpflichtet weiß.

Ein paar Vorbemerkungen seien vorausgeschickt. Daß der Begriff „Hellenismus", den Johann Gustav Droysen vor mehr als 100 Jahren geprägt hat, problematisch geworden ist, ist allgemein bekannt.[21]). Wir umfassen hier unter ihm das Zeitalter, das mit Alexander anhebt und mit Actium einer neuen politischen Ordnung weicht, behalten uns aber das Recht vor, weit über diese drei Jahrhunderte hinauszugreifen, weil das Imperium Romanum wohl die politische Karte der Ostmittelmeerländer, nicht aber ihre ethnischen und geistigen Grundlagen umgestaltet hat. Und wir verwenden die erst langsam zu ihrer heutigen Bedeutung entwickelten Be-

[21]) Vgl. U. Wilcken, Deutsche Literaturzeitung 1925, 1530 ff.

griffe Orient und Occident hier fast in der gleichen naiven Art, wie die Griechen einst die Menschen in Hellenen und Barbaren schieden[22]).

Stellt die abendländische Völkerwelt heute auch ein sehr buntes Gebilde dar, so ist sie doch durch bestimmte rassische Komponenten und in weit höherem Maße noch durch das Gefühl geschichtlicher Schicksalsverbundenheit und durch den Geist der europäischen Kultur, die aus dem gemeinsamen Erbe der griechisch-römischen Antike und des Christentums erwachsen ist, zu einer höheren Einheit verbunden, die auch an den Grenzen des Ozeans nicht Halt macht. Für die Perioden des Altertums, mit denen wir uns hier befassen, dürfen wir den Begriff dagegen auf die Griechen und Römer verengen, weil die anderen großen indo-europaeischen Völker als Kulturträger im Mittelmeerraum neben ihnen zweiten Ranges waren, oder weil sie überhaupt noch nicht zu ihrer geschichtlichen Bestimmung erwacht waren[23]).

Unter dem Osten verstehen wir ganz grob die Völker Vorderasiens und Nordafrikas, die nicht zu diesen beiden gehören, und berücksichtigen dabei in erster Linie die unter ihnen, die geschichtlich gesehen die eigentlichen Gegenspieler von Hellas und Rom gewesen sind, und lassen uns nicht dadurch beirren, daß mancherlei Querverbindungen festzustellen sind. Altmediterranes Volkstum verschiedenster Prägung hat zu der Volkwerdung der Griechen und Römer sehr wesentlich beigetragen[24]), wie umgekehrt indogermanisch und arisch bestimmte Völker von Westklein-

---

[22]) Eine umfassende Untersuchung über die Geschichte dieser beiden Begriffe ist mir nicht bekannt. Einzelne Hinweise habe ich in einem in der Brüsseler Zeitung 1944, Nr. 36 veröffentlichten Essay gegeben. Heute scheint es mir sicher zu sein, daß vor allem in den eschatologischen Schriften faßbare Vorstellungen für ihre Prägung entscheidend beigetragen haben. Den ersten der modernen Auffassung sehr nahe kommenden Beleg habe ich bei Lactantius gefunden.

[23]) Eine systematische Übersicht jetzt Taeger, Die Kultur der Antike, Köln, 1949.

[24]) Die an sich seit langem bekannte Tatsache ist in jüngster Zeit besonders durch archaeologische und kunstgeschichtliche Untersuchungen weiter erhellt worden. Ich verweise dafür hier nur auf v. Kaschnitz-Weinberg, Von der zweifachen Wurzel der statuarischen Form im Altertum, Neue Beiträge Deutscher Forschung, Königsberg 1943, 177 ff. und Die Mittelmeerischen Grundlagen der Antiken Kunst, Frankfurt 1944, und die dort aufgeführte Literatur.

asien bis nach Indien saßen. Kein Wunder, daß in jüngster Zeit der Blickpunkt gelegentlich diametral verschoben wurde und daß populäre Schriften unter dem Einfluß der national-sozialistischen Rassenlehre Persien als den Vorkämpfer des Nordens feierten und Athen als Exponenten ostmediterranen Händlertums verurteilten! Diese Umwertung aller herrschenden Vorstellungen verschloß sich freilich vor den entscheidenden geistigen Grundtatsachen[25]).

Unbestreitbar ist der Osten früher als der Westen zu höherem geschichtlichen Leben erwacht. Die oasenartigen Flußlandschaften in dem riesigen afrikanisch-asiatischen Wüsten- und Steppengürtel sind nach dem Abschmelzen der letzten Eiszeit als Rückzugsgebiete der durch die langsame Austrocknung dieses Raumes abgedrängten Menschengruppen der Schauplatz der ältesten Hochkulturen der Menschheitsgeschichte überhaupt geworden. Am Nil erblühte auf hamitisch-semitischer Grundlage der Pharaonenstaat. Am Euphrat und Tigris entwickelte sich, mit ihren Anfängen vielleicht schon etwas früher, die sumerische Stadtkultur mit ihrer bunten Staatengesellschaft, um wenig später durch die semitische der Akkader erst bereichert und dann langsam verdrängt zu werden. Auch in Turan scheint sich der Übergang von der Dorfkultur zur Stadtkultur noch im vierten Jahrtausend vollzogen zu haben. Kleinasien und das in seiner Bedeutung erst unlängst erkannte Indusgebiet folgten mit geringem Abstand jedenfalls noch in der Steinkupferzeit.

So großartig aber auch die politischen und kulturellen Leistungen all dieser Völker und Staaten und ihrer Nachfolger gewesen sind, so blieben doch all diese Kulturen ihrem Wesen nach ausnahmslos archaisch. Archaisch und zudem auf das stärkste von ihrer altorientalischen Umwelt beeinflußt blieb aber auch die Kultur der indogermanischen Völker dieses Gesamtraumes. Das gilt uneingeschränkt auch für die Perser. Sie haben zwar die großartigste politische Schöpfung des alten Orients hervorgebracht, deren innere Haltung auf das stärkste von spezifisch arischem Ethos beherrscht ist, haben aber ihre geistige Schöpferkraft zusammen mit ihren anderen iranischen Blutsverwandten trotz Zarathustras Reformen erst nach der Berührung mit dem Islam voll entfaltet.

[25]) Eine zusammenfassende Behandlung nun bei Schachermeyr, Indogermanen und Orient im Altertum, Stuttgart 1944.

Das Abendland in dem Sinne, wie wir es hier verstehen, ist, so tief es auch zu allen Zeiten seiner Geschichte vom Osten beeinflußt worden ist, eine Schöpfung indo-europäischer Völker und ist in seinen entscheidenden Zügen latent in ihnen angelegt gewesen. Bis auf den heutigen Tag hat sich daran nichts geändert, daß es in seinen Höchstformen auf sie und die Elemente, die durch jahrhundertelange Entwicklung zu einem integrierenden Bestandteil von ihnen geworden sind, beschränkt geblieben ist. Was aber seinen eigentümlichen Gehalt ausmacht, das dankt es den Griechen. Diese sind das einzige Volk der Menschheitsgeschichte, das die archaisch-gebundenen Lebensformen aus eigener Kraft gesprengt hat. Die „moderne" Kunst, die das Erscheinungsbild an die Stelle des vorstelligen und die im Raum nicht axial gebundene Plastik an die Stelle der axial gebundenen setzt[26]), die Philosophie, welche die religiös-mythische Weltdeutung durch die rational-autonome verdrängt, die Wissenschaft und, das Kernproblem überhaupt, die Überwindung der überlieferungsmäßigen Bindung durch den Glauben an die Autonomie von Individuum und Gemeinschaft mit allen seinen Auswirkungen im geistigen, gesellschaftlichen und politischen Bereich sind dadurch überhaupt erst möglich geworden.

Dieser Befreiungsprozeß, der einschneidendste und folgenreichste in der Geschichte der Menschheit überhaupt, der der griechischen Geschichte des sechsten und fünften Jahrhunderts ihren dramatischen Reiz geschenkt, hat sich keineswegs unberührt von Anregungen aus dem Osten vollzogen, hat aber die Griechen erst zu seinem Gegenpol gemacht[27]). Darin liegt, wie schon die Generation der Salamiskämpfer instinktiv erfaßt hat, der tiefe Sinn der Kämpfe zwischen den Griechen und den Persern und Karthagern.

Die Kämpfe selbst bilden ein dramatisches Auf und Ab. Ihre großen Entscheidungsschlachten stehen jedem vor Augen. Dem Vorstoß Persiens folgte der griechische Gegenschlag. Da schenkte der unselige Zwiespalt der griechischen Vormächte Persien von neuem die ausschlaggebende Stellung, während ein großer Herrscher auf Sizilien den Ansturm Karthagos noch ein Menschenalter

[26]) Die grundsätzliche Bedeutung dieses Vorganges erschloß Heinrich Schäfer, Von Aegyptischer Kunst, 1. Aufl. 1919. Seine Einwirkungen auf die Geschichte des Machtgedankens behandle ich in einem Aufsatz, der 1949 im Septemberheft des Studium Generale erschienen ist.

[27]) Eingehender habe ich meine Auffassung in Das Altertum I[3], 1943, 3, 2—4 entwickelt.

aufzuhalten vermochte. Die schlimmste Krisenzeit aber ward zur Geburtsstunde einer neuen Periode. In knappen 21 Jahren wurde Makedonien zur hellenischen Vormacht.. Bereits 336 ließ Philipp seine Regimenter über die Dardanellen gehen und eröffnete den Krieg, den griechische Patrioten seit mehr als 70 Jahren gefordert hatten. 334 nahm Alexander die Operationen mit neuem Nachdruck auf. Als er 10 Jahre darauf durch Gedrosien nach der Persis zurückkehrte, da mochte er selber, so sehr er auch unter dem rauschhaften Erleben seiner Taten stand,, leise enttäuscht sein, weil er am Iaxartes und Hyphasis hatte Halt machen müssen: In Wirklichkeit war die Welt umgestaltet[28]). Daran änderte die Tatsache auch nichts mehr, daß Alexander schon im Jahre 323 starb und daß mit ihm die Pläne, die ganze bewohnbare Erde zu unterwerfen, ins Grab sanken. Eine jener Entscheidungen war gefallen, die endgültig, so weit es diesen Begriff überhaupt in der Geschichte gibt, die kommende Entwicklung auf Jahrhunderte hin bestimmen.

Waffengewalt hatte ein Weltreich geschaffen, das von der Adria bis an die Ostgrenze des Fünfstromlandes und vom Iaxartes bis an den Wüstengürtel Arabiens und bis an die Grenze Nubiens sich erstreckte. Die Herzlandschaften des mutterländischen Griechentums waren mit den uralten Hochkulturgebieten des Ostens in einem Reich vereint. Ihre Schicksalsverbundenheit blieb auch dann bestehen, als das locker gefügte Weltreich in den Machtkämpfen der Diadochen zerbrach und in ein buntes System von immer noch gewaltigen Großmächten und Staaten geringeren Ranges zerfiel. Die überlegene Schlagkraft des makedonisch-griechischen Heeres hatte unter genialer Führung über die Menschenmassen und Weiten Vorderasiens triumphiert. Griechische Siedlungen waren an den Küsten Kleinasiens, Syriens und Ägyptens, auf den Hochebenen Irans, in den Steppen Turans und in den Niederungen Indiens entstanden und wurden bald noch — vor allem durch die planmäßige Städtepolitik der Seleukiden — durch ein Netz von Gemeinden besonders in Syrien und im Zweistromland vermehrt. Der griechische Siedlungsraum hatte sich wie nie zuvor erweitert und war nun auch in die bisher gemiedenen Tiefen der Kontinente eingedrungen. Griechisch war überall die Sprache von Heer und Ver-

[28]) Vgl. dazu heute vor allem Fr. Altheim, Weltgeschichte Asiens im Griechischen Zeitalter, Halle 1947. Dort auch sehr reiche Literaturnachweise zu den hier angeschnittenen Problemen.

waltung und trat auch in Handel und Verkehr in diesen weiten Räumen konkurrierend neben das Aramaeische und Persische.

Ein Siegeslauf sondergleichen schien das zu sein, dessen Bedeutung Droysen als erster erkannt und als Hellenismus gefeiert hat. Freilich hat man längst gesehen, daß der Hellenismus nicht nur ein Triumph des Griechentums gewesen ist, sondern ebensosehr einem neuen Gegenstoß des Ostens den Weg bereitet hat. Längst hat man die Linien aufgedeckt, die von ihm zu dem spätantiken Dominat und zu dem Siegeszug der orientalischen Religionen führten, und das Christentum in die von ihm ausgelösten Kräfte gestellt. Bei alledem handelt es sich um Vorgänge, die in besonders hohem Maße subjektiven Wertungen ausgeliefert sind und darum auch in ernsthaften Schriften denkbar verschieden beurteilt worden sind. Hier wollen wir versuchen, beiden Seiten gerecht zu werden, soweit das in einer verallgemeinernden Skizze möglich ist.

Was hatte der Osten dem Westen in diesem Augenblick zu geben, dem er einst sowohl in der griechischen wie in der italischen Entwicklung sehr Wesentliches geschenkt hatte? Wir werden, wenn wir diese Frage gerecht beantworten wollen, scharf zwischen der geistig-kulturellen und der politisch-verwaltungsmäßigen Seite scheiden müssen. Aus den Gegebenheiten, die wir eingangs andeuteten, folgert sich von selber, daß der Osten geistig dem Westen, solange dieser sich treu blieb, kaum etwas zu bieten hatte, weil der Occident in seinen führenden Schichten in einer ganz anderen Bewußtseinslage lebte. Nachdrücklich sei aber bei dieser Feststellung betont, daß sie keinen Wertunterschied bedeutet, da die beiden hier aufeinander prallenden Weltsichten in polarer Spannung die dem Menschen mögliche Sinndeutung des Daseins umfassen.

An Bereitschaft, von dem Osten zu lernen, fehlte es dabei nicht ganz. Noch immer gab es griechische Denker und Forscher, die, wie einst Solon, Herodot und Platon, die geheimnisvolle Weisheit Ägyptens und Mesopotamiens bewunderten. Und in der Tat war ja hier wie dort vor allem in den großen Heiligtümern mit ihren weitberühmten Schulen ein unverächtlicher Schatz von Erfahrungen und Beobachtungen gesammelt, die nun aus anderem Geist heraus hätten fruchtbar gemacht werden können. Hier hat die hellenistische Wissenschaft auf einer Reihe von Gebieten überraschend versagt und nie wieder gegebene Möglichkeiten versäumt.

Andere wie die Medizin und die Völkerkunde sind wenigstens stofflich bereichert worden. Eine wirklich fruchtbare Begegnung ist aber nur auf dem Felde der Astronomie erfolgt, wo hellenistische Wissenschaft ein den Griechen radikal fehlendes Beobachtungsmaterial mit den Mitteln der griechischen Mathematik ausgewertet hat. Freilich sieht es heute so aus, daß aus dieser Begegnung nicht nur die stolze Blüte der hellenistischen Astronomie, sondern auch ihre illegitime Schwester, die Astrologie, erwachsen ist, oder doch wenigstens ihr charakteristisches Gepräge erhalten hat. Wenn dem so ist, dann erhellt dieser Vorgang beispielhaft sehr ernste Gefahren. In dem Augenblick nämlich, als der Geist des Ostens in die griechische Wissenschaft einbrach und in ihr schlummernde Strömungen zu neuem Leben erweckte, als mystisches Denken Erfahrung und Forschung zu verdrängen begann, da neigte sich die große Zeit der hellenistischen Wissenschaft dem Abend zu. Am deutlichsten verrät es vielleicht die Geschichte der Medizin[29]).

Anfälliger als die Wissenschaft war die Philosophie. So gewiß sie mehr als irgendeine andere Disziplin zu der Überwindung der Archaik beigetragen hatte, ebenso gewiß barg sie in einzelnen Schulen wie vor allem in dem Pythagoreismus, aber auch in der platonischen Altersmystik ein starkes archaisches Erbe in sich. Nicht, daß nun die Philosophie von verwandten Denkströmen aus den alten Kulturlandschaften des Ostens befruchtet und beeinflußt worden wäre; denn diese hatten, im Gegensatz zu den fernöstlichen Hochkulturen, nach allem, was wir wissen, auch die archaischen Vorformen der Philosophie noch nicht entwickelt und standen noch ausnahmslos auf der Stufe einer rein mythischen, überlieferungsgebundenen Weltdeutung. Dafür bestand die Möglichkeit, daß Söhne der orientalischen Völker ihre Art zu denken und ihre Vorstellungswelt unter der Hülle der griechischen Sprache und in Anlehnung an Formen der griechischen Literatur in der Regel wohl unbewußt, gelegentlich aber auch in bewußter Missionierung nach dem Westen trugen, und daß die griechische Mystik ver-

[29]) Ich verzichte darauf, hier für meine Thesen Einzelbelege oder Hinweise auf die moderne Literatur zu geben, weil diese selbst in einer Auswahl den zur Verfügung stehenden Raum weit überschreiten würden, und verweise den nicht altertumswissenschaftlich geschulten Leser auf die ausgezeichneten Literaturangaben im 6. u. 7. Band von The Cambridge Ancient History 1927 ff.

wandte, aber von dem Geist geheimnisvoller Ferne umwitterte und von der Glaubensinbrunst frommer Völker getragene Ideen sich zueigen machte.

Beides ist in der Tat sehr früh geschehen. Die eine Strömung vertritt die Stoa. Ihre Gründer und Meister entstammen ausnahmslos jenem ostmediterranen Pufferraum, in dem sich schon seit der spätmykenischen Periode griechisches, ostkleinasiatisches und syrisch-phönikisches Volkstum kreuzten und die kulturellen Ströme dieses Gesamtraumes sich mischten. So ist es kein Zufall, daß die Stoa eine besonders große Anziehungskraft in den rein orientalischen Völkern entfaltete und daß ein Babylonier und ein Karthager zu ihren ältesten Anhängern, oder, richtiger vielleicht, Gläubigen gehörten. Die Erscheinung, die Oswald Spengler einst mit einem treffenden Ausdruck als Pseudomorphose bezeichnet hat, verrät sich hier schon sehr eindrucksvoll und wird auch dadurch nicht in ihrer Bedeutung geschmälert, daß es in dieser Schule neben der „orientalischen‘ auch eine „griechische“ und „römische“ Spielart gegeben hat. Die andere Seite stellt sich repräsentativ in der Geschichte des Neupythagoreismus dar. In diesem erlebte der Pythagoreismus, der von vornherein einen starken Einschlag altmediterranen Vorstellungsgutes aufgewiesen zu haben scheint, nach einer geraumen Weile eines bloßen Dahindämmerns in der späthellenistischen Periode einen neuen Aufschwung und verschmolz vor allem in seinen astrologischen Ideen eine Fülle von orientalischen Anschauungen mit dem altpythagoreischen Erbe.

Ihre sublimste und zugleich auch geschichtlich bedeutsamste Gestalt hat aber diese Verbindung von Ost und West in der Philosophie im Neuplatonismus erhalten. In dem Ägypter Plotin und in der Mehrzahl seiner Schüler wurde dieser im Grunde zu weiter nichts als einer freilich zu höchster Spiritualität geläuterten Ausdrucksform orientalischer Religiosität mit ihrem Streben nach der Absolutierung des Gottesbegriffes und nach der Vereinigung mit dem ἓν καὶ πᾶν [30]). Gerade darum konnte er in seiner syrischen Spielart auch die primitivsten Vorstellungen des Volksglaubens übernehmen und in ein System bringen. Auch Plotin sind diese ja keineswegs fremd gewesen! Gerade an dem „Ein und All“-Begriff, der schon 750 Jahre zuvor von einem reinen Griechen kleinasiati-

---

[30]) Anders Becker, Plotin und das Problem der geistigen Aneignung, Berlin 1940.

scher Abstammung geprägt worden war, ließe sich der Wesensunterschied der beiden Welten beispielhaft aufweisen. Damit ist aber schon das letzte und wichtigste aller Probleme, die uns hier beschäftigen, angeschnitten, die religiöse Auseinandersetzung!

Dagegen ist der Einfluß des Ostens auf die höhere griechische Literatur und Kunst in den ersten Generationen ganz geringfügig geblieben, obwohl schon Alexander von der Majestät der Pyramiden erschüttert worden war. Hier setzte der Hellenismus die im vierten Jahrhundert eingeschlagenen Bahnen gradlinig fort. Wenn auf hellenistischem Boden irgendwo spezifisch orientalische Züge auftauchen, so ist das ein unfehlbares Kennzeichen der beginnenden völkischen Zersetzung. Besonders eindrucksvoll zeigt dies die Geschichte der alexandrinischen Gräber, die, zusammen mit der Kleinkunst, in der Hauptstadt den gleichen Prozeß bezeugen, den in der Chora die Verwilderung der Sprache verrät.

Umso mehr hatte der Osten politisch zu geben. Darin liegt scheinbar ein unüberbrückbarer Widerspruch. Aber es ist nun einmal so, daß Makedonen und Griechen Herren eines Weltreiches geworden waren, ohne für diese Aufgabe vorbereitet zu sein. Es gab allerdings einzelne wegweisende geistige Strömungen. Panhellenen hatten in tiefer Notzeit den tröstlichen Traum von der Unterwerfung der reichen Weiten Asiens geträumt. Antisthenes, neben Platon Sokrates' bedeutendster Schüler, hatte, so scheint es, den Gedanken ausgesponnen, die ganze Menschheit müsse zu einer Herde zusammengefaßt und von dem vollkommenen Herrscher und Philosophen gelenkt werden, um der natürlichen Gleichheit der Menschen ihr Recht zukommen zu lassen und das wahre Glück in gehorchendem Dienst und altruistischer Hingabe zu verwirklichen. Diese Ideen sollten später unendlich fruchtbar werden, als sie sich in stoischer Umbildung unter den Antigoniden in Makedonien und unter den Adoptivkaisern in Rom mit dem realen Gehalt machtvoller Staaten vermählten: In diesem Augenblick waren sie wesenlose Utopie.

Die Ansätze zur Bildung größerer Herschaftsbereiche wie das attische Reich im fünften und das Aegaeisreich Philipps im vierten Jahrhundert waren so untrennbar mit den griechischen oder doch mit den balkanisch-europaeischen Lebensformen verbunden, daß sie nicht einfach auf die völlig anders gelagerten Verhältnisse Vorderasiens und Nordafrikas übertragen werden konnten. Alexander

hat später die Ordnungen von 338, die von dem Blickpunkt der griechischen Entwicklung aus als meisterlich gelten mußten, als lästig und unvereinbar mit seinem Reichsgedanken empfunden.

Dagegen hatte der Osten schon seit Jahrtausenden die Verwaltungsformen riesiger Flächenstaaten zu einem hohen Grad von Vollkommenheit entwickelt. Gemeindestaatsartige Gebilde gab es hier in dieser Periode nur noch in wenigen Landschaften wie Karien, Lykien, Pamphylien und Phönikien. Sie waren aber auch in diesen Gebieten längst zu einer Art von Selbstverwaltungskörperschaften herabgesunken und tasteten wesensmäßig die Superiorität des Flächenstaates nicht mehr an.

Die innere Struktur der orientalischen Flächenstaaten war allerdings denkbar verschieden gewesen und wirkte auch unter der persischen Herrschaft noch nach. Ägypten, einst aus kleinen Zellen ursprünglich rein personalen Charakters zusammengewachsen, stellte auf den Höhepunkten seiner Macht einen zentralistischen Beamtenstaat dar, in dem die alten Keimzellen zu reinen Verwaltungssprengeln geworden waren. In Auflösungsperioden nahm allerdings auch der Pharaonenstaat wieder einen durchaus feudalen Charakter an. Die Stadt fehlte hier als politische Einheit völlig, der Verwaltungsapparat selbst war denkbar fein ausgebaut. Lockere Abhängigkeitsverhältnisse wurden nur in den Randgebieten geduldet.

Der mesopotamische Staat war dagegen im allgemeinen wesentlich lockerer organisiert. In der Regel baute er auf einem Oberkönigtum über abhängigen oder untertänigen Fürsten auf und setzte Statthalter mit reinem Beamtencharakter nur in besonders wichtigen oder bedrohten Bezirken ein. Die abhängigen Fürstentümer, die sehr oft nur eine Stadt mit ihrem Landgebiet umfaßten und vielfach priesterlichen Charakters waren, genossen eine ziemlich weitgehende Bewegungsfreiheit. Dem entsprechend war auch der staatliche Verwaltungsapparat einfacher als am Nil. Die stärkste Auflockerung wies einst das Hethiterreich auf, das in vielen Einzelzügen eine deutliche Verwandtschaft mit den älteren griechischen Verhältnissen zeigte.

Der König galt überall als der absolute Herr seiner Untertanen. In Wirklichkeit waren freilich auch seiner Allmacht durch die realen Machtgegebenheiten und durch patriarchalische Bindungen mancherlei Schranken gesetzt. In der Ideologie herrschte aber

überall in dem Verhältnis von König und Untertan die gleiche polare Spannung wie in dem zwischen Gott und Mensch. Daher war auch die charismatische Seite der Monarchie in allen Staaten sehr stark ausgeprägt, nahm aber nur in Ägypten dauernd die Form des Gottkönigtums an.

Erbe dieser in ihren Grundelementen allen Schwankungen zum Trotz recht stabilen Staatengesellschaft war das persische Weltreich geworden. Unter Kyros hatte es sich im allgemeinen noch auf einem patriarchalischen Abhängigkeitsverhältnis zwischen dem Großkönige und seinen Unterkönigen gegründet. Erst Dareios hatte das hohe Reichsbeamtentum neben den Zentralorganen planmäßig ausgebaut und das ganze Reich in Anlehnung an die geschichtlichen und ethnischen Einheiten in große Verwaltungssprengel eingeteilt und an ihre Spitze zunächst nur auf Zeit ernannte Beamten aus dem iranischen Hochadel gestellt. Diese Satrapen, wie die Griechen sie nannten, vereinten die höchsten richterlichen und zivilen Befugnisse mit militärischen Funktionen, in die sie sich freilich mit dem Könige unmittelbar unterstellten Kommandeuren teilen mußten. In den Satrapien herrschte nachwievor weitgehende Selbstverwaltung meist feudaler Art. Erinnert sei nur an die Tyrannen Ioniens, die Stadtfürsten Phönikiens und die Priesterstaaten Anatoliens und Iudaeas.

Dieses Reich stellte die großartigste politische Schöpfung dar, die diese Welt bis dahin hervorgebracht hatte. Unter starken Königen gewährleistete es die Schlagkraft der Zentralregierung ebenso wie das gesunde Eigenleben der zahllosen Völker und Gemeinden, die nun fast ausnahmslos den Segen von Frieden und Rechtssicherheit genossen. Der Achaimenidenstaat schöpfte seine tiefsten Kräfte ja aus dem Ethos des universalistischen Dualismus des Zoroaster-Glaubens und war dadurch weit über seine Vorgänger hinausgewachsen, die in Mesopotamien bereits im dritten und am Nil im zweiten Jahrtausend universalistische Ideen entwickelt, den primitiven Egoismus urtümlicher Religiosität aber nicht überwunden hatten. Es war darum auch im Augenblick seines Todeskampfes noch ein unverächtlicher Gegner, obwohl die längst erschlaffte Dynastie die innere Feudalisierung nicht hatte aufhalten können.

All das hatte Alexander sofort instinktiv erkannt. Zwar bediente er sich zu Beginn des Kampfes der partikularen Gegenkräfte,

die in Ionien, Lydien und Karien mobilisiert werden konnten, ließ aber von Anfang an die persische Verwaltungsorganisation im großen und ganzen unangetastet. Daran änderte der Umstand naturgemäß gar nichts, daß er an die Spitze der großen Verwaltungseinheiten zunächst fast ausschließlich Makedonen stellte und daß er die Feudalisierung hier, aber auch nur hier und in den befreiten Griechenstädten, wieder beseitigte. Nach Gaugamela tat er den letzten, längst vorbereiteten Schritt und betrachtete sich kraft des Speerrechtes als Rechtsnachfolger der Achaimeniden. Als Dareios ermordet, Bessos gefangen und Spitamenes erschlagen war, wurde er als solcher fast allgemein anerkannt. Iranier wurden seit 331 als Satrapen belassen oder neu eingesetzt, in der Regel allerdings unter Teilung der Kompetenzen und ohne militärische Befugnisse, mußten freilich später zu einem beträchtlichen Teil wieder durch Makedonen und Griechen ersetzt werden, weil sie versagten. Das medisch-persische Hofzeremoniell und Kleid wurden übernommen. Griechen und Makedonen sollten genötigt werden. die Proskynese vor dem König zu vollziehen, ein Plan, der freilich an dem leidenschaftlichen Widerstand beider scheiterte. Folgerichtig vermählte Alexander sich erst mit einer sogdianischen Fürstentochter und etwas später noch mit zwei achaimenidischen Prinzesinnen. Dagegen ist sein Gottkönigtum nicht, wie gelegentlich angenommen wird, einfach auf orientalische Einflüsse zurückzuführen, ebenso wenig übrigens wie auch auf griechische allein, und stellt eine ganz individuell bestimmte Erscheinung dar, die wohl von verschiedenen Strömungen mitangeregt ist, aber auf keine allein zurückgeführt werden darf[31]).

Alexander wollte aber noch viel weiter gehen und durch Völkerverpflanzungen und Mischungen eine neue Einheit herstellen, die durch die Iranier auf der einen Seite und die Griechen und Makedonen auf der anderen bestimmt und durch den beherrschenden Einfluß der griechischen Kultur geistig ausgerichtet werden sollte. All das rief den Widerstand des hohen Offizierskorps und des Heeres hervor, dessen Kern die altmakedonischen Bauernregimenter bildeten. Philotas und Parmenion, Kleitos und Kallisthenes sind daran zugrunde gegangen, so verschieden auch die Anlässe waren, die ihre Katastrophe selbst auslösten, und die Veteranen in Opis haben deswegen gemeutert.

[31]) Dazu Taeger, Zur Vergottung des Menschen im Altertum, Zeitschr. f. Kirchengeschichte 1942, 3 ff.

Vieles von dem, was Alexander durchgeführt und geplant hatte, wurde nach seinem Tode wieder beseitigt oder verworfen. Die makedonische Reaktion triumphierte bei den Marschällen und in der Linie, während die Griechen sich in Baktrien und in Hellas selbst empörten. Das Weltreich zerfiel in immer noch gewaltige Teilreiche, die nach wilden Kämpfen um 280 ihre endgültige Gestalt erhielten. Politisch bereitete Roms Siegeszug dem hellenistischen Staatensystem freilich bald ein Ende: Geistig beherrschte der Hellenismus den Osten bis in die Tage der nationalen Reaktionen im Gefolge der Christianisierung der Mittelmeerrandlandschaften und bis zu dem Arabersturm als einer der maßgeblichen Faktoren.

Trotz der makedonischen Reaktion blieben aber Syrien unter den Seleukiden und Ägypten unter den Ptolemaeern, um von den kleineren Staaten Kleinasiens ganz zu schweigen, ebenso sehr Erben ihrer altorientalischen Vorläufer wie des makedonischen Volkskönigstums in seiner ihm von Alexander gegebenen Gestalt. Es ist darum kein Zufall, daß Syrien trotz der planmäßigen und darum umfangreichen Hellenisierungspolitik seiner ersten Herrscher den feudalen Aufbau des altmesopotamischen Staates in seiner persischen Umbildung beibehielt — griechische Titel dürfen nicht darüber hinwegtäuschen! —, und daß die Ptolemaeer die Grundzüge der pharaonischen Beamtenorganisation unangetastet ließen, so viel sie auch in Einzelheiten ändern mochten. Gerade am Nil kann man aber auch noch viele andere Nachwirkungen altägyptischer Einrichtungen nachweisen. Einzelnes wie die fast privatwirtschaftliche Erfassung des ganzen Landes durch die Krone, so weit es sich nicht in der Hand privilegierter Gewalten befand, hat das Imperium Romanum hier später beseitigt und die Staatswirtschaft durch die private ersetzt. Das entscheidende Element, die Verwaltungsorganisation, hat es trotz der Förderung der Verstädterung bestehen lassen und später weitgehend selbst übernommen, sodaß sie heute mit Relikten noch in dem Aufbau der katholischen Kirche und des modernen Staates nachlebt.

Die Frage, was der Westen dem Osten zu geben hatte, wollen wir hier nicht in der gleichen Weise systematisch behandeln, weil die Dinge hier ganz anders liegen. Dafür wollen wir unsere Aufmerksamkeit nun auf Bereiche lenken, die uns noch näher an die Schicksalsfragen dieser Periode heranführen. Die geschichtlichen Probleme, die durch den Hellenismus aufgeworfen wurden, sind

jedem, der den soeben gemachten Ausführungen aufmerksam gefolgt ist, schon mehr als einmal aufgestoßen; denn die Begegnung zwischen Ost und West war ja nicht nur ein gegenseitiger Austausch: Sie war ebensosehr auch ein Kampf, der bald auf dem Schlachtfeld, häufiger aber noch auf dem Gebiete des Geistes ausgetragen wurde und bei der geistigen Struktur der beiden Gegner die letzten und tiefsten Lebensfragen anging.

Militärisch und machtpolitisch war der Widerstand des Ostens nach der Bezwingung Irans und Turans nur an wenigen Stellen stark und siegreich. Den Anfang machte Indien. Schon unter Tschandragupta nutzte es die Diadochenkämpfe aus und schloß sich zu einem machtvollen Staat zusammen, in dem etwas von dem Ethos der Alexanderzeit zu wirken scheint. Ein knappes Menschenalter später, unter Aschoka, besann es sich bereits wieder auf die ihm gemäße Aufgabe und verschaffte seinen religiösen Kräften im Buddhismus weltweite Geltung. Seine Sendboten sind, wenn ich richtig sehe, die ersten Träger einer planmäßigen Missionierung einer östlichen Religion im Westen. Der machtpolitische Gegenspieler von Hellenismus und Romanismus blieb Iran und erwies sich unter den parthischen Arsakiden wie unter den neupersischen Sassaniden politisch und geistig als unüberwindlich, auch wenn es in der Partherzeit dem Hellenismus gewisse Konzessionen machte.

Seine gefährlichste Waffe besaß der Osten in seinen religiösen Kräften. Der Westen fühlte sich lange so sicher, daß er eine Gefährdung aus diesem Raum und damit auch eine bewußte Gegnerschaft überhaupt nicht empfand. Anders der Osten: Seine Völker warteten auf den Herrscher, der von Sonnenaufgang kommen und das Strafgericht an dem Westen vollziehen sollte. Wir kennen das Bild aus den dunklen Sprüchen der jüdischen Sibylle und den Nachrichten der antiken Historiker. Geborgen in dem Archaismus, blieb das Lebensgefühl religiös gerichtet und unverändert.

Typisch ist dafür die Auseinandersetzung mit der griechischen Kunst. Diese hat in diesen Jahrhunderten, wie später die römische und byzantinische, weltweite Wirkungen ausgeübt. Die innerasiatischen Fundplätze haben sie uns erst ganz erkennen lassen. Sie reichen bis Ostasien, wie denn das kanonische Buddhabild in seinen beiden Brechungen auf hellenistische statuarische Typen zurückgeht. Und doch sind hier ganz bestimmte und ganz enge Grenzen gezogen. Wo eine wirklich starke eigene Kunst bereits vorhanden

war, da berührte die griechische in der ersten Phase der Begegnung nur die Oberfläche.

Ägypten ist charakteristisch dafür. Hier stieß die griechische Kunst auf eine Welt, die in rund 3000 Jahren alle in ihr schlummernden Möglichkeiten entwickelt und mit höchstem Stilempfinden verfestigt hatte. Wenn nun einmal ein ägyptischer Künstler sich den Einwirkungen griechischer Gestaltungsformen hingab, dann verriet er den Geist, der die Größe seiner Kunst ausmachte, und verlor das unbeirrbare Stilgefühl, das sonst auch in dieser Periode noch selbst die handwerkliche Kleinkunst beherrschte. Nichts war so abwegig wie der Versuch, so grandiose Leistungen wie die berühmten grünen Schieferköpfe als das Ergebnis einer frühen Auseinandersetzung der ägyptischen Plastik mit der archaisch-griechischen und nicht als eigenständige Schöpfungen der spätägyptischen Entwicklung zu deuten[32]). Ich fühle mich nicht kompetent, über den Wert der Gandarakunst zu urteilen, stimme aber gefühlsmäßig den besten Kennern der indischen Kunstgeschichte durchaus zu, die sie als ihr wesensfremd ablehnen.

Das änderte sich von Grund aus, sobald das fremde Gut völlig verarbeitet, das heißt, restlos eingeschmolzen war. Dadurch ist die Begegnung der griechischen Kunst mit der ostasiatischen unbedingt fruchtbar geworden, deren Auseinandersetzung mit der modernen europäisch-amerikanischen noch reichlich unerquicklich geblieben ist, wie ja auch das moderne Abendland noch nicht die Kraft aufgebracht hat, die Kunst Chinas und Japans in einem mehr als äußerlichen Sinne für sich fruchtbar zu machen. Im vorderasiatischen Raum ist in den Jahrhunderten, mit denen wir uns hier befassen, hier und da eine wirklich schöpferische Berührung zu erkennen. Sie kündigt sich in der hellenistischen Periode bereits deutlich an, hat ihre großartigsten Ergebnisse aber erst in der römischen und byzantinischen Zeit hervorgebracht. Oft ist die griechische Komponente dabei nicht mehr als bloßes Ornament über wesensfremdem Kern, so z. B. in den riesigen Tempeln Syriens und der Komagene, deren Götter ja ebenfalls hinter dem griechischen Namen die alte Art unverändert bewahrten. In anderen Landschaften ist der griechische Einschlag der maßgebliche und weckt latente Begabungen, die sich sonst wahrscheinlich noch lange nicht entfaltet hätten. Die großartigsten Beispiele dafür bieten die Mün-

[32]) L. Curtius, Antike Kunst I, 1923, 206 f.

zen und Denkmäler Kleinasiens[83]). Sehr alter Kulturaustausch und blutmäßige Verwandtschaft, die durch den starken kleinasiatischen Einschlag im griechischen Volkstum bedingt wurde, dürften dabei zusammengewirkt haben. Man kann die gleiche Erscheinung auch mit leichter Mühe auf den Inschriften und in der Literatur feststellen. Erinnert sei hier nur an die Linien, deren eine zu Menipp und Lukian und deren andere zu Strabon, Epiktet und Dion führt.

Auf diesem schwierigen Felde ist die Forschung noch überall im Fluß. Im allgemeinen ist aber festzustellen, daß Kleinasien in vielen Erscheinungen näher mit dem griechischen Mutterland zusammengeht, während Syrien Nordafrika näher steht. In dem erweiterten Aegaeisraum kann wenigstens in den Städten mit ihrer kleinasiatischen oder indogermanischen Grundbevölkerung von einer echten Hellenisierung gesprochen werden, die mancherorts das byzantinische Reich überdauerte. Dagegen sind die semitisch-hamitischen Gebiete des Ostmittelmeerraumes wohl in die hellenistische Weltzivilisation hineingewachsen und haben sie mit großartigen Leistungen bereichert, haben ihr Volkstum aber auch in den mehrsprachigen Städten nicht aufgegeben. Das gilt selbst für einen Mann wie den späten Libanios, dessen Glaube, Grieche zu sein, aufrichtig war.

Noch problematischer waren die Rückwirkungen auf die Griechen. In dünner Streusiedlung über riesige Räume verteilt, von vornherein nur von wenigen Frauen begleitet, mit der Heimat nicht durch organischen Zustrom verbunden und nicht einmal in den Griechenstädten, die wohl hellenisches Stadtrecht, in der Regel aber eine barbarische Mehrheit aufwiesen, von der Umwelt isoliert, waren sie im höchsten Grade in ihrer völkischen Substanz gefährdet. Und diese Gefährdung stieg noch, je mehr auch die einheimischen Oberschichten hellenisiert wurden. Es ist erstaunlich, daß sie sich trotzdem auf einem so verlorenen Außenposten wie Baktrien an die 300 Jahre halten konnten. Freilich sind sie hier nach dem Ausweis der Münzbilder und Legenden dem fremden Volks-

---

[83]) Leider fehlt bei Bossert, Alt-Anatolien, Berl. 1942, das eine sehr schöne Zusammenstellung des älteren archaeologischen Befundes bietet, das jüngere Material, das das Zusammenfließen der beiden Kulturströme zeigt. Die Münzen sind in den Katalogen des Britischen Museums bequem zugänglich. Der monumentale Fundbestand ist unter diesen Umständen praktisch nur in den Einzelpublikationen ausgebreitet.

tum bereits mehr und mehr verfallen, lange bevor der Sturm innerasiatischer Steppenvölker ihre letzten Staaten hinwegfegte.

Allgemein ist festzustellen, daß über kurz oder lang eigentlich überall auf dem neuen Kolonialboden ein stiller Orientalisierungsprozeß einsetzte, der in den Oberschichten durch das stark ausgeprägte griechische Kulturbewußtsein und das Gymnasium als seinen Sammelpunkt aufgehalten, aber nicht gebändigt werden konnte. Politisch machte er sich im Ptolemaeerreich schon im späten dritten und in Syrien im frühen zweiten Jahrhundert geltend und wurde auch dann keineswegs rückläufig, als die Koine immer größere Räume erfaßte und als die hellenistische Weltzivilisation sich auch die Staaten unterwarf, die zunächst aus der Reaktion gegen den Hellenismus entstanden waren. Besonders bedenkliche Symptome waren der Verfall der griechischen Sprache auch in ursprünglich verhältnismäßig geschlossenen Siedlungen und das Eindringen der Landessitten. So blieb, um nur ein Beispiel aufzuführen, die Geschwisterehe in Ägypten keineswegs auf den Hof beschränkt. Die politische und geistige Entwicklung mochten sich in ihrem Tempo unterscheiden, mündeten aber fast überall in der „Levantinisierung“ des jungen Kolonialgriechentums aus. Die Kulturpolitik der römischen Kaiserzeit konnte diesen Prozeß hier und da einmal verzögern, aber nicht wieder rückgängig machen.

Hier war aber auch der Ort, wo die orientalischen Gottheiten am leichtesten Eingang fanden. Diese Schütterzonen sind denn auch recht eigentlich die Brutstätte jener eigentümlichen synkretistischen Strömungen gewesen, die, begünstigt auch durch philosophische Bewegungen, für die Religionsgeschichte weiter Teile der Osthälfte des Imperiums charakteristisch sind. Dadurch aber, daß das politische und wirtschaftliche Schwergewicht sich mehr und mehr in die Randlandschaften des Imperiums verlagerte, erhielten diese auch ein sehr gefährliches Übergewicht in dem stillen geistigen Wettstreit der Reichsteile, ein Umstand, der die „Orientalisierung“ des Imperium Romanum sehr wesentlich gefördert hat.

Nirgends aber verlief die Auseinandersetzung dramatischer als dort, wo orientalisches Volkstum sich auf dem Boden der hellenistischen Reiche und des Imperiums bewußt gegen die Überfremdung auflehnte. Seinen Rückhalt besaß es, wie oben schon angedeutet wurde, an seinen Religionen. Befand sich die Religion der Griechen und später auch der Römer gerade in diesen Jahrhunder-

ten in einer Dauerkrise, so waren die des Ostens jung wie nur je zuvor und erhielten gerade jetzt in wichtigen Randzonen durch die Einschmelzung des iranischen Dualismus eine bis dahin ungeahnte Stoßkraft, weil sein Universalismus sie befähigte, die nationalen Grenzen zu sprengen. Die philosophische Aufklärung, die hier sowieso nur einen kleinen Teil der Oberschichten berührte, beirrte sie nicht und wurde oft zur Dienerin, die Glaubenssätze beweisen durfte. Gewiß vollzog sich solch ein Vorgang nicht auch ohne Rückwirkungen auf diese Religionen. Philon und seine Nachfolger im jüdischen und christlichen Lager bezeugen es ebenso eindringlich wie die gnostischen Systeme strengerer Observanz. Der Kreis der griechischen Denker, die auf diese Weise in eine wesensfremde Welt eingeschmolzen wurden, wurde immer größer, bis schließlich sogar Aristoteles, der strengste Vertreter des griechischen Rationalismus dogmatisch verabsolutiert wurde und bis auf den heutigen Tag über die Scholastik hinweg kanonische Geltung erlangte. Es gibt in der Geistesgeschichte sonst wohl kaum ein Beispiel von gleicher Prägnanz für die dialektische Kunst des Menschen, über Abgründe hinwegzutäuschen.

Dieser Weg, den Gegner zu überwinden, war aber nur auf den Höhenlagen des Geistes gangbar. Die Völker besannen sich auf primitivere und tiefere Schichten. Auch dafür gibt es mehr als ein Beispiel aus der Geschichte dieser Jahrhunderte. Die aufschlußreichsten bieten wiederum die Juden, das einzige Volk in diesem Gesamtbereich, dessen Denken und Glauben in vielen Zeugnissen zu uns spricht. Schon seit langem hatten sie sich daran gewöhnt, ihr Eigenleben im Schutze der Weltmächte zu führen. Sie hatten ihre nationalen Hoffnungen nicht begraben, aber sie hatten zu warten und die Fremdherrschaft hinzunehmen gelernt, solange diese ihr religiöses Eigenleben nicht störte. Ihre Beziehungen zu den Ptolemaeern, die auf die jüdischen Stimmungen sehr geschickt Rücksicht genommen hatten, waren in Judäa und Ägypten denkbar gut gewesen. Das änderte sich von Grund aus, als Palästina an die Seleukiden fiel. Ihre Hellenisierungsbestrebungen stießen bei den führenden Gesellschaftsschichten allerdings auf eine gewisse Resonanz und lösten gerade darum die erbitterte Gegenbewegung bei den Frommen in allen Volkskreisen aus. Die Gegensätze verschärften sich bald zu leidenschaftlichem Haß und wurden auch nach dem Übergang der Herrschaft an Rom immer neu geschürt

und lösten immer wieder Wirren aus. Der Abfall von Jahwes Gesetz war ja die Ursache allen Unheils, das sein Volk traf. Dieses uralte Geschichtsbild gewann neue Kraft. Die religiöse Literatur erlebte in Apokalypsen und Dichtungen aller Art eine großartige Nachblüte, die an die Zeit der Propheten gemahnt. Die Ironie des Schicksals hat es gewollt, daß viele dieser Werke, die zuerst aramaeisch verfaßt wurden, uns nur in der griechischen Übersetzung der Diaspora erhalten sind.

Ziehe nicht von uns weg, o Gott,
Damit nicht auf uns einbrechen, die uns ohne Ursache hassen!
Du hast sie ja verstoßen, o Gott:
Möge ihr Fuß dein heiliges Erbe nicht zertreten dürfen!
Du züchtige uns nach deinem Willen,
Aber gib uns den Heiden nicht preis.
Denn wenn du den Tod sendest,
So gebietest du ihm doch uns gegenüber.
Bist du doch barmherzig
Und zürnest nicht so, daß du uns vernichtest.

Weil dein Name unter uns wohnt, werden wir Erbarmen finden,
Und die Heiden werden uns nicht überwinden;
Denn du hältst deinen Schild über uns,
Wir werden dich anrufen und du wirst uns erhören.
Denn du wirst dich allezeit des Geschlechtes Israel erbarmen
und wirst es nicht verstoßen.
Wir stehen ja ewiglich unter deinem Joch
Und unter deiner Zuchtrute.
Du wirst uns zur Zeit deiner Hilfe aufrichten,
Daß du dich des Hauses Jakobs erbarmest auf den Tag, für den du es ihm verheißen hast[34]).

Den Kräften, die hier am Werk waren, hatte der Westen in diesem Augenblick keine entgegenzusetzen, die auf diesem Felde ebenbürtig gewesen wären. Man vergleiche das religiöse Ethos, das aus der alexandrinischen Gesellschaftsdichtung und aus der helle-

[34]) Psalm. Sal. 7. Ich habe mich bei der Übersetzung dem griechischen Tempusgebrauch angeschlossen, obwohl dieser eigentlich einen Aramaeismus darstellt. In Wirklichkeit haben die Futura hier wie sonst praesentischen Sinn.

nistischen und römischen Literatur überhaupt zu uns spricht, mit der leidenschaftlichen Glut dieses Liedes, dem viele gleichen Ranges zur Seite gestellt werden können. Für das Leben der Völker sind aber die Kräfte, die in den irrationalen Tiefenschichten wirken, noch wichtiger als die, die sich im hellen Lichte rationalen Bewußtseins offenbaren. Denn das Leben von Individuum und Gemeinschaft ruht nun einmal in ihnen, so gewiß es seine Höchstformen erst aus der Bändigung und Lenkung der triebhaften Kräfte durch die ordnende Wachheit der Vernunft und des Wissens erzielt.

Umso empfänglicher waren all die Menschen des Westens, die in dem Höhenflug seines Geistes ebensowenig Frieden fanden wie in den Spätformen seiner alten Glaubensvorstellungen, für das religiöse Ethos dieser Völker, das bei der Völker- und Gesellschaftsmischung auf dem Boden des Imperiums in unzähligen Kanälen zu ihnen drang. So war es denn kein Wunder, daß auch hier der Besiegte den Sieger zu überwinden schien, freilich um das Opfer, daß die Religionen, die diesen Siegeslauf trugen, ihre Triumphe mit einer neuen Angleichung an die Lebensvorstellungen des Westens bezahlen mußten. Denn auch auf diesem Gebiete ist nicht die radikale Überfremdung, sondern eine neue Synthese auf höherer Ebene das Endergebnis gewesen, die freilich erst in den Wehen jahrhundertedauernder Auseinandersetzungen gefunden wurde. Erst dadurch sind aber die beiden Quellströme, die das moderne Abendland speisen, in einem Bett vereint worden, haben Kampf und Streit, Sieg und Niederlage, von unserer Warte gesehen, ihren geschichtlichen Sinn erhalten.

Der angelsächsische Flursegen.

Von Karl Helm.

Seit dem ersten Bekanntwerden des angelsächsischen Flursegens[35]) hat kein Germanist daran gezweifelt, daß in diesem um das Jahr 1000, also rund 400 Jahre nach der ags. Bekehrung aufgezeichneten Spruch Christliches und Vorchristliches in enger Verbindung und Mischung vorliegt. Indes ist mancherlei noch nicht nach jeder Richtung klargelegt; noch ist die Frage offen, ob die heidnischen Stücke zu einem Ganzen gehören oder nicht, und ebenso die Frage: ist der Zweck, den der Sprechende beim Vortrag des Segens verfolgte, derselbe, den die eingestreuten heidnischen Teile einstmals hatten, handelte es sich bei den heidnischen Teilen ursprünglich genau um dasselbe, wie bei dem erhaltenen Spruch, um einen Zauber oder um mehr? Eine genaue Betrachtung des Spruches nach Form und Inhalt kann der Antwort wohl etwas näher bringen.

Unbestritten ist, daß die Anwendung des Spruches in christliche Zeit führt und daß sie ganz unbedenklich geschah. Die Anweisungen im einzelnen zeigen mit voller Klarheit, daß man Heidnisches dabei nicht mehr empfunden hat. Man hat, wie in anderen Fällen, auch hier alte Bräuche in christlicher Einkleidung übernommen, ohne sich über ihre Verwurzelung in vorchristlichen Vorstellungen oder ihren ursprünglichen Sinn Gedanken zu machen.

Daß die Bräuche, mindestens zum Teil, der Antike entstammen, hat schon Jak. Grimm gesehen. Er verwies auf die dem Jupiter bereitete *daps*[36]), auf die Mehlkuchen und Früchte, die von den Römern als Opfer dargebracht wurden, und anderes. Auch auf einige Bräuche, die aus unseren Weistümern bekannt sind, auf Verwendung von Honig, Milch, Mehl und Brot beim Bestellen des

---

[35]) Grein-Wülker, Bibliothek der ags. Poesie I 312 ff. 414; — Grimm, Mythologie S. 1185 ff., z. T. übers. bei Heusler, Die Altgermanische Dichtung, S. 48 u. bei De Boor, Dichtung, in Schneiders Altertumskunde S. 323 ff.

[36]) Wissowa, Religion und Kultus der Römer², S. 410 Anm. 10.

Ackers, machte er aufmerksam. Aber solche Einzelheiten lassen es durchaus offen, ob hier Germanisches mitspielt. An sich ist das wenig von Belang, da in Ackerbauriten solches Brauchtum ohne große Unterschiede auf der Welt weit verbreitet ist. Von diesen Bräuchen soll deshalb hier nicht weiter die Rede sein.

Wichtiger aber als die Bräuche und für unsere germanistischen Fragen ergiebiger ist der Wortlaut der Besegnung, in welchem ganz in derselben Weise Vorchristliches übernommen ist. So stehen, neben und zwischen lateinischer und ags. Prosa in den Anweisungen, und neben lateinischen Gebetsworten in ags. Versen christlichen und neutralen Inhalts (Vers. 2 ff. 5—13. 15—29. 32—38) die bekannten, z. T. viel besprochenen Verse heidnischen Gehaltes (Vers 1. 4. 14. 30 ff.) Einen formalen Unterschied zeigen sie nicht, insofern als auch christlicher Gehalt in germanischer Form gegeben wird. Diese zeigt sich nicht nur in der auch der rein christlichen ags. Dichtung angehörenden Alliteration, sondern auch in Stil und Metrik. Schon Zupitza hat darauf hingewiesen, und Brandl[37]) hat außer stilistischem Schmuck besondere Zeilengruppierungen hervorgehoben. In der ersten Anrufung Vers 2 ff.:

bidde ic þone maeran dryhten, bidde ic þone miclan dryhten
bidde ic þone háligan heofonríces weard

ist die freilich nicht ausschließliche germanische Verwendung der Dreizahl zu beachten. Mehr Gewicht hat anderes: Die Zeilen 2 ff. sind zweifellos dem Bau nach nächstverwandt mit einer Ljóđaháttr-Halbstrophe. Zeile 2 entspricht den beiden Kurzzeilen des Ljóđaháttr, Zeile 3 wird man am besten der Vollzeile[38]) des Ljóđaháttr gleichstellen. Sie hat deren typischen stumpfen Ausgang[39]), daneben die gleichfalls typische ags. Anschwellung mit schwergefülltem Auftakt, den sie mit den beiden Kurzversen von Zeile 2 teilt. Aber darüber hinaus ist noch anderes bedeutungsvoll. Snorri hat im dritten Teil seiner Edda (im Háttatal) als 100. Strophe bekanntlich ein Beispiel des Ljóđaháttr gegeben, womit er offenbar ursprünglich die Reihe der Beispiele schließen wollte. Eine Besonderheit dieser Form bezeichnet er dann aber als Galdralag,

[37]) Englische Literatur, Grundriß der germ. Phil. II S. 956.

[38]) Sievers, Altgermanische Metrik, § 7. 57. 98. Heusler, Deutsche Versgeschichte, § 108. 317 ff., 328.

[39]) Heusler, a. a. O. § 328.

Gesetz des Galdrs (Zaubers), und fügt nachträglich als Beispiel 101 eine weitere Strophe hinzu:

sóttak fremđ, *sóttak fund konungs,*
sóttak ítran jarl;
(ich suchte Ansehen, suchte Zusammentreffen mit dem König, suchte den herrlichen Jarl)
Þás ek reist, *Þás ek renna gat*
(da ich durchschnitt, da ich zu durchfahren begann)
kaldan straum kili
kaldan sjá kili
(den kalten Strom mit dem Schiff,
die kalte Flut mit dem Schiff)

Zu beachten ist, daß der Inhalt dieser Beispielstrophe bei Snorri kein Zaubergesang ist.

Dieses Galdralag[40]) ist keine besondere metrische Form, sondern nur eine besondere Stilform. Metrisch deckt sie sich in der ersten Hälfte genau mit der ersten Hälfte des Ljóđaháttr ebenso in der zweiten Hälfte, nur daß die 6. Kurzzeile verdoppelt ist. Die stillistischen Merkmale, die das Galdralag mit dem Ljóđaháttr gemeinsam hat oder darüber hinaus besitzt, was für Snorri Anlaß zu einer besonderen Benennung wurde, sind vier:

1. Alliteration (wie beim Ljóđaháttr).
2. Inhaltlicher Parallelismus mehrerer Glieder, von Lindquist tankerim „Gedankenreim" genannt.
3. Gleichheit von Wörtern in mehreren Gliedern von Lindquist fullrim „Vollreim" genannt, wobei nach der Stellung im Vers im Anfang, am Ende oder in der Mitte anaphorischer, epiphorischer oder mesophorischer Vollreim zu unterscheiden ist. Als eine Abart des Vollreims betrachtet Lindquist den Fall, daß nicht volle Wortwiederholung auftritt, sondern nur Wörter des gleichen Stammes korrespondieren, er nennt die stamrim „Stammreim'.
4. Volle Wortwiederholung, bei der dann natürlich Gedankenreim und Vollreim vorliegt.

---

[40]) Vgl. L. Fr. Läffler, Om några underarter av Ljođaháttr (Studier i nordisk Filologi IV, V) 1913/14; E. Noreen, Studier i fornvästnordisk diktning, 2 (1922) S. 7 f.; A. Lindquist, Galdrar, Göteborgs Högskolas årsskrift XXIX, 1 (1923). — A. Heusler, Deutsche Versgeschichte § 341.

Snorris Strophe ist ein Musterbeispiel, das alle diese stilistischen Merkmale in gleichzeitiger Anwendung zeigt: gebunden sind durch Alliteration, anaphorischen Vollreim und Gedankenreim die Verse 1—3, 4—5, 6—7. In Praxi wird aber nicht verlangt, daß in dieser Weise in jeder Strophe sämtliche Bindungen angewendet werden. Es genügt, nach Lindquist, wenn in einer Halbstrophe Vers 1—3 oder Vers 1—2 oder 3 und der zusätzliche Vers 4 gebunden sind[41]). Beispiele sind in der eddischen Dichtung leicht zu finden. Besonders anschaulich ist etwa Sigrdrifomál (Sd.) 12 (Genzmer, II, 167, 7, 168 C1).

Die Gleichklänge, die das Galdralag liebt, finden sich in den genannten Versen des ags. Flursegens reichlich: alle drei Verse (2a. 2b. 3) sind verbunden durch das, was Lindquist tankerim nennt, ebenso durch den anaphorischen fullrim *(bidde ik þone)* im Auftakt, die beiden ersten Halbzeilen auch durch den epiphorischen Vollreim *dryhten*. Andere ähnliche Anklänge schimmern an anderen Stellen noch durch.

Der hymnische Charakter des Spruches ist unverkennbar. Dieses merkwürdige vielseitige Gebilde, in dem nach Heuslers treffender Charakterisierung[42]) Zauber, Preislied und Gebet vereint sind, ist schon dieser Mischung wegen nicht anders zu sprechen. Dabei ist unzweifelhaft festzustellen, daß das Hymnische nicht erst in den christlichen Elementen liegt, sondern ebenso unverkennbar in den Wendungen, die im Christlichen nicht begründet sind, ja hier gar keinen Raum finden. Hierher gehört gleich der auf die besprochenen zwei ags. Verse 2 und 3 f. folgende Anruf-Vers 4: *eorðan ic bidde and upheofon,* der, wenn auch nicht im Anruf, im Nordischen und Hochdeutschen die bekannten sprachlichen Parallelen hat: *jǫrð fannz aeva né upphiminn Vǫluspá 3; jǫrð dúsaþe ok upphiminn,* Oddrúnagrátr 17, 5 ff.: ahd. *daz ero ni was noh ufhimil* Wessobr. Gebet 2, 4.

Selbst durchaus hymnisch klingend steht der Ruf an überraschender Stelle, verbunden mit dem Anruf, der Gott, Maria und die Heiligen nennt. Die Formel *eorda and upheofon* hat für sich allein keinen heidnischen Gehalt; sie findet sich auch in rein

[41]) Diese stilistischen Erscheinungen können auch vorliegen, ohne daß eine Ljóðaháttr-Strophe, also auch ohne daß ein Galdralag gebildet ist. Lindquist spricht dann von galderförmigen Wendungen (S. 11).

[42]) Die altgermanische Dichtung § 39.

christlicher ags. Dichtung: Christ 968, Andr. 791; ebenso im as. Heliand 2885 f. *huand he thit weroldrîki, erđe endi uphimil, selƀo giwarhte.* Aber darüber kann kein Zweifel sein: mit Gott, Maria und den Heiligen in einem Atem auch Erde und Himmel hymnisch anzurufen, auf diesen Gedanken konnte kein Christ von sich aus kommen; diese sprachliche Wendung muß sich ihm als eine im kultischen Gebrauch festgewordene alte Formel angeboten oder aufgedrängt haben.

Das zweite vorchristliche Überbleibsel ist der Heilruf Vers 30: *hál wes þu folde fira módor;* zu ihm ist zunächst zu bemerken, daß er in seiner Stilisierung durchaus den nordischen Heilrufen entspricht. Weiterhin ist zu beachten der Wortgebrauch: *folde* ist ein gemeingermanisches Wort, das in den Einzelsprachen in schnellerem oder langsamerem Absterben begriffen ist. Im Althochdeutschen ist es schon ganz unbezeugt[43]). Der Heliand und die as. Genesis haben neben 54 Belegen für *erđa* zwar noch 10 für *folda;* diese sind aber sämtlich durch die Alliteration gefordert und stehen außer dreien in den formelhaften Verbindungen *te foldu fallan* (bzw. *fellian)* und *foldu bifelhan* „begraben“[44]). Im Norden stehen von 12 eddischen Belegen für *fold* 9 unter Alliterationszwang, Belege für *jǫrđ* zähle ich 36. In der nordischen Prosa ist das Wort ganz selten, in den späteren nordischen Sprachen fehlt es; nach Gering begegnet es nur in alten Volksliedern und Ortsnamen Norwegens.

Das Ags. hat das Wort *folde* noch verhältnismäßig oft, aber den späteren englischen Sprachstufen fehlt es ganz, so daß auch von den ags. Belegen ein Teil als veraltetes Material gelten darf. *Eorđe* überwiegt auch im Ags. bei weitem.

Unter den nordischen Belegen sind nun zwei, die geeignet sind, noch weiteres Licht auf das Wort zu werfen. In der Synonymen-Sammlung der Alvíssmál wird Strophe 10 dem Menschenwort *jǫrđ* das Wort *fold* als Asenwort gegenübergestellt[45]). Manchen Wörtern dieser Liste ist ihre Stellung durch die Alliteration angewiesen, das Wort *fold* steht hier aber nicht unter Alliterationszwang; das kann zu dem Schluß ermutigen, daß es als altes Kultwort unter die Göt-

---

[43]) Nach frdl. Mitteilung von Frau Dr. Karg-Gasterstädt (vom 30. 4. 46).

[44]) Vers 2684. 3700. 4282; 4075. 4131. 5727. 5740.

[45]) Vgl. Güntert, Von der Sprache der Götter und Geister, S. 140.

terwörter eingereiht ist. Weiter führt noch die merkwürdige Stelle Sd. 4. Der hier der erwachenden Walküre in den Mund gelegte Heilruf paßt für sie ausgezeichnet in den beiden Kurzzeilen: *Heilir aesir! Heilar ásyniorl;* nicht paßt aber die Vollzeile: *heil siá en fjǫlnýta fold!* Was hat die Schlachtjungfrau mit dem nützlichen Ackerland zu tun? Man nimmt deshalb gewiß mit Recht an[46]), daß die Verse nicht vom Dichter der Sd. stammen, sondern daß dieser hier ein älteres Stück hymnisch-kultischer Art verwertet hat, das ihm im Gedächtnis geblieben war. So weisen verschiedene Umstände auf alten kultischen Gebrauch des Wortes hin[47]), wodurch auch für den ags. Vers alte kultische Grundlage nahegelegt wird. Die Alliteration mit *fira* ist zwar kein zwingender Beweis für hohes Alter, paßt aber dazu ausgezeichnet.

Der dritte wichtige heidnische Rest, der Anruf von Vers 14: *Erce, Erce, Erce, eorđan módor* stellt uns vor mehrere Fragen; *Erce* ist lautlich merkwürdig; wir sollten ags. Brechung erwarten, vielleicht liegt eine anglische Dialektform vor[48]). Das Wort wird ziemlich allgemein als Name einer Erdgöttin aufgefaßt, wobei aber zu beachten ist, daß das Wort vielleicht auch in der Einleitung eines Segens gegen Natternbiß, wenn auch etwas entstellt, bezeugt ist[49]): *aerce, aercre, aernem, nadre, aercund hel aernem ni aern* usw. Doch könnte auch in einem Segen gegen Natternbiß die Erde angerufen sein, denn *eorđe mag with ealra wihta gehwylc,* wie es im ags. Bienensegen heißt. Der Auffassung des Wortes als Name der ags. Erdgöttin scheint entgegenzustehen, daß *Erce* nicht wie *folde* in Vers 30 *fira módor* genannt wird, auch nicht schlechtweg Erde, sondern Mutter der Erde. Warum dies geschieht, ist unklar[50]). R. M. Meyer[51]) glaubt wohl der Schwierigkeit durch die ungenaue Übersetzung „Herrin der Erde" zu entgehen, womit er aber nur eine neue Unbekannte einführt. Eine andere Erklärung versucht unter Verweisung auf Comparetti, Kalewa-

---

[46]) Golther, Handbuch der germanischen Mythologie, S. 454 f.; De Boor, a. a. O. S. 322.

[47]) Ganz anders, aber sicher mit Unrecht, E. H. Meyer, Germanische Mythologie, S. 289.

[48]) Vgl. Brunner, Altenglische Grammatik, 120.

[49]) Grimm, Mythologie, S. 1187, Anm. 1; etwas anders liest Cockayne Leechdoms I, 402 (s. Singer, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, II, S. 889).

[50]) Golther, Handbuch der germanischen Mythologie S. 454.

[51]) Altgermanische Religionsgeschichte S. 308.

la S .159 Much[52]). Im Finnischen haben wir *Maan emä*, das wörtlich „Mutter der Erde" zu übersetzen ist, aber die Bedeutung *terra mater* hat, ebenso wie im Finnischen die Sonne *paivän poika* wörtlich „Sohn der Sonne" genannt wird, so sei dieses *eordan módor* als einfaches *eorde „terra mater"* zu verstehen, die Zufügung von *módor* wandle die einfache Benennung in Personifikation.

Vielleicht aber liegt die Sache ganz anders: alle genealogische Verknüpfung von Gottheiten ist verhältnismäßig jung. Gottheiten gleicher Funktion, deren Kult verschiedenen Alters oder verschiedener Herkunft ist, werden so verbunden: die Doppelheit der Vorstellungen wird so auf einfache Weise verdeutlicht. Meist wird die ältere Gestalt oder der Höhere genealogisch weiter hinaufgerückt; vgl. Njǫrd-Freyr. So wäre *Erce* vielleicht durch diesen Zusatz nur als die Ältere bezeichnet. Einfacher scheint mir eine andere Erklärung: Im Nordischen haben wir den Wolf *Fenrir;* daneben mit umschreibendem Genitiv *Fenrisulfr,* was soviel heißt, wie der Wolf Fenrir. Ebenso wird einfach *eordan módor* bedeuten; die Mutter Erde.

Die Etymologie des Namens stößt nicht minder auf Schwierigkeiten. Nach verbreiteter Ansicht soll am ehesten an eine Weiterbildung zu ahd. *ero* (Erde; Wessobrunner Gebet 2) zu denken sein; doch scheint mir dies trotz Kögel[53]) eine kaum zu haltende Notlösung. Auch die mehrfach verfochtene Zusammengehörigkeit mit Frau Harke und Herke scheint sprachlich und sachlich nicht haltbar[54]). Singer a. a. O. 889 hält es für möglich, daß gar kein Name vorliegt, sondern ein keltisches Zauberwort, das sich vielleicht der Deutung auf immer entziehen wird. So bestätigt sich auch hier wieder, daß die Etymologie ein sehr unsicheres Mittel zur Aufklärung mythologischer Namen ist. Da aber gerade etymologisch undurchsichtige Namen recht alt zu sein pflegen, ist auch dieses negative etymologische Resultat als Zeugnis hohen Alters zu bewerten.

[52]) Der germanische Himmelsgott (Heinzel-Festgabe) S. 229.

[53]) Lit. G. I, S. 41: „*Erce* verhält sich zu *ero* wie *scinca* zu *scina* (Beinschiene), *funko* zu got. *fon, zinko* zu *zinna.*"

[54]) Grimm, Mythologie, S. 233; Seelmann, Jahrbuch des Vereins für nd. Sprachforschung 49, 55—57; Philippson, Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen, S. 127; — Zusammengehörigkeit mit ags. *Neorxnawang* nahm Ritter, Anglia 33, 467 an; zur Erklärung des Namens Erce ergibt sich auch daraus nichts.

Besonders wichtig ist endlich der bisher nirgends genügend bewertete erste der ags. Verse, der keineswegs christlich anmutet: *castweard ic stande, árena ic me bidde.* Ich denke dabei zunächst nicht an das auch in der vorhergehenden christlichen Anweisung schon genannte Ostwärtsstehen; denn die Ausrichtung nach Osten ist ja auch christlich. Ihr Ursprung liegt natürlich in altem Sonnenritual; doch ist das längst vergessen. Die zweite Hälfte des Verses ist durchaus unchristlich. Gerade vorher heißt es in der Anweisung, der Bittende solle sich ostwärts wenden und sich neunmal demütig verneigen. Dazu paßt schlecht, daß der Christ, der den Spruch spricht, nach dieser Mahnung sofort mit den anspruchsvollen Worten beginnt: *árena ic me bidde,* anspruchsvoll, denn Bitten in altgermanischer Bedeutung heißt: befehlen, fordern: ich fordere für mich die Achtung, daß mein Spruch wirkungsvoll werde. Das ist ein Befehl, der im Munde des demütig sich verneigenden Christen eigentlich unmöglich ist; sehr gut paßt er aber zur Haltung eines Heiden.

In zahlreichen Fällen kennen wir dieses selbstbewußte, ja selbst provozierende Hervortreten des heidnischen Zauberers zu Beginn seiner Rede. Er stellt sich in der Ichform vor als den, der den Zauber beherrscht, der selbst gegen Zauberwirkung fest ist, dem also Achtung gebührt, nicht nur vom Publikum, sondern vor allem von der Macht, auf die er wirken will, und die sich gefügig zeigen soll. Der Brauch beginnt mit der einfachen Selbstnennung des Runenmeisters[55]) wie auf alten Steinen; auf dem Stein von Gummarp: *Haþuwolofa(r) sate staba þriā FFF* oder deutlicher dem Stein von Nordhuglen: *ek gudija ungandir,* oder dem Brakteaten 57: *Hariuha haitika fárawísa gibu auja ttt.* In der Dichtung finden wir dieses drohende Ich wenn auch ohne Namensnennung, Skírnismál Strophe 26. 32. 36; in den Hávamál beginnt die Aufzählung Strophe 146 mit der Betonung: ich kenne die Zaubersprüche, die keine Königin kennt und keines Menschen Sohn. Jede weitere Strophe beginnt mit der Wendung: *þat kann ek..,* und besonders eindrucksvoll wirkt Strophe 151, wo der Sprecher betont, daß seine Zauberkraft stärker ist als die seines zauberischen Gegners: *ef mik saerir þegn á rótom rás viðar.... þann hal... eta mein heldr en mik.* Von den althochdeutschen Segen kennen entsprechende Wendun-

[55]) Arntz, Handbuch der Runenkunde², S. 276—79; Krause, Runeninschriften im älteren Futhark Nr. 36—48.

gen Steinmeyer Nr. 66, 3: *ih beswere dih sunno,* 66,4: *ih gebiude dir wurm, 71: ih bimuniun dih swam.* In den ags. Sprüchen betont der Sprecher besonders stark seine Macht im Segen gegen Viehdiebstahl[56]), und mit ganz ähnlichen Gedanken wie Háv. 151 heißt es im Hexenstichsegen, den mächtigen Hexen, die ihre Speere senden, wolle er *oðerne eft* senden *fleogende flán forane to geanes.* Dem reiht sich unsere Stelle aufs Beste an.

Wir rekapitulieren: Bis jetzt ist festgestellt Verwendung von altem Sprachmaterial im einzelnen *(folde),* altes Formgut in den Anrufungen: *eorða-upheofon,* hymnischer Charakter, Verwandtschaft mit der Form des Galdralag, in der eine Form jeglicher kultischen Sprache erkannt werden muß, heidnische Haltung des Sprechenden (ich fordere Ehren). Es sind also in dem ags. Spruch nicht nur vage Anklänge an heidnische Denkweise enthalten, sondern Sprachgebrauch und Haltung wurzeln durchaus in altheidnischer kultischer Form.

Aber damit ist unser Ziel noch nicht ganz erreicht. Noch frägt sich, wie diese Stücke an sich zu beurteilen sind: sind es zufällig erhaltene Einzelheiten, die untereinander keine Verbindung haben? Es ist kein Zweifel, dem Inhalt nach können sie als Reste eines und desselben Stückes betrachtet werden. Ist das aber der Fall, können wir diesem Stück vielleicht einen bestimmten Platz in der altgermanischen Religion zuweisen? Werden wir nach Abstreifen des Christlichen von einem heidnischen Zauberspruch sprechen oder von mehr? Ich mache den Versuch, den Text in der Form zu geben, die er erhält, wenn wir das Christliche abstreifen, das Heidnische und das Neutrale (dies etwas dem Heidnischen angleichend) beibehalten, wie er also einst ausgesehen haben mag:

Ostwärts stehe ich, Achtung fordere ich für mich,
Die Erde rufe ich an und den Himmel darüber,
Die hohe Macht und die hohe Burg des Himmels,
Daß ich diesen Sang mit der Gabe des Herrn
Aussprechen möge, mit starken Gedanken
Erwecken den Wachstum,
Uns zum Nutzen verschönern diesen Rasen . . .
Erce, Erce, Erce, Mutter Erde,
Der Herr des Himmels schenke Dir

[56]) Grimm, a. a. O. III, S. 492 f.; Grein-Wülker, S. 312 f.

Äcker, keimend und wachsend,
Den Ertrag der breiten Gerste,
Und des weißen Weizens Ertrag,
Und allen Erden Ertrag.
Der Herr verleihe Dir, daß Dein Ertrag geschützt sei gegen alle Feinde,
Geborgen vor allem Unheil,
Das der Zauber über das Land ausstreut.
(Nun bitte ich, daß kein Weib so beredt sei, kein Mann so stark, diese Worte abzuschwächen).
Heil Du, Erde, Mutter der Menschen,
werde fruchtbar in des Gottes Umarmung,
Mit Nahrung gefüllt, den Menschen zu Nutze,
Voll die Äcker von Nahrung für das Geschlecht der Menschen.

So etwa kann es gelautet haben. Und wenn wir nun fragen, ein Zauberspruch oder mehr, so wird die Antwort lauten können: zwar ist auch aus Zauberbrauch darin manches zu finden, aber als Ganzes ist es weit mehr; ein Kultspruch zur Abwendung des Zaubers, ein Hymnus. Gewiß, nicht aus einem Guß, aber das war auch nicht zu erwarten. Umstellungen könnten vielleicht den Eindruck der Einheitlichkeit erhöhen; Lücken sind darin. Einzelnes ist wohl auch anderer Herkunft, z. B. das in Klammer Gesetzte. An wen wendet sich nun das Ganze? Wer wird angerufen? Die nächste Antwort ist: die Erde, und zwar die Erde als Mutter (v. 30 *folde, fira módor;* v. 14 *Erce, eorđan módor).* Aber sie wird nicht allein angerufen, wie Golther gemeint hat, wenn sie auch Vers 14 und 30 allein ausdrücklich genannt wird. Man darf darüber nicht die andern Verse übersehen, die den Anruf des Himmels bezeichnen: Vers 4 wird Erde und Himmel angerufen; Vers 6 wird der Himmel allein als der mächtige angerufen; Vers 31 endlich zeigt deutlich das Verhältnis zwischen Himmel und Erde:

hál wes þu fira módor
beo þu grówende on godes faeđme

Der Himmel ist hier gedacht und angerufen nicht nur als der Mächtige, Allwaltende, sondern genauer als der Befruchtende. Wir werden diese Worte nicht in glatter Übertragung wiedergeben dürfen „In Gottes Schutz“ oder ähnlich, sondern müssen *on godes*

faeðme in vollem sexuellen Sinn fassen, wie in nordischen Texten deutlich das Wort gebraucht wird; Grógaldr 3[2] *en laevisa konu sús faþmaþe minn fǫðor* (Das schlimme Weib, das meinen Vater umarmte). Und das führt nun zu einer Besserung der Übersetzung. Es heißt nicht einfach „In Gottes Umarmung", sondern „In des Gottes Umarmung". Die Übersetzung „In Gottes Umarmung" könnte natürlich nur auf den einen christlichen Gott bezogen werden, an den der Schreiber dachte; ihm ist die Wendung, die er ja nicht geschaffen, sondern vorgefunden hat, nur noch ein Bild für Gottes segensreiches Wirken. Dem Heiden sagte sie mehr. Ihm zeigte die Wendung noch einen wirklichen Vorgang: die Umarmung der Mutter Erde durch den Gott, der mit der Erdgöttin zusammen das in Vers 4 angerufene Paar bildet, den Himmelsgott. Was als heidnischer Kern also aus dem Spruch herauszulesen bleibt, ist die Vorstellung von der Vereinigung der beiden Gottheiten in der himmlischen Hochzeit der Terra mater mit dem Himmelsgott, in dessen Umarmung sie fruchtbar wird. Damit wird die gemeinsame Anrufung in Vers 4 erst sinnvoll.

Daraus ergibt sich ein neues Argument gegen die Auffassung des Spruches als eines einfachen Zaubers privaten Charakters. Wie die christliche Besegnung die Beteiligung einer Gemeinde voraussetzt, so muß das auch für die mitgeschleppten heidnischen Reste gelten. Und damit erklärt sich auch erst der hymnische Ton des Spruches. Hymnik im kleinen privaten Gebrauch ist etwas Unwahres, Hymnik verlangt Resonanz in einer größeren Gemeinschaft. So gesehen haben wir hier in den versteckten Resten germanischer Art ein Zeugnis nicht aus einem Zauber, sondern hymnische Kultrede aus einem offiziellen Fruchtbarkeitskult, dessen Höhepunkt die himmlische Hochzeit war. Wer will, mag sich ausmalen, daß im Nerthus-Kult in der alten Heimat der Angeln und Sachsen oder beim großen Freykultfest in Upsala alle neun Jahre ähnliche Worte erklungen sind.

Die lateinische Grundlage der deutschen Osterspiele.

Von Helmut de Boor.

In seiner förderlichen Einleitung zur Ausgabe des Rheinischen (Berliner) Osterspiels hat es Hans Rueff[57]) mit Erfolg unternommen, für einige tragende Szenen einen gemeinsamen deutschen Grundtext zu gewinnen und so alle deutschen Spiele auf eine gemeinsame Grundform zurückzuführen, die er am mittleren Rhein entstanden denkt. Ganz so einfach und einheitlich wird es nicht zugegangen sein, und das später von H. H. Breuer gefundene und in einer Münsterer Dissertation 1939 veröffentlichte Osnabrücker (Gertrudenberger) Osterspiel[58]) brachte warnend einen Text, der sich in seinen deutschen Bestandteilen in nichts mit den bisher bekannten Spielen berührt. Wir werden damit rechnen müssen, daß neben Rueffs altem Spiel noch andere deutsche Spiele versucht worden sind; aber darin bleibt doch Rueffs Ergebnis bestehen, daß jenes von ihm erschlossene „rheinische Spiel" das fruchtbarste war, und daß die meisten der bekannten Spiele auf ihm beruhen.

Das lateinische Stützgerüst der alten Kernszenen ist m. W. noch nicht eingehend untersucht worden. Es ist so einheitlich, daß engster Zusammenhang von vorne herein klar scheint. Dennoch lohnt die genaue Entscheidung der Frage, auf welcher lateinischen Grundlage die d. Sp. aufgebaut sind, sowie die Untersuchung aller d. Sp. auf die Einheitlichkeit ihrer lateinischen Grundlage. Auch hier hat gerade das Osnabrücker Spiel gezeigt, daß wir mit einer völlig einheitlichen Grundlage aller d. Sp. nicht rechnen dürfen.

Die Lösung der Frage, welche lateinische Osterfeier den d. Sp. zugrunde liegt, verlangt eine genaue beschreibende Typologie der

---

[57]) Hans Rueff, Das Rheinische Osterspiel der Berliner Handschrift MS. Germ. Fol. 1219. Berlin 1925.

[58]) Hans Herrmann Breuer, Das mittelniederdeutsche Osnabrücker Osterspiel. Diss. Münster 1939.

Feiern. Diese kann hier nicht gegeben werden; ich muß hier die Ergebnisse voraussetzen, die ich in einer noch ungedruckten genauen Untersuchung der Textgeschichte der lat. Feiern gewonnen habe. Sie beruht auf der Durcharbeitung des gesamten Materials, das Karl Young[59]) zusammengetragen hat, und des wenigen, was seit seinem Buch noch dazugekommen ist. Für die grobe Einteilung halte ich an der Ordnung in 3 Typen fest, die Carl Lange[60]) aufgestellt, Young übernommen hat. Sie beruhen rein auf dem vorhandenen Szenenbestand, nicht auf den Textformen. Danach ist

Typ I die reine, einszenige Visitatio,

Typ II die zweiszenige Feier mit Visitatio und Jüngerlauf,

Typ III die Feiern mit der Erscheinungsszene vor Maria Magdalena.

Es ist aber zu bemerken, daß sich die Typen auch in der Textform grundlegend unterscheiden; in Typ II und III hat auch die Visitatio eine von dem alten Ostertropus des Typ I ganz abweichende Textform. Und es ist weiter zu bemerken, daß in Typ III deutsche und französische Feiern nur rein äußerlich zusammengefaßt sind, weil beiderseits die Magdalenenszene vorhanden ist, daß aber die Struktur auf deutscher und französischer Seite völlig verschieden ist.

1. Die d. Sp. und die lat. Spiele von Klosterneuburg und Benediktbeuren.

a) Die Prosa.

Es liegt nahe anzunehmen, daß die deutschen Osterspiele Abkömmlinge eines älteren, lateinischen sind. Das wird mir dadurch sicher, daß auch die Mercatorszene auf lat. Grundlage aufgebaut ist. Diese ist in keiner kirchlichen Feier vorhanden und führt entscheidend aus der Liturgie in das Spiel hinüber. Allein wir kennen von lat. Sp. nur wenig, und das Wenige verweist uns in den bayrisch-österreichischen Raum. Neben dem Spiel von Klosterneuburg (Klost.) ist es nur noch das Osterspiel der Benedikbeurener Hand-

[59]) Karl Young, The Drama of the medieval Church, Oxford 1933. Osterfeiern und latein. Osterspiele Bd. I, S. 201 ff.

[60]) Carl Lange, Die lateinischen Osterfeiern, München 1887.

schrift (Ben.)[61]), das leider gerade mit dem ersten Satz der Visitatio abbricht und uns also alles Wesentliche vorenthält. Diese bayr.-österr. Sp. aber — das wird zuerst nachzuweisen sein — können nicht den lat. Stütztext der deutschen Spiele geliefert haben.

Die d. Sp. verwenden als Grundtext der Visitatio durchgehends die Textform ,die im rein deutschen Typ II ausgebildet und von dort in die Mehrzahl der deutschen Feiern nach Typ III übernommen worden ist. Diese Visitatio sieht auf Grund von Dutzenden von Feiertexten folgendermaßen aus:

1. Frauen: *Quis revolvet nobis ab ostio lapidem, quem tegere sanctum (sacrum) cernimus sepulchrum?*
2. Engel: *Quem quaeritis, o tremulae mulieres, in hoc tumulo plorantes (gementes)?*
3. Frauen: *Jesum Nazarenum crucifixum quaerimus.*
4. Engel: *Non est hic, quem quaeritis, sed cito euntes nuntiate discipulis ejus et Petro, quia surrexit Jesus.*

Soweit die alte Kernszene der Visitatio, die Satz für Satz von dem alten Tropus des Typ I abweicht.

Dagegen nun der Text von Klosterneuburg:

Satz 1. Er erscheint hier in der alten kürzeren Form des Typ I: *Quis revolvet nobis lapidem ab ostio monumenti?* Er ist auch in Ben. noch vorhanden. Auch hier ist er nach Typ I gebildet, läßt aber der Frage noch den dreifachen Seufzer: *O deus* vorangehen. Und das weist den Weg für den Ursprung der lat. Sp. Die *O-deus*-Form ist ausschließlich französisch, genauer normannisch-sizilisch; sie ist auch der Feier von Jerusalem eigen, und von hier ist ihr einziges Auftreten in Deutschland verständlich: es findet sich in der Feier des Wiener Johanniterordens[62]).

Satz 2. Er hat hier den Wortlaut: *Quem quaeritis viventem cum mortuis? Non est hic; surrexit sicut dixit nobis, cum esset in Galilaea.* Es ist die Engelkündigung nach Lucas 24, 5 ff, wobei im Eingang das sachlich richtige: *Quid quaeritis* in Angleichung an

[61]) Für die Spiele von Klosterneuburg und Benediktbeuren benutze man den Textabdruck bei Young I, 421 ff. Dort auch die früheren Publikationen. Die Neuausgabe von E. Hartl in dem Serienwerk „Deutsche Literatur", Das Drama des Mittelalters Bd. 2 S. 32 ff. (Leipzig 1937) ordnet die Texte so weitgehend um, daß ihre ursprüngliche Ordnung nur schwer zu übersehen ist.

[62]) Young I, 594.

die alte Tropusfrage in das sachlich schwierige: *Quem quaeritis* umgeformt ist. Einbeziehungen des Lucas-Textes einschließlich der Änderung von *Quid* in *Quem* finden wir sonst nur in den französisch-normannischen Feiern des Typ III und in französischen Spielen.

Satz 3. Er fehlt in Klost. ganz, bezw. er ist in die Engelrede von Satz 4 einbezogen.

Satz 4. Er erscheint in der Prägung: *Nolite expavescere! Jesum quaeritis Nazarenum crucifixum. Non ets hic. Ecce locus, ubi posuerunt eum! Sed ite, dicite discipulis ejus et Petro, quia praecedet vos in Galileam; ibi eum videbitis, sicut dixit vobis.* Die umfängliche Antiphon ist zusammengesetzt aus dem alten Satz 3 *(Jesum quaeritis Nazarenum crucifixum),* Satz 4 *(Non est hic)* und dem Vulgatatext nach Marc. 16, 6. Die Antiphon ist freie Neuschöpfung des Klosterneuburger Spieldichters; sie hat im Donautal einen gewissen Eindruck gemacht; denn eine späte Feier aus Melk (Young I, 619) und zwei aus St. Florian (Young I, 365 u. 657) haben den Aufbau ohne Satz 3 und mit der neuen Antiphon *Nolite expavescere* übernommen. Die Feiern aus St. Florian bezeugen ihre Abhängigkeit von Klost. noch dadurch, daß sie zwei sonst nur dem Spiel eigene Strophen übernommen haben.

Die Visitatio von Klost. (und Ben.) unterscheidet sich also Zug um Zug von jenen des Typ II und III, auf dem die d. Sp. gegründet sind. Deutlich ist, daß in Klost.-Ben. französischer Anstoß wirksam ist (Satz 1 nach Typ I mit *O deus;* Satz 2 nach Lucas); zugleich aber zeigt sich der Mut des Dichters zu eigener, freier Neugestaltung.

Es ist damit schon jetzt klar, daß der Typ Klost. nicht die Grundlage der d. Sp. abgegeben haben kann. Und das bewährt sich auch weiter. Die deutschen Feiern nach Typ II schließen an die Visitation den Jüngerlauf an. Er baut sich aus drei Sätzen auf:

1. Kündigung der Marieen an die Jünger: *Ad monumentum venimus gementes* usw.
2. Lauf von Petrus und Johannes zum Grabe unter dem Begleitgesang *Currebant duo simul* nach Joh. 20, 4.
3. Kündigung der beiden Jünger an die Apostelbrüder unter Vorweisung der Grabtücher: *Cernitis o socii* usw.

In Typ III wird in Deutschland die Magdalenenszene zwischen Satz 1 und 2 eingeschoben. Die Kündung der Marieen *(Ad monumentum)*, die in Typ II den Jüngerlauf auslösen sollte, stößt jetzt ins Leere. Vielmehr begibt sich Maria Magdalena erneut zum Grabe, hat ihr Erscheinungserlebnis, und ihre Rückkehr und Kündung löst jetzt den Jüngerlauf aus. Wichtig ist, daß nun der Lauf der Apostel zeitlich und ursächlich die Folge von Magdalenas Erlebnis und Kündung ist. Das ist eine genaue Umkehrung des Evangelienberichtes. Hier ist der Verlauf vielmehr so, daß Maria Magdalena zunächst zum Grabe kommt und es leer findet. Sie meldet das den Jüngern; voll Schrecken eilen Petrus und Johannes zum Grabe, finden den Bericht bestätigt und stehen zweifelnd. Magdalena kehrt klagend zum Grabe zurück, erblickt dort zunächst zwei Engel. Sie fragen: *Mulier quid ploras* (Engelfrage); sie klagt ihr Leid. Danach erscheint der Herr, den sie für den Gärtner hält. Er fragt: *Mulier quid ploras, quem quaeris* (Herrenfrage). Sie antwortet mit der Frage nach dem Verbleib des Leichnams. Christi Anruf:: *Maria* läßt sie den Herrn erkennen; mit dem Rufe *Rabbi (Rabboni)* sinkt sie ihm zu Füßen. Er verbietet ihr, ihn zu berühren *(Noli me tangere)* und trägt ihr Botschaft an die Jünger auf, die sie ausrichtet.

Ähnlich in Klost., nur daß hier die Kündung der Marieen nach der Visitatio den Lauf der Jünger auslöst. Die Kündung geschieht in einer Zehnsilblerstrophe *(En angeli aspectum vidimus)*, die keine einfache Umdichtung der Antiphon *Ad monumentum* ist, und die sich in keinem einzigen d. Sp. findet. Sie ist dagegen in die drei alten schweizerischen Feiern nach Typ III (Einsiedeln, Rheinau, Engelberg) aufgenommen. Dieser Kündung stehen die Apostel ungläubig gegenüber *(Ista sunt similia deliramentorum)*, Johannes und Petrus eilen zum Grabe, finden die Tücher und stehen zweifelnd *(et nescimus, si resurrexerit, an aliquis eum abstulerit)*. Sie teilen ihren Zweifel den Apostelbrüdern mit. Das ist also ein Jüngerlauf, der wie in Typ II unmittelbar an die Kündung der Marieen anschließt und sich vor der Magdalenenerscheinung abspielt. Stellung vor der Magdalenenerscheinung und Zweifelsstimmung sind biblisch-johanneisch. Dasselbe aber finden wir im französ. Spiel von Fleury. Textzusammenhang zwischen Fleury und Klost. besteht nicht; wieder werden wir sagen: der Dichter von Klost. hat französische Anstöße frei neugestaltet.

All das ist aber fern den deutschen Spielen. Diese halten sich durchgehends entschieden an den Aufbau des deutschen Feiertypus III mit Umordnung von Magdalenenerscheinung und Jüngerlauf, nicht an Klost.

Es folgt nun die Erscheinungsszene auf Grund von Joh. 20, 11 ff. Die d. Sp. bauen auf der bestimmten Formung des Feiertypus III auf. Er hat folgende bezeichnende Züge: Die Engelbegegnung ist getilgt; wo Reste des Engeltextes vorhanden sind, sind sie auf Christus übertragen. Die Szene ist ganz auf die Begegnung Christus-Magdalena zugespitzt. Dem Anruf *„Maria"* anwortet sie mit dem vollen Vulgatatext: *„Rabbi, quod dictur magister."* Das *Noli me tangere* ist ersetzt durch einen dreistrophigen Gesang Christi in jambischen Achtsilbern, dem Maria Magdalena jeweils mit den drei Teilen des Trishagion antwortet. Der Kündungsauftrag, soweit vorhanden, erfolgt in einer trochäischen Achtsilblerstrophe *(Nunc ignaros hujus rei)*, seine Ausführung in einer Zehnsilblerstrophe *(Vere vidi dominium vivere)*.

Sehr anders wieder Klost. Zwar die Engelbegegnung ist auch hier unterdrückt, aber der volle Replikenwechsel von Engeln und Magdalena beibehalten, die Engelfrage an Christus übertragen. Marias Antwort lautet nur: *Rabboni* (ohne *quod dicitur magister*), das *Noli me tangere* ist im genauen Wortlaut des Johannestextes (20, 17) gegeben; der Wechselgesang fehlt. Der Kündungsauftrag ist im Johannesvers schon einbegriffen Einzig die Zehnsilblerstrophe *Vere vidi* teilt Klost. mit den d. Sp. Und wieder sehen wir Klost. in größerer Nähe zum Bibelwort und — was damit zusammenhängt — zu den französischen Feiern und Spielen. Mit diesen teilt Klost. erstens die Bewahrung der Engelreplik, wenn auch auf Jesus übertragen, dann den Anruf *Rabboni* ohne *quod dicitur magister*, endlich das *Noli me tangere* in Bibelprosa.

Nunmehr leitet der Feiertyp III zum Jüngerlauf über. Er benutzt dazu die Ostersequenz *Victimae paschali*. Bei leichten Varianten im Einzelnen gibt überall der dialogische Mittelteil: *Dic nobis Maria*, zum Wechselgesang zwischen Maria Magdalena und den Aposteln ausgebildet, den Anstoß zum Lauf der Jünger. Die einleitenden Versikel liegen meist bei Maria Magdalena, der Schluß: *Credendum est magis* sinnvoll beim Chor. Genau so ist der Aufbau in den d. Sp., nur das hier die Thomasszene häufig unorganisch zwischen Magdalenenerscheinung und Jüngerlauf eingeschoben ist.

Lösen wir sie heraus, so erhalten wir den genauen Verlauf der deutschen Feier III. In dieser bildet dann der Jüngerlauf mit den beiden oben angeführten Antiphonen den handlungsmäßigen Abschluß; *Te deum* und Gemeindegesang *(Christ ist erstanden)* lassen die Feier gottesdienstlich ausklingen. In den d. Sp. folgen dagegen nun weitere Erscheinungsszenen, sodaß hier die Übereinstimmung mit den Feiern aufhört.

Die ganz andere Einordnung des Jüngerlaufes in Klost. ist bereits erwähnt, die Beziehung zur französischen Ordnung und zur Bibel dargelegt. Aber in Klost. war auch der deutsche Jüngerlauf aus den Feiern bekannt. Seine Antiphonen werden sehr unorganisch dem Spiel zum Schluß angehängt. Auch hier leitet die Ostersequenz dazu über. Aber sie zeigt beachtliche Verschiedenheiten. Die Einleitungsversikel sind unterdrückt; die Verwendung der Sequenz beginnt sogleich mit dem dialogischen Teil. Die Frage *Dic nobis Maria* wird nur einmal, nicht dreimal gestellt, die drei Antworten sind auf die drei Marieen verteilt, und sie ergehen in ununterbrochener Folge. Ohne Darstellung des Laufes selber folgt nun als gemeinsamer Gesang von Aposteln und Marieen die Kündungsantiphon des Apostellaufes *Cernitis o socii* unter Vorweisung der Grabtücher. Und danach schließt der Chorus — abermals ohne Darstellung des Laufes — die Feier ab mit dem Gesang der leicht erweiterten Antiphon: *Post passionem domini currebant duo simul* usw. Die ganze Komposition stößt ins Leere und kann nur dem Wunsch entsprungen sein, auch diesem, aus den deutschen Feiern gewohnten Feierstück noch irgendwo Unterschlupf zu geben. Zu den d. Sp. führt keine Brücke.

b) Die Verse.

Das Klosterneuburger Spiel ist in seinem ganzen Text aus Versen, meist Zehnsilblerstrophen aufgebaut; nur die alten Kernsätze der Feier sind in Prosa gehalten. Auch die Feiern des deutschen Typus III und die d. Sp. sind mit Strophen und Strophengruppen geschmückt. Die feste Strophenauswahl der d. Sp. in ihrem Zusammenhang mit den singspielhaft ausgebauten Feiern III kommt weiter unten zur Sprache. Hier ist nur nach der Berührung zwischen den d. Sp. und Klost. zu fragen. Es ergibt sich, daß auch dabei die Berührungsfläche zwischen ihnen sehr gering ist. Wichtigste Strophengruppen der Spiele fehlen in Klost. *(Omnipotens*

pater altissime; Heu nobis internas mentes; Prima quidem suffragia; Nunc ignaros huius rei), Strophen von Klost. fehlen den d. Sp. *(En angeli aspectum vidimus; Monumentum inveni vacuum).* Gemeinsam ist Klost. und d. Sp. nur die dreistrophige Magdalenenklage *Cum venissem ungere mortuum* und die Magdalenenverkündigung *Vere vidi dominum vivere.*

Auf beiden Seiten findet auch der Hymnus *Jesu nostra redemptio* Verwendung, aber in ganz verschiedener Einordnung. In Klost. ist dieser aus dem französ. Peregrinusspiel stammende Hymnus Gesang der Apostel während der Rückkehr Maria Magdalenas vom Grabe: *Apostoli sine cessatione murmurant hymnum istum plangentes dominum: Jesu nostra redemptio.* Über Textform und Strophenauswahl aus dem ursprünglich sechsstrophigen Hymnus[63]) erfahren wir leider nichts. Iin diesem Punkt deckt sich Klost. mit den deutschen Feiern III. Auch dort ist der Hymnus, soweit er überhaupt auftritt (Rheinau, Nürnberg, St. Gallen-Hersfeld), Apostelgesang. Gerade hier aber weichen die d. Sp. von den Feiern ab. In ihnen ist der Hymnus Gesang der Marieen nach der Visitatio, genauer, nach der Kündungsantiphon *Ad monumentum.* Er überbrückt hier den Sprung zwischen Visitatio und Magdalenenszene und begleitet die Handlung der Trennung der beiden andern Marieen von Maria Magdalena.

Greifen wir über die eigentliche Feier hinaus und ziehen auch die Mercatorszene in die Betrachtung ein, so gehen auch hier Klost. und Ben. einerseits, die d. Sp. andrerseits auseinander. Die d. Sp. leiten die Mercatorszene — wenigstens in ihrem latein. Gerüst — mit dem dreistrophigen Wegegesang *Omnipotens pater altissime* ein, der sich zuweilen mit dem zweiten Wegegesang der Marieen zum Grabe, dem ebenfalls dreistrophigen Hymnus *Heu nobis internas mentes* vermischt. Beide Strophengruppen fehlen in Klost., die erste auch in Ben. Die zweite ist in Ben. vorhanden, doch mit einer völligen Umgestaltung der dritten Strophe. Der Salbenkauf selber vollzieht sich in den d. Sp. in einer dreistrophigen Wechselrede: Anruf des Kaufmanns; Frage der Marieen; Preisforderung. Diese Strophen werden später bei Analyse der Strophen der d. Sp. behandelt werden; sie sind zweifellos französischen Ursprungs. Aber gerade diese drei Strophen sind in Klost. nicht vorhanden sondern durch eine zweistrophige Wechselrede von sakralerer Haltung er-

[63]) Der ganze Text bei Young I, 641 f.; Analecta Hymnica LI, 95.

setzt. Die realistische Preisforderung ist verstummt, und der Kaufmann überläßt den Frauen die Salbe mit einem Hinweis auf ihre sakrale Verwendung und Bedeutung. Wieder bewährt sich der Gesichtspunkt: Klost. ruht auf französischen Anregungen, die es frei verarbeitet.

Ben. dagegen bietet eine interessante Mischung des Kauftextes von Klost. mit dem französischen, bezw. dem der d. Sp. Die Szene beginnt mit der sakralen Marieenstrophe *(Aromata pretio quaerimus)*, sie wird fortgeführt mit den beiden ersten Strophen der dreistrophigen franz. Version*(Huc proprius* und *Dic tu nobis)*. Es folgt die sakrale Mercatorstrophe aus Klost. *(Dabo vobis unguenta optima)*; den Abschluß bildet die französ. Preisforderung *(Hoc unguentum si vultis emere)*, die nun, der sakralen Haltung des Mercator nicht mehr angemessen, der neu erfundenen *Uxor apotecarii* zugewiesen wird. Ben. hat also auf Klost. aufgebaut, aber die Kaufszene der Franzosen und der d. Sp. mit dem Klosterneuburger Vorbild verarbeitet. Die Fassung von Klost. hat in einigen Prager Texten des Typ III Eingang in die kirchliche Feier gefunden, zu deren Haltung sie nicht im Widerspruch steht.

Abschließend ergibt sich, daß die d. Sp. von dem lat. Spiel des Klosterneuburger Typus unabhängig sind, sich in kaum einem Punkte mit ihm berühren, daß sie vielmehr aus eigenen Voraussetzungen erklärt werden müssen. Diese sind im deutschen Feiertypus III gegeben, dem die d. Sp. in allen Einzelheiten folgen. Doch ist zu vermuten, daß sie nicht unmittelbar nach einer Feier geformt sind, sondern daß ihnen ein verlorenes lat. Spiel zu Grunde liegt, das genau nach dem Aufriß der deutschen Feier III gebaut war, mit diesem aber die französische Mercatorszene verband. Für uns ist zum Vergleich nur die deutsche Feier III greifbar; die weitere Aufgabe wird es also sein, das Feiergerüst der d. Sp. in genauem Vergleich den Feiern gegenüberzustellen und ihrer feineren Typologie einzuordnen, wie ich sie in meiner ungedruckten Untersuchung festgestellt habe.

Zum Vergleich ziehe ich zunächst die große Hauptmasse der d. Sp. heran, die auf einheitlicher deutscher Grundlage beruhen[64].

[64]) Die älteren Ausgaben der d. Sp. bequem verzeichnet bei Wilh. Meyer, Fragmenta Burana S. 104 Anm. 1. Neue Ausgaben von Trier, Innsbruck und Erlau bei Hartl, Drama des Mittelalters 2. Das Rhein. Spiel hrsg. von H. Rueff s. o. Anm. 57.

Beiseite bleiben zunächst die Spiele von St. Gallen, Donaueschingen und Osnabrück[65]), die in einem Schlußabschnitt gesondert besprochen werden. Es scheiden ferner aus das Reddentiner Spiel, dem die ganze Kernszene fehlt, und das Wiener Spiel, das, abgesehen von der Ostersequenz, alles Lateinische abgestoßen hat. Ähnliches gilt für die Kernszene des Alsfelder Spiels, doch ist es bei der Mercatorszene zu berücksichtigen, deren lateinische Verse es bewahrt hat. In Betracht kommen also folgende Spiele: Trier, Wolfenbüttel, Innsbruck, Eger, Erlau, die Tiroler Spiele, das Sterzinger Spiel des Debs, das Rheinische Spiel und die Frankfurter Dirigierrolle. Die Feier nach Typ III sind sämtlich bei Young zusamengestellt, seitdem ist die Braunschweiger hinzugekommen[66]).

a) Die Prosa

Oben sind die Sätze der Visitatio nach Typ II mitgeteilt, die sich in Typ III wiederholen. Es ist dort auf zwei Textvarianten hingewiesen. In Satz 1 *sacrum* statt *sanctum sepulchrum,* in Satz 2 *gementes* statt *plorantes.* Beide haben gruppenbildenden Wert. *Sacrum sepulchrum* ist die Form des äußersten Südostens, des Patriarchats von Aquileja und einer Feiergruppe nach Typ II aus dem steirischen Kloster St. Lambrecht. Alle übrigen Feiern haben *sanctum sepulchrum,* und so auch die d. Sp. Der äußerste Südosten scheidet damit, wie zu erwarten, für die Herkunft des Textes der d. Sp. aus.

Der Wechsel *plorantes-gementes* scheidet sich nicht so klar. In Typ II ist *plorantes* die verbreitetere Form; *gementes* findet sich nur im Donauraum in den Stiften Salzburg und Passau. Da aber dort auch *plorantes*-Texte vorkommen, und da andrerseits im Typ

---

[65]) Ein zweites Osnabrücker Osterspiel ist aus dürftigen Fragmenten bekannt, die Konr. Dürre in „Niedersachsen" Bd. 24, 301 ff. 1919 abdruckte. Die Fragmente brechen im Descensus vor den uns interessierenden Szenen ab.

[66]) Heinr. Sievers, Die latein. liturg. Osterspiele der Stiftskirche St. Blasien zu Braunschweig. Diss. Würzburg 1936. Die dort S. 15 und Anm. erwähnte, von Otto Ursprung im Handbuch der Musikwissensch. (Die katholische Kirchenmusik o. J.) als Tafel VI in Faksimile veröffentlichte Feier III aus Notteln (Münster) ist nichts anderes als die bei Young (I, 662 f.) als Feier aus Münster abgedruckte. Young wußte über den Verbleib der Hs. nichts; sie ist im Privatbesitz von Prof. Ursprung in München.

III *gementes* auch außerhalb des Donauraumes begegnet (Engelberg, Nürnberg), ist kein klares Ausscheidungsmerkmal gewonnen. Die d. Sp. haben durchaus *plorantes;* nur einige Tiroler Spiele sind zum heimischen *gementes* übergegangen. Immerhin spricht die durchgehende *plorantes*-Form eher für Entstehung außerhalb des Bezirkes Passau-Salzburg.

Auch die Schweiz scheidet als Ursprungsort der d. Sp. aus. Denn hier hat der donauländische Typ II niemals feste Wurzel gefaßt und Typ I mit dem alten Tropus nicht verdrängen können. Und so sind denn auch die drei alten schweizerischen Feiern (Engelberg, Einsiedeln, Rheinau) mehr oder weniger umfassend zu den alten Antiphonen des Tropus zurückgekehrt, die in den Spielen nie erscheinen. Dazu kommt, daß die schweizerischen Feiern die Antiphon *Ad monumentum* durch die Klosterneuburger Strophe *En angeli aspectum vidimus* ersetzt haben, die den d. Sp. fremd ist.

Diese Antiphon bietet eine weitere wichtige Variante. In den allermeisten Feiern lautet sie so, wie oben angegeben, mit Einzahl des Engels: *angelum domini sedentem* — — *dicentem.* Die d. Sp. dagegen verwenden durchaus den Plural: *angelos* — *sedentes* — *dicentes.* Es hängt dies mit der Darstellungsform zusammen; in den Feiern werden den Frauen bald nur ein Engel (nach Marcus und Matthäus) bald zwei Engel (nach Johannes und Lucas) gegenübergestellt. Der alte Tropus rechnete mit mehreren Engeln *(o celicolae);* der Typ II, wie die Antiphon *Ad monumentum* zeigt, mit einem Engel. Darstellerisch blieb man jedoch auch in dem Typ II vielfach bei zwei Engeln, sodaß einzelne Feiern gleich den d. Sp. die Pluralform in die Antiphon eingeführt haben. Auch die Feiern des Typus III sind darstellerisch uneinheitlich; Cividale, Rheinau, Einsiedeln, Nürnberg, Braunschweig schreiben einen Engel vor, Engelberg, St. Gallen-Hersfeld, Havelberg, Zwickau, Münster[67]) deren zwei. Für die Entstehungsfrage der d. Sp. wichtig ist aber die Tatsache, daß der Donauraum, Passau-Salzburg, geschlossen nur einen Engel vorschreibt, was sich daraus erklärt, daß eben hier die Heimat des Typ II und damit der Antiphon *Ad monumentum* zu suchen ist. Das spricht nunmehr entscheidend dagegen, den Ursprung der d. Sp. in diesen Raum zu verlegen.

In die gleiche Richtung deutet endlich die Einordnung der Ostersequenz *Victimae paschali.* Ohne auf Einzelheiten eingehen zu

[67]) Bei den letzten vier sehr jungen Feiern ist Einfluß der Spiele zu erwägen.

können, weise ich nur auf den Ort ihrer Einfügung in die Feier hin. Sie findet sich bei weitem nicht in allen Feiern des Typus II, doch in fast allen des Typus III. Fest eingeordnet in Typ II ist sie in der Passauer Diözese. Sie folgt dort auf den Jüngerlauf, und zwar nur von ihrem dialogischen Teil *(Dic nobis Maria)* an, während die Einleitungsversikel fehlen. Mit der Sequenz ist die Feier abgeschlossen; es folgt nur noch der Ausklang mit Tedeum und Volksgesang. Das bedeutet, daß die Sequenz hier an Stelle der alten Schlußkündigung der Auferstehung getreten ist: *Surrexit dominus de sepulchro* oder *Surrexit enim sicut dixit dominus*. Anders in Typ III und in einigen außer-passauer Feiern des Typ II. Hier ist die ganze Sequenz einschließlich der Eingangsversikel dem Jüngerlauf vorangestellt, der Dialogteil in der Regel als Wechselgesang zwischen Maria Magdalena und den Aposteln aufgeteilt, der Schluß dem Chorus zugewiesen. Hier ist die Sequenz also zu einem sinnvollen Aufbauteil geworden: Kündung der Magdalena an die Apostel und damit Anstoß zum Lauf der beiden Jünger nach dem Grabe.

Die d. Sp. richten sich in ihrer geschlossenen Mehrheit nach Typ III, nicht nach dem Passauer Typ II. Und wenn in Trier und Wolfenbüttel die Sequenz wie dort den Abschluß bildet, so ist diese Übereinstimmung nur scheinbar. Denn in diesen Spielen fehlt der Jüngerlauf. Die Sequenz steht hier, wie überall sonst, gleich hinter der Erscheinungsgrenze, und ihre Stellung am Schluß verdankt sie nur dem Umstand, daß die beiden Spiele durch Streichung des Jüngerlaufes gekürzt sind. In ihren Vorlagen folgte auch hier sicherlich der Jüngerlauf.

Damit scheidet der gesamte bayrisch-alemanische Süden als Heimat für die lateinische Grundlage der d. Sp. aus. Auch dann noch bleibt der Raum, in dem diese entstanden sein könnte, sehr groß, und ich sehe aus den Feiern heraus keine Möglichkeit, ihn weiter einzuschränken. Aber es spricht nichts gegen die Entstehung in Mitteldeutschland oder im rheinischen Raum, wohin Rueff das älteste deutsche Osterspiel verlegen wollte.

b) Die Verse.

Die d. Sp. halten nicht nur die alten Kernprosen erstaunlich zäh fest, sie stehen auch in ihren lat. Versen in engstem Zusammenhang mit der deutschen Feier III. Hier steht für alle Text-

fragen Wilh. Meyers Analyse in den Fragmenta Burana S. 105 ff zu Gebote; im übrigen muß ich mich auch hier auf meine Untersuchungen zur lat. Osterfeier beziehen. Folgende Strophen und Strophengruppen sind vorhanden:

1. Der dreistrophige Wegegesang der Marieen zum Grabe *Heu nobis internas mentes.* In den Feiern überall vorhanden außer in dem dürftigen Text aus Münster und dem späten Zwickauer Text, der sie durch *Jesu nostra redemptio* (s. u. Nr. 7) ersetzt. Stets ist die dritte Strophe neben den beiden andern Sechszeilern nur vierzeilig.

In den d. Sp. stehen die Strophen überall grundsätzlich richtig vor der Visitatio. Doch ist ihre klare Zuordnung oft durch die breite Entfaltung der Krämerszene verdunkelt; nur in Erlau und Eger haben sie ihre klare Stellung als Wegestrophen unmittelbar vor der Visitatio bewahrt. In andern Spielen (Trier, Wolfenbüttel[68]) Rheinisch) bilden die Strophen nun die Einleitung der ganzen Szenengruppe vor dem Salbenkauf, in wieder andern, wie in Innsbruck, sind sie mitten in die Krämerszene hineingeraten. Diese Einzelheiten sind nicht wesentlich; immer bleibt doch das sichere Bewußtsein, daß diese Strophen in den Anfang, vor die Visitatio gehören.

2. Die dreistrophige Klage der Maria Magdalena *Cum venissem ungere mortuum.* Sie ist den meisten Feiern eigen, fehlt nur wieder in Münster und dann in Nürnberg. Beide behalten nur noch den Refrain *Heu redemptio Israhel* bei, über den weiter unten Nr. 6 gesprochen wird. In den d. Sp. ist sie überall vorhanden, einzig die Sterzing-Tiroler-Gruppe hat den latein. Text aufgegeben, nur den darauf gegründeten traditionellen deutschen behalten. Zuweilen geht die Mittelstrophe *(En lapis est vere depositus)* verloren (Trier, Innsbruck). Sie ist aus dem Kontext des Spieles her überflüssig geworden: der *lapis depositus* war ja soeben in der Visitatio sichtbar geworden. Die erste Strophe *(Cum venissem)* ist zuweilen noch in einen Wechselgesang mit den andern Marieen einbezogen, die letzte *(Dolor crescit)* wird gern abgelöst und zwischen den beiden Erscheinungen Christi als hortulanus und rex victor eingeschoben. Die Strophe mit ihrer deutschen Paraphrase

---

[68]) In Wolfenbüttel leitet eine neue kleine Strophe (*Nunc eamus et ungamus*) die Visitatio ein. Sie findet sich in der Feier aus dem benachbarten Braunschweig wieder.

schafft Zeit für das Abtreten und Wiedererscheinen des Christusdarstellers.

3. Der dreistrophige „dogmatische‘ Gesang Christi in jambischen Achtsilblern *Prima quidem suffragia* mit den drei Teilen des Trishagion als Responsion Marias. Er ist in den Feiern überall vorhanden außer in Cividale, wo er durch einen Vers von ziemlich zweifelhafter eigener Mache ersetzt ist. Auch die Spiele kennen ihn durchgehends, nur das überhaupt frei gestaltende Rheinische Spiel ersetzt die beiden ersten Strophen durch besondere Antiphonen, die dritte, die das *Noli me tangere* enthält durch den Bibeltext. Doch zeigt der beibehaltene Wechselgesang mit Maria und das Trishagion, daß dem Spiel die alte Spieltradition zu Grunde lag.

4. Der an das Vorige unmittelbar anschließende einstrophige Kündungsauftrag Christi an Maria in trochäischen Achtsilblern *(Nunc ignaros hujus rei)*. In den Feiern hat sie nur die Gruppe Cividale-Münster ausgeschieden und durch den Bibeltext Joh. 20, 17 bezw. dessen Umdichtung ersetzt. Die Spiele haben ihn in der Mehrzahl aufgegeben; er findet sich noch in Wolfenbüttel[69]) und Erlau. In den übrigen Spielen fehlt er entweder ganz (Trier, Innsbruck, Tirol) oder er wird in einer deutschen Form gegeben. deren Unterlage nicht die lat. Verse sind, sondern die auf den Johannestext zurückgeht (Eger, Sterzing, Rhein. Sp. Frankfurt).

5. Die unmittelbar anschließende Zehnsilblerstrophe, in der Maria Magdalena den Kündungsauftrag ausführt *(Vere vidi dominum vivere)*. Diese Strophe ist in den Feiern verh. selten, doch neben den jungen Feiern aus Havelberg und Zwickau in den Fassungen aus Cividale und Braunschweig erhalten, die dem 14. Jh. angehören. Sie ist eine der wenigen Berührungen mit Klost. und vielleicht sehr alt. Sie ist in den meisten d. Sp. erhalten, nur die Tiroler Gruppe begnügt sich mit einer genauen, auch das Metrum nachbildenden, Eger mit einer freieren deutschen Übertragung.

6. Die Antiphon *Heu redemptio Israel* als Refrain der Klagestrophen der Maria Magdalena (Nr. 2). Sie fehlt in den Feiern aus der Schweiz und — sicher sekundär — in Cividale, da die nächstverwandte Feier aus Münster sie als alleinige Magdalenenklage, ohne die Strophen besitzt. In den d. Sp. ist sie überall ein fester Refrain nach den genannten Klagestrophen, in Wolfenbüttel nur

[69]) In Wolfenbüttel falsch als Str. 3 des dogmat. Hymnus eingeordnet.

nach der letzten Strophe. Die Tirol-Sterzinger Gruppe hat die Klagestrophen selber aufgegeben, die Antiphon aber als Magdalenenklage erhalten.

Die Antiphon stammt aus Frankreich; sie ist der normannisch-sizilischen Gruppe eigen und kehrt in der großen Feier von Fleury-Orleans und im Spiel von Tours wieder. Aber französische Feiern einerseits, deutsche Feiern und Spiele andrerseits unterscheiden sich in Text und Anordnung. Im französ. Bereich ist die Antiphon Wegegesang der drei Marieen und daher dreistrophig. Der deutsche Text

Heu redemptio Israhel
utquid mortem sustinuit

setzt sich aus der ersten Zeile der zweiten und der zweiten Zeile der dritten französ. Strophe zusammen. Und die Antiphon ist, wie gesagt, überall Refrain der Magdalenenklage oder ersetzt sie. Die d. Sp. erweitern den Text meistens zu: *sustinuit patiens,* was auch die junge Zwickauer Feier aus den Spielen übernimmt. Doch zeigen unter den d. Sp. noch Trier, Wolfenbüttel und einige Tiroler Fassungen den unerweiterten alten Text. Eine individuelle Anwendung kennt Erlau. Das Spiel löst die Antiphon von dem Klagegesang der Magdalena und macht sie zu einer selbständigen Klage unmittelbar vor dem Replikenwechsel *Maria-Rabbi.* In seiner Dreigliedrigkeit könnte der Text an die französ. Feiern erinnern, doch sind die beiden neuen Glieder vom französ. Text unabhängige Neudichtung *(ut qui nasci voluit; ut qui pati voluit),* und die erweiterte Form der alten Zeile: *sustinuit p a c i e n s* erweist Ableitung aus der alten Spieltradition.

7. *Jesu nostra redemptio.* Von diesem Hymnus teilt Young (I, 641) eine Vollfassung von sechs Strophen mit. Er gehört ursprünglich, wie hier nicht nachgewiesen werden kann, in das aus Frankreich gebürtige Peregrinusspiel, dessen festen Einleitungshymnus er bildet. Die deutschen Feiern des Typus III haben ihn nur sporadisch aufgenommen (Rheinau; St. Gallen-Hersfeld; Nürnberg; Zwickau) und verschieden eingeordnet. Sie verwenden drei Strophen: Str. 1 und 2 und eine wechselnde dritte. Auch Klost. kennt, wie erwähnt (oben S. 52) den Hymnus als Apostelgesang während der Magdalenenszene. Die deutschen Spiele haben eine feste, von Klost. abweichende Tradition ausgebildet. Sie kennen

nur die beiden ersten Strophen[70]) und geben sie den Marieen nach der Rückkehr von der Visitatio, nach — nur im freischöpferischen Rhein. Spiel vor — der Antiphon *Ad monumentum*. Er fehlt in Frankfurt und den Tiroler Spielen, die das latein. Gerüst überhaupt zurückdrängen. Die neue Einordnung ist geschickt; der Hymnus überbrückt textlich den Übergang von der Visitatio zur Magdalenenerscheinung, handlungsmäßig die Trennung der Marieengruppe. Die beiden andern Marieen singen rücktretend je eine Strophe des Hymnus — daher die zweistrophige Auswahl — dann setzt Magdalena mit ihrer Klage *Cum venissem* ein.

Der gesamte Versbestand der Feiern III kehrt also in den d. Sp. wieder; Text und Anordnung stimmen bis auf einzelne Abwei chungen überein. Einzig in Nr. 7 sind die d. Sp. in der Einordnung selbständig. In Klost. (und Ben.) dagegen fehlen die Stücke 1, 3, 4, 6 und 7 hat eine andere Einordnung. Die d. Spiele gründen sich also auf eine voll ausgebildete Feier des deutschen Typ III.

Daß doch nicht eine Feier sondern ein lat. Spiel die unmittelbare Grundlage der d. Sp. ist, haben wir aus der Tatsache geschlossen ,daß die deutschen Spiele auch für die Mercatorszene ein altüberliefertes latein. Gerüst haben. Und diese Szene gehört keiner Feier an; sie kann nur aus einem latein. Osterspiel stammen.

Die latein. Mercatorszene, uns aus Klost.-Ben. einerseits, aus der französ. Spieltradition andrerseits bekannt, baut sich aus zwei Grundbestandteilen auf, einem dreiteiligen Wegegesang der Marieen und einer mehrstrophigen Kaufszene in Zehnsilblern. Die beiden französ. Stücke, das Spiel von Tours und das alte spanische Spiel von Ripoll (von Young ins 11. Jh. gesetzt) haben beide Aufbauteile; in den bayr.-österr. Stücken fehlt der Wegegesang. Die Wegestrophen hat die französ. Feier von Narbonne[71]) aufgenommen, doch leider sind nur die Strophenanfänge mitgeteilt, die nichts aussagen. Die Kaufstrophen von Klost. sind in einigen Prager Feiern aufgenommen worden.

---

[70]) Auch in Wolfenbüttel nennt die Rubrik nur diese beiden Strophen ausdrücklich, läßt dann aber Maria Magdalena den *ultimum versum* singen, ohne seinen Anfang anzugeben.

[71]) Tours Young I, 438 ff.; Ripoll ebda. 678 ff.; Narbonne ebda. 284 ff.

Deutsche und französische[72]) Spiele sind textlich nahe verwandt, haben aber doch entscheidende Unterschiede. Indem ich Einzelheiten unter Hinweis auf Frmm. Bur. übergehe, stelle ich nur die einschneidenden fest. In der dritten Wegestrophe wird auf französ.-spanischer Seite als Zweck des Salbenkaufes angegeben, den Leichnam vor Verwesung zu schützen *(quod nunquam vermes possint comedere,* Tours; *non amplius posset putrescere* Ripoll). Sämtliche deutschen Spiele haben statt dessen eine sacralere Form: *cum quo bene possimus ungere corpus domini sacratum.*

Die Kaufszene ist in den d. Sp. regelmäßig dreistrophig: Aufforderung des Mercator *(Huc propius flentes accedite),* Anrede der Marieen an den Mercator *(Dic tu nobis mercator juvenis),* Preisforderung *(Hunc unguentum si vultis emere).* Die franz. Spiele sind, jedes in seiner Weise, vierstrophig. In Tours ist die Aufforderung des Mercators *Huc propius* als dritte Strophe nach *Dic tu nobis* eingeordnet, also zu einem Stück der Kaufverhandlung gemacht. Sie weicht textlich stark ab (s. u.). Dafür hat Tours eine oder eigentlich zwei neue Aufforderungsstrophen vorangestellt. Zunächst vier Zeilen nach dem Grundriß der dritten deutschen Wegestrophe:

Venite si complacet emere
hoc unguentum, quod vellem vendere,
de quo bene potestis ungere
corpus domini sacratum.

Danach eine zweite, die den Verwesungsgedanken der franz. Spiele in den beiden oben angeführten Formen aufnimmt:

Quod si corpus possetis ungere
Non amplius posset putrescere (=Ripoll)
Neque vermes possunt comedere (= Tours)

Es ist ein bezeichnendes Beispiel für die Arbeitsweise des Dichters von Tours, der seine Verse von allen Seiten aus weitgehender Kenntnis lateinischer Spiele und Feiern zusammenholt, und dabei auch gerade deutsches Dichtgut aufgreift.

In Ripoll ist die Ordnung gestört; *Dic tu nobis* steht unsinnig am Anfang und muß richtig umgestellt werden. Die Aufforderung des Mercator gehört natürlich an den Anfang. Sie ist ebenfalls

[72]) Das Spiel von Origny (Young I, 412 ff.) hat in der Mercatorszene nur französischen Text, doch in sehr genauer Übersetzung des lateinischen. Die Fragen der Komposition von Origny lasse ich hier beiseite.

zweiteilig. Sie besteht erstens aus der Strophe, die in Tours als die dritte steht, in Deutschland die Szene einleitet. Also geht Ripoll hier mit Deutschland, hat aber die franz Form (s. u.). Dann fährt sie in Übereinstimmung mit Tours mit den Verwesungszeilen fort. Als vierte Strophe hat Ripoll die Preiszahlung durch die Marieen, die in den d. Sp. stes mit einer traditionellen deutschen Strophe abgemacht wird.

Formal gehen Deutschland und Frankreich in der alten Aufforderungsstrophe der d. Sp. (= Tours str. 3) weit auseinander:

Tours:	Innsbruck:
Mulieres mihi intendite	*Huc propius flentes accedite*
hoc unguentum si vultis emere	*hoc unguentum si vultis emere*
datur genus mirae potentiae.	*cum quo bene potestis ungere*
	corpus domini sacratum.

Auf beiden Seiten wird also die letzte Wegestrophe der Marieen in der Aufforderungsstrophe wieder aufgenommen. Aber während die französ. Spiele das Verwesungsmotiv nachdrücklich wieder aufnehmen, verdrängen die d. Sp. auch noch die Realistik des Salbenangebotes. Das kann nicht erst innerhalb der d. Sp. geschehen sein. Diese hätten an solcher Realistik keinen Anstoß genommen; ganz im Gegenteil. Die sacrale Wendung in der Mercatorszene macht es ganz deutlich, daß hinter den d. Sp. eine lateinische Spielform stehen muß, die stark kirchlich gebunden war und die Mercatorszene in den Stil der Feiern einzukleiden suchte. Ganz ähnliche Wege, aber mit ganz anderer Durchführung, sahen wir ja den Verfasser von Klost. gehen.

Die latein. Mercatorstrophen sind von einer ganzen Reihe der d. Sp. aufgegeben, die ganze Szene völlig verweltlicht worden. Nur die Wegestrophen sind allgemein erhalten. Doch auch die Kaufstrophen werden durch Wolfenbüttel, Innsbruck, Alsfeld und Frankfurt genügend sicher bezeugt, und sie gehen textlich so völlig zusammen, daß eine gemeinsame Grundlage garnicht zu bezweifeln ist. Ist es ein Zufall, daß gerade die hessisch-thüringische Gruppe mit ihrer ndd. Ausstrahlung die Kaufstrophen bewahrt hat? Darf man daraus schließen, daß das latein. Grundspiel dort besonders bekannt und also wohl zu Hause war? Ehrismann hat in seiner Literaturgeschichte (II, 1, 1 S. 125) erkannt, daß das frühmhd. thüringische Fragment Christus und Pilatus eine deut-

sche Paraphrase eines latein. Passionsspiels zum Verständnis der deutschen Zuhörer ist. Welchen Umfang das Ganze gehabt hat, wissen wir nicht. Es ist durchaus denkbar, daß Passion und Auferstehung in ein und demselben Spiel behandelt worden sind. Jedenfalls erfahren wir hier, daß es im Ausgang des 12. Jhs. in Thüringen lateinische geistliche Spiele gegeben hat. Die Möglichkeit muß erwogen werden, daß das latein. Grundspiel der d. Sp. hier seine Heimat gehabt hat.

c) Die abweichenden Spiele.

Kurz können die dürftigen Osterteile der Spiele von St. Gallen und Donaueschingen abgemacht werden.

1. St. Gallen. Das Spiel umfaßt das ganze Leben Jesu; den Osterteil hat es sehr kurz behandelt und — wenigstens in der Niederschrift — das Latein fast ganz ausgeschieden. Es fehlt die Mercatorszene und von den Kernszenen der Jüngerlauf. Der Grundriß der Visitatio läßt sich aus den knappen latein. Stichworten als der der deutschen Feiern II und III erkennen; die deutschen Verse schließen eng an die lateinischen Grundantiphonen an. Die Visitatio war also ganz wie in den übrigen d. Sp. gebaut. Auf die Visitatio folgt ohne jede Überleitung die Magdalenenerscheinung ohne Engel. Dem Anruf Christi antwortet Maria mit dem Gesang von *Jesu nostra redemptio*. Das ist eine Anordnung, die wir sonst nirgends finden. *Noli me tangere* und Kündungsauftrag an die Jünger werden in knappen deutschen Versen gegeben; er wird von den drei Marieen, ebenfalls nur deutsch, ausgeführt. Es folgt der Dialogteil der Ostersequenz, ohne Einleitungsversikel, auf Petrus und Maria Magdalena verteilt. Den Schlußhymnus singen die Apostel und beschließen damit das Spiel. Die genaue Quelle dieser knappen Dichtung ist nicht festzustellen. Im ganzen verläuft sie wie die d. Sp., doch die Einordnung des einzigen hymnischen Bestandteils steht ganz isoliert. Auch eine Feier des Typus III könnte zu Grunde liegen.

2. Donaueschingen. Es ist ein umfängliches Passionsspiel. Der Text bricht leider mit der Visitatio vorzeitig ab. Diese selbst bietet keine Besonderheit; Satz 1 *(Quis revolvet)* ist nur deutsch vorhanden; im übrigen ist es ein normaler *plorantes*-Text. Mit der nur deutschen Verkündigung an Petrus endet die Handschrift. Eigentümlich ist die Verwendung der Engel. Wir finden hier die zwei

und den einen Engel nebeneinander. Zwei Engel öffnen das Grab; darinnen ist ein dritter Engel — der eine Engel der Visitatio des Typ II und z. T. III. An den Wechselreden nehmen alle Engel in nicht immer klarer Abwechslung teil. Dieser eine Engel der Visitatio ist die erste Abweichung vom Typ der übrigen d. Sp.

Eine weitere, wesentliche Abweichung ist die Verwendung des Hymnus *Jesu nostra redemptio* als Wegestrophen der Marieen zum Grabe. Die Strophenauswahl ist nicht angegeben. Diese Verwendung ist im Bereich der Spiele ganz individuell; keines der übrigen Spiele kennt sie. Merkwürdigerweise begegnet eine Parallele auf dem Gebiet der Feier III. in der räumlich weit abgelegenen Zwickauer Feier.. Auch sie ist ohne Parallele in den übrigen Feiern. Bei dem weiten räumlichen Abstand ist an Zusammenhang nicht zu denken; das Zusammentreffen muß zufällig sein.

In der Mercatorszene sind die Wegstrophen nicht angegeben. Nur der Refrain *Heu, heu quantus est noster dolor* ist vorgeschrieben. Aber bei der Knappheit der Textangaben ist es möglich, daß damit der ganze Hymnus gemeint ist, und jedenfalls zeigt der Refrain, daß er in der Vorstufe einmal vorhanden war. Ganz für sich steht das Spiel dagegen in den Kaufstrophen. Hier — und hier allein — tritt in einem d. Sp. die Marienstrophe der zweistrophigen, sakralen Form von Klost. auf. Bei der abgebrochenen Überlieferung des Spiels ist es leider unmöglich zu wissen, ob es mit Klost. noch weitere Eigenschaften teilte. Als ganzes ist es kein Abkömmling von Klost. Denn die Visitatio zeigt das Normalgefüge von Typ II und III wie die übrigen d. Sp., nicht die Sonderform von Klost. Aber wir wüßten gern, wie weit dieser Einfluß auf das Donaueschinger Spiel reicht, wie weit also hier die obd. latein. Spielübung in ein d. Sp. hineingewirkt hat.

3. Osnabrück. Am interessantesten ist das neu aufgefundene Spiel von Osnabrück. Die Mercatorszene fehlt ihm. Zunächst verläuft es ganz normal mit einer Visitatio nach der Feier II und III mit *sanctum sepulchrum* und *plorantes. Ad monumentum* hat wie in den andern d. Sp. den Plural *Angelos — sedentes — dicentes.* Nun aber geht das Spiel ganz eigene Wege. Auf *Ad monumentum* folgt unmittelbar der Apostellauf mit seinen beiden Antiphonen. Das ist die Ordnung der deutschen Feier II, nicht III. Und danach folgt das Magdalenenerlebnis. Es ist ganz auf den Johannes-Text gegründet, d. h. es gliedert sich in Engelvision und Christuserschei-

nung mit beiden Fragen und beiden Antworten der Magdalena. Dem Anruf: *Maria* antwortet sie mit bloßem *Raboni* (ohne *quod dicitur magister)*. All dies, Vorausnahme des Jüngerlaufes und Aufbau der Magdalenenszene, ist reine Anordnung des Evangeliums. Sie wird jetzt verlassen, indem das *Noli me tangere* durch die drei Strophen des „dogmatischen Gesanges" mit dem Trishagion ersetzt ist. Der Kündungsauftrag nach Joh. 20, 17 fehlt hier; seine Ausführung geschieht wieder in Einbiegung in den Bibeltext durch die Worte der Magdalena aus Joh. 20, 18: *quia vidi dominum et haec dixit mihi*. Den Inhalt der Kündung gibt die Ostersequenz her. Die Eingangsversikel sind weggelassen; sie setzt mit dem dialogischen Teil ein mit dreimal wiederholter Frage und Verteilung auf Magdalena und die beiden andern Marieen. Der hymnische Schluß folgt erst später.

Vielmehr führt die Wechselrede zu einer ganz neuen, in den d. Sp. unerhörten Szene, der Begegnung des Auferstandenen mit der Marieengruppe. Sein Gruß: *Avete* zeigt, was mit der Szene gemeint ist: die Begegnung des Auferstandenen mit den Frauen nach Matth. 28. Dem Gruß erwidern die Frauen mit einem bekannten liturgischen Passus:*Adoramus te Jesu Christe et benedicimus te* usw. Dann biegt der Text wieder ins Johannesevangelium ein; Jesus erwidert mit einem Teil des *Noli me tangere: Ascendo ad patrem meum et patrem vestrum, deum meum et deum vestrum.* Die Frauen verkünden den Aposteln ihr Erlebnis in nur deutschen Versen, nachdem die Engel diese Kündigung, abermals johanneisch, vorbereitet haben *(Venit Maria annuncians discipulis* = Joh. 20. 18). Die Apostel — im Wechselgesang mit den Engeln — nehmen sie mit dem Schlußhymnus der Ostersequenz auf, die zugleich das ganze Spiel abschließt.

Das Spiel ist also ganz individuell. Mehreres daran erinnert an französische Feiern, die wir aus der Normandie kennen. Als Einzelheit gehört hierher das bloße *Raboni,* als grundsätzliche Erscheinungen die Engel in der Magdalenenszene und namentlich die Aufnahme der Frauenbegegnung nach Matthäus. Solches Herüberwirken von Frankreich her wäre höchst interessant. Dennoch glaube ich nicht daran. Denn wichtige Stücke zeigen, daß auch Osnabrück in der deutschen Spieltradition steht. Es teilt mit ihr den Normalbau der Visitatio, den Jüngerlauf mit seinen drei Antiphonen, der ausschließlich deutsch ist, die Aufnahme der Ostersequenz

und vor allem das Vorhandensein wenigstens eines Hymnus aus dem Schatz der traditionellen Hymnen der deutschen Feiern und Spiele. Andererseits weicht Vieles von dem französischen Typ ab, vor allem Einordnung und Text der Begegnung Jesu mit der Frauengruppe. Und anderes, das mit Frankreich übereinstimmt, ist auch als Annäherung an den Bibeltext erklärlich, wie auch die Einordnung des Jüngerlaufes vor der Magdalenenszene Rückkehr zur biblischen Reihenfolge ist. So wird man am besten tun, das Osnabrücker Spiel als eine individuelle Einzelleistung anzusehen, die in den Rahmen der Bestrebungen fällt, die Auswucherungen der deutschen Spiele zurückzuschneiden, und zu einem Spiel zu gelangen, das der Würde der Kirche und des Gegenstandes entspricht.

Eine Germanistenprovinz.

Von Friedrich Stroh

Aus der sprachgeographischen Arbeitsweise der Marburger Schule erwuchs vor unseren Augen eine neue Form geschichtlicher Erkenntnis. Es wäre reizvoll, diese Betrachtungsweise auch an der Geschichte unseres Faches selbst zu versuchen: diese also vergleichend im Querschnitt zu betrachten und typologisch nach Völkern und Ländern, nach Stämmen und Landschaften. Dabei wären Herkunft und Wirkungsraum der großen und kleinen Fachvertreter geographisch oder vielmehr topographisch darzustellen. Es wäre auch zu untersuchen, in welcher bezeichnenden Weise die Forschung hier und dort jeweils unternommen worden ist, sowie die Bildung von Schulen in dem Sinne, in welchem zum Begriff der Schule das Festhalten an einer bezeichnenden Richtung oder Fragestellung gehört. Dieser Weg sei hier andeutungs- und ausschnittweise gesucht: an unserem hessischen Beispiel. Hinter diesem Versuch liegen auch Kartenbilder über die Herkunft der Germanisten.

Die Althessen besitzen „den Instinkt der Pietät‘, den Wilhelm Heinrich Riehl an ihnen rühmt: die Ehrfurcht zumal vor den Denkmälern ihrer eigenen Vorzeit. So wurde ihr Land eine philologisch-historische, eine volkskundliche Provinz im wahrsten Sinne: die Heimat der Völkerphilologien, zumal der Philologie des Eigenen. Deren Schöpfer stammen aber namentlich vom hessischen Rande rhein- und mainwärts, wo das altbäuerliche Chattenhessentum aufgeschlossen wird von der fränkischen Art, der beweglicheren und sprachsinnigen.

Schon in der karolingischen Renaissance ist das hessische Fulda der Mittelpunkt der bekannten germanistischen Bestrebungen. Diese leitet der Mainzer H r a b a n, primus praeceptor Germaniae (776—856). Fulda ist auch die Heimat des Hildebrandsliedes, das dann später die beiden Grimm in Kassel wieder ans Licht ziehen. Im hessischen Hersfeld entdecken Humanisten im Jahre 1455 die einzige Handschrift der „Germania“.

Aus diesem Raume gehen dann seit der Romantik fast alle neueren philologischen Wissenschaften hervor: die Begründer und Erneuerer ihrer geschichtlichen Auffassung und ihrer empirischen Verfahren, zumal die Heroen der germanischen Philologie und Volkskunde. Im hessischen Marburg erarbeitet der junge Frankfurter Friedrich Carl von Savigny (1779—1861) in den Jahren von 1802 bis 1806 den neuen Standpunkt der Historischen Schule. Von hier aus erneuert er die Rechtswissenschaft: durchdringt er sie mit organischem und geschichtlichem Sinn. Hier wird er zum Lehrmeister Europas — und seiner größten Schüler und Landsleute Jacob und Wilhelm Grimm aus Hanau (1785 bis 1863, 1786—1859). Von hier also geht daher in der Folge auch deren Neubegründung der germanischen Philologie aus. Jacob und Wilhelm Grimm haben sich ihr Leben lang zu ihrer hessischen Heimat bekannt. Ihr waren sie geradezu religiös verbunden. In einem Brief vom 10. Januar 1829 an Franz Joseph Mone erklärt sich Jacob Grimm als „einen Stockhessen, der die vielen Vorzüge anderer Gegenden vor seinem Vaterlande gern einsehe, und ihm doch hartnäckig anhänge" (abgedruckt in den „Neuen Heidelberger Jahrbüchern" 7/1897, 89). So dachten sie denn auch, „in Hessen zu leben und zu sterben" (Jacobs Selbstbiographie: Kleinere Schriften 1, 16). Wie tief ihr wissenschaftliches Werk in diesem Grunde wurzelt, wäre noch zu untersuchen. Franz Bopp aus Mainz (1791—1867) begründet dann die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen. Er erschließt damit als erster streng wissenschaftlich die ursprüngliche Einheit dieser Sprachen, ihrer Kultur und ihrer Völker: das indogermanische Urvolk. Diese Tat erhellte mit einem Male das Dunkel unserer geschichtlichen Ursprünge. Sie bahnte eine kopernikanische Wendung unseres Geschichtsbildes an. Man darf sie zu den wichtigsten Entdeckungen des neunzehnten Jahrhunderts rechnen. Friedrich Diez aus Gießen (1794—1876) begründet zur selben Zeit die romanische Philologie, mit seiner „Grammatik der romanischen Sprachen" (1836). Wilhelm Heinrich Riehl aus Biebrich am Rhein (Weilburg) (1823—1897) schuf damals die soziale Volkskunde. Der westhessische Freiherr vom Stein endlich (1757—1831) unternimmt die Monumenta Germaniae historica. Wohl nicht zufällig versammeln sich dann im Jahre 1846 die Germanisten unter Jacob Grimms Vorsitz erstmals gerade zu Frankfurt am Main. Diese Werke — obenan Jacob Grimms „Deutsche Grammatik" —

haben die neuere streng historische Forschung begründet, die dann im neunzehnten Jahrhundert zu ihren großen Erfolgen schritt. Sie gipfelt später wieder in Wilhelm Diltheys Bemühungen, die Eigenart der Geisteswissenschaften festzustellen. Auch des Hessen Dilthey (1834—1911) Auffassung der Geisteswissenschaften wird wieder stark bestimmt durch die Eindrücke ihres organischen Werdens. Auch die volkskundliche Bewegung lebt hierzulande am kräftigsten fort und zufrühest wieder auf: in geborenen Hessen wie Adolf Strack und Albrecht Dieterich („Hessische Vereinigung für Volkskunde", „Hessische Blätter für Volkskunde", 1899). Ebenso geht die Gründung des „Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde" (1904) von Gießen aus.*)

Den Heroen des Faches folgt in Hessen eine lange Reihe von Nachfahren wie der Wetterauer Karl Weigand, der Kurhesse August Friedrich Vilmar, Georg Gottfried Gervinus aus Darmstadt, ein Literarhistoriker großen Stils. Auch Karl Müllenhoff, Jacob Grimms Nachfolger auf dem Berliner Lehrstuhl, stammt aus einer hessischen Familie.

Karl Müllenhoff im Jahre 1857 an Karl Weigand (Edmund Stengel, Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen 2/1895, 356): „Es ist immer schon mein Gedanke gewesen, einmal die Grenzen von Niedersachsen und Hessen und was sich daranschließt zu besuchen, besonders um der Heldensage willen, dann aber freilich auch, weil meine Familie gerade dorther ‚aus Winterberg' stammt."

Im junggrammatischen Positivismus ragen hervor Karl Brugmann aus Wiesbaden, der größte Systematiker der indogermanischen Sprachwissenschaft, Wilhelm Streitberg aus Rüdesheim am Rhein, der Niederhesse Eduard Sievers und Edward Schröder aus Witzenhausen (Hersfeld), der nun zu Marburg ruht. Gerade auch hinter Edward Schröders Werk steht als treibende Kraft das immer lebendige hessische Interesse.

Jost Trier (Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften in Göttingen für 1942/43, 1943, 109): „Schröder ist nie Hannoveraner geworden, er ist der Kurhesse geblieben, als der er geboren war, seit der Marburger Zeit auch sprachlich wieder ganz ins Hessische hineingewachsen und zuletzt vielleicht einige hessische Spracheigenheiten wie in einem Naturschutzpark hegend, und selbst im Geschichtsbild zeigen sich bei allem Aufgehen im Preußentum und Deutschtum kurhessische Spuren." — Ebd. 104: „Der Hesse in ihm hat sich dem Hessen Jacob Grimm mit Stolz verbunden und verpflichtet gewußt."

* Vgl. H. Hepding: Hessische Volkskunde. Gießener Hochschulblätter, 7. Sonderbeilage des „Gießener Anzeigers" (1924), S. 25—28.

Ein bezeichnendes Bild der gegenwärtigen germanistischen Forschung überhaupt geben die zum Teil grundlegenden Gießener und Marburger Festschriften der letzten Jahre: für Ferdinand Wrede („Von Wenker zu Wrede“, 1933), für Otto Behaghel („Germanische Philologie“, 1934), für Herman Hirt („Germanen und Indogermanen“, zwei Bände, 1936), für Hugo Hepding („Volkskundliche Ernte“, 1938) und für Alfred Götze („Deutsche Wortgeschichte“, drei Bände, 1943). Ihre hessischen und in Hessen wirkenden Herausgeber sind: Helmut Arntz, Luise Berthold, Alfred Götze, Wilhelm Horn, Georg Koch, Hans Kuhn, Bernhard Martin, Friedrich Maurer und Friedrich Stroh.

Das Schwergewicht des Faches ruht hier in Hessen seit Jacob Grimm auf der historischen Sprachforschung. In deren Vordergrund rückte die Mundartforschung. Von der Mundartforschung ist überhaupt fast aller neuere Fortschritt auf sprachwissenschaftlichem Gebiete gewonnen worden. Hier besonders wiesen in den letzten Jahrzehnten hessische und rheinische, Marburger und Gießener Arbeiten neue Wege (Adolf Bach, Luise Berthold, Bernhard Martin, Friedrich Maurer, Walter Mitzka und jüngere wie Erich Ludwig Schmitt aus Dillenburg, Karl Kaiser aus Bad Schwalbach, Werner Betz aus Wiesbaden u. a.). In der phonetischen Forschung traten der nassauische Pfarrerssohn Wilhelm Viëtor hervor, besonders aber sein Landsmann Eduard Sievers. Der Wortforschung half Alfred Götze in Gießen nachdrücklich voran. Zu seinen Ehren erschien im „Grundriß der germanischen Philologie“ unsere dreibändige „Deutsche Wortgeschichte“ (1943), die erste ihrer Art. Des Hessen Jost Trier Wortfeldforschung legte folgerichtig eine breite Schneise durch unerforschtes Gelände. Auch die Geschichte der deutschen Namenforschung verläuft weithin in Hessen: von Jacob Grimm über Wilhelm Arnold zu Edward Schröder und zur Gießener Schule Otto Behaghels und Alfred Götzes, zu Adolf Bach, Wilhelm Will und Walter Best.

Jacob Grimm, Bemerkungen über hessische Ortsnamen: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde 2/1840, 132—154. Auch: Kleinere Schriften 5, 297. — Doch schon in der „Deutschen Grammatik“ zieht Jacob Grimm als erster ernstlich auch die Namen heran. An Ernst Wilhelm Förstemann im Jahre 1857 (Briefe der Brüder Grimm, gesammelt von Hans Gürtler, 1923, 57): „Mein wirklicher Eifer ... hatte

sich doch schon 1826 bei Abhandlung der Composition in der Grammatik erzeigt, und es mußten hinter ihm vorgenommene Sammlungen liegen. Ich bin wirklich stolz auf die Priorität dieser lebendigen Schätzung der Eigennamen, von der später Graff nicht gehörig durchdrungen war." — An Karl Weigand im Jahre 1853 (Edmund Stengel, Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen 1, 334): „Ich hatte auf die Wichtigkeit der Flurbücher in Kurhessen vor Jahren schon aufmerksam gemacht und gesucht, für Sammlungen anzuregen, die Leute sind aber auf Nebendinge erpicht und versäumen die Hauptsache. Die Deutung der Ortsnamen ist vielleicht das allerschwerste in der Sprachforschung, immer aber anziehend und auch verführerisch."

Die Runenforschung eröffnet zu Fulda in einem noch unreifen Versuch der Mainzer Hrabanus Maurus. Wilhelm Grimm begründet sie wissenschaftlich. Sein Büchlein „Über deutsche Runen" (1821) birgt eine tiefe Gelehrsamkeit. Auch über den Ursprung der germanischen Runen vertritt er eine Ansicht, die heute noch nicht völlig abgetan scheint, nachdem in der Zwischenzeit verschiedene und einander widersprechende Lehrmeinungen aufeinander gefolgt sind. Nach Wilhelm Grimms Ansicht gehören die Runen zu der großen Familie der europäischen Alphabete, die aus einer alten gemeinsamen, heute unbekannten Schrift hervorgegangen sind. Auch die gegenwärtige Runenforschung hat aus Hessen wieder kräftige Anstöße erfahren. So ist aus dem von Helmut Arntz gegründeten Gießener Institut für Runenforschung kürzlich die erste wissenschaftliche Gesamtausgabe der älteren germanischen Runeninschriften hervorgegangen. Wesentliche neue Ergebnisse auf diesem Felde dürfen wir wohl auch bald von Karl Schneider (Marburg) erwarten, einem jüngeren hessischen Germanisten. Kein anderes Land kann auch die Vielfalt und Vielzahl der Hausinschriften und ihrer Sammlung aufweisen wie Hessen. Es ist auch das Herzland des deutschen Märchens, besonders Niederhessen, das rheinische West- und Südhessen vielmehr ein Sagenland. Die Erneuerung des Märchens durch Jacob und Wilhelm Grimm ist eine der bedeutendsten literarischen Leistungen dieses Landes, die Begründung der Märchen- und Sagenforschung — die jüngst namentlich Ludwig Wolff und Paul Zaunert hier weiter förderten — die wichtigste Tat auf diesem Felde. Überhaupt zieht sich die philologisch gründende literarhistorische Arbeit durch seine ganze Geschichte hindurch, zumal von Wilhelm Grimm, dessen künstlerischem Sinn sie lebenslang besonders gemäß war, bis zu den Marburgern Friedrich Vogt,

Karl Helm und Ludwig Wolff. So ist durch Karl Helms Arbeiten von Hessen aus die ganze Beschäftigung mit der Deutschordensliteratur in Fluß gekommen. In der Volksliedforschung, die unsere Limburger Chronik einleitet, ragen hierzuland weiter hervor der Frankfurter Clemens Brentano („Des Knaben Wunderhorn“, 1806 ff.), der Wetzlarer Ludwig Erk („Deutscher Liederhort“, 1893 ff.), der Kirberger Karl Bücher („Arbeit und Rhythmus“, 1896) und der Oberhesse Otto Böckel. Die besten Sammlungen deutscher Kinderlieder verdanken wir Karl Wehrhan (Frankfurt am Main) und Johannes Lewalter (Kassel). In der mythologischen Forschung steht noch immer das Fundament, das Jacob Grimm gelegt hat. Den neuen Weg streng entwicklungsgeschichtlicher religionshistorischer Forschung und Darstellung ging in unserem Fach als erster Karl Helm. Hugo Hepding arbeitete vergleichend im Geiste seines großen Lehrers Hermann Usener aus Weilburg. Auch die germanische Rechtsphilologie wird, auf Savignys Spur, von Jacob Grimm begründet und seitdem von Hessen kräftig gefördert bis herab zu Karl-August Eckhardt (aus Witzenhausen). Als Volkskunstforscher endlich wirkten wegweisend hessische Gelehrte wie Karl von Spieß und Adolf Spamer, als Trachtenforscher Ferdinand Justi und Rudolf Helm.

Offenbar ist es hessischer Philologen Art — wozu sich Jacob Grimm in der Rede auf Lachmann ausdrücklich bekennt —, lieber die Worte um der Sachen willen zu treiben als umgekehrt die Sachen (oder die Worte) um der Worte willen. So sind sie im Grunde fast alle — Volkskundler: von Jacob Grimm und Wilhelm Heinricht Riehl bis zu Hugo Hepding und seinen Mitarbeitern.

Beiträge zur deutschen Wortgeschichte

Von Wilhelm Horn.

Lieber Herr Kollege! In einer Zeit, wo ich ganz in sprachgeschichtlichen Untersuchungen stecke, kann ich dem trefflichen Volkskundler zum 70. Geburtstag nicht einen Beitrag vorlegen aus seinem engeren Forschungsgebiet, auf dem ich ihm viel Anregung und Förderung verdanke und auch dankbar anerkannte wissenschaftliche Hilfe[73]). Das Studium der von ihm lange Zeit herausgegebenen und mit eigenen wertvollen Berichten und Aufsätzen ausgestatteten „Hessischen Blätter für Volkskunde" ist mir auch nach meiner Loslösung vom Heimatboden ein Genuß gewesen. Als Ersatz für eine rein volkskundliche Gabe möge der Jubilar vorlieb nehmen mit dieser kleinen Schüssel wortkundlicher Fruchtproben.

1. Wolkengasse.

Wie kommt die Wolkengasse zu ihrem Namen? Daß Wolken über eine Gasse hinziehen, ist nichts so sonderbares, daß es die Namengebung rechtfertigen könnte.

Der um die Erforschung der Geschichte Gießens eifrig bemühte K. Ebel hat in einer kleinen Schrift (1925) Beiträge gegeben zur Ortsbeschreibung der alten Stadt[74]). Dabei erwähnt er, daß die *Wolkengasse* um 1770 *Blauwolkengasse* genannt wird. Der längere Name ist noch eigenartiger als der kürzere. Aber Ebel macht gleichzeitig die Feststellung: „In Straßburg gibt es eine Gasse, die dort denselben Namen führt und dort als eine Gasse der *Blauwalker* nachgewiesen ist". So scheint auch in Gießen die *Wolkengasse* eine *Blauwalkergasse* gewesen zu sein.

[73]) So für meinen Aufsatz über den Altenglischen Zauberspruch gegen den Hexenschuß in der Hoops-Festschrift (1925).

[74]) K. Ebel, Beiträge zur älteren Ortsbeschreibung der Stadt Gießen, Brühlsche Druckerei in Gießen 1925 (Sonderdruck aus der Jubiläumsausgabe des „Gießener Anzeigers" vom 31. Oktober 1925).

Daß in der mehrgliedrigen Zusammensetzung der erste Bestandteil unterdrückt wird, läßt sich auch sonst beobachten. So ist *Walfischbein* zu *Fischbein* geworden, *Sechswöchnerin* zu *Wöchnerin, Blutkreislauf*[75]) zu *Kreislauf* (z. B. in Kreislaufstörungen).

Ähnlich verfährt das Englische. Der Schlagbaumwärter heißt bei Dickens in der Sprache des alten Fuhrmanns Weller *pikekeeper;* der Sohn erklärt das: „The old' un means a *turnpikekeeper.*" — Ne. *cobweb* „Spinnewebe" geht zurück auf ae. *ātor-cop-web: ātor-cop „Giftknollen"* war der alte Name für die Spinne, die für giftig gehalten wurde. — Die volle Form *sergeantmajor general* ist älter als *major-general.* — Der Personenname *Shoesmith* ist offenbar gekürzt aus *horseshoe-smith* „Hufschmied".

An die Blauwalker erinnert auch die *Weidengasse.* Ebel denkt daran, „daß die Gasse vielleicht ihren Namen dem Umstand verdankt, daß durch sie die Herde aus der zwischen ihr und der Erlengasse gelegenen Schäferei zur Weide getrieben wurde." Sollte es sich nicht eher um eine *Waidgasse* handeln? Die Pflanze *Waid* oder *Färberwaid* diente früher zum Blaufärben, ehe sie durch Indigo verdrängt wurde. Im 17. und 18. Jahrhundert hatte die Gießener Gasse den Namen *Waidgasse* oder *Weithgasse.* Die englische Entsprechung von *Waid* ist *woad. As blue as woad* bedeutet in Mundarten „sehr blau". *Woad-ground* ist in manchen Gegenden ein Gelände, auf dem Waid gepflanzt wurde. Die Waidgasse mag nach einem solchen Waidland benannt sein.

2. Oberhessisch *Krischtof.*

In Oberhessen, z. B. in Großen-Buseck bei Gießen, heißt der „Cristof' *Krischtof.* Das *scht* ist auffallend in einer Gegend, in der der Ast *Ast* wie in der Hochsprache heißt, nicht *Ascht.* Die *Ascht-Ast*-Grenze verläuft ja viel weiter südlich, sie geht im Odenwald von Zwingenberg an der Bergstraße nach Klingenberg am Main. *Schwester* macht in der Gegend von Michelstadt eine Ausnahme, aber dieses alltägliche Wort ist vom nördlichen Odenwalt und von der Hochsprache beeinflußt.

Wie kommt *scht* in *Krischtof* zustande? E m m i H o r n , die in früheren Jahren für die Mundart von Großen-Buseck eifrige Samm-

[75]) Die dreigliedrige Zusammensetzung bei B i l z , Das neue Heilverfahren (um 1900), S. 1842.

lungen veranstaltet hat, die dem Hessen-Nassauischen Wörterbuch zugeflossen sind, gibt mir dafür die folgende Erklärung, die ich auch dem Jubilar in die Gabenschüssel legen möchte. Der alte Name war *Schtoffel* oder *Schteffel; Kris-tof* ist der hochsprachliche volle Name. Er wurde schließlich in die Mundart übernommen, kam aber nicht rein zur Geltung, sondern mischte sich mit dem althergebrachten Namen. So kam *Krischtof* zustande. Der alte Name wurde nicht mehr geschätzt, da er zur Bezeichnung eines ungeschickten und ungeschlachten Menschen geworden war. Ein ähnliches Absinken ist ja bei Namen öfter vorgekommen. *Simon* ist in Großen-Buseck zu *sīmə* geworden, zur Bezeichnung eines etwas schwachsinnigen Menschen.

3. Kandiszucker.

Die beiden Bestandteile des Wortes stammen letzten Endes aus dem Arabischen. Der Ursprung von *Zucker* ist arabisches *sukkar*. Über Sizilien gelangte das Wort nach Italien: ital. *zucchero (z = ts-)*, und von da über die Alpen nach Oberdeutschland, schon im 12. Jahrhundert.

Der erste Teil von *Kandiszucker* geht auf Umwegen zurück auf ursprünglich persisches *gand* „Rohrzucker, eingedickter Zuckersaft". Dem arabischen *sukkur* + *gandi* entspricht ital. *zucchero candi*, frz. *sucre candi; candi* wurde aufgefaßt als Part. Praet., dazu wurde gebildet ein Infinitiv frz. *candir*, ital. *candire*, und daraus das Part. Praet. frz. *candit*, ital. *candito*. Das ital. *zucchero candi, candito* kam zunächst nach Oberdeutschland als *Zukkerkandi, Zuckerkandit, Zuckerkand;* 1537 erscheint auch *Zuckerkandel*. Die letztere Benennung lebt im Odenwald weiter in der „Umgestaltung des Auslauts". Wäre es nicht möglich, daß in *Zukkerkandi* das —*i* im Oberdeutschen als Diminutivsuffix angesehen und durch —*el* ersetzt wurde? Und wurde umgekehrt in *Zuckerkand* das vermeintliche Suffix weggelassen? Das Nebeneinander wäre ähnlich wie in südhessischen *Gūtsel* neben *Gūtsje*, ohne Suffix *Gūts*. Auswechslung der Diminutivsuffixe ist auch sonst zu beobachten: in englischen Mundarten wird *emmet* „Ameise" ersetzt durch *immie* und durch *emək* oder *īmək;* die Diminutivsufixe —*ie* und —*ock* wurden eingesetzt für das als Diminutivsuffix angesehene —*et*.

Und *Kandiszucker* mit dem unerklärten —*s*—? Der Kandiszucker kam von Italien auch nach Frankreich, und von da nach den Niederlanden. Dem ital. *ts*— entspricht im Französischen und Niederländischen s: frz. *sucre*, mnl. *suiker*, nnl. *zuiker*. Mnd. und nnd. *suiker* kann vom Oberdeutschen übernommen sein mit Lautsubstitution. Mnl., mnd. *kandi-suiker, -sucker* wurde im Hochdeutschen zu *Kandis-Zucker*, belegt 1762. Das —*s* ist zugefügt durch „falsche Abtrennung", wobei jedoch die hochdeutsche Form *tsuker* naturgemäß für das nl. od. nd. Wort eingesetzt wurde. Der umgekehrte Fall — Schwund eines anlautenden *s*- — ist eingetreten bei *sherry-sack* aus *sherris-sack* = *Xeres-sack (vino secco* aus *Xeres).*

4. Nhd. Singrün, ne. sengreen.

Und zum Schluß statt des Blumenkorbs zum 70. Geburtstag eine zeitgemäße billige grüne — aber immergrüne! — Gabe aus der Natur.

Das Deutsche Wörterbuch[76]) verzeichnet die Formen des deutschen Wortes. In *Singrün* steckt *sin*— „immer": got. *sinteins* „täglich", *sin-teins* „immer", lat. *sem-per* „immer". In mhd. *sigrien* ist das erste *n* geschwunden durch totale Dissimilation; die Form lebt weiter in bayr. *sigerə*. Eine „scheinbare Wiederherstellung" ist *sindegroen*. Auf *sidergrün* und *sindergrün* wird *immer* eingewirkt haben. In der älteren Sprache begegnet auch *ingrün*[77]). Das anlautende *s*— ist weggefallen durch „falsche Abtrennung."

Das ist ähnlich zustande gekommen wie pfälzisches *ötbrene* aus *das Sodbrennen, ich hab's Sodbrene.*

Das Deutsche teilt den Namen mit dem Englischen: *sengreen* bezeichnet besonders „house-leek, Hauswurz, Dachwurz" *(semper vivum tectorum),* aber auch andere Pflanzen wie *periwinkle (Vinca),* ein niedriges immergrünes Buschwerk.

Ursprüngliches *i* der ersten Silbe ist durch *e* zurückgedrängt worden. Die Schreibung *e* begegnet seit dem 15. Jahrhundert. Im älteren Neuenglisch wird überhaupt für me. *i* häufig *e* geschrieben: *cheldren, denner, desh, shep,* häufiger in Briefen und Tagebüchern als in Druckwerken, die an den alten Schreibungen festhalten. Die nach *e* hin neigende Lautung ist in der Hochsprache meist rückgängig gemacht worden, offenbar unter Mitwirkung der Schrei-

[76]) X, 1178.
[77]) D. Wb. IV, 2, 2117.

bung. Selten ist *e* auch in der Hochsprache bestehen geblieben wie in *lemon* „Limone“, aus der Mundart, *declension* „Deklination“ aus der Schülersprache.

Auch im Englischen sind allerlei Umbildungen eingetreten. Das anlautende *s*— ist allerdings nicht unterdrückt worden, weil da die Vorbedingung nicht gegeben war. In einer Mundart kommt *simgreen* vor mit der Dissimilation von *n*—*n* zu *m*—*n*. Die Dissimilation *n*—*n* zu *n*—*m* liegt zu Grunde in *sygryme;* da ist *singreen* zusammengeworfen mit **sigreen* (vgl. mhd. *sigrien).* Von zwei *n* ist das erste ausgewichen zu *l* in *silgreen,* das mit *singreen* gekreuzt *wurde zu silgryme.* Auch Weiterbildungen erfuhr *silgreen.* Die Beziehung zu *sill* „Schwelle“ ergab keinen Sinn; man suchte dem beziehungslosen Wort notdürftige Anlehnungen zu geben: Formen wie *silk-, silf-, self-, silly-* sehen aus wie scheinbare Wiederherstellungen abgeschliffener Wörter. Hinter solchen volksetymologischen Umformungen darf man nicht zu viel Verstand suchen. Unter den vielen Namen für die seinerzeit sehr beliebte Kartoffelsorte *magnum bonum* kamen im Odenwald Formen wie *Manemer bõne* (Mannheimer Bohnen), *Manebõre (Manneboden,* d. h. Korbboden), sogar *Mangel am bā* (Mangel am Bein), das gar wenig Sinn hat, aber immer noch — so scheint es — mehr als die lateinische Benennung.

Moses Mendelssohn in seinen jiddischen Briefen.

Von Wilhelm Rudolph.

Der 16. Band der steckengebliebenen Jubiläumsausgabe von Moses Mendelssohn's Gesammelten Schriften (Akademie-Verlag, Berlin 1929) enthält Mendelssohn's Briefwechsel in hebräischer und jiddischer Sprache; der Bearbeiter Haim Borodianski erhebt den Anspruch, erstmalig das ganze verfügbare Material vorgelegt zu haben. Die hebräisch geschriebenen Briefe Mendelssohns, die nur den zehnten Teil der Sammlung ausmachen (19 von 191)[78], handeln überwiegend von philosophischen oder von innerjüdischen religiösen und juristischen Fragen, die uns heute nicht mehr so sehr interessieren und die bei seinen Biographen genügend zur Sprache kommen, dagegen seine jiddischen Briefe zeigen ihn in seinen persönlichen, häuslichen und geschäftlichen Verhältnissen und erlauben uns, das Bild der Persönlichkeit des Bahnbrechers der Judenemanzipation in Deutschland — in dieser Tatsache liegt für uns seine bleibende geschichtliche Bedeutung — schärfer nachzuzeichnen.

Es mag zunächst befremden, daß es überhaupt so viele jiddische Mendelssohnbriefe gibt[79]), wenn man dagegenhält, wie Mendelssohn sonst als Meister deutscher Prosa und als glänzender Stilist gefeiert wird, ja wenn in einer Rede zu seinem 200. Geburtstag am 8. September 1929 in Dessau von ihm gerühmt wurde: „scharf und entschieden fordert M. auch von seinen Glaubensgenossen, daß sie statt der jüdisch-deutschen Mundart, in der er eine Vermengung des Hebräischen mit dem Deutschen und damit einen Mißbrauch beider Sprachen sieht, ein reines Hochdeutsch

---

[78]) Der Brief Nr. 272 an Moses Fischer, bei dem nur Eingang und Schluß jiddisch sind, ist dabei den hebräischen zugerechnet.

[79]) Das Erhaltene ist nur ein Bruchteil der je von ihm geschriebenen Briefe, vgl. Borodianskis Einleitung zum 16. Bd., S. XII. XXI.

sprechen sollten"[80]). Gewiß kann sich der Festredner auf eine entsprechende Äußerung M.'s berufen, die in seine letzten Lebensjahre fällt[81]); damals suchte er seinen Mitjuden begreiflich zu machen, daß sie den Anschluß an die deutsche Kultur nur über die deutsche Sprache gewinnen könnten (daher auch seine deutsche Übertragung des Pentateuchs) und daß die Beibehaltung des „Jargons", der „nicht wenig zur Unsittlichkeit des gemeinen Mannes beigetragen", ihnen den Weg in die Emanzipation versperre. Aber wie wenig die Verallgemeinerung jener Äußerung den Tatsachen entspricht, geht eben aus dem Vorhandensein einer ganzen Sammlung jiddischer Briefe aus M.'s eigener Hand hervor, und zwar beschränken sich diese nicht etwa auf seine jüngeren Jahre, sondern sie gehen bis 1785, also bis unmittelbar vor seinem Tode, fort. Und für die angeblich von ihm so verabscheute Vermischung von Deutsch und Hebräisch bieten die Briefe durchweg Beispiele genug. Allerdings macht er Unterschiede, je nach dem Inhalt und je nach dem Adressaten: wo es sich um spezifisch jüdische Dinge oder um religiöse Formeln und Anwünschungen handelt, fällt er gern ins Hebräische, das dann ganze Sätze einnimmt, und z. B. die Briefe an Männer sind stärker mit hebräischen Ausdrücken durchsetzt als die an Frauen (man vergleiche etwa in den Briefen Nr. 63 und 83 die Nachschrift an den Schwiegervater mit den vorausgehenden Worten an die Braut). Letzteres rein aus der Anpassung des „großen Sprachkünstlers" M. zu erklären (so Borodianski XXIII), geht nicht an, denn dann bliebe unverständlich, warum in den Briefen an einen und denselben Adressaten der Prozentsatz hebräischer Wörter merklich schwankt, und die Beobachtung, daß sich in einem in der Erregung geschriebenen Geschäftsbrief (an Elkan Herz, Nr. 211) die hebräischen Ausdrücke besonders häufen, zeigt deutlich an, daß für seine Schreibart nicht immer Absicht und Überlegung maßgebend ist, sondern daß er bei Gelegenheit unbewußt in die Sprache seiner Jugend im Ghetto zurückfällt, deren Mischmasch für unser Ohr so auffällig ist. Wie wenig sich auch später M.'s Sprachgefühl gegen diese Sprachmengerei empört hat, mögen einige beliebig herausgegriffene Beispiele dartun: „ich sollte mich billig *ezäl ha - qazin* R. Ascher (= bei dem

[80]) Zeitschr. f. d. Gesch. d. Juden in Deutschland, 1. Jahrg., Okt. 1929, S. 183. 190.

[81]) Brief an Assistenzrath Klein in Breslau vom 29. 8. 1782, s. M. M.'s Gesammelte Schriften V (1844), 605.

Herrn A.) bedanken, daß vor mir *tircha* gehabt (= daß er für mich Mühe gehabt hat)" (S. 17), „worauf aber *ad henna* kein *teschuba* erfolgt (=... bis jetzt keine Antwort...)" (S. 26), „bis mein *meliz joschär* (= Fürsprecher, vgl. Hiob 33_{23}) *scham* (dort) angelangt ist" (S. 49), „überdem hat *hschj. b. h.* den *chäsäd* gehat" (= hat Gott — er sei gepriesen! — die Gnade gehabt)" (S. 65), „da Sie sich aber von den *rogäs* eines *chatan* (= vor dem Zorn eines Bräutigams) so sehr fürchten" (S. 70), „*sugati,* die *kehajjom* Schulgang gehalten *mibben sakar...*" (= meine Frau, die heute nach der Geburt eines Sohnes zum erstenmal wieder die Synagoge besucht hat) (S. 213), „gottlob, daß wir Polen nunmehr mit dem Rücken ansehen, das ist eine *medina* (= ein Land), sage ich, wie *tischa beab* ein *jom tob* ist (= wie der (Trauer)tag des 9. Ab ein Festtag ist)" (S. 219), „Josef wird keine *charata* (Reue) haben, daß sich *kan* (hier) etabliert hat" (S. 228), und noch 1785 heißt es (S. 297): „wenn sich die *eda scham* (die dortige Gemeinde) auf das römische Recht beruft" oder: „wenn ein *joresch* (Erbe) *emunat ha-nozrim* (den christlichen Glauben) angenommen". Selbst die Barbarei, hebräische Wörter mit deutschen Vor- und Nachsilben zu versehen, fehlt nicht: ein Brief ist nicht versiegelt, sondern „*verchatemt*" (S. 85), das Sprichwort „Prozessieren kostet Geld" erscheint in der Form „*mischpaten* kost Geld" (S. 105); andererseits schreibt er statt „das Garn ist noch auf der Post": „der Garn ist noch *al-ha*-Poscht" (S. 124), also dem deutschen Wort wird der hebräische Artikel und die hebräische Präposition vorgesetzt (vgl. auch S. 170 Zeile 2). Auch da, wo der eigentliche Brieftext mehr oder weniger hebräischfrei ist, werden doch die Einleitungs- und Schlußformeln stets in hebräischer Sprache gegeben; nur zwei Briefe, Nr. 276 und 282, bilden eine Ausnahme, aber da liegen besondere Gründe vor: der erstere parodiert der Form nach ein landesherrliches Edikt und kann deshalb keine hebräischen Formeln brauchen, der zweite, ein Antwortbrief an einen M. persönlich Unbekannten, richtet sich im Äußeren genau nach dem Schreiben des Anfragenden, er ist auch der einzige Brief in hebräischen Lettern, der die Unterschrift „Moses Mendelssohn" trägt[82]), während sie sonst stets „*ha-qatan Moschä mi-Dessau*" lautet: „der Geringe, Mose von

[82]) Der Brief Nr. 160, bei dem es ebenso ist, war ursprünglich deutsch geschrieben, vgl. Borodianski LXXV.

Dessau"[83]). Wie stereotyp übrigens die gehäuften Ehrenprädikate in den hebräischen Anreden sind, sieht man daran, daß sie auch dann beibehalten werden, wenn sich M. über den Adressaten ärgert oder ihm Vorhalt macht (z. B. Nr. 186, 187, 221), und im letzten Brief der Sammlung, der vorhin schon genannten Nr. 282, verrät er selbst, was im Grunde von diesen rühmenden Titulaturen zu halten ist. Der Adressat, ein Prager Rabbiner, hatte M. eine kleine Schrift vorgelegt, in der die Prager Judenschaft einige Stellen als „religionswidrig" beanstandet hatte, und ihn um sein Urteil gebeten; darauf schrieb M. am 1. 11. 1785 u. a.: „zudem haben Sie sich in Ihrem Lobe des K.[84]) einige (!) Ausdrücke bedient, die die Nation[85]) nun einmal von ihrem wahren Erlöser zu hören gewohnt ist und nicht gerne auf andere gekrönte Häupter angewendet sieht. Wenn wir in hebräischer Sprache schreiben, so erlaubt sich jeder Prosaist die stolzesten Figuren und spricht von seinem Schulmeister wie von dem größten Lehrer der Nation, vom (!) dem Ältesten seiner Gemein wie von einem Regenten. Aber im Deutschen sind uns die Übertreibungen und stolze Redezierahten etwas fremde".

Dieses Zitat gibt uns zugleich ein Beispiel dafür, wie M. das Deutsche in seinen jiddischen Briefen handhabt. Die beiden Verstöße gegen die Grammatik sind schwerlich als Schreibfehler zu beurteilen, weil ähnliche zu Dutzenden vorkommen. Was dem deutschen Leser am meisten in die Augen springt, ist der falsche Artikel- und Kasusgebrauch, besonders bei Präpositionen, wie er sich fast auf jeder Seite findet[86]); ferner notieren wir etwa: eifersüchtig werden über (S. 12), vegessen an (S. 18), sich fürchten von (S. 70), Hochachtung von (87), die kindersche Welt (38), „Sie hätten mir ewig nicht verzeiht" (43), er „empfehlt sich" (63), „mir

[83]) Ausnahmen: Nr. 125: *Moschä b. h. r. r. Mendel s. l. mi-Dessau* („Mose, Sohn des Herrn Mendel — sein Gedächtnis sei im Segen! — aus Dessau"), Nr. 127: *Moschä b. h. r. r. Menachem mi-Dessau* („M., S. d. H. Menahem aus D."), Nr. 239 (an den englischen Theologen R. Lowth, „die Zeder auf dem Libanon", der gegenüber er nur „der Ysop an der Wand" ist, 1 Rg 5, 13): *Moschä ben Rabbi Mendel s. l.*, Nr. 263: *Moschä b.Rabbi Menachem Mendel s. l. h. h. mi-Dessau.*

[84]) = Königs oder Kaisers.

[85]) Natürlich die jüdische.

[86]) Die deutsche Wiedergabe der Briefe bis 1762 im 11. Band der Jubiläumsausgabe (1932) verwischt nicht selten diesen Tatbestand, vgl. das dortige Vorwort S. XII.

hat es gescheint“ (66), „sie grüßen bestlich“ (128), sie „laßt ihr keine Ruhe“ (105), Puterhähne erscheinen als „Puderhehner“ (297), u. a. m.[87]). Natürlich schlägt hier vielfach der jiddische Jargon durch (Borodianski XXVI), aber nicht alles, was schlechtes Deutsch ist, ist jiddisch, sondern die Erinnerung an das Idiom, in dem er aufwuchs, schuf eine dauernde Unsicherheit im Gebrauch der hochdeutschen Sprache[88]). Das sieht man daran, daß es selbst dann, wenn er bewußt hochdeutsch reden will wie in der Nachahmung eines fürstlichen Erlasses in dem oben erwähnten Brief Nr. 276, nicht ohne grammatische Schnitzer abgeht: der Brief schließt: „dies ist unser Wille. Verbleiben Euch in Gnaden zugetahn. Auf unsern (!) Garten zu Mosesruhe, den 26. des Rosenmonats, im Jahr, da noch keine Rose aufblühen will“. Und es ist bezeichnend, daß er seiner Braut Fromet Gugenheim in den Brautbriefen zwar immer wieder in den Ohren liegt, sie solle zur Vervollkommnung ihrer Bildung fleißig Französisch treiben („lernen Sie diese Sprache, die *kan* (= hier, in Berlin) fast zur Muttersprache worden“ (S. 21)[89]), daß aber eine entsprechende Mahnung, sich um ein ordentliches Deutsch zu bemühen, nirgends zu lesen ist (ein einziges Mal (S. 13) fragt er, was sie im Deutschen lese, und empfiehlt ihr — Rousseau's Briefe). Demgemäß schreibt auch Fromet im Ehestand ein waschechtes Jiddisch, und ihr Mann, dem das richtige Jiddisch angeblich so unleidlich ist, tut nichts dazu, um ihre Schreibweise zu verbessern, für die ein einziges Beispiel (Nr. 180) genüge: „mein Komplimend und *massel*-Wunsch an

[87]) Alle Ausdrücke und Wendungen, die zwar dem heutigen Deutsch fremd, aber dem Hochdeutschen des 18. Jahrhunderts noch geläufig waren, sind weggelassen, damit M. kein Unrecht geschieht. Ich konnte das ganze Material mit dem jetzt verstorbenen Gießener Germanisten Alfred Goetze durchsprechen.

[88]) Ludwig Geiger (Monatsschr. f. Gesch. u. Wissensch. d. Judentums 1906, 357 f.) faßt die Briefe mit Recht als Zeugnisse für M.'s Ringen mit der deutschen Sprache.

[89]) Vgl. ferner S. 5. 12. 27. 38. 40. 42. 50. 65. 68. 73. 75. 98. M. selbst streut nach der Sitte der damaligen Zeit viele französische Wörter in seine Briefe, und da er sie hebräisch so umschreibt, wie man sie spricht oder besser: im damaligen Berlin sprach, so lesen wir von dessengs (dessins 104), fong (fonds 116) oder luidohr (louis d'or 115 u. a.). Wenn er deshalb an einem gemeinsamen Bekannten „eine kleine Neigung zu Französieren“ tadelt („aber das verlernt er täglich mehr“ S. 53), so ist fraglich, ob er damit das Sprechen und nicht vielmehr das ganze Auftreten meint.

Ihnen semlich. Es hat mir nit wenig gefreut, wieder Nachricht von Ihnen zu haben, und das so eine erfreuliche; *hsch. b. h.* gebe Ihnen ferner viele *semachot* und laß Ihnen Ihre Kinder zu allen Guten erziehen. Mit Wünschung eine gesunde Kimpet[90]) bin ich wie jederzeit Ihre Freundin Fromet." Es ist auch nicht von ungefähr, daß sich M. in den jiddischen Briefen an den jüdischen Sprachgebrauch anschließt, der unter der „deutschen Sprache" nicht das Hochdeutsche, sondern das Jiddische versteht (Nr. 188 vom 31. 7. 1776).

Stilistisch darf man an die Briefe keine zu hohen Anforderungen stellen; der Schreiber läßt sich gehen, und der Gedanke an eine Veröffentlichung lag fern. Er schreibt selbst an die Braut: „ich schmiere immer weg" (S. 88) oder: „mein Gott, was für ein Schwätzer bin ich, wenn ich mich mit Ihnen unterhalte" (S. 48) oder: „ich nehme mir die Freiheit, an Sie so nachlässig als an einen vertrauten Freund zu schreiben, also können alle meine Briefe wohl keine strenge Kritik aushalten" (S. 46). Auf jeden Fall sind die jiddischen Briefe sozusagen das enfant terrible, durch das „der Vorkämpfer für einen reinen deutschen Sprachgebrauch und echt deutschen Stil", wie Ismar Elbogen sich ausdrückt[91]), einigermaßen in Verlegenheit gebracht wird.

Was den Inhalt der Briefe angeht, so müssen wir im Auge behalten, daß die Brautbriefe fast die Hälfte von ihnen ausmachen; in diesen werden keine geistvollen oder tiefsinnigen Probleme[92]), sondern meist die kleinen Dinge des Alltags oder des künftigen Ehestandes verhandelt. Wir dürfen auch keine empfindsamen oder gar leidenschaftlichen Ergüsse erwarten, dazu war der rationalistische Philosoph zu nüchtern und der körperlich Verunstaltete zu geschmackvoll. Es ist ein Ausnahmefall, wenn er auf die Stunde in dem „wüsten Gartenhäuschen" zu Hamburg zu sprechen kommt,

[90]) = Kindbett; sie schreibt auch „simlich" statt ziemlich und „Kober" statt Koffer (S. 218); daß sie Lessing „Herr Lessig" (S. 174) nennt, ist interessant, weil Lessig tatsächlich die ältere Form des aus dem Slawischen stammenden Namens Lessing darstellt.

[91]) Zeitschr. f. d. Gesch. d. Juden in Deutschland 1929, 190; Max Freudenthal, Zum 200jährigen Geburtstag M. M.'s 1929, 10 meint sogar: „man könnte beinahe sagen: der Jude Moses Mendelssohn habe nicht bloß den Juden, sondern auch den Christen seiner Zeit die deutsche Sprache wiedergegeben."

[92]) Noch Monate nach der Verlobung hat Fromet nichts von den philosophischen Arbeiten des Bräutigams gelesen (S. 38).

wo sie sich gefunden und zum erstenmal geküßt haben (S. 93, 95). Natürlich begegnen auch sonst Ausdrücke der Liebe und der Sehnsucht, aber sie wirken merkwürdig konventionell und kühl („auf die Übereinstimmung unserer Gesinnungen beruht unser Glück und unsere Zufriedenheit" S. 39) und werden auch durch den dünnen Witz, der sie häufig durchzieht, nicht wärmer; manchmal denkt man unwillkürlich an eine Äußerung im „Phädon", die Ausdrücke, die Plato über den Umgang mit Alcibiades gebrauche, „beweisen weiter nichts, als daß diese unnatürliche Galanterie damals die Modesprache gewesen, wie etwa der ernsthafteste Mann in unseren Zeiten sich nicht entbrechen würde, wenn er an ein Frauenzimmer schreibt, wie verliebt zu tun"[93]). So ist es auch zu verstehen, daß er Fromet versichert, daß sie schön sei (S. 32), während er kurz zuvor Lessing seine Verlobung mit den Worten mitgeteilt hatte: „das Frauenzimmer, das ich zu heyrathen Willens bin, hat kein Vermögen, ist weder schön noch gelehrt"[94]). Er ist aber ehrlich genug, ihr schon bald nach der Verlobung zu schreiben, sie solle sich nicht befremdet fühlen, wenn er manchen Posttag ohne Brief vorbeigehen lasse, denn er schäme sich manchmal, die Feder anzusetzen, nur um ihr zu sagen, daß er sie liebe, denn das habe er schon so oft gesagt, daß er glaube, sie werde nach solchen Versicherungen kein Verlangen mehr tragen (S. 26). Und im Grunde scheint Fromet ähnlich gedacht zu haben wie er — ihre Briefe aus der Brautzeit sind nicht erhalten —, denn einmal (S. 93 f) beklagt er sich selbst über die Verödung ihres Briefwechsels: „es ist wahrhaftig Zeit, daß unsere Briefe aufhören, sie fangen an, kurz und nichtsbedeutend zu werden. Mir (= wir) sagen uns einer dem andern zweimahl die Woche, daß wir nit Zeit haben und daß die Post bald abgeht. Schöner Briefwechsel!" Und noch sechs Wochen vor der Hochzeit bittet er sie, sie möge ihm noch fleißig von sich und ihrem Tun schreiben, denn „was wir uns im Ehestand bei einer kurzen Abwesenheit, so Gott will, einander zuschreiben werden, mag ich gar nit Briefe nennen, denn das werden viel mehr wirtschaftliche rapports als jugendliche Liebesgedanken enthal-

[93]) Jub. Ausg. 3_1 (1932), 24. Wenn er einmal (nicht an die Braut, sondern an die künftige Schwiegermutter) überschwenglich schreibt, daß er „in Vergleichung mit Fromet alle Reichtümer wie Staub achtet" (S. 9), so stammt dieser Brief aus der allerersten Zeit seiner Bekanntschaft mit ihr.

[94]) Jub. Ausg. 11 (1932), 207.

ten“ (S. 98). Daß diese Prophezeiung in Erfüllung ging, zeigt die erhaltene Korrespondenz der Ehegatten; andererseits ist kein Grund zu bezweifeln, daß sich Mendelssohn in seiner Ehe glücklich fühlte. Daran darf uns auch der ironische Ton nicht irre machen, in dem er kurz nach der Hochzeit seinem Freunde Thomas Abbt seine Verheiratung meldet[95]): „seit einigen Wochen habe ich keinen Freund gesprochen, an keinen Freund geschrieben, nicht gedacht, nicht gelesen, nicht geschrieben, nur getändelt, geschmauset, heilige Bräuche beobachtet, mich bald hier bald da zur Schau ausstellen lassen, und unter tausend anderen vielbedeutenden Kleinigkeiten meine Zeit himbringen müssen; denn . . . ein blauäugiges Mädchen, das ich nunmehr meine Frau nenne, hat das eiskalte Herz Ihres Freundes in Empfindungen zerlassen und seinen Geist in tausend Zerstreuungen verwickelt, aus welchen er sich nunmehr nach und nach wieder los zu winden suchet“. Vier Jahre später schreibt er an Abbt: „ich habe einen alten Vater, ich habe ein zartes Kind vor einigen Monaten verloren; ich bin in Gefahr gewesen, meine Frau, die ich mehr als Vater und Kind liebe, zu verlieren“[96]), und 1776 nennt er sich auf Grund seiner häuslichen Verhältnisse „einen der glücklichsten Menschen auf Erden“ (S. 213), wenn nur seine Gesundheit besser wäre. Seine Kinder liebt er zärtlich; einmal (S. 170) rühmt er sie: „meine Kinder G. b. s. (= Gott behüte sie) werden *b. h.* (= Gott sei Dank) täglich artiger und besser; Brendel ist gar nit hübsch, aber klug und gut gezogen . . . ; der Kleinste, Josef, hoffe ich *bes. h.* (= mit Gottes Hilfe) soll sie noch alle übertreffen“. Letztere Voraussage ist nicht ohne Reiz, da der damals zweieinhalbjährige Josef der spätere Begründer des Bankhauses „Mendelssohn & Co.“ ist (Brendel ist Dorothea, die schließlich Friedrich Schlegels Frau wurde und zum Katholizismus übertrat).

Wie die Brautbriefe, so reden auch die anderen jiddischen Briefe Mendelssohns überwiegend von den Dingen und Begebenheiten des täglichen Lebens, denen im einzelnen nachzugehen sich nicht lohnt. Dagegen ist es sehr lohnend, mit zwei Fragen an den ganzen jiddischen Briefwechsel des Aufklärungsphilosophen heranzutreten: wie spiegelt sich in ihm der Jude Mendelssohn? Und was ergibt sich aus ihm über sein Verhältnis zu den Nichtjuden?

---

[95]) Jub. Ausg. 11 (1932), 345 f. Der Brief stammt vom 4. 7. 1762, die Hochzeit war am 22. 6.

[96]) Gesammelte Schriften V (1844), 362.

Bei der ersten Frage haben wir M.'s Stellung zu seinen jüdischen Zeitgenossen und seine Stellung zum Judentum als Religion und Institution zu unterscheiden. Mit der Kritik an seinen Rassegenossen hält er nicht zurück; namentlich über die reiche Judenschaft des damaligen Berlin fällt manch bitteres Wort. Er, der ja selbst zeitlebens als Angestellter der Seidenwarenfabrik Isaak Bernhard im Geschäftsleben stand, hatte einen guten Einblick in die Verhältnisse. Schon die Braut bereitet er darauf vor, daß sie nicht in der Gesellschaft der Berliner *„aschirim“* (Reichen) verkehren werden, weil deren Charakter sich nicht mit einer edlen Denkungsart vertrage (S. 27), man müsse kriechen können, wenn man aus der Freundschaft der großen Herren Nutzen ziehen wolle (S. 28, vgl. 101), und dabei sei man nie sicher, ob sie am Ende ihre Versprechungen auch einlösen (S. 101). Einer wahren Freundschaft seien sie nicht fähig, man tue gut, mit ihnen nur auf Bekanntschaftsfuß zu stehen, denn „zur Freundschaft gehört ein Mittelstand“ (S. 42). Nach einer solchen Schilderung der Berliner Juden will es schon etwas heißen, wenn er die Prager noch gefährlicher als die Berliner nennt (S. 125), und köstlich ist sein Stoßseufzer aus Königsberg: „Gott weiß, ich werde von allen Menschen mit Höflichkeit überhäuft, und jedermann bestrebt sich, mir den Aufenthalt angenehm zu machen, ich weiß indessen nicht, woher es kommen mag: so oft mich jemand fragt: wie befinden Sie sich?, glaube ich immer, er frage: haben Sie nichts zu handeln?“ (S. 221), und er wundert sich, welche Mengen Speisen und preußischen Biers oder „Bierches“ bei dem von der Königsberger Judenschaft ihm zu Ehren veranstalteten Schmaus vertilgt werden: „die Hiesigen sind so beseligt, wenn ihnen der Duft dieses Bieres zu Kopfe steigt; ich freue mich, die guten Leute auf diese Weise auch außer dem Handel ihr Dasein fühlen zu sehen“ (S. 223).

Einmal hätte M. die Möglichkeit gehabt, in die Berliner Finanzwelt zu kommen: es handelt sich um das etwas zweifelhafte Münzunternehmen des Heyne Veitel Ephraim, der ihm 1762 anbot, bei ihm einzutreten[97]). Obwohl man ihm von allen Seiten zuredete, er solle diese Gelegenheit, „ein reicher Kerl zu werden“, nicht auslassen (S. 78), lehnte er ab: er wisse, daß er „in einer Münzbedienung nicht glücklich sein werde“ (S. 79). Er fürchtete wohl für seine Unabhängigkeit, denn — wie er einige Jahre darauf an einen

[97]) Vgl. dazu Gesammelte Schriften V (1844), 220.

Bekannten schreibt (Nr. 96) — „die Berliner sind eine Vermischung von guten und bösen Eigenschaften wie alle Menschen. Wer sie von der guten Seite allein betrachtet, ist betrogen, aber wer sie von der bösen allein ansieht, nit weniger, es gehört auch zu ihrem Charakter, daß sie den Menschen estimieren, der von ihnen nit abhängt". Dabei war er keineswegs geschäftsuntüchtig oder weltfremd. Der „jüdische Sokrates" berät seinen Freund über den Ankauf von Aktien, die 10 % Zins tragen (Nr. 96), er warnt ihn, sich mit dem Philanthropen Basedow[98]) allzusehr einzulassen: „seine Absichten sind allezeit großmütig, edel, menschenfreundlich, allein er scheint die Welt zu wenig zu kennen und sich falsche Rechnung zu machen" (Nr. 97) — wie richtig diese Warnung war, ist bekannt —; über einen Heiratskandidaten um Auskunft angegangen, schildert er nicht bloß dessen Charakter, sondern verbreitet sich auch ausführlich über die Vermögenslage der Familie (Nr. 94). Zwar empfindet er die Vorsicht, mit der sein künftiger, ihm derzeit persönlich noch unbekannter Schwiegervater ihn im Verlobungsvertrag finanziell genau festlegen will, als beleidigend, weil aus dem Mißtrauen geboren, das er nicht verdient habe, und er setzt sich energisch dagegen zur Wehr (Nr. 6 u. 7), aber das hat später dem guten Einvernehmen der beiden nicht geschadet (Nr. 46 u. 48). Denn auch M. selbst zitiert den Satz „in Geschäftsdingen sucht jeder seinen Vorteil" (S. 74) mit Zustimmung und findet es ganz in der Ordnung, daß man eine Forderung zunächst „etwas übertreibt, um sich desto besser vergleichen zu können" (S. 129). Gewißlich mißfallen ihm die „Kunstgriffe", mit denen man eine Glaubensgenossin finanziell hereingelegt hat — er sagt merkwürdigerweise dazu: „dergleichen Manöver sind mir zu gelehrt" (S. 129) — und geschäftliche Dinge auszuplaudern, über die man Stillschweigen verabredet hat, ist für ihn wider Treu und Glauben *(nägäd ha- ämät weha- joschär* S. 117), aber andererseits berichtet er von Königsberg ohne ein Zeichen der Ablehnung oder des Bedauerns nach Hause, daß „die Königsberger" (Juden) das dermalige schlechte Sommer- und Erntewetter nicht ungern sehen, „denn das Getreide war gar zu niedrig im Preis; jetzt ist es zum Teil wegen des ungünstigen Wetters, zum Teil auch aus anderen Ursachen um 50 % gestiegen, und die hiesigen Häuser haben ansehnlich dadurch verdient" (S. 233).

[98]) Vgl. Religion in Geschichte und Gegenwart 2. Aufl. I 783 f.

Spüren wir schon hier, daß sich M. bei aller Kritik an seinen Volksgenossen doch als einen der Ihren fühlte, so zeigen die Briefe klar, daß er nicht etwa nur Jude wider Willen war, sondern sein Judentum bewußt und mit Zähigkeit festhielt. Darüber kann sich nur wundern, wer sich von M. das falsche Bild gemacht hat, daß er ein vorurteilsloser Wahrheitsforscher gewesen sei („er versenkte sich in die Klassiker der Philosophie, unbekümmert um die Frage, was dabei aus seinem überlieferten, ihm wertvollen jüdischen Glauben werden würde"[99])). Daß das nicht zutrifft, konnte man ja längst aus seiner wichtigsten Schrift „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum" (1783) erkennen, wo er es fertig brachte, das Judentum als die einzig wahre Vernunftreligion darzustellen. Was er dort im einzelnen ausführt, ist aber im Kern schon Jahre vorher (1771) in einem Brief an Elkan Herz (Nr. 127) ausgesprochen[100]): „überhaupt pflegen die Christen und besonders Theologen gar leicht jemand des Deismus zu beschuldigen, weil ihre geoffenbarte Religion gar erschrecklich viel zu der natürlichen hinzuzutun hat, das über und wider die Vernunft ist. Aber Gott sei gepriesen, der uns die Lehre der Wahrheit gegeben hat. Wir haben keine Glaubenssätze, die wider die Vernunft oder über die Vernunft seien. Wir tun nichts mehr hinzu zu der natürlichen Religion als Gebote und Satzungen und rechte Ordnungen, aber die Glaubenssätze und Grundlagen unserer Religion sind gegründet auf den Boden der Vernunft und stimmen mit der Forschung und dem wahren Denken nach jeder Seite überein, ohne jeglichen Widerspruch und Streit. Und das ist der Vorzug unserer wahren und göttlichen Religion vor allen anderen lügnerischen Religionen". Wir wollen hier nicht nach den Gründen für diese starke Verzeichnung der jüdischen Religion fragen, wir stellen nur fest: für wen das (wie immer verstandene) Judentum so sehr das Maß aller Dinge ist, der denkt nicht daran, um seines Philosophierens willen an seinem Judentum etwas abzubrechen oder, weil er Jude ist, Minderwertigkeitsgefühle zu haben. Deshalb taten ihm vom jüdischen Standpunkt aus jene streng orthodoxen Glaubensgenossen Unrecht, die ihn wegen seiner Emanzipationstendenzen und wegen seines nahen Verkehrs mit Christen mit Mißtrauen und Haß verfolgten und ihm etwa, wie der Rabbiner von Prag, wegen seiner deutschen

[99]) Elbogen a. a. O. 187.

[100]) Ich übertrage die vielen eingestreuten hebräischen Ausdrücke und Sätze gleich ins Deutsche.

Übersetzung des Pentateuchs den Bann androhten (vgl. Brief Nr. 248, auch Nr. 277). Daß er in der sturen Abkapselung, in der sie verharrten, einen Schaden für die jüdische Zukunft sah, hatte mit Renegatentum nichts zu tun. In einem Schreiben an Elkan Herz, in dem er ihm zu seiner Hochzeit Glück wünscht (Nr. 117), bestellt er am Schluß Grüße an dessen Eltern und sagt dabei auf hebräisch: „gebe Gott, daß sie gewürdigt werden mögen, Enkel zu erleben, die sich mit der Tora und mit den Geboten beschäftigen", also Torastudium, nicht Philosophie ist das Ziel eines echt jüdischen Lebens.

Seine Gegner hatten umso weniger Grund, ihn anzufeinden, als er alle jüdischen Bräuche gewissenhaft beobachtete. Das fiel auch seinen christlichen Besuchern auf, so äußert sich einmal der ihm durchaus wohlgesinnte Arzt Zimmermann aus Hannover mit einer gewissen Verwunderung: „er ist ein Mann von der größten Redlichkeit und dem feinsten und lehrreichsten Umgange, von allen Menschen geliebet und geehret; übrigens aus Liebe zur Ruhe und zum Wohlstande dem Ansehen nach ein sehr orthodoxer Jude"[101]). Worauf sich Zimmermanns etwas anrüchige Begründung stützt, ist nicht zu erkennen; Tatsache ist, daß die Briefe auf Schritt und Tritt beweisen, daß M. als Jude zu leben gewillt war. Wie oft entschuldigt er sich in den am Freitag geschriebenen Briefen, er müsse aufhören, weil der Sabbathbeginn herannahe; ist er auf Reisen, so ist es für ihn selbstverständlich, während des Sabbaths irgendwo Station zu machen. Da kann er von den guten *Barches* schwärmen, dem Sabbathgebäck, das er vorgesetzt bekommt (S. 217). Er trägt einen wollenen Gebetsmantel und weigert sich, sich einen damastenen machen zu lassen (S. 96, vgl. S. 65), er erkundigt sich, wie teuer in Leipzig die *etrogim* sind, die man zum Feststrauß des Laubhüttenfestes braucht (Nr. 121). Er macht die Purimbeschenkung mit, wenigstens indem er sich von der Braut beschenken läßt (S. 79), während er selbst für sie kein Geschenk hat, sondern sich selbst als das beste Purimgeschenk für sie bezeichnet (Nr. 65). Die Einhaltung der Speisegesetze liegt ihm am Herzen, so erkundigt er sich, ob ihm zugesandte Schokolade *„al j. t.* ist" d. h. am Festtag genossen werden darf (S. 82). Auch die vielen Segensformeln, die die jüdische Sitte vorschreibt, wendet er getreulich an,

[101]) Beate Berwin, Moses Mendelssohn im Urteil seiner Zeitgenossen 1919, 52.

es wimmelt von „Gott sei gepriesen“, „wenn Gott will“; die Formel für die Verstorbenen „sein Gedächtnis sei im Segen“ findet ebenso ihre Statt wie die für die Lebenden: „er lebe“ oder „er lebe lang“, namentlich bei den eigenen Kindern versäumt er sie nicht: „die kleine Sarche — soll leben! — laßt ihr keine Ruhe“ (S. 105), „ich habe... einen Knaben — er lebe! —, der sechs Jahre alt ist“ (S. 213), sogar die Verkürzung der Wunschform in das angehängte „leben“, die uns so seltsam berührt, findet sich schon: M. sagt „Josefleben“ (S. 196) und „Josefleb“ (S. 215), wie seine Frau die Tochter „Brendelleb“ (S. 174) und ihn selbst „Moseleb“ nennt (S. 148). Er scheut aber auch die apotropäischen Wendungen nicht, deren man sich bedient, wenn von Unglück oder Krankheit die Rede ist, um die Angeredeten davor zu bewahren. Mehrfach begegnet die Abkürzung *ch. w.* = *chas wechalila* oder *chas weschalom:* „das sei ferne“ oder „Gott behüte“; es kann aber auch ausführlicher heißen: „Gott entferne von uns jede Krankheit“ (Nr. 144). (Der liberale jüdische Biograph Mendelssohn's M. Kayserling[102]), hat sich offenbar für seinen Helden dieses Formelngebrauchs geschämt, denn er läßt sie in den von ihm mitgeteilten Briefen überall weg, wie er z. B. auch M.'s Worte (S. 150): „Preis dem (Gott), der die Kranken heilt, daß ich jetzt auf dem Weg zur Besserung“ so wiedergibt: „die Krankheit hat im allgemeinen nachgelassen ,so daß ich etwas auf dem Weg der Besserung bin“ a. a. O. 495.) Wie sehr sich M. auch in Kleinigkeiten an die jüdische Sitte bindet, zeigt sich noch daran, daß er, dem es doch nicht an Geist gebrach, die hölzernen Grußlitaneien mitmacht, mit denen bis zum heutigen Tag — meist in der Form von Nachschriften — jiddische Briefe zu schließen pflegen. Ein Beispiel für viele: „grüßen Sie Madam Mate Göttingen unbeschwert vielmahl. Mamsell Blümche s. f. (= sehr freundlich) zu grüßen, sie soll fleißig sein... Die übrigen Kinder vielmahl zu grüßen. Und Gruß an meinen Freund, den gelehrten und hochgeschätzten Herrn Josef (die Leuchte Israels) Deiern[103]). Den Jüngling, H. Salman Rintel s. f. zu grüßen. Den werten Herrn Dawid de Castro s. f. zu grüßen. Den Herrn Bode s. f. zu grüßen“ (Nr. 20). Über seinen Gebrauch der schwülstigen und übersteigernden Anreden haben wir schon gesprochen. Auffallend ist nur, daß er bei der Briefdatierung den

[102]) M .Kayserling, Moses Mendelssohn, sein Leben und seine Werke, 1. Aufl., 1862.

[103]) Dieser Satz ist ganz hebräisch.

durchgängigen Brauch, neben oder statt Monat und Tag nach der betreffenden Sabbathparasche zu datieren, vermeidet (lediglich Nr. 61 macht eine Ausnahme)[104]) und — abgesehen von dem stereotypen *b. h.* = Gott sei gepriesen — nur einmal in einem Brief an die Schwiegermutter (Nr. 14) einen religiösen Briefanfang benützt (*sch. j. l. t.* = „ich stelle mir Gott beständig vor Augen" Ps. 16, 8).

So kann kein Zweifel sein, daß M. fest in der jüdischen Tradition und im jüdischen Brauchtum stand; aber geben die jiddischen Briefe auch Zeugnis von seiner jüdischen Frömmigkeit? Natürlich kannte er seine Bibel, und so finden sich, wenn auch nicht gerade häufig, Zitate aus dem Alten Testament oder Anspielungen an Bibelstellen, während ein Talmudzitat in den jiddischen Briefen, soviel ich sehe, nur einmal vorkommt (S. 75: Kidduschin fol. 31a), und zwar in scherzhafter Anwendung. Betrachten wir aber diese Bibelstellen näher, so stehen sie meist innerhalb formelhafter Wendungen, etwa am Briefschluß: „stets zu Diensten bereit, so wie ein Sohn den Vater ehrt und ein Knecht den Herrn" (Mal. 1_6) (S. 68), oder in dem Wunsch: „Gott bewahre uns vor allem Schaden und sende den Segen in unsre Speicher" (vgl. Dt 28_8) (S. 105) oder in der Formel, mit der man einen glücklichen Menschen bezeichnet: „möge mein Ende sein wie das seine" (Nm 23_{10}) (S. 148). Ein andermal zitiert er eine Psalmstelle (94_7), um an ihr zu zeigen, daß ein Zitat falsch wird, wenn man es aus dem Zusammenhang reißt (S. 152). Und wenn er eine Frau, die er empfehlen will, mit den Worten des „Lobs der tugendsamen Hausfrau" (Prv $31_{15.14}$) preist (S. 243), wenn er sich gegen dummes Geschwätz mit Worten des salomonischen Spruchbuchs (Prv 26_4 14_{23}) wehrt (S. 150 f), wenn er, um vor vorschnellen Reformen zu warnen, sich halb scherzhaft auf das Hohe Lied (2_7) beruft: „erweckt und erregt nicht die Liebe, bis es ihr selber gefällt" (S. 278), und wenn er das Wort des Propheten Amos (3_8), mit dem dieser den inneren Zwang zum prophetischen Auftreten deutlich zu machen sucht, als Witzwort benützt (S. 49), so ist klar, daß sich aus alledem nichts über seine eigene religiöse Haltung schließen läßt. Nur einmal (S. 279) schwingt eine innere Beteiligung mit, wenn er sein Verhalten gegenüber dem Widerspruch und Haß, den ihm seine eigenen Leute wegen seiner deutschen Pentateuchübersetzung

[104]) Im laufenden Text nennt er einmal die Parasche *ekäb* (Dt. 7_{12}) (S. 231); zweimal benennt er den Sabbath nach der Haftare: *nachamu* (Jes. 40_1) (S. 29. 227) und *schuba* (Hos. 14_2) (S. 200).

entgegenbrachten, in die drei biblischen Sätze kleidet: „ich nahm meine Seele in meine Hand, ich erhob meine Augen zu den Bergen und bot meinen Rücken den Schlägern" (1 Sam 19_5 Ps 121_1 Jes 50_6). Aber es ist wohl nicht von ungefähr, wenn er in Bezug auf die Feinde fortfährt: „mögen s i e fluchen, i c h werde segnen" und damit das biblische Gebet Ps 109_{28}: „wenn sie fluchen, so mögest du (Gott) segnen" kennzeichnend so abwandelt, daß die eigene Tugend im Mittelpunkt steht. Religiöse Äußerungen, die nicht im Gewande des Bibelzitats oder der traditionsgebundenen Formel einhergehen, sind äußerst selten. Natürlich ist dabei in Rechnung zu stellen, daß die Themen vieler Briefe keinen Anlaß zu solchen Äußerungen gaben, auch ist es möglich, daß diese Seite seines Wesens im unmittelbaren persönlichen Verkehr stärker hervortrat — da wo er an Fromet über die wahre Andacht schreibt (s. nachher), bricht er schnell ab: „doch über diesen Punkt laßt sich besser sprechen als schreiben" (S. 35) —, aber trotzdem werden wir ihm nicht Unrecht tun, wenn wir auf Grund der Briefe schließen, daß er für sich selbst stärkere religiöse Bedürfnisse nicht gehabt hat. Die Worte: „wie wunderbar sind die Wege Gottes, und wie wenig verlaßt er die Seinigen, die auf ihn vertrauen" (S. 65), werden dadurch einigermaßen entwertet, daß sie sich auf einen bescheidenen Geschäftserfolg des Schwiegervaters beziehen, und wenn M. wenige Zeilen vorher Fromet gegenüber die Heimkehr ihres Vaters von der Geschäftsreise als Erhörung ihrer Wünsche und sichtbaren Gotteslohn für ihre Tugend bezeichnet, so ist der leicht ironische Ton kaum zu verkennen. Selbst das Wort, das er ihr beim Tod einer Freundin schreibt (S. 34): „der Mensch muß die Wege Gottes betrachten, verehren und schweigen, denn sie sind für seine Maulwurfaugen unergründlich", empfängt dadurch einen Stich ins Platte, daß der Anfang dazu lautet: „adje, meine liebste Fromet, leben Sie vergnügt und trösten Sie sich über den Tod Ihrer Freundin", und daß er unmittelbar dahinter Witze über seinen „schrecklichen Bart" macht. Der Satz des folgenden Briefes aber (S. 35): „wer die Werke der Allmacht mit Vergnügen betrachtet, der ist andächtiger als der dem lieben Gott Fratzengesichter macht" ist so aufklärerisch, daß wir von da aus verstehen, wie er die jüdische Religion als das klassische Muster der Vernunftreligion hinstellen konnte.

Im aufklärerischen Philosophieren traf er sich mit seinen christlichen Freunden, mit denen er regen Umgang pflog. Darüber,

wie er selbst über das Christentum dachte, hat er nie öffentlich Farbe bekannt; eine offene Ablehnung war für ein Mitglied der im christlichen Staat nur geduldeten Judenschaft auch nicht geraten. Der Zumutung Lavaters, entweder das Christentum zu widerlegen oder selbst Christ zu werden, setzte er ein würdiges und geschicktes Nein entgegen, ohne sich in eine Polemik gegen die christliche Religion einzulassen, und gewann sich dadurch auch die Sympathien von Nichtjuden. Und wenn er in seinem „Jerusalem" schreibt: „ich habe die christliche Religion niemals öffentlich bestritten und werde mich auch mit wahren Anhängern derselben niemals in Streit einlassen"[105]), so ist das ganz richtig, wenn man das Wort „öffentlich" betont[106]). Wie er aber wirklich dachte, darüber geben einige wenige, aber gewichtige Stellen in den jiddischen Briefen unzweideutige Auskunft. Gegen den Vorwurf seiner Glaubensgenossen, er hätte sich mit Lavater gar nicht einlassen sollen, um nicht das Judentum zu gefährden, erwidert er, er wisse, was er der Heiligung des göttlichen Namens *(leqaddesch et-ha-schem)* d. h. der Verteidigung der Religion schuldig sei, er habe den Disput nur gezwungen abgebrochen, und „wäre es mir nach gegangen, so hätte eine ganz andere *teschuba* (Antwort) geben wollen" (S. 148). Wie diese Antwort gelautet hätte, ergibt sich aus dem wenig später niedergeschriebenen, oben bereits angeführten Satz (S. 151): „das ist der Vorzug unserer wahren und göttlichen Religion vor allen anderen lügnerischen Religionen". Denn daß mit den anderen lügnerischen Religionen in erster Linie das Christentum gemeint ist, steht nach dem Zusammenhang außer Zweifel; es ist kein Zufall, daß sein Biograph Kayserling in der Wiedergabe der Briefstelle das ominöse Wort „lügnerisch" gestrichen hat (S. 495). Noch deutlicher redet eine Äußerung gegenüber Elkan Herz vom 15. 11. 1771 (S. 153): „Sie verlangen in Ihrem letzten Schreiben meine Handschrift *nägäd dat ha-nozrim* (gegen die christliche Religion). Ich muß Ihnen aber sagen, daß erstlich solches nit imstand ist, von einem anderen gelesen zu werden, so unordentlich und unzusammenhängend steht noch alles darin. Zweitens muß ich auch dieses

[105]) ed. A. Bodek, Brockhaus-Leipzig 1869, 165.

[106]) Als er dem Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel auf seine Frage, warum er das Neue Testament verwerfe, wenn er das Alte annehme, notgedrungen Antwort gab, tat er das „in dem festesten Zutrauen .., daß das freimüthige Bekenntnis, welches ich nur Ihnen ablege, Niemanden zu Gesichte kommen wird" und bat am Schluß nochmals, „dieses Schreiben zu vernichten" (Jub. Ausg. 7 (1930), 300, 305).

gestehen, daß ich den festen Vorsatz habe, solches niemals aus meinen Händen zu geben, *umk. sch.* (= geschweige) über Land zu schicken". M. hat also eine sorgfältig gehütete Schrift gegen das Christentum abgefaßt, die tatsächlich nie ans Licht gekommen ist. (Kayserling S. 498 hat den Tatbestand wieder verwischt, indem er die Präposition *nägäd* mit „über" übersetzte, so daß aus dem Pamphlet eine harmlose Schrift „Über die christliche Religion" wurde[107])). Wir sehen aber daraus, wie verkehrt das Urteil Ludwig Goldsteins[108]) ist: „Reimarus trifft doch wohl kaum das Richtige, wenn er einmal verärgert meint, daß Mendelssohn „uns Christen Hohn spricht", und noch mehr dürfte ihn Herder verkennen, wenn er einmal „in dem alten Mann den versteckten Haß gegen die Christen von Tag zu Tag mehr hervortreten" zu sehen glaubt". Beide haben im Gegenteil erkannt, wie er im innersten Wesen war, und wenn ihn Herder an der von Goldstein angeführten Stelle des weiteren „einen zu pfiffigen Ebräer" nennt, „als daß ein ehrlicher Christ mit ihm auskäme" und von seiner „geheimen bittersten Intoleranz" gegen das Christentum spricht[109]), so geben ihm die jiddischen Briefe recht, wie diese andererseits auch ein Beispiel dafür liefern, wie empfindlich M. selbst war, wenn er auf Antisemitismus stieß. Der Sprachlehrer Bode in Hamburg, der seiner Braut Fromet französische Stunden geben sollte, betrieb das offenbar sehr lässig und blieb oft aus, so daß M. Verdacht schöpfte, er könnte *„beleb* ein *sone Jisrael"* (imHerzen ein Judenfeind) sein (S. 75). In diesem Zusammenhang schreibt er an Fromet: „es kann mich nichts so sehr verdrießen, als wenn mir ein *nozri* (Christ) seine Bekanntschaft so teuer anrechnet und sich im Herzen zu erniedrigen dünkt, wenn er mit einem *bar Jisrael* (Sohn Israels) vertraut ist. Sobald ich so was merke, so werde ich trotzig". Haben wir für diese Äuße-

---

[107]) Solche Vertuschungen zeigen sich selbst in Kleinigkeiten. M. bezeichnet einmal ein Empfehlungsschreiben, das er einem Glaubensgenossen mitgibt (Nr. 275), im Scherz als „dieses Handbillet oder diesen Hirtenbrief oder diesen Kabinettsbefehl". B. Beer, der erste Herausgeber dieses Schreibens, der „das Autograph in Händen hat" (Monatsschr. f. Gesch. u. Wissensch. d. Judentums 1859, 265), und deshalb auch Kayserling (S. 555) lassen den mittleren Ausdruck weg, offenbar, weil Katholiken Anstoß nehmen könnten.

[108]) In „Der Morgen" 1929, 231.

[109]) Brief an Hamann vom 2. 1. 1786 (zwei Tage vor M.'s Tod), vgl. Herders Briefe an Joh. Georg Hamann, ed. Otto Hoffmann, Berlin 1889, 223 f.

rung gekränkten Stolzes Verständnis, so zeigen uns einige unscheinbare Bemerkungen, wie deutlich sich M. der Kluft bewußt war, die ihn von den Nichtjuden trennte. Schon daß er seine christlichen Gegner im Lavaterstreit *chakme ha-ummot* nennt („die Weisen der Völker" d. h. die heidnischen Weisen) (S. 142), ist vielsagend genug, wenn man bedenkt, welchen Abscheu der „Heide" dem Juden einflößt[110]), aber ganz nebenbei und deshalb umso überzeugender spricht sich dieses Fremdheitsgefühl darin aus, daß M. gelegentlich die Nichtjuden einfach mit „sie" bezeichnet, ohne daß das Pronomen ein Beziehungswort hat. Das christliche Neujahr heißt bei ihm „i h r Neujahr" *(schana chadascha schä-lahäm* S. 71), die deutsche Sprache „i h r e Sprache" *(bileschonam* S. 142); wer sich so ausdrückt, der weiß, daß er draußen steht und nicht dazu gehört. In alledem prägt sich das Bewußtsein aus, daß er trotz alles gemeinsamen Philosophierens und trotz des nahen Verkehrs mit den geistigen Führern und hochgebildeten Menschen seiner Zeit, auf den er begreiflicherweise zu Zeiten sehr stolz ist[111]), von diesen „Freunden" im letzten Grunde doch geschieden ist.

Wenn dem so ist, dann sind wir überrascht, bei der 200-Jahrfeier in Dessau M. als großen Patrioten rühmen zu hören, der verlangte, „daß jeder Staatsbürger stets bereit sein müsse, sich mit ganzer Persönlichkeit für das Wohl der Allgemeinheit einzusetzen und sein Leben fürs Vaterland zu opfern", und der bereits die Ideen der Freiheitskriege vorausgenommen habe[112]). Diese Behauptung stützt sich auf eine entsprechende Äußerung M.'s in den Litteraturbriefen bei der Besprechung von Thomas Abbt's Schrift „Vom Tode fürs Vaterland"[113]). Aber gibt diese seine wahre politische Gesinnung wieder? Durchmustern wir die jiddischen Briefe unter dem Gesichtspunkt, wie sich in ihnen die politischen Verhältnisse widerspiegeln, so ist die Ausbeute sehr mager. Stoff bieten überhaupt nur die Brautbriefe, die, von Mai 1761 bis Mai 1762 geschrieben, in den Ausgang des siebenjährigen Krieges fallen. Su-

[110]) In einem hebräischen Brief (S. 119) werden Deutsch und Hebräisch als „die Sprache der Heiden" und „unsere heilige Sprache" unterschieden (vgl. auch Nr. 280: „Bücher der Heiden").

[111]) „Haben Sie die Gewogenheit, die kleine Kommission richtig zu besorgen. Es ist eine grauße (große) Prinzessin, der damit gedient wird" (Nr. 158).

[112]) Zeitschr. f. d. Gesch. d. Juden in Deutschland 1929, 185.

[113]) Briefe, die Neueste Litteratur betreffend, XI 46 f. (181. Brief).

chen wir aber nach einem Widerhall dieser politisch so eindrücklichen Zeit, so sind wir enttäuscht. Wir müssen dabei freilich stets die damalige Rechtslage der Juden berücksichtigen, über die sich M. selbst einmal im Mai 1762 in einem deutschen Brief[114]) an den Baseler Ratsschreiber und Aufklärer Isaak Iselin so ausspricht: „der glückliche Republikaner übersieht die menschliche Gesellschaft aus einem weit höheren Gesichtspunkte, als der monarchische Untertan, und der monarchische Untertan ist noch weit über den Standort hinweg, der mir im bürgerlichen Leben angewiesen worden. Zwar blühet unter der Regierung eines Friderichs die Freyheit zu denken fast in republikanischer Schönheit; allein Sie wissen, wie wenig Antheil meine Glaubensbrüder an allen Landesfreyheiten zu haben pflegen. Die bürgerliche Unterdrückung, zu welcher uns ein zu sehr eingerissenes Vorurtheil verdamt, liegt wie eine todte Last auf den Schwingen des Geistes, und macht sie unfähig, den hohen Flug des Freygebornen jemals zu versuchen". Im damaligen Preußen mußte jeder Jude, der sich dauernd niederlassen wollte, im Besitz eines Schutzbriefes sein, der für ihn und seine Familie zugleich Niederlassungs- und Arbeitserlaubnis war[115]), und zum Heiraten brauchte er staatliche Genehmigung[116]). Im Zusammenhang mit der Bemühung M.'s, diese Bewilligungen zu erhalten, fällt in den Brautbriefen erstmals der Name König Friedrichs. Auf eine Frage Fromets, wie es mit der Sache stehe, antwortet er am 7. 7. 1761 (S. 27), er müsse warten bis der König in die Winterquartiere gehe, dann werde er beim Kabinett darum anhalten. Und wie er nach manchem Hin und Her — „doch ich habe unter den Geheimen Räten gute Freunde" (S. 79)[117]) — den Konsens in Händen hat, da teilt er das Fromet in dieser Form mit (26. 3. 1762, S. 87): „nunmehr sind Sie... ein preußischer Untertahn und müssen die preußische Partei ergreifen. Sie werden also auf gut Preußisch alles glauben, was zu unserem Vorteil ist. Die Russen, die Türken, die Amerikaner stehen uns alle zu Dienst und erwarten nur unseren ersten Wink. Unsere Münz wird noch besser werden als Banco, die ganze Welt wird Sicherheit in Berlin suchen, unsere Börs wird berühmt sein von dem Schloßplatz bis an

[114]) Jub. Ausg. 11 (1932), 338.

[115]) Vgl. Botzenhardt in den Forschungen zur Judenfrage III (1938), 63.

[116]) Vgl. Borodianski LIII und Jub. Ausg. 11 (1932), 467.

[117]) Auch am Schluß dieses Briefes (S. 80) ist von guten jüdischen Beziehungen zur hohen Beamtenschaft die Rede.

unser Haus. Das alles müssen Sie glauben, denn Sie haben *Kijjumim* (Dauerrecht, Niederlassungsrecht) in Berlin". Am Schluß desselben Briefes (S. 88) macht er sich über eine Freundin Fromets lustig, die vor der bevorstehenden Entbindung Angst hat: „ein preußisch Herz muß unerschrocken sein, fi! wer wird weinen?" Diese Verulkungen entsprechen der inneren Einstellung M.'s zum preußischen Staat zweifellos besser als jene Pose des edlen Patrioten. Auch sonst zeigt es sich, daß der Wogenschlag des siebenjährigen Kriegs nur ganz von ferne an das Ohr der in ihre privaten Dinge Versponnenen tönt. Taucht die Möglichkeit auf, daß die Russen in Berlin einmarschieren (S. 57 f. 62), dann würde sich eben M. der Braut in Hamburg „zur Verwahrung geben" (S. 73), wäre umgekehrt etwas an dem Gerücht, daß die Schweden Hamburg angreifen wollen, dann würde eben Fromet nach Berlin kommen (S. 86), aber „die Mährchen, die sich die politische Welt hier einander ins Ohr erzählt, haben gar zu wenig Grund" (S. 88). Sagt M.: „Ich wünsche den Russen alles Unglück", so deshalb, weil er ihretwegen einen Geschäftsfreund nicht zu der Zeit sprechen kann, zu der er möchte (S. 72). Auch die unerwartete Wendung des Krieges, die der Tod der Zarin Elisabeth und der Friedensschluß durch Peter III. bedeutet, wird nur unter dem Gesichtspunkt gewürdigt, daß sie den eigenen Lebensplänen günstig ist[118]): „man versprecht sich hier sehr viel Gutes von der Veränderung in Rußland. Gott gebe, daß es zu unserem Glück sein soll, damit wir kommenden Sommer das Glück, uns zu lieben, in Ruhe und Frieden genießen mögen" (S. 75, vgl. 77. 86. 88. 104); „allem Ansehen nach haben wir uns hier einen ruhigen Sommer zu versprechen. Wer hätte dieses denken sollen? Menschlicherweis zu urteilen befürchtete ich die größten Unruhen von der Welt und machte mir ein Gewissen daraus, Sie aus Ihrem friedsamen Hamburg in eine von Feinden umgebene Stadt zu führen, aber nunmehr hat mich Gott auch von diesem Skrupel befreit. Sie werden hier vielleicht weniger zu fürchten haben als in Hamburg" (S. 91). Berichtet er Fromet kurz vor ihrer Übersiedlung nach Berlin von der dortigen Teuerung und dem Lebensmittelmangel (S. 99 f), so entschuldigt er sich, daß er ihr „diese seltsamen Nachrichten" schreibe, aber er wolle sie rechtzeitig darauf vorbereiten, weil er ihr mitleidiges Herz und empfindliches Gemüt kenne, das kein Elend ohne Rüh-

---

[118]) Ich setze alle hebräischen Ausdrücke ins Deutsche um.

rung sehen könne, und er schließt mit den etwas dunklen Worten: „unser Trost aber, meine Liebe, ist, daß wir auf keinerlei Weise dazu (nämlich: zu dem Elend) beigetragen, welchen Vorwuf sich viele zu machen haben". Meint er mit diesem Tadel andere Juden oder den König und die Regierung? Jedenfalls hat man nicht den Eindruck, daß er für sich und seine künftige Frau Besorgnisse hat, daß sie auch unter der Teuerung selbst zu leiden haben könnten.

Die einzige positive Beziehung M.'s zum siebenjährigen Krieg, deren in den jiddischen Briefen Erwähnung geschieht, ist seine Beteiligung an einer Denkmünze auf die Schlacht von Liegnitz (15. 8. 1760), für die er dem schon erwähnten Münzjuden Heyne Veitel Ephraim Bild und Umschrift lieferte[119]). Ein Stück davon schickt er Fromet zu (S. 34): er wisse zwar, daß sie sich für Schlachten sehr wenig interessiere, aber er habe gedacht, diese Medaille werde ihr nicht gleichgültig sein, weil er „die Erfindung dazu hergegeben" habe. So spricht niemand, der am Schicksal seines Vaterlandes innerlich mitträgt. Man wende nicht dagegen ein, daß er eine Dankpredigt auf die Schlacht bei Roßbach oder Leuthen und eine Friedenspredigt auf den Hubertusburger Frieden verfaßt hat, in der er auf „unsern König, den Gekrönten Gottes", den Segen des Herrn der Heerscharen herabfleht[120]). Beide Predigten waren eine Bestellung der Berliner Judengemeinde für den offiziellen Synagogengottesdienst[121]), und M. versäumte nicht, sich im vertrauten Kreise selbst über sie lustig zu machen. Über die erstere schrieb er an Lessing: „ich will nunmehr für nichts in der Welt mehr schwören, da es schon so weit gekommen, daß ich eine Predigt schreibe und einen König lobe"[122]), und über die zweite meinte er wieder zu Lessing, sie sei zum Einschlafen gewesen[123]). Was er wirklich vom Krieg Friedrichs des Großen hielt, entschlüpfte ihm einmal gleich am Anfang des Krieges in einem Brief an Lessing: „kommen Sie zu uns, wir wollen in unserem einsamen Gartenhaus vergessen, daß die Leidenschaften der Menschen den Erdball verwüsten. Wie leicht wird es uns seyn, die nichtswürdigen Streitigkei-

---

119) Über M.'s Mitwirkung bei der Prägung verschiedener Medaillen vgl. Borodianski XLIV.

120) Gesammelte Schriften VI (1845), 411. 415.

121) Vgl. Kayserling 145 f.

122) Jub. Ausg. 11 (1932), 166.

123) Gesammelte Schriften V (1844), 173.

ten der Habsucht zu vergessen"[124]), wozu Kayserling (S. 120) bemerkt: wenn Mendelssohn, der über seine politische Gesinnung sonst strengstes Stillschweigen zu beobachten pflegte, geahnt hätte, daß seine Korrespondenz je veröffentlicht werden würde, hätte er diese Worte gewiß nicht niedergeschrieben.

So zeigen die jiddischen Briefe noch stärker als das übrige Schrifttum M.'s, daß es dem Begründer der Judenemanzipation in Deutschland nicht gelungen ist, sein Judentum wirklich in die deutsche Kultur einzuordnen. Das ist keine judenfeindliche Feststellung: auch ein Mann wie Ludwig Feuchtwanger gelangte zu demselben Ergebnis[125]). M. war eben nicht gesonnen, vom jüdischen Selbstbewußtsein, das letztlich auf seinem Erwählungsglauben beruhte, irgendetwas preiszugeben, mochte er auch nach außen toleranter Philosoph und loyaler Untertan sein.

[124]) Jub. Ausg. 11 (1932), 98.
[125]) Zeitschr. f. d. Gesch. d. Juden in Deutschland 1929, 226.

„Reinhard“ der Fuchs und „Gerhard“ der Gänserich — wie kamen Tiere zu solchen Menschennamen?

Von Ernst Christmann.

In einer Jahrtausende zurückliegenden Zeit gaben nicht bloß unsere germanischen Vorfahren sondern auch Kelten, Slaven, Griechen und andere indogermanische Völker ihren Kindern mit Tiernamen gebildete Rufnamen, mag es nun aus mythischen oder religiösen Vorstellungen heraus geschehen sein oder nur, weil sie damit den Neugeborenen die Kraft, Gewandtheit und List der Tiere wünschen wollten, so mit den altdeutschen Namen Wolfgang, Wolfram und Adalwolf, Eberhard und Eberwin, Arnwald (Arnold) und Swanahild wie mit den griechischen Lykomedes und Lykurgos, Philippos und Hippomachos. Im 12. Jahrh. waren für einen Albrecht den Bären und Heinrich den Löwen ihre Beinamen rühmliche Attribute im Gegensatz zu Bock und Geiß, Fuchs und Hase, Käfer und Wurm, die sich zwischen rund 1200 und 1600 bei Bürgern und Bauern aus Spitznamen zu Familiennamen entwickelten, aber besonders auf den Dörfern, in Schüler- und Studentenkreisen auch heute noch immer wieder als Neck- und Stichelnamen verliehen werden. Der Glaube, daß Männer sich in Wölfe und Frauen in Katzen verwandeln könnten, ist nicht minder alt und weit verbreitet. Nicht bloß der vielfach vorkommende Flurname „Am Wolfsgalgen“ hält die Erinnerung an den Werwolf immer noch wach[126]), bis in den Volksglauben allerjüngster Tage herein spukt die Frau als Hexe in Katzengestalt. Selbstverständlich gehören im Märchen Verwandlungen von Menschen in Tiere zum eisernen Bestand; die „Wilden Schwäne“, „Sieben Raben“, der „Froschkönig“ mögen uns daran erinnern, und das ist nicht nur im deutschen Märchen so.

126) Vgl. meinen Aufsatz „Von Wolfsgalgen und Wolfsbalgträgern“ in „Obd. Zs. f. Volkskde.“ 1943, S. 69 u. W. Peßler, Hb. d. dt. Volkskde. II, 346.

Auch den Fuhrmann, der mit seinen Zugtieren, wie den Jäger, der mit seinem Hund, und den Schäfer, der mit seinen Hämmeln wie mit Kindern oder Freunden redet, dünkt die Grenze zwischen Mensch und Tier minder scharf als den naturfernen Städter und klügelnden Stubenhocker am Schreibtisch. In solcher Atmosphäre und Geisteshaltung ist es noch heute selbstverständlich, daß Roß, Ochse und Kuh, Hund und Katze, Schaf und Ziege, Kanarienvogel und Goldfisch menschliche Rufnamen erhalten, und so war es wohl von jeher. Vom Haus- und gezähmten Wildtier ist es nur ein kleiner Schritt zu dem in Freiheit lebenden, das vor allem in Tiersage und Tierdichtungen, aber auch im wirklichen Leben mit Eigennamen auftreten kann, die ebenfalls menschliche Rufnamen sind. Doch hier ist nun die Frage umstritten: wer nannte den Fuchs „Reinhard", den Gänserich „Gerhard", den Wolf „Isegrim" und den Häher „Markolf"? Nach der Meinung der einen verliehen sie die Verfasser der Dichtungen, und von da gerieten sie in den Mund des Volkes, wo sie zum Teil noch heute weiterleben; die Vertreter dieser Anschauung glauben den Ursprung gefunden zu haben, wenn sie das älteste Vorkommen in literarischen Quellen ermittelt haben, sei es nun im 12., 13. oder 15. Jahrh. Andere dagegen suchen die Herkunft im Volk und damit in noch weit älteren Zeiten, mögen auch bestimmt zu ermittelnde Tiergeschichtenverfasser sie von da in ihre Werke hereingenommen haben. Ich habe mich wiederholt zu der letzteren Überzeugung bekannt und will sie auch heute noch einmal vertreten, und zwar auf einem Wege den Beweis zu führen suchen, den meines Wissens bis jetzt noch niemand beschritten hat. Ersparen wir es uns, die bisher vorgetragenen Ansichten und Argumente in chronologischer Folge wiederum vorzuführen und abzuwägen, also zu sprechen von Jakob Grimms Auffassung, die später scharf abgelehnt wurde[127]), von der im Gegensatz dazu stehenden Wandertheorie, wie sie Keller und Ehrismann vertraten, und von der abermaligen Rückkehr oder doch Hinneigung zu Jakob Grimm[128]). Wir wollen dafür unmittelbar in die Frage eintreten, indem wir zunächst einzelne Namen eingehender inbezug auf ihre Verbreitung untersuchen und Ergebnisse und Lehren der modernen Mundartgeographie nutzbar machen. Ich stütze mich dabei vielfach auf Erfahrungen aus mei-

[127]) z. B. Voigt, Ysengrimus LXXXVIII.

[128]) z. B. Th. Frings in Anz. f. D. A. 78 (1941) 94.

nen Forschungen im pfälzischen Raum und hoffe so, zu allgemeinen Schlüssen zu gelangen.

I. „Markolf" der Häher.

Nach dem „Etym. Wb." von Kluge-Götze (S. 226) hat der Häher „als geschickter Nachahmer der Tierstimmen im 13. Jahrh. den Namen des Spötters aus der volkstümlichen Dichtung erhalten, Markolf. In mittel- und niederrheinischen Mundarten ist dieser Name geblieben, im Reineke Vos ist Markwart de Hegger daraus geworden". Auch nach Luise Berthold „stellt sich der Herkunft nach Markolf(us) wohl (ebenso wie als Benennung eines groben Menschen) zu der Markolf(us) benannten Gestalt des Spötters in der mittelalterlichen Literatur, da der Eichelhäher die Stimmen anderer Vögel spottend nachahmt"[129]).

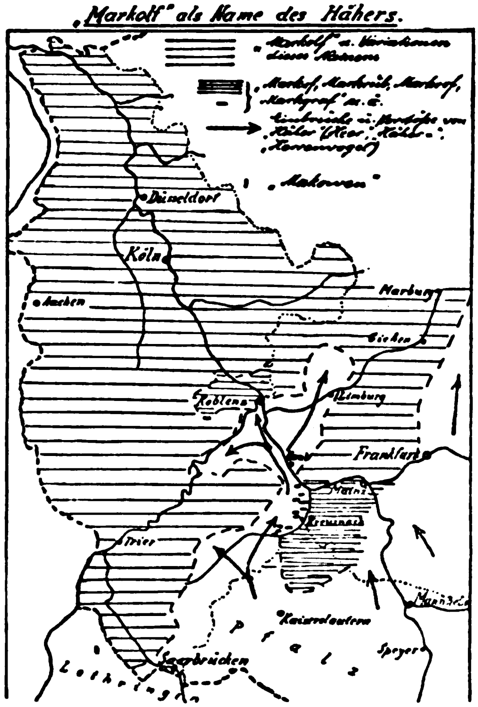
Wir stellen aus beiden Äußerungen heraus: 1. beide sind darin einig: Markolf war zunächst Name des Spötters in der mittelalterlichen Dichtung, also vor allem in dem Spielmannsepos „Salman und Morolf" und dem Spruchgedicht „Salomon und Markolf"; 2. nach diesem menschlichen Spötter benannte dann das Volk den Vogelstimmennachahmer Häher ebenfalls Markolf; 3. bei Luise Berthold bezieht sich diese Anschauung wohl vor allem auf das von ihr bearbeitete hessen-nassauische Mundartgebiet, in dem der Name heute noch großenteils gilt[129]); in Kluge-Götzes „Etym. Wb." bleibt unentschieden, wie weit der vom Menschen hergenommene Hähername zunächst galt; jedenfalls blieb er in mittel- und niederrheinischen Mundarten erhalten; 4. ebenso wird hier als Zeitpunkt der Einbürgerung der neuen Vogelbenennung das 13. Jahrh. angegeben, ferner 5. festgestellt, daß im Reineke de Vos „Markolf" in „Markwart" gewandelt ist; 6. wir folgern: auf jeden Fall geht auch darnach dieser Hähername in der Tierdichtung indirekt vom Volk aus.

Tun wir zunächst einen Schritt weiter, indem wir im Anschluß an Ziffer 5 die Frage aufwerfen: warum dieser Wandel? Durch Jahrhunderte hin hatte der menschliche und — nach Kluge-Götze — seit dem 13. Jahrhundert der gefiederte Spötter in der Dichtung Markolf (Morolf) geheißen; aus welchem Grunde wird 1498 zu Lübeck in Markwart geändert? Nun heißt der Häher in

[129]) Hess.-nass. Volkswörterbuch II, 258

einigen holsteinischen Orten immer noch Markwart, so westlich von Lübeck, nordöstlich von Kiel, östlich von Wilster an der Elbemündung und östlich des Schaalsees an der mecklenburgischen Grenze; dazu wird dieser Name neben anderen für den gleichen Vogel in Hamburg und in Stade benützt[130]). Aber diese Feststellung hilft uns vorerst kaum weiter; denn wieder bleibt die Frage offen: hieß der Vogel schon im 15. Jahrh. vor Entstehung des Rei-

„Markolf" als Name des Hähers.



neke de Vos in Holstein so und griff ihn der Dichter hier auf, oder ist anzunehmen, er sei erst durch die so sehr beliebt gewordene Lübecker Ausgabe der Tiergeschichte in Holstein volkstümlich geworden, so auch in den sechs angedeuteten Orten? Im letzteren Fall stehen wir dann wieder vor der ersten Frage, die wir stellten, wie es zu dem Wandel von Markolf zu Markwart kam, nämlich bei dem Dichter.

[130]) Die Belege sind entnommen der Karte zu W. Mitzkas Aufsatz „Deutscher Wortatlas: der Eichelhäher" in Zs. f. Mundartforschung XVI, Heft 3/4.

Wir wenden uns noch einmal dem unter Ziffer 4 Herausgestellten zu, weil wir den Hähernamen Markolf in den rheinischen Landschaften für älter halten, als dort gesagt ist. Zur Begründung unserer Ansicht beziehen wir uns auf die beigegebene Kartenskizze. Sie faßt in vereinfachter Darstellung eine Karte des Rheinischen Wörterbuchs (V, 879), Teile einer solchen aus dem Hess.-Nass. Volks-Wb. (II, 257) und Teile einer solchen des Pfälz. Wb.[131]) zusammen. Leider konnte sie nicht, wie es eigentlich nötig gewesen wäre, im nördlichen Teile ostwärts nach Westfalen hinein ausgedehnt werden, weil mir hier keine Unterlagen zur Verfügung stehen; gewiß aber ist, daß auch dort „Markolf" gilt, ebenso im großen flämisch-niederländischen Gebiet einmal galt[132]). Somit erhalten wir ein Verbreitungsgebiet, das von Flandern und den Niederlanden bis nach Westfalen herein, bis in die Nähe von Frankfurt a. M., Kaiserslautern und Saarbrücken sich erstreckt, aber im Südteil schon stark an Boden verloren hat, weil hier das schriftdeutsch-oberdeutsche Häher, bezw. „Häher-Vogel" und daraus umgebildetes „Herrenvogel" — letzteres aus dem alemannischen Raume heraus — vordringt und tiefe Einbrüche verursacht hat; unsere Skizze deutet sie durch Pfeile an. Wenn auch in dem lothringischen Kreis Bolchen noch vereinzelt „Makowen", eine Umbildung aus „Markolf", erwiesen ist[133]), beweist dieser kärgliche Rest ebenfalls Gebietsverlust.

Wir stellen ferner fest, was auf unserer Karte nicht zu sehen ist: 1. im vorhin angegebenen, großen Verbreitungsgebiet von ungefähr Aachen-Köln nordwärts ist die ursprüngliche Form „Markolf" am besten erhalten, nächstdem im Schutze der Hunsrück-Schranke (die von westlich Kaub bis an die Saargebietsgrenze zu denken ist) im weiten Umkreis um Trier; 2. aber im Saargebiet, im pfälz.-hess. Raum und bei Koblenz treffen wir mit „Markob, Markrub, Markof, -krof, -graf" schon starke Umbildungen; sie sind auf unserer Skizze angedeutet; 3. nicht minder starke Umbildungen, aber nicht in unsere Karte aufgenommen, liegen weithin links und rechts des Rheins von Koblenz bis Köln vor: „Mark-

[131]) Veröffentlicht in Zs. f. Volkskde., N. F. II, 218.

[132]) Aufschluß darüber geben Francks Etym. Woordenboek der Nederl. Taal unter „Meerkol" und Middelnederlandsch Woordenboek van Verwijs-Verdam IV, 1182.

[133]) M. F. Follmann, Wb. d. lothr. Mundarten 350.

krähe, Märkelt(r), Markelster“ u. ä.; 5. daß es von der Lahn bis gegen Frankfurt vielfach „Markolfus“ (in mundartlichen Wandlungen heißt, ist ebenfalls nicht angezeigt.

Wir haben damit im ganzen ein Kartenbild wie beim Namen der Heidelbeere im gleichen Raum: am Niederrhein und nach Westfalen hinein ganz klare mundartliche Formen für hd. „Waldbeere“, nach Süden hin dann aber „Wolber“ und daraus umgestelltes „Worpel“, ferner „Molbeer“ u. ä., endlich und wieder in die nordwestliche Pfalz hereinragend „Wähl, Wehl“, worin die „Waldbeere“ des nördlichen Ausgangsraums nur noch zu finden ist, wenn man Einwirkung des angrenzenden „Heedel“ (hd. Heidel) zu Hilfe nimmt.

Die moderne Mundartforschung erwies, daß sich eine sprachliche Erscheinung in der Regel am kräftigsten, beharrlichsten und reinsten in ihrem Ursprungsgebiet darstellt, während sie mit der Entfernung davon an Kraft verliert, deshalb dort die meisten und stärksten Umbildungen, Entstellungen und Mischungen mit anderen Formen auftreten, also vor allem in den Randgebieten. Somit haben wir den Ursprungsherd für den Namen Markolf im oben angegebenen Gebiet von Flandern und den Niederlanden bis nach Westfalen und bis nach rund Aachen-Köln zu suchen; von da aus breitete sich der Name einmal südwärts, den Rhein hinauf bis über Frankfurt hinaus, bis tief in die Pfalz und nach Lothringen hinein aus, ohne daß wir freilich Anzeichen dafür hätten, wie weit. (Es könnte aber recht wohl einmal ganz Lothringen und die ganze Pfalz, also das ganze linksrheinische Frankenbereich, „Markolf“ gesagt haben.)

Nun gibt es nach 1200 keine Sprachbewegung mehr, welche rheinaufwärts in der angegebenen Richtung und in diesem Ausmaße wirksam gewesen wäre; sondern Kurt Wagner hat in seinen „Deutschen Sprachlandschaften“ solche gezeigt, die vor 1200, und zwar im 9.—12. Jahrh., vor sich gingen und zum Teil bis weit über das rheinfränkische Gebiet hinaus südwärts nachzuweisen sind[134]. In meinen „Sprachbewegungen in der Pfalz“ erläuterte ich an Hand historischer Belege, daß diese Sprachbewegungen in der Zeit vom 10.—12. Jahrh. über die Pfalz hinwegschritten. Ich ver-

[134]) Gestützt auf Kurt Wagner, Th. Frings u. a. hat Hennig Brinkmann in seinem Werk „Sprachwandel u. Sprachbewegungen in ahd. Zeit“ ausführlich solche Strömungen behandelt.

weise hier auf diese Darstellungen, um nun Folgerungen ziehen zu können: 1. wenn es richtig ist, daß der Häher seinen Namen „Markolf" vom Spötter der volkstümlichen Dichtung erhalten hat, dann kann es nicht erst im 13. Jahrh., sondern es müßte früher erfolgt sein, sodaß die 9.—12. Jahrh. den Rhein hinaufstrebenden Strömungen ihn nach Süden tragen konnten. Wir wissen doch wohl seit Aubin-Frings-Müllers „Kulturströmungen u. Kulturprovinzen in den Rheinlanden", daß hinter solchen Vorgängen sprachlicher Natur kulturelle Kräfte und Bewegungen stehen. 2. Dann kann der Hähername „Markolf" aber nicht auf die Gestalt in „Salman und Morolf" aus der Zeit kurz vor 1200 oder gar „Salomon und Markolf" aus dem 14. Jahrh.[136]) zurückgehen, noch weniger auf später darauf aufbauende Fastnachtspiele und ähnliche dramatische Darstellungen, sondern nur auf die schon vorher in der Volksüberlieferung lebendige Gestalt des Markolf. Daß sie schon mindestens um 1000 da war, geht aus des Notker Labeo Worten in seinen Psalmenübersetzungen hervor: *„Vuaz ist ioh anderes daz man marcholfum saget sih ellenon uuider prouerbis salomonis?"*[137]) War diese Gestalt damals aber schon von so ausgeprägter Spötterart, daß darnach der Vogel benannt werden konnte? Die von Notker erwähnte war es jedenfalls nicht, worauf auch E. Ehrismann[138]) hinweist. Dann kann dieser menschliche Markolf aber überhaupt nicht bei der Taufe des tierischen Pate gestanden sein. 3. Ohne Zweifel war der Stoff des Spielmannsepos „Salman und Morolf" im Volk wirksamer als der des Spruchgedichts „Salomon und Markolf". Zudem soll jenes seine Formung in der Trierer Gegend erhalten haben[136]), dieses im rheinfränkischen Raum. Wäre aus jenem heraus der Spöttername auf den Vogel überge-

[135]) Es sei hier nur in Kürze angedeutet, daß Kurt Wagner und im Anschluß an ihn ich es vor allem an lautlichen Erscheinungen zeigten, weil damals wortgeographisches Material noch nicht zur Verfügung stand ,also an Wandlungen wie von mhd. *sehs* zu *ses* (seß), *dihsel* zu nhd. mdal. *Deisel*, ferner *brunne* zu *bronne, turn* zu *torn, bronn* zu *born, bresten* zu *bersten.*

[136]) Jenes Spielmannsepos entstand nach E. Ehrismann, Gesch. d. dt. Lit. bis zum Ausgang des Mittelalters II. 1, 315 „am Ende des 12. Jahrh.", nach W. Golther, D. dt. Dichtung im Mittelalter 133 um 1190, dieses Spruchgedicht nach E. Ehrismann a. a. O. II. 1, 325 erst im 14. Jahrh.

[137]) Notker (Piper) 2, 522, 19 ff. (Psalmen-Übersetzung).

[138]) E. Ehrismann a. a. O. II. 1, 326/327.

gangen, dann hätte es doch in der Form „Morolf“ geschehen müssen; aber die Trierer Gegend sagt selbst noch heute nordwärts bis zur Schnee-Eifel, ostwärts bis halbwegs Koblenz und südwärts bis zur Nahequelle das sprachlich richtigere und ursprünglichere „Markolf“, hatte es also in jenen älteren Zeiten erst recht. Auch das spricht dagegen, daß der Name aus der Spielmannsdichtung sich dem Vogel anhing. Also ist die Frage berechtigt, ob ihn der gewandte und kluge Waldgast nicht eher als der Literatur-Markolf trug. 4. Ich darf hier wiederholen, was ich schon früher — wenn auch mit anderen Worten — zweimal zum Ausdruck brachte: der Häher fliegt nicht bloß über den Wald hin und im Wald von Baum zu Baum, sondern flattert selbst durch das niedrige Geheck. Deshalb „entgeht so leicht nichts Genießbares seinem spähenden Auge“, und als Glied des Geschlechts der Raben gehört er „zu den in geistiger Beziehung höchststehenden unserer Vögel . . . Die Schärfe ihrer Sinne ist erstaunlich“[139]). Das ist Ursache, daß er öfter und eher als andere Tiere im Wald so manches entdeckt, was ihm Gefahr dünkt. Dann schreit er aber stets ganz unvermittelt so auf, daß er weithin den Wald alarmiert, betätigt sich also als Warner und Wächter. Ich spreche zwar zunächst aus eigener Erfahrung; doch Forstleute und Jäger werden meine Wahrnehmungen gern bestätigen. Dann ist aber der Vogel für die Volksauffassung der alten Tage wörtlich ein „Markwart, -walt, -wolf“, d. h. Grenzwächter, -wärter, -wolf, da ja die Grenzen jener fernen Tage fast immer bewaldet waren, oder ein „Polizist“ — die Veröffentlichung des „Deutschen Wortatlasses“ wird auch diesen Namen zeigen. Ist es nicht möglich, daß aus diesen Beobachtungen einer naturverbundeneren Zeit heraus der Vogel zu der Benennung kam, also Markwart, -wolf, -walt erst gelegentliche Zubenennung, dann festerer Beiname wurde, und Dichter und Dichtungsbearbeiter hätten nur die in jeweils ihrer Landschaft geltende Namensform aufgegriffen, im flämisch-niederfränkischen Bereich Markolf, im holsteinischen Markwart? Daß auch Markwalt (Morolt) verwendet wurde, scheint mir aus des Andreas Schmeller bekanntem Wörterbuch (I, 1636) hervorzugehen: „Marwolt (Marold) ein Vogel (welcher? im Vogelgespräch)“; denn wir deuten kaum fehl, wenn wir Markwalt herauslesen und auf den Häher beziehen. 5. Nun hat ja wohl der verhältnismäßig späte, lateinische Markolfus in volks-

[139]) Kurt Flöricke, Vogelbuch 138/139.

tümlichen dramatischen Spielen veranlaßt, daß man einen plumpen, mürrischen oder groben Menschen, oft insbesondere den Begleiter des vor Weihnachten umgehenden „Christkinds", Markolwes nannte; der Name mag an der Sieg, im Hessen-Nassauischen und nördlich von Koblenz wie auch anderswo das schon vorher gebräuchliche „Markolf" beeinflußt haben. Aber um die obere Nahe und von da bis in die nordwestliche Pfalz herein heißt immer noch ausschließlich jene vorweihnachtliche Gestalt „Markolwes", während der Vogel heute „Heer" genannt wird; ebenso kennt man in Lixingen bei Saargemünd noch „Makolmes" im Sinne von ‚unbeholfener Kerl', für den Häher aber nur „Herren-Vogel", und in der nördlichsten Pfalz gegen die Nahe hin unterscheidet man jeweils im gleichen Ort scharf zwischen „Markolwes" für die Schreckgestalt und „Markrub, -grof" für den Vogel. Das heißt aber: jüngeres „Markolfus" ist noch gut erhalten, aber älteres „Markolf" schon weithin volksmäßig umgebildet oder ausgelöscht. 6. Auf jeden Fall kann ich „Markolf" und „Markwart" als Häherbenennung nicht als Schöpfungen von Dichtern oder Herausgebern dichterischer Werke ansehen, sondern als längst vorhandene Prägungen des Volksmundes, die sich schriftstellernde Geistliche, Magister und Spielleute aus ihren Landschaften heraus in ihre Werke holten, und das erst um rund 1100. Ob nicht im Volk umgehende und bis dahin nicht aufgezeichnete Tierdichtung der Anlaß dazu war?

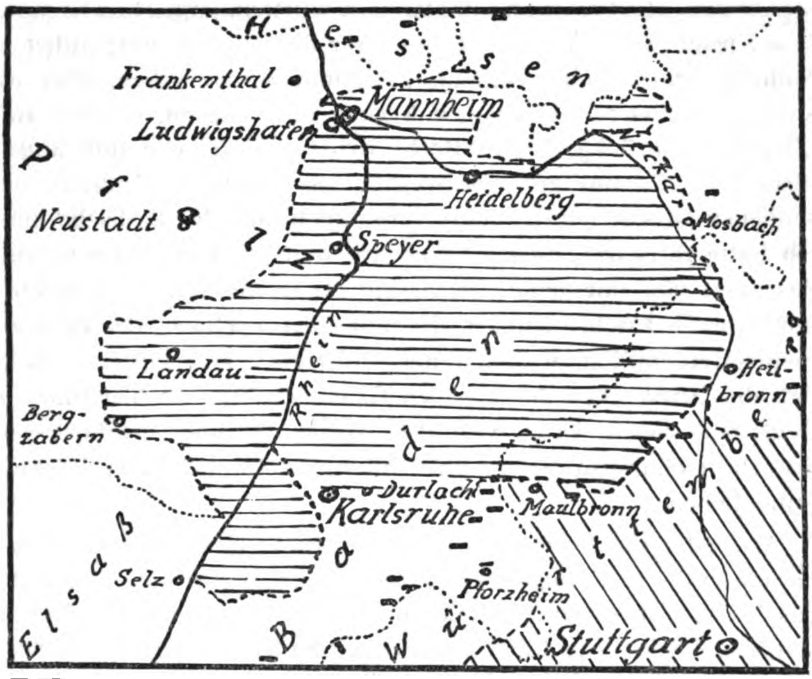
II. „Gerhard" der Gänserich.

Im „Reinke de Vos" führt zwar die weibliche Gans einen menschlichen Rufnamen, Alheid, nicht aber die männliche. Wohl aber heißt letztere im „Ysengrimus" des Genter Magisters Nivardus „Gerardus", also um die Mitte des 11. Jahrh. Niemand wird bezweifeln, daß hier deutsches Gerhard latinisiert ist. Wie kam es zu der Benennung?

Wieder gehen wir von einer beigegebenen Kartenskizze aus. Als die pfälzische Wörterbuchkanzlei die Namen für den Gänserich erfragte, ergab sich für den hier schraffierten Raum von Ludwigshafen a. Rh. über Speyer und Landau bis zur Südgrenze der Pfalz am Rhein als Gänserich-Name „Gerret, Gärret, Gareet, Gärrt" u. ä., und zwar wie vorhin bei „Markolf" auch als eigentliche und ausschließliche Benennung und nicht etwa nur als gelegentliche, scherzhafte. Daß jene mundartlichen Formulierungen aus ur-

sprünglichem „Gerhard“ entstanden, macht ein Weistum aus dem Dorfe Schaidt östlich von Bergzabern gewiß; denn darin erklären die Schöffen: „Wir weißen auch, daß alle Besitzer des Fronhofes sollen haben und halten der Gemeinde zu Scheidt ein Firntzell,

"Gerhard" als Gänserich-Name.



Hier heißt der Gänserich "Gerhard"
Einzelvorkommen des Namens
Maßstab: 0 10 20 30 km

hier "Gansger(t)" oder "Gänsger(t)"
Einzelvorkommen

einen Meßkorb, einen Farren, einen Eber und einen Gerhard“[140]). Zinsbücher von Durlach (östlich von Karlsruhe) bedienen sich des gleichen Namens[141]). Friedrich Schlager zeigte 1931 in seinem Buch „Die Mundarten im fränk.-alem. Grenzgürtel Badens“, daß in dem auf unserm Kärtchen durch waagrechte Schraffen gekennzeichneten Raum südwestlich von Karlsruhe ebenfalls mundart-

[140]) Pfälz. Museum 1892, S. 5.

[141]) Die alten Formen stammen aus Förstemann, Ad. Namenbuch II 1, 1600.

liche Formen von „Gerhard" gelten. Phil. Lenz „Der Handschuhsheimer Dialekt" (1888) lieferte einen Beleg für Handschuhsheim (heute Stadtteil von Heidelberg), für Heidelberg selbst die Mundartgedichte des Heidelbergers K. G. Nadler, der von 1809—1849 lebte; Hermann Fischers „Schwäb. Wb." (III, 423) bietet Unterlagen für die Eintragungen durch waagrechte Schraffur zwischen Maulbronn, Heilbronn und der badisch-württembergischen Grenze. Wohl traute sich Hermann Fischer für die von ihm aufgeführten Mundartformen keine eindeutige Etymologie zu geben, aber es kann kein Zweifel bestehen, daß auch hier „Gerret, Garret" auf „Gerhard" zurückgeht. Mit Recht wird zweierlei von ihm angemerkt: 1. „Zu uns aus Nordwesten hereinragend", woraus zu schließen ist, daß ich die Schraffuren auch noch ins Badische hinein hätte fortsetzen dürfen; aber wie weit? 2. Zum Hinweis auf das oben von mir schon vermerkte „Gerardus" im „Ysengrim" wird von H. Fischer gefügt: „Es fällt ebenso schwer, das Zusammentreffen zufällig zu finden, als es historisch zu erklären", nämlich das Auftauchen des gleichen Gänserich-Namens hier und zu Gent. Seit diesem Urteil von 1911 liegen 37 Jahre erfolgreicher Sprachforschung hinter uns; sie sollen den Versuch einer Lösung ermöglichen.

Dank der von Professor Dr. Walter Mitzka gewährten Einsichtnahme in die Fragebogen seines „Deutschen Wortatlasses" konnte das bisher entworfene Teilbild in dreierlei Weise vervollständigt werden: 1. wie unser Kärtchen, das sich nun darauf stützt, dartut, füllen die mundartlichen Formen für „Gerhard" auch den badischen Raum zwischen dem vorhin angegebenen pfälzischen und württembergischen; 2. südlich, östlich und nördlich davon beweisen einzelne Restorte, daß auch hier ein „Gerhard" durchweg herrschte, also noch weiter verbreitet war, als unsere Skizze es zeigen kann; 3. von unserm „Gerhard"-Raum nach Südost weisen Schrägschraffuren auf Mischformen zwischen mundartlichem „Gert, Gärret" o. ä. einerseits und solchen von „Ganser, Gänser" andererseits hin; wir geben sie mit verhochdeutschtem „Gansger(t), Gänsger(t)" wieder, wie es auch Hermann Fischer tut, der aber ihre Natur und Herkunft noch nicht erkennen konnte. Sie gelten weit, weit über den Rahmen unserer Kartenskizze hinaus, und dann erst gelangen wir in das Gebiet, wo mundartliche Formen von „Ganser, Gänser, Gänserich" für sich herrschen.

Dank dieser neuen Einsicht und Übersicht dürfen wir nun folgern, daß aus dem rheinischen Raum heraus nach Württemberg hinein „Gerhard“ sich einst ausbreitete. Denn wieder haben wir dort das Ursprungsgebiet, wo die mundartlichen Formen für „Gerhard“ weithin und allein gelten (oder doch bis in die jüngste Vergangenheit galten), und hier das Austrahlungsgebiet, wo die Kraft des Neuen nur noch ausreichte, Mischformen mit dem von ihm überschichteten „Ganser (Gänser)“ zu bewirken. Wann kam „Gerhard“ auf?

Wenn die oben mitgeteilten Belege für Schaidt und Durlach den Namen schon für das 15./16. Jahrh. sichern, führen uns Überlegungen doch wieder viel weiter zurück. Zunächst sagen wir uns: galt im 15./16. Jahrh. „Gerhard“ schlechthin als d e r Name der männlichen Gans, dann müßte es doch früher einmal nur scherzhafte, gelegentliche Bennenung gewesen sein. War das nicht mindestens 100 Jahre früher? Abermals hilft uns die Mundartgeographie noch viel weiter zurück. Nach 1200 hätte „Gerhard“ aus dem Rheingebiet heraus nicht mehr ins Neckarland und noch weiter vorstoßen können; denn im 12.—15. Jahrh. kommen fortgesetzte Sprachströmungen aus dem Südosten, von Bayern her über den unteren Neckar herüber und über den gesamten, jetzt noch erkennbaren „Gerhard“-Raum hinweg über Heidelberg und Speyer hinaus in die Pfalz und ihre nördliche Nachbarschaft hinein und reichen zum Teil bis zur Sprachgrenze im Westen, zum Teil weniger weit, so mhd. *gên* gegenüber älterem *gân,* „uns“ gegenüber vorherigem „us“ und dazu die gesamte nhd. Diphthongierung (nhd. ei, au, eu gegenüber mhd. *î, û, iu).* Im Anschluß an Kurt Wagner und F. Wrede habe ich diese Erkenntnisse in meinem schon genannten Werk „Sprachbewegungen in der Pfalz“ zur Ausgangsgrundlage für den Nachweis weiterer, gleichzeitiger und gleichgerichteter Vorstöße gemacht, die ich hier nicht aufführen will. Seit dem 16. Jahrhundert gar gewinnt die Schriftsprache und damit das Obd. in steigendem Maße solche Gewalt, daß unmöglich das sonderbare „Gerhard“ sich an Stelle von Ganser (Gänserich) o. ä. vom Rhein her hätte nach Württemberg hinein vorschieben können. Wiederum muß es mindestens so früh geschehen sein, daß noch die gleichen Kräfte wirksam waren, welche im 9.—12. Jahrh. die im vorigen Kapitel erwähnten Sprachbewegungen nicht nur den Rhein herauf

trugen, sondern auch von der oberrheinischen Tiefebene aus im 10.—12. Jahrh. nach Osten und Südosten.

Werten wir diese Überlegungen aus! Wenn Nivardus um die Mitte des 11. Jahrh. in seinem „Ysengrimus" den Gänserich Gerhard nennt und in der gleichen Zeit der Name im Raume um Speier und das heutige Heidelberg her im Volksmund lebte — wir wiederholen Hermann Fischers Worte — „fällt es schwer, das Zusammentreffen zufällig zu finden", und fahren fort: Wir halten die Tatsache für wahrscheinlicher, daß auch im flämischen Volksmund die gleiche Benennung lebendig war, als die Annahme, die niederdeutsche Dichtung habe eine magisterliche Erfindung nach dem nicht bloß räumlich, sondern auch sprachlich sehr entfernten Rhein-Neckar-Gebiet verpflanzt und das dazu erstaunlich schnell und wirksam, oder der Flame habe den Namen hier aufgeschnappt und in seine zunächst für flämische Leser bestimmte Dichtung gesetzt. Denn der „Reinke de Vos" kann ja den Namen nicht volkstümlich gemacht haben, zeitlich nicht und vor allem nicht, weil er ihn gar nicht enthält. Lebte aber „Gerhard" dort und hier im Volksmund, wie war es dann im Raume dazwischen?

III. „Reinhard" der Fuchs.

Kluge-Götzes „Etym. Wb.", das neueste Erkenntnis ja auf den kürzesten Nenner bringt, sei wieder Ausgangsgrundlage: „Reineke für Fuchs wie franz. renard (im 12. Jahrh. dem Altflämischen entlehnt) für das seither ausgestorbene altfranz. *goupil* (aus lat. *vulpecula).* In die Weidmannssprache gelangte Reineke in Norddeutschland, Ausgangspunkt war das ndd. Gedicht Reinke de Vos (Lübeck 1498), das wieder fläm. Vorbildern folgt. Dem ndd. Reineke entspricht hd. Reinhard (ahd. *Reginhard* ‚kundiger Ratgeber'), das für den Fuchs schon bei dem els. Spielmann Heinrich steht" (gemeint ist Heinrich der Glîchezâre).

Weil wir es im nächsten Kapitel verwenden wollen, stellen wir zunächst heraus, daß auch nach diesem Zeugnis das franz. *renard* aus dem deutschen Sprachraum, aus dem Flämischen stammt, d. h. mit der Tierdichtung westwärts einwanderte. Ähnliche Ansicht vertritt E. Gamillschegs „Etym. Wb. d. franz. Sprache": „Renard ‚Fuchs' verdrängt seit dem 13. Jahrh. das alte *goupil,* ist ursprünglich Eigenname im Tierepos, aus fränk. *Reginhart",* nur gibt er

nicht die örtliche Herkunft an und nennt das 13. statt des 12. Jahrhunderts.

Wir finden eine Parallele: der Gänserich-Name Gerhard kann Mitte des 11. Jahrh. zum erstenmal in Flandern nachgewiesen werden und muß gleichzeitig schon in der nördlichen oberrheinischen Tiefebene im Volksmund leben; der Fuchsname Reinhard ist im 12. Jahrh. in Flamland nachzuweisen und ebenfalls im 12. Jahrh. bei einem Elsässer. Wiederum erscheint es mir am einleuchtendsten, daß die Tiergeschichtenschreiber dort wie hier ihr „Reinhard" dem Volksmund ihrer Heimat entnahmen, und wieder dürfen wir vermuten, daß der Name doch auch im Raume dazwischen gebräuchlich war.

IV. *„Isegrim" der Wolf.*

„Isegrimm. Zu ags. anord. *grîma* ‚Maske, Helm' gehört ein seit dem 10. Jahrh. bezeugter Männername, der ‚Krieger im Eisenhelm' bedeutet. Er wird zum Namen des Wolfes im Tierepos, zuerst 1112 im lat. Gedicht Guiberts von Nogent. Über den franz. Roman de Renard gelangte der Name ins nl. und ndd. Tierepos. Von da erscheint Isegrim seit Steinbach 1734 übertragen auf mürrische und trotzige Menschen, auch nnl. Izegrim"; so faßt Kluge-Götze kurz zusammen. Einiges ist zu berichtigen, dann ziehen wir Folgerungen.

Der Männername ist weit früher als im 10. Jahrh. bezeugt. Förstemanns „Ad. Namenbuch" belegt ihn außer für das 10. Jahrh. auch schon mindestens viermal für das 8./9. Jahrh. Wenn aber Isikon bei Zürich ursprünglich *Isengrimenswilare* heißt, mag diese Nennung auch erst 906 vorliegen und 905 in latinisierter Form mit *villa Ysengrimi* wiedergegeben sein, so wissen wir doch, daß „Weiler"-Namen und somit die Entstehung der damit belegten Siedlungen, von Nachzüglern abgesehen, ins 7./8. Jahrh. anzusetzen sind. Für Eisengratzheim in Oberösterreich, das 1055 *Isingrimesheim* aufgezeichnet ist, müssen wir sogar mindestens ins 6. Jahrh.[141]) zurückgehen. Der alte Rufname währt auch über das 10. Jahrh. hinaus fort. Socin nennt in seinem „Mhd. Namenbuch" einen im 12. Jahrh. lebenden Abt Isegrim von Ottobeuren, der Familiennamenforscher Brechenmacher bringt Belege aus dem 13.—15. Jahrh., folglich konnte er in der Zeit zwischen rund 1200 und 1600 auch Familienname werden, und es ist nicht richtig, wenn Bahlow

in seinem „Dt. Namenbuch“ (S. 41) behauptet, Isegrim stamme „ursprünglich aus dem Tierepos“. Auch in unserer rheinischen Landschaft ist er früh nachzuweisen, z. B. 1439 *Eberhart Ysingrin* zu Reilsheim-Bammenthal bei Heidelberg[142]) und 1515 *Laurentius Ysengrein* in Speyer[143]) tragen ihn. Alfred Götze zeigt außerdem[144]), daß auch der nicht seltene Familienname Ise- oder Isenmann sich von Isegrim herleitet (wie Friedemann und Heinemann von Friedrich und Heinrich).

Gewiß ist die Deutung des altgerm. Namens als ‚Krieger im Eisenhelm‘ richtig, wie wir sie vorhin wiedergaben; aber als *grîma* ‚Maske, Larve, Helm‘ untergegangen war und der Sinn des Namens also nicht mehr verstanden werden konnte, „mag man in diesen Bildungen“ (d. h. den mit *grîma* gebildeten Rufnamen) „ahd. *grimm* ‚saevus, crudelis‘ gefühlt haben“, meint Förstemann[145]). Es ist kaum daran zu zweifeln, daß die meisten unserer ad. Rufnamen schon im 8. Jahrh. gar nicht mehr oder nicht mehr richtig verstanden wurden; wir brauchen wohl nicht eigens Edward Schröder als Zeugen dafür aufzurufen. Also muß man damals auch Isengrim als ‚Eisengrimmigen‘ aufgefaßt haben. Es ist deshalb nicht erst junge Umdeutung, wenn im gesamten niederländischen und niederfränkischen Raum Izegrim und Isegrim oder weiter südlich Eisengrein(er) im Sinne von ‚trotziger Mensch‘ oder ‚mürrischer, düsterer Kerl, gefährlich aussehender Mensch‘ gebraucht[146]), bis nach Sachsen hin in ähnlichem Sinn verwendet wird, ja im Ndd. sich daraus ein Adjektiv ise- oder ilsegrimsch ‚grimmig, wild‘[147]) entwickelte.

Rufname, Familienname, Appellativum und Adjektiv erweisen „Isegrim“ vom 6. Jahrh. bis auf den heutigen Tag als heimisch in Deutschland. Dagegen kenne ich Zeugnisse für Isegrim als Männernamen aus Frankreich in alter Zeit nicht. Und selbst wenn es solche geben sollte, bleibt doch die fränkische Herkunft sicher. Es ist also höchst unwahrscheinlich, daß Guibert von Nogent ihn 1112 für sein lat. Gedicht aus seiner Heimat, dem heutigen Departement Eure-et-Loire, geschöpft hat oder sich ausgerechnet einen deut-

---

[142]) Neues Arch. f. d. Gesch. d. Stadt Heidelberg V, 51.
[143]) Busch-Glasschröder, Chorregel u. jüng. Seelbuch I, 358.
[144]) Familiennamen im bad. Oberland 96.
[145]) Ad. Namenbuch I, 669.
[146]) Rhein. Wb. II, 97.
[147]) Grimm, Dt. Wb. IV, 2, 2181.

schen Namen aussuchte und daß dieser erst von da aus „über den franz. Roman de Renard ins nl. und ndd. Tierepos" gelangte, wie Kluge-Götzes „Etym. Wb." meint. Nach allem, was wir eben über den Namen darlegten, und nach allem, was die Untersuchung über „Reinhard, Gerhard, Markolf" ergab, stimmen wir viel eher Wolfgang Golther zu: „Um 1100 erfolgte, wahrscheinlich in Flandern, die Bezeichnung der Tiere durch Eigennamen" — und zwar in der überlieferten Tierdichtung —; „seitdem heißt es nicht mehr Fuchs und Wolf, sondern Reinhard und Isengrim"[148]. Genau wie *renard* aus dem Altflämischen ins Französische entlehnt wurde, so auch Isegrim, und wieder dürfen wir hinzufügen: kaum als Name für sich, sondern in Tiergeschichten.

V. Zusammenfassung und Folgerungen.

Fuchs und Wolf, Gänserich und Häher kamen zu ihren, von Menschen hergenommenen Namen durch das Volk. Die naturverbundenen Bauern, Hirten und Jäger, welche ständig mit ihnen zu tun hatten, sie also besser kannten als Geistliche, Magister und Spielleute, die nun Tiergeschichten formten und bearbeiteten, legten sie ihnen bei, und zwar treffende, die Eigenart bezeichnende Namen. Sie gingen von Mund zu Mund, getragen von Tiergeschichtchen und -geschichten, waren erst nur Nebenbenennungen, Zu-, Scherznamen, oder wie man es ausdrücken will, wurden aber — wie im Falle von Häher und Gänserich — in manchen Landschaften auch zu den wirklichen und ausschließlichen Tiernamen, wie wir sie in großen und kleinen Restgebieten aufzeigten.

Ganz besonders müssen sie bei den fränkischen Anwohnern des Rheins und der Meeresküste beliebt gewesen sein. Das lehrten unsere Einzeluntersuchungen, und dazu stimmt auch die Pflege der Tierdichtung insbesondere in fränkischen Landen und ihrer nächsten Nachbarschaft; das deuteten schon die bisher genannten Werke aus mittelalterlicher Zeit an, und eine genaue Nachprüfung wird nichts anderes ergeben. Aber neben diesen literarischen Tierdichtungen geht seit alter Zeit „eine Menge alter, volkstümlicher Tiergeschichten um, die dann von den Dichtern aufgegriffen und vorgetragen werden". Erst „durch das natürliche Leben alter, derber, früher Tierschwänke"[149]) erfahren die antiken Fabeln einen

[148]) W. Golther, D. dt. Dichtung im Mittelalter 65.

[149]) Friedrich v. d. Leyen, Volkstum u. Dichtung (Jena 1933) 75/76.

Ausbau, eine Ausweitung und Verstärkung, und jetzt erst, nachdem sie bisher sozusagen im Verborgenen gelebt haben, deshalb für uns nicht in Aufzeichnungen greifbar sind, treten sie im 10./11. Jahrh. in den schon genannten, bekannten epischen Werken hervor und machen sich durch ein Neues bemerkbar: die Menschennamen für die Tiere. Freilich kommen zu ihnen von den Dichtern erfundene, wie Kratzefuß für die Henne, Wackerlos für das Hündchen. Doch von denen ist ja hier nicht die Rede; die bieten keine Rätsel.[150])

Falls schon seit alter Zeit im Volksmund Tiergeschichten lebten, in denen die Tiere Menschennamen trugen, erklärt das nicht bloß am natürlichsten, wie sie aus diesen Erzählungen heraus in die Kunstdichtung gerieten und wie sie hier bloß Neben-, Scherznamen bleiben, dort aber d e r Name schlechthin wurden, sondern auch, daß wir neben den in Kunstdichtungen gebrauchten auch solche haben, die nur abseits davon leben. Da heißt zunächst der Bär auch Meister Petz. Mag Petz oder Betz Koseform zu Bernhard sein, wie man bisher annahm[151]), oder zu Bertold, wie sich für den Ruf- und den daraus entwickelten Familiennamen neuerdings herausgestellt hat, jedenfalls ist es als „Bätz“ zum erstenmal bei Hans Sachs nachweisbar und „vom ndd. Tierepos unabhängig“[152]). Es kommen weitere dazu. 1696 hören wir: „Deßgleichen wollen auch nach Aussage Wolf. Franzi die Affen gern Martin, die Böcke Hermann, die Schweine Conrad oder Kutsch, die Gänse Thiele, die Katzen Henrich oder Moritz und die Hasen Lamprecht genennet werden“[153]). Wohl verwendet „Reinke de Vos“ einige dieser Namen, „Thiele“ für die Gans aber nicht, sondern für die weibliche „Alheid“; auch „Conrad oder Kutsch“ erscheint dort nicht, sondern schlechtweg „Swin“. Gegenüber dem allgemein bekannten „Lampe“, der Kurzform zu Lamprecht, als Hasenbenennung verweise ich darauf, daß die Kinder meiner pfälzischen Heimat hinter einem plötzlich aufspringenden und eilig flüchtenden Hasen dreinrufen: „Henrich, deine Schuh!“, somit das Langohr mit Heinrich anreden. In all diesen Fällen und noch weiteren kann also nicht

---

[150]) Zu F r i e d r i c h v. d. L e y e n s Anschauung stimmen auch: V o g t u. K o c h, Gesch. d. dt. Lit. (1910³) I, 96 u. 52 ff.; M e r k e r - S t a m m l e r, Reallex. d. dt. Lit.-Gesch. (Berlin 1928/29) III, 364 f.; H o f s t ä t t e r - P e t e r s, Sach-Wb. d. Deutschkde. 1181.

[151]) K l u g e - G ö t z e Etym. Wb. 438.

[152]) K l u g e - G ö t z e Etym. Wb. 342/343.

die Tierdichtung bestimmter Dichter Ausgang für solche Benennungen sein. In Flörickes „Vogelbuch“ ist unter den Angaben über jedes einzelne Tier immer auch eine ganze Anzahl von „Trivialnamen“ angeführt; hier treffen wir wiederum viele menschliche Rufnamen, von denen manche zu den ausschließlichen Benennungen in gewissen Gegenden geworden sind: „Rauchkasper, Jochen, Dachpeter“ für den Haussperling, „Jakob“ für den Star — das wohlbekannte „Starmatz“ fehlt —, „Klaus“ für die Dohle, „grot Jochen“ für den Fischadler, „Grauer Kaspar“ für den Wachtelkönig, „Bruder Byrolf“ für den Pirol, „Fritzchen“ für den Gartenrotschwanz usw. usw. Jedenfalls zeigen uns diese Namen, daß bis in die jüngste Zeit herein im Volk menschliche Rufnamen auf Tiere übertragen werden, sodaß damit jene älteste Übertragung, von der wir handeln, nicht mehr als etwas Besonderes erscheint, das man eigens hervorheben müßte.

In einem unterscheidet sich aber diese jüngere Namenverleihung von jener älteren: der Wortsinn der Namen spielt keine Rolle mehr. Daß er in ältester Zeit wesentlich war, suchte ich bei Isegrim und Markolf zu beweisen; für Reinhard sagte es uns ja eigentlich Kluge-Götze; es wäre auch verwunderlich, daß man mit ursprünglichem Raginhart den Fuchs rein zufällig ‚an Klugheit stark, groß‘ nennt. Es ist nur die Umkehrung dazu, wenn wir heute einen Ränkevollen, Pfiffigen als „Fuchs“ bezeichnen, ihm gar diesen Spitznamen anhängen. Ich wiederhole auch wieder, wie ich „Gerhard“ verstehe: die uns anzischende oder ernsthaft angreifende Gans, also vor allem der Gänserich, streckt Kopf und Hals wie einen gegen uns gerichteten Ger vor. Auch dieses Sinnvolle in den erörterten Namen zeugt für ihr hohes Alter als Tierbenennungen.

So gelangen wir von allen Seiten her zu der Antwort auf unsere Themafrage: Fuchs und Wolf, Gänserich und Häher erhielten ihre menschlichen Namen im Volksmund, und zwar schon Jahrhunderte früher, als sie in literarischen Denkmälern auftauchen.

Der Vorname Johannes in erweiterter Bedeutung in den hessischen Mundarten.

Von Bernhard Martin.

In seinem Büchlein ‚Hinz und Kunz. Deutsche Vornamen in erweiterter Bedeutung' (Dortmund 1924) hat Othmar Meisinger eine Sammlung von deutschen Vornamen in appellativer Verwendung vorgelegt und auch die sich daraus ergebenden volkssprachlichen Probleme kurz behandelt. Der Zeitlage entsprechend ist darin Hessen nur wenig berücksichtigt; ausgeschöpft sind nur die bis dahin gedruckt vorliegenden Wörterbücher Vilmars, Kehreins und Crecelius, es fehlen noch Bauer-Collitz und das Hessen-Nassauische Wörterbuch wie das Südhessische Wörterbuch. So ist Hessen einigermaßen zu kurz gekommen. Seit Jahren nun habe ich gesammelt (s. meinen Beitrag: Vornamen in erweiterter Bedeutung in den waldeck. Mdaa.: Mein Waldeck. Beil. z. Waldeck. Landesztg. 1926, 94 f.), um die Lücke auszufüllen; durch das Entgegenkommen von Frau Professor Berthold konnte ich das Archiv des Hessen-Nassauischen Wörterbuches durchsehen; das des Südhessischen Wörterbuchs ist aus mehreren Gründen leider zur Zeit nicht erreichbar. Aus dem erstaunlich reichen Stoff greife ich den Vornamen Johannes heraus, weil er eine Sonderbehandlung lohnt. Vollständigkeit wird man nicht erwarten, weil die Phantasie des Volkes, wie gerade unser Beispiel zeigt, hier so üppig wuchert, daß man in jeder Einzelmundart Ergänzungen finden wird.

Ihnen, lieber Herr Hepding, diese bescheidene Arbeit zu widmen, ist mir Herzensbedürfnis. Die lebendigen Jahre der Zusammenarbeit mit Ihnen stehen fest in meiner Erinnerung; ich kann nur wünschen, daß Ihnen der Herrgott noch manches Jahr segensreicher Arbeit für unsere liebe Heimat schenken möge.

Zunächst lege ich den Stoff vor. Ich ordne ihn nach folgenden Gruppen: 1. Der Name Johannes in erweiterter Bedeutung auf Menschen angewandt; 2. auf Tiere; 3. auf Pflanzen; 4. auf Sachen;

5. in verbaler Verwendung. In jeder Gruppe stelle ich wieder den Vollnamen voran, lasse die Kurznamen folgen, schließe die Zusammensetzungen mit andern Wörtern und schließlich mit andern Vornamen an. So ergibt sich, glaube ich, eine übersichtliche Ordnung des Stoffes. Die Ortsangaben werden mit den Kreissiglen des Hessen-Nassauischen Volkswörterbuchs gemacht. Diese sind folgende:

Al = Alsfeld
Bi = Biedenkopf
Bü = Büdingen
Ca = Cassel (neuerdings Kassel)
Di = Dillkreis
Ew = Eschwege
Fb = Friedberg
Ff = Frankfurt
Fk = Frankenberg
Fr = Fritzlar
Fu = Fulda
Ge = Gelnhausen
Gf = Gersfeld
Gi = Gießen
Go = St. Goarshausen
Ha = Hanau
He = Hersfeld
Hg = Hofgeismar
Ho = Homberg
Hö = Höchst
Hü = Hünfeld
Ki = Kirchhain
La = Lauterbach
Li = Limburg
Ma = Marburg
Me = Melsungen
Ol = Oberlahnstein
Ot = Obertaunuskreis
Ow = Oberwesterwaldkreis
Rh = Rheingaukreis
Ro = Rotenburg
Schl = Schlüchtern
Schm = Schmalkalden
Scho = Schotten
Ul = Unterlahnkreis
Us = Usingen
Ut = Untertaunuskreis
Uw = Unterwesterwaldkreis
Wa = Waldeck
Wb = Wiesbaden
We = Westerburg
Wett = Wetterau
Wh = Witzenhausen
Wi = Wittgenstein
Wl = Wetzlar
Wo = Wolfhagen
Zi = Ziegenhain

1. Der Name Johannes auf Menschen angewandt.

Es ist bekannt, daß in den meisten deutschen Mundarten die Fremdbetonung unsres Namens zum Fortfall der ersten Silbe geführt hat. Der Vollname Johánnes ist nur einigermaßen selten zu finden. *Johannes durch den Wald* wird ein Taugenichts genannt in Heringen-Li; *gruß Jehann* heißt der Mittelfinger in Ziegenhain-Ow; *Johannes* der kleine Finger in Wallau-Bi; der Ringfinger: Friedberg. Ein altes waldeckisches Storchlied, das L. Curtze (Volksüberl. a. d. Fürst. Waldeck. 1860. S. 279) für Flechtdorf und Korbach bezeugt, lautet:

Stork, Stork, lange schnabel,
Wann witt du no heime fahren?
Wann de rogge riepet,
Wann de wage piepet,
Wann de geste (haawer) schmillen schütt
Wackér määken wahre dick,
Humpel-Johannesken krieget dick.

Ein weiterer Reim:

Stork, stork, stein,
Witt du öwwer den hein:
Fleege öwwer dat backehuus,
Lange mie dree wegge ruus,
Mie einen, die einen,
Johannes Peter auk einen.

Dort (S. 351) steht auch folgendes merkwürdige Sprichwort:

Johannes, korte wammes, korte bücksen, korte knee,
Der schelmen sied mee osse hundert un dree.

Johannes ist der Hüllname für den Teufel in Oberlistingen-Wo. Umso üppiger sind die Kurzformen entwickelt.

a) Hannes.

Taube oder schwerhörige Menschen werden *daawer hanəs* genannt, so in Weisel-Go; *Hannes* ‚Dienstbote' in Altenstadt-Bü; *gedölicher Hannes* ‚geduldiger Mensch' in Waldernbach-Ol; *Hannes* ‚Einfaltspinsel, täppischer Mensch' in Hergersdorf-Al; Wissenbach-Di; Langenbergheim-Bü; Nidda-Bü; Wenings-Bü. Dazu passen die Redensarten: *Ich will Hannes haase, wenns net wohr es:* Sulzbach-Hö; Wissenbach-Di; *Das ist aber ein Hannes* ‚Schlechthans, Schaute': Rauschenberg-Ki; *Hannes hääse all die Schlächte* ‚die Einfältigen': Kesselbach-Gi; Wissenbach; Kohden-Bü; *Da weall aich Hannes* ‚Dummerjahn' *häße, wan däs wor is::* Dautphe-Bi. Wir erfahren sogar, warum *alle Hannese* schlechte Kerle sind. Antwort: Weil Johannes umsonst getauft hat: Klein Linden-Gi. Gutmütig spottend ist die Schelte für Jungen mit dem Vornamen Hans gemeint: *alle Ossen heesən hannəs* in Ober- und Niederellenbach-Ro; *langer Hannes* ‚Mittelfinger': Montabaur. In Neckreimen findet sich *Hannes* in Ruppach-We:

Hannes, loss de mut net sinke
komm ma géih noch ane trenka;
hannes, perer gickel huen
jo de hinkel aus dem kuen (Hintermeilingen-Li).

Hannes, Trawannes (vgl. Rhein. Wb. 3, 231)
tra Wasser ens Huß.
Dein Motter well kochen
Ds Deppen leift uß! (Kirchberg-Fr).

Hannes, Drawannes
tra Wasser ens Haus.
Die Mutter will wäsche
Des Bittche läft aus (Rüchenbach-Bi).

Hannes, Drawannes
Tra Wasser eans Haus.
Ds Debbche läft aus
Zoum Oweloach raus (Schönbach-Ki; Rauschenberg-Ki [statt [Oweloach: Hinterloch!]).

Hannes, och Hannes
Draa Wasser ens Haus.
Dai Debbche leefd iewer
Dai Fauer gied aus! (Selters-Ul)

Hinna Hannes Henkils Haus
Hänke huonet Hemmer 'Hemden' haus (Wohnbach-Fb).
höna hanesen ön hänesen haus
hongen honnat hossen eraus
honnat hossen hongen eraus
höna hanesen hänesen haus (Atzelgift-Ow).

Eine Scherzfrage: Wo ist der Hannes? E mächt dinne Kartoffel deck! in Ober-Gleen-Al. Strack bietet (Hess. Bll. f. Volkskde. 1, 49) folgenden Vierzieler aus Raibreitenbach i. O.:

Der Hannes hot ka Hai mäi,
Er fuddert laurer Strouh,
Sei Fra die hot ka Fleisch mäi,
Die kocht ihr Kraut esou.

Ein Spottreim auf die Warzenbacher (Krs. Ma) scheint folgender zu sein:

Hannesche von Warzebach
Mit die lange Hose,
Vorne Lappen, hinne Lappe,
Mitte is nin geblose (Goßfelden, von Ubbelohde aufgezeichnet).
Hannesche vo Warzebach
met de kotse Hose;
henne Laoch, von e Laoch
kann mer dorch geblose (Rüchenbach-Bi).

Hannəs duck dich, e wiäfd sagt man in Leihgestern, um einen ironisch zu mahnen, sich gegen Sticheleien zu wehren. In Großenlinden reitet der *Virre Hannes* (Vetter Hannes) gegen Abend durch die Luft und fliegt bei Leuten, die als Hexen gelten, mit glühendem Schwanz durch den Schornstein ins Haus. Vor 30 Jahren ungefähr ist er noch in der Obergasse gesehen worden, wie er über ein Torhaus flog (Vgl. H. Hepding Mitt. d. Oberhess. Gesch. v. VIII, 1897, 237).

b) Hans, Hänschen, Hansel.

Hans oder Kurt ‚das ist einerlei‘: Kempfenbrunn-Ge; *ən troier Hans* ‚biederer, aber beschränkter Mensch‘: Wissenbach-Di; *Hans heißen alle schlechten* ‚langsamen‘ *Leut:* Hemmen-La; *He es Hans in allen Ecken* ‚zu allem zu gebrauchen‘: Dudenrode-Ew; *der ist Hans in allen Gassen* ‚überall bekannt‘: Hergesvogtei u. Auwallenburg-Schm.; *Hu* ‚hoher‘ *Hans* ‚einer, der sich was einbildet‘: Ransbach-Uw; *Hans dapp en die Schossel* ‚ungeschickter Mensch‘: Siershahn-Uw; *Hans in allen Gassen* ‚Namen beim Ballspiel‘: Schmalkalden; *dsum Hanschen hon* ‚foppen‘: Oberellenbach-Ro; *Hans lang Wasser, du best doch naaß:* Scwalm; *Hans, Hans! Brot 'ne Gans! Setz dech off de bunte Kuh Rit nach Ahlenmorschen zu:* Wickenrode-Wh; *doas eas e losdig hanesi:* Eschenrod-Scho; *hansjə* (Kindersprache) zärtlich für ‚alte Leute‘ (sonst für ‚Kuh‘): Wissenbach-Di.

Hansel N. ‚närrischer Mensch‘; Kehrrein 186; *hanseljn* ‚ironisch für ‚Konfirmanden‘: Eschenrod-Scho; *Hansel on Gretel, dot wore zwa Leu Hansel wor geckig on Gretel net gscheit:* Montabaur; *hanselig* ‚albern‘: Haddamar-Fr; *hanš* ‚kleiner, schwächlicher Mensch; *Hanscheli* ‚schlecht wirtschaftender Mann‘: Hickelholzhausen-Ol; *hä hodd mich zum Hänschen gehohlen,* mir ist übel mitgespielt worden‘: Kassel. Aus Neukirchen-Hü wird folgender längere (Abzähl?-) reim mitgeteilt:

Dräi, sächs, nie
Hans komm rie!
bräng en Schittel Stroh mäit;
Stroh well ich Muche ga,
Muche soll me Melche ga,
Melche well ich Wutzche ga,
Wutzche soll me Worstche ga.
Worstche well ich Voater ga,
Voater soll me Doaler ga,
Doaler well ich Bäcker ga,
Bäcker soll me Wäckche ga,
Wäckche well ich Motter ga.

W. Schoof bietet (Zs. f. dt. Mdaa. 1911, 337 ff.) 15 Neckreime mit *Hans* aus der Schwalm, auf die ich hier nur hinweisen kann.

Wat Hänsken versümet,
Höllt Hans nit mei in.

Sprichwort aus Waldeck (Curtze a. a. O. 319).

c) Zusamensetzungen mit anderen Wörtern.

Hannes, Hans, Hänschen: Kartenhannes ‚leidenschaftlicher Kartenspieler': Niederahr-We; *Stotterhannes* ‚Stotterer': Darmstadt; Heinebach-Me; Lampersfeld-He; *Toddelhannes* ‚Stotterer': Biebrich; *Bambelhannes* ‚gleichgültiger Mensch': Altenstadt-Oberh., Eibelshsn., Friebershsn-Bi; ‚langsamer Arbeiter': Nanzhausen-Ma, Kehrrein 185; *Karmhannes* ‚der ohne Grund klagt': Rhoden-Wa; *Hickelhannes* ‚Hinkender': Hadamar-Li; *Lachhannes* ‚ständig lachender (bes. Mann)': Sossenheim-Hö; Cassel-Ge; Haddamar-Fr; *Lump(en)hannes: Der Lumpenhannes onn sei Fraa, die tanze merrenanner* ‚es schneit und regnet durcheinander': Holler-Uw; ähnl. Montabaur; *Mistpfützenhannes* ‚Spitzname eines Gendarmen, der es rücksichtslos anzeigte, wenn aus einem Gehöft Jauche in die Straße floß': Eschenrod-Scho; *Päppelhannes* ‚verwöhnter Mensch': Rhoden-Wa; *Päichelgehannes* ‚Kränkler, wer viel krank ist': Rhoden-Wa; *dat es en Kerl wie dā Paffehannes* ‚mit dem ist nicht viel los': Selters-Ul; *Da es su domm bie de Paffehannes* ‚sehr dumm'; Hillscheid-Uw; *Plapperhannes* ‚Plappermaul': Rhoden-Wa; *Quakkelhannes* ‚der träge und langsam arbeitet': Batten-Ge; *Rawwelhannes* ‚einer, der alles durcheinander spricht': Marburg; *Rührhannes* ‚Latwergenrührer': Großenhausen-Ge; *Schtolprhannes* ‚Stolpernder': Naunstadt-Us. — *Lotterhans* ‚fauler, leichtsinniger Mensch': Relbehausen-Ho; Oberellenbach-Ro; Großalmerode-Wi; Naumburg-Wo; Holzhausen-Hg; — *Lummerhansgesicht* ‚blasses Gesicht': Eschenrod-Scho; — *Mädchenhans* ‚Junge, der gern mit Mädchen spielt': Steinwand-Ge; — *Prahlhans:* Falkenstein-Ot; Naunstadt-Us; Kördorf-Ul; Kammerforst-Uw; We. Dorndorf-Li; Aumenau-Ol; Laun-Wl; Wissenbach-Di; Buchenau-Bi; Wi. Ge. Kohden-Bü. Gi. Zi. Ro. Relbehausen-Ho; Marienhagen-Fk; Rhoden-Wa; Wo. Holzhausen-Hg; — *Pupperhans* ‚ängstlich aufgeregter Mensch': Holzhausen-Hg; — *Rabenhans* ‚am 25. 3. (Mariä Verkündigung) wird in Hintermeilingen-Li, das deshalb Rabenmeilingen [Klam-

merform für Rabenhansmeilingen]
Rabenhans geschlachtet': Dorchhe
Schbacherhänse) ‚Hungerleider, G
Fladderhans ‚flatterhafter Mensc
Grund klagt': Wa (Bauer-Collitz 33
Großhans, Schmalhans: Crecelius 4
— *Fackelhanns:* Kehrrein 132; —
des Schimpfwort': Kleinschmalkal
hanse) ‚Zigeuner': Oberrodenbach-H
gespenst': Geisenheim-Rh, Montab
Mensch': Unterschönau-Schm; —
schmalkalden; — *he ess au nur H*
dern-Wa; — *Kruushans* ‚Hoffärti
Naunstadt-Us; — *Schkingerhanne*
auch sonst in Wa; *Hansnarre* ‚närr
litz-Bauer S. 43), *Prâhlhans* (ebda
hannes (Tüpfenhannes) ‚Verkäufer
Ma; — *Hans Dappes:* Crecelius 3
Mensch': Naunstadt-Us, Schmalkal
‚großer, starker, aber linkischer Me
ger ‚Mensch, der viel auf Putz und
viel Schwindel auftritt': Biebrich; —
Me; — *Hanshospel:* Kehrrein 186
Mensch': Heiligenroth-Uw, Dietkirc
Hanshospes ‚einer, der das Gegent
brauchte': Kestert-Go; ‚täppischer
hain-Hö, Naunstadt-Us; ‚Ausläufer
son, die alles hastig sprechen, ausfüh
ler macht': Biebrich; *Hanswoesc*
gender Mensch': Wetterfeld-Scho; *H*
rückter Mensch': Schwalbach; *de H*
ner machen': Wetterfeld-Scho; *den a*
‚alle Arbeit aufgehalst bekommen': K
holfener Mensch': Weroth-We, Ober
‚spassiger Mensch': Biebrich; ‚Posse
den-Wa. Nicht ganz sicher gehören h
in Willersdorf-Fk, ‚unbeholfener Me
(s. o. *Hans Bambel* und *Bambelhann*
wo *Hahnen-* und *Hannen-* angesetzt
Hanau, Abterode-Ew, Röthges-Gi, U

ger, beschränkter Mensch': Biedenkopf, Flammersbach, Wissenbach-Di, Krofdorf-Gi, Biebrich, Homburg v. d. H., Filsen-Go, der *Hannebambel* ist ein ,kniegebogenes Rührholz' beim Zwetschenmuskochen im Dillkreis (nach liebenswürdiger Auskunft von Karl Löber). — *Hannewutzelchen* ,liebes, gutes Kind': Biebrich; — *Hambatschel* ,Tölpel': Dietkirchen-Li; *Hampatsch* ,ungeschickter, tölpelhafter Mensch': Odenhausen-Wl. — *Hannfläck* ,einfältiger Mensch': Mardorf-Ma.

Auch die Betonung auf der ersten Silbe *Jóhann* ist in Appellativnamen bezeugt. Hier hat sich meist die Bedeutung ,Lakai, Serviler, Diener' ergeben, wie sie in Hanau, in Naunstadt-Us überliefert ist. Sie kommt wohl aus dem städtischen Kreis. So sagt man in Dautphe-Bi: *Aich brouch dem sain Joohan each net ze sai; aam de Johan mache* ,für einen den Dummen machen [sonst heißt Johannes *Hannes!]:* Selters-Ul, Wetterfeld-Scho. *Joohann* ist ,einer, dem alle Arbeit aufgehalst wird, der niedere Arbeiten verrichten muß': Mehren-We, Ransbach-Uw; Wissenbach-Di; Friedberg, Dillenburg; Rhoden-Wa. Man vergleiche dazu, daß im Osten der Hoteldiener ,Friedrich' genannt wird.

Die Kurzform *Jean, Jan, Schang, Schängel* begegnet in *Jenhagel* ,schlechtes Gesindel': Wissenbach, Burg-Di. *Schängel* ist der Spitzname für die Koblenzer in Höhr-Uw; Oberlahnstein. *De Schangel* wurden die Franzosen insgesamt genannt bei den Wiesbadener Regimentern des ersten Weltkrieges. *Schombes* (Johann Baptiste) ist Schimpfwort für Jungen mit zu langen Hosen, sogen. *Schombeshose:* Geisenheim-Rh. *Schan sulp* ist ein Alt-Hanauer Schimpfwort; *doab Jannes* ,Schelte' in Griesheim-Hö. Ich schließe hier gleich den eigenartigen Widerhall an, den die französische Lustspielfigur des Jean Potage bei uns gefunden hat (Vgl. Rhein. Wb, 3, 1138). Im Französischen ist nach F. Cramer, Die Bedeutungsentwicklung von ,Jean' im Franz. (Gießen 1931) *Jean Potage* auch in anderer Bedeutung vorhanden und zwar als ,Scharlatan', ,Großmaul' und als Spottname für alle Franzosen. *Doas eas awer en Schamberdaasch* ,unerfahrener Mensch' (mit Anlehnung an chambre): Nidda-Bü; *Schambedasch* ,einer, der sich durch überspannte Kleidung, Haartracht usw. zum Gespött macht': Hanau; *Schamberdâsch* (s. o.) ,närrischer Mensch': Hanau, ,Ausläufer, Diener': Oberrodenbach-Ha; *Schampotasch* ,kuragierte, wilde, auch närrische Person': Steinau:Schl; *Schabedaasch* M. ,Durcheinander'

(fast ausgestorben): Gelnhausen.
dasch ,den Hanswurst': Altalsfeld:
zu allen Dinsten brauchen lassen':
zell-Schl; in Kohden-Bü auch *Ha*
Schambedaasch ,die Aufwartefrau'

d) Zusammensetzungen m

Hannaden (Hans Adam) ,linkis
sel; Zierenberg-Wo, Wissenbach-D
Lewalter, Kinderlied. 176); *Hanna*
genseifen Ul;*Hánnăde* ,Schelte für
Alteingesessenen': Gelnhausen; —
scher Mensch': Naunstadt-Us; —
fältiger Mensch': Mardorf-Ma; —
,tappiger Kerl': Obergrenzebach-Z
,Einfaltspinsel': Wissenbach-Di; *H*
Mensch': Hanau; — *Hanerigges* (H
nen Menschen (oft gutmütig tadel
jerg, Hanjer (Hans Georg) ,unbeh
(ohne Ortsangaben), *der Hannjör*
,Spitzname der Bewohner von No
pel': Odenhausen-Wl; *taber Hanje*
,unbeholfener Mensch': Langensel
jörge ,dasselbe':Rauschenberg-Ki;
kirchen-Li, Burkhardsfelden-Gi; —
fer Mensch': Hanau; *Hannjeckel*
— *Hansjäkel* M. ,Bedienter, Johan
dai hansjäägel ,ich füge mich nich
kel ber aam draiwe, aan dsoum H
seine Gutmütigkeit ausnützen': Wi
sain doch nit dem sane Konsjääge
die Schweine gehütet': Montabau
Hess. Bll. f. Volkskde. 23, 114) a
wăi Hannkuerts (Johann Konrads
neskasper ,Hanswurst': Gelnhaus
sen-Al; — *Hannjuust* (Hans Jost)
Gelnhausen; Wetterfeld-Scho; V
selbe': Oberellenbach-Ro; *Hánjoc*
Collitz S. 43); *do muß ich de Baue*
Joohan) ,den Diener machen': V

bach-Zi legte man früher dem Postillionsruf unter: *Hannjestche guck eemol, honn dr was mitgebrocht — awwer nit viel — awwer* nit viel! — *Hamerden* (Hans Martin) *schdiffer* ‚linkischer Mensch‘: Königswald-Ro; Oberellenbach-Ro; *Hamates* (Hans Matthias) ‚kraftloser Mensch‘: Eitelborn-Uw; *Hammichel* (Hans Michael) ‚Tolpatsch‘: Rhoden-Wa; Crecelius 450; —

> dr Hannsgloss kimmd vo Jossbach roab,
> Hodd die Kärmes noch em Koab,
> Hodd sich schwälmersch ohgedoh
> Onn die goldne Knebb oach droh.

(Hans Nikolaus) ‚Neckreim aus Momberg-Ki; *Hannickel* (Hans Nikolaus) ‚dummer, gleichgültiger Mensch‘: Grünberg, Niederdieten-Bi; *Hanneslips* (Hans Philipp) ‚Schelte (Sinn?)‘: Windhausen-Al.; ein Beispielsprichwort aus Flammersbach-Di: *Wu Raach eas, do eas aach Fauer, do mengte der Hampitter* (Hans Peter) *im Koiblätter* ‚Kuhfladen (Vgl. Berthold, Hess. Bll. f. Volkskde. 23, 114); *Hambeedər* ‚Schelte‘: Blankenheim-Ro; *Hampeterchen — hat ein Lämmchen Bringts auf die Weide Machts bäääh!* ‚Nachsprechreim‘ aus Abterode-Ew; *Hofilib* ‚ungeschickter Mensch‘: Großen-Linden-Gi. Strack (Hess. Bll. f. Volkskde. 1, 30 ff.) bietet einige Tanzreime, die einmal in einem größeren Gebiet bekannt gewesen sein müssen.

> Hannphilippche, spiel emol
> Lisi will emol tanze
> Hat sein Sonntagsröckelchen an
> Rund herum mit Franzen (um Gießen).

> Hanfleppche gei mer emol
> Die Else-Kätt will danse,
> horr en lumpige Motze o
> he(i)nne henke Franze (Brandoberndorf-Wl).

> Hann Filippche gei mer emol,
> Des Grittche will e mol danze,
> Hür e rüres Röckelche o
> Mit lauter seirene Franze! (Rüchenbach-Bi).

> Hannfilippche, gei emol
> Lottche will mol danze
> hot e schnie-weiß Reckelche ohn
> ronderim mit Franze (Billertshausen-Al).

> Hannphilippche, geig a bißche
> 's Mädche will gen danze,
> hot a rut Röckelche ohn
> rund hrum met Franze (Klein-Linden-Gi).

en hambasd (Johann Sebastiai
Eichener in Wetterfeld-Scho.;
Eichener in Klein-Eichen-Scho
kde. 4, 158); *Hans Urias* ,Hüll
Me. Unsicher sind: *Hanggress s*
Christian: Unnau-Ow; — *Ha*
Mensch': Homburg v. d. H.; *u*
Mensch': Wissenbach-Di; Groß
Gaunersprache); *Hándade* ,
Naunstadt-Us *(Hantaate)*, ob zu

2. Der Name Johanne

Hans ist vielfach Name und
sen, des Kaninchens, des Ziegenb
Bullen in Weisel-Go; *mr loggd*
Scho; *Hans* ,häufiger Name des
Hansi (Hoindsi) ,Kuhlockruf':
,für Kühe' (Kinderspr.): Beuern
Wi; ,Stallhase': Biebrich, Obera
ruf für Hasen (Stall-)': Usingen,
Katzen': Hattenheim-Wb; ,Loc
Hansi ,Kalb': Rudingshain-Scho
Wissenbach-Di, Dauborn-Wl; *H*
Kr. Siegen; *Hans* ,Floh': Friedber
Scho; *Hanzchen* ,Zimmerfliege':

Das Glühwürmchen (Lampyr
dem Namen Johannes verbunden,
Wesen treibt und so auffällt. Nac
mit der Frage 44 das Glühwürmc
gebene Kärtchen gezeichnet. Es he
mengesetzten Formen heraus. Ma
über das ganze hessische Gebiet v
würmchen). Im Nassauischen wer
dichter und manigfaltiger. Besond
men, bei denen das *Ge-* (von *Johan*
gevögelchen, Hansgefinkelchen, Ho
Gleimchen ist sicher aus *Johannesg*

Karte ein Komma hinter dem Zeichen steht, ist noch ein zweites Wort daneben bezeugt, meist *Glühwürmchen*.

Auch der Marienkäfer (Coccinella septempunctata) hat vielfach Namen mit *Johannes, Hans, Hanschen*. Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit dabei Verwechslungen mit dem Glühwürmchen beteiligt sind. Nach meinen langjährigen Beobachtungen ist die Kenntnis der einzelnen, verschiedenen Käfer- und Kleintierarten (etwa auch der Lurcharten) nur bei wenigen, besonders interessierten Mundartsprechern zu finden; die Vorstellungen gehen oft durcheinander, sodaß Namenübertragungen und -verwechslungen leicht möglich sind.

So heißt der Siebenpunkt *Johannesgleimchen* in: Wenkbach, Nanzhausen, Willershausen, Lohra, Damm, Rollshausen, Selbach, Cappel — alle Ma; von Leinweber (Deutsche Dialektgeographie X § 104 Kt 61) und mir an Ort und Stelle ermittelt. *Johannesklette:* Frohnhausen-Ma; *Johannesklettchen:* Alsfeld; *Johanneskäferchen:* Gelnhausen; im Kreis Wetzlar (W. Wenzel, Ebd. XXVIII § 126 Kt. 91.) kennt man *Muhhanschen* in Griedelbach-Wl, Frankenbach-Bi, Rodenhausen, Weipoltshausen-Ma, Oberquembach-Wl; *Hanstierchen* in Nauborn-Wl; *Hanskälbchen* in Ebergöns-Wl; *Kühhanschen* in Bermoll-Wl; *Sommerhanschen* in Oberwalgern, Reimershausen, Fronhausen, Bellnhausen — alle Ma; Salzböden-Wl; dazu, von mir aufgenommen, in Bauerbach, Schröck, Ockershausen, Elnhausen, Wehrshausen, Marbach, Nesselbrunn, Haddamshausen, Allna, Oberweimar, Beltershausen, Hachborn, Ilschhausen, Holzhausen — alle Ma. *Hermeshansche:* Dilschhausen-Ma; *Marienhänsje:* Wehrda-Ma. Der Maikäfer heißt in Eschenrod-Scho *Laubhans;* die Gederner haben in Steinberg-Scho den Spitznamen *Gärener Laubhanse* (Hess. Nass. Volkswb. 2, 51).

Weil er um Johanni fliegt, wird der Hirschkäfer (Lucanus cervus) *Gehannshirsch genannt* in Buchenau, Dautphe-Bi und Hesselbach-Wi.

Vogelnamen sind selten: In Vollmerz-Schl heißt die Goldammer (Emberiza citrinella) *Kohlhans;* die Kohlmeise (Parus maior) in Niedermörsbach-Ow *Hannesmiesgen*. Unsicher ist: *Haanslergaul* ‚schweres Zugpferd' in Altenstadt-Oberh.

3. Der Name Johannes in Pflanzennamen.

Die wortgeographische Kartenskizze, die ich im Teuthonista (5, 1929, 212 ff.) von den Namen der Johannisbeere gegeben habe, zeigt, daß in unserm Gebiet im Osten überwiegend *Johannisbeere* gebraucht wird, während der Westen *Johannestraube* (auch in der eigenartigen Form *Hansgetraube)* kennt; einige *Johanneskirschen* haben, wie die Karte III 30 des Rhein. Wörterbuchs (III, 1187) zeigt, Anschluß an rheinische Gebiete: so in Atzelgift, Niedermörsbach-Ow.

Es begegnen auch im Westen unsres Gebietes Zusammensetzungen mit *-druschel, -drischel, -krischel,* die auf französisch *groseille* zurückzuführen sind (Rhein. Wb. II, 1423 ff. I, 1505.), und zwar für die Johannesbeere wie für die Stachelbeere: *Gehannskrischel:* Niederhadamar-Li; *hansgedrīšəl: Linter-Li; gehanstruschele:* Siershahn-Uw; *Gehanesdruselen:* Alsbach-Uw; *Hansgedruscheln:* Steinen-Uw, Ransbach-Uw. Für die Stachelbeere: *Hansgedruschel:* Hillscheid-Uw, Baumbach-Uw.

Für Früchte, die auch wie die Johannisbeere um Johanni reifen, finden sich folgende Namen: *Gehansbiere* ‚frühe Sommerbirne': Eitelborn-Uw; *Gehanskadoffel* und *Gehantsgrumbeer* ‚Frühkartoffel': Weisel-Go; *Gehanserbel* ‚frühere Kartoffelsorte': Wallenrod-We; *Gehansbrot* (Frucht der ceratonia siliqua): Geisenheim-Rh; Weisel-Go; Rhoden-Wa; Kleinschmalkalden, Hergesvogtei-Auwallenburg-Schm. In Gelnhausen werden am 24. 6. grüne Walnüsse gepflückt, *Gehannsness* genannt, die in Schnaps gelegt besonders würzig sein sollen.

Zum Gekräut, das am Johannestag eingesammelt werden muß, um besonders heilsam zu wirken, gehören folgende Pflanzen, deren Namen mit *Johannes-* zusammengesetzt sind. Nach einer Karte ‚Margerite' (Chrysanthemum leucanthemum), die aus der Frage 101 des Deutschen Wortatlas von stud. Werner hergestellt ist, und die ich dankenswerterweise benutzen darf, ist *Johannesblume* besonders häufig in den Kreisen Wolfhagen, Kassel, Melsungen, Fritzlar, Rotenburg, Hünfeld, im südlichen Teil Hersfeld, Fulda, in der nördlichen Hälfte Schüchtern, im westlichen Teil Ziegenhain, Frankenberg, Marburg und im nordwestl. Teil Biedenkopf ,dazu einige Orte des südlichen Kreises Eisenberg.

In Montabaur wird am Johannestag ein Kranz Margeriten über die Tür gehängt. Dasselbe wird für das Amt Fulda bezeugt; dort

wird die Blitzgefahr damit nach der Meinung des Volkes gebannt (Fuld. Geschbll. 1913, 42; auch in Steinwand-Ge ist es so; vgl. auch F. Mößinger, Martinsfeuer (Volk u. Scholle 15, 1937, 285 ff. bes. die Karten.)

Johannesblume wird auch die heilkräftige Arnica montana genannt in Wissenbach-Di; Achenbach-Bi; Wetzlos-Ew; Kleinschmalkalden; auch Hypericum perforatum in Wetter und Caldern-Ma. *Johanneskraut* ist der Name für letzteres in Eschenrod-Scho; Burkhardsfelden-Gi; Weisel-Go; von hier wird die Sage berichtet, daß das Kraut unter dem Kreuz Christi Blut empfangen habe und deshalb so heilkräftig sei (roter Saft).

In der nördlichen Wetterau wird die einheimische Flachssorte gegenüber einer eingeführten russischen Sorte *Johannesflachs* genannt (Hess. Bll. f. Volkskde. 30/31, 33, 35; Joh. Arndt, Das Johanniskränzchen — ein Westerwälder Brauch (Volk u. Scholle 15, 1937, 186 f; 3 Abb.). Genaue Erhebungen auf dem Gebiete der Pflanzennamen werden hierzu noch viele Ergänzungen erbringen.

4. Der Johannesname auf Sachen bezogen.

Von Ähren, Halmen sagt man *so lang wie de Gehannsdag:* Hettenheim-Ut. *Johannesfeuer* sind im Amt Fulda üblich gewesen (s. o.) ferner bezeugt in Kassel-Ge und Bad Orb (für 1917).

Hans heißt der Pfeifenkopf: Kehrrein 186; *Hänsje* ‚die kurze Pfeife' in Selters-Ul; *Hanspeter* ist der Name für einen besonders geschnittenen Motzen in der Marburger Tracht in Dreihausen-Ma, Schönbach-Ki, in der Rauschenberger Gegend (Vgl. Ferd. Justi, Hess. Trachtenbuch. 1905. S. 32. 68. Math. Hain, Das Leben eines oberhess. Trachtendorfes. Münster 1937. S. 17, 68, 71). *Hanselmann* ‚Hanswurst aus Holz': Höchst. *Der dünne Hannjörr* ist für ‚Durchfall' zu finden in Neukirchen-Hü;— *hanjärš* heißt scherzhaft der Schnaps in Montabaur und Dorchheim-Uw. Eine größere Gruppe von Namen geht weiterhin ums Essen und Trinken: *Hannjoost* ‚halbes Weißbrot in der Größe einer Bratwurst, mitten durch geschnitten': Tann-Ge (Vgl. hierzu: Jost Trier, Der heilige Jost in Hessen und Thüringen [Volk u. Scholle 2, 139 f.] Hier wird *Hannjoosd* ‚Kl. Laib Weißbrod' in Beziehung gesetzt zur Legende des hlg. Jost über holländ. *Joosjebrood* ‚kleines kümmerliches Stück Brot', Jost teilte ein Brot an vier Bettler. Dazu würden die Belege von Tann u. Hilders passen), Hilders-Ge; *hansjər,* länglicher Wasser-

weck: Friedberg. *Hanselmännc*
nes rundes Würstchen, das für
richtet wird: Selters-Ul, Goldha
Häns sind in Eitelborn-Uw ‚Sa
Hannes ist ‚Kartoffelsalat' in Ob
rechteckigen Eisen gebackene, 1
kuchen in Ulrichstein-Scho. In E
und Cervelatwurstscheiben beleg
In Engelrod-La nennt man den
schlechter, dünner Kaffee ist ein
in Ballersbach-Di. *Hannes* ‚schlec
a. M. *Da ist der Hannes drin* ‚Wu
der Vogelsberger Maurersprache (
Gehan und *Gehannjörg* für ‚Fleis

Unsicher ist:*Hanndattscheln* F
rollt, viereckig geschnitten, auf
Vogelsberg.

5. Der Name Johan

gehanst wird die Korngarbe zur
sie wird mit der Hand leicht ausg
Bü; *kheële, wos hu se deen gehaans*
hanse ‚begatten' vom Stallhasen):
auch *hansn* (= hanseln) für ‚wiehe
Wortatlas (cand. Werner) belegt *h*
Ut, Ul, Go, Rh, Wb. *hänseln* ‚zum
Collitz (S. 43) für Waldeck (Vgl. d
der Stoff.

Da der Name Johannes, wie vi
in deutschen Landen erwiesen haben
nennamen. 1943. S. 340 ff.), der be
name des Mittelalters gewesen ist un
Neuzeit bewahrt hat, ist er überall, auc
eingegliedert worden. Es ist daher
frühzeitig in die Entwicklung zu erwe
ist. Ältere geschichtliche Zeugnisse für
späteren Untersuchung vorbehalten bl

Für die mit Johannes zusammenge
achten, daß in Waldeck, wie ich an Ha
gehenden Namensquellen festgestellt h

Johannes andern (meist deutschen) Namen voranzustellen, wechselnde Dauer gehabt hat und durch die Mode von Einnamen in längeren Zeiten abgelöst worden ist. Auch ist der Name Johannes nicht immer gleich beliebt gewesen; es wird je nach der Konfession Unterschiede geben. Auch hier können weitere Untersuchungen größere Bildschärfe schaffen.

Überblickt man die obigen Sammlungen auf ihren inneren Gehalt, so springt ins Auge, daß der Name in erweiterter Bedeutung in den meisten Fällen mit gutmütigem Spott gebraucht wird, selten als schlimmes Schimpfwort, das häßlich oder gemein klingt oder gemeint ist. Das steht in einem gewissen Gegensatz zu der Entwicklung in Frankreich, wie sie Cramer a. a. O. darstellt, wo die pejorative Entfaltung stärker hervortritt. Er bezeichnet überwiegend einfältige, täppische, tölpelhafte, etwas beschränkte Menschen, auch bei den Doppelnamen. Herausfallen etwa *Spacherhans ‚Geizkragen'* und *Schinderhans* ‚Tierquäler'. Bei den Tieren ist die kosende Bedeutung stärker betont; das ist wohl auch bei den um Johanni fliegenden Käfern der Fall. Bei den Pflanzen scheint die Reife um Johanni allein ausschlaggebend zu sein, die bei den Heilkräutern zugleich die größte Wirksamkeit einschließt. Die Gebäcknamen *(Hannjost, Hannjörg* u. ä.) werden auf Bäcker oder Leute zurückgehen, die diese Gebäcke zuerst oder besonders gut gebacken haben oder auch besonders gern gegessen haben. Bei den Kartoffelgerichten, die wohl erst nach Aufnahme der Kartoffel in die tägliche Nahrung, also erst nach 1750 etwa, aufgekommen sein können, ist es durchaus denkbar, daß bei der Namengebung die ersten Fertiger der schmackhaften Kartoffelkuchen eine Rolle gespielt haben, die im Kampfe gegen die Vorurteile, die lange Zeit gegen die Kartoffel im Schwange waren, an erster Stelle standen.

Die Methodik des Deutschen Sprachatlas und des Deutschen Volkskundeatlas.

Von Walther Mitzka.

Der Volkskundeatlas ist 1928 begründet worden, mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Sprachatlas (1876 f.), dem ersten Kulturatlasunternehmen einer nationalsprachigen Fläche in aller Welt. Der Volkskundeatlas nutzte in umfassender Planung durch eine Gruppe von Fachleuten und in technisch großzügiger Organisation die langjährigen Erfahrungen des Sprachatlas, wie schon vorher die anderen nach dessen Vorbild geschaffenen ähnlichen Kartenwerke. Auch hatte ein vielfältiges kritisches Schrifttum die Anfänge des Sprachatlas behandelt. Begründer und Bearbeiter des Volkskundeatlas, den die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft nach den Vorschlägen der fachlichen Literatur, seit 1907 vor allem von Wilhelm Peßler, ins Leben rief, haben in erster Linie am Sprachatlas, auch an Ort und Stelle in Marburg, vor den dortigen handschriftlichen Karten und im Gedankenaustausch mit Wrede und seinen Mitarbeitern die *kartographische* Problematik studiert. In den Jahrzehnten vorher war mancher ausländische Kulturgeograph zu solchem Studium dort gewesen, sodaß also von überallher die methodischen Fragen nach Marburg getragen wurden.

Vergleichen wir die Methodik beider großen Atlasunternehmungen, so zeigt sich, daß das jüngere manches übernommen hat, anderes nicht. Hier interessieren das Für und das Wider, die im begleitenden Schrifttum niedergelegte Begründung für das eine oder das andere und auch unausgesprochene Abweichung. Für die Fortsetzung derSprachatlasarbeiten, wie überhaupt für kommende kulturgeographische Methode könnte Kritik und Antikritik Änderung oder Beibehaltung bisheriger, alter und junger Auffassungen und ihre technische Handhabung empfehlen oder gar notwendig machen.

Solchen prinzipiellen Gewinn suchen die folgenden Überlegungen, zu denen eigene Mitarbeit am Sprachatlas (seit 1908) und am Volkskundeatlas in seinen Anfängen, bei den Gründungsverhandlungen in Berlin und bei der Organisierung der Landesstellen Ost- und Westpreußen führt. Eine stattliche Arbeitsgemeinschaft von volkskundlich geschulten Wissenschaftlern und von erfahrenen Zeichnern hat ausgiebig für den Volkskundeatlas und mit beneidenswert reichhaltigem Werkzeug und Labormaterial kartographische Versuche anstellen können und nach den letzten, modernsten Möglichkeiten gesucht. Als Publikationsergebnis liegen die Lieferungen 1—5 (1937—39) des *Volkskundeatlas* vor: eine stolze Leistung. Unsern Fragenkreis haben grundsätzlich von jener zentralen Arbeitsgemeinschaft her behandelt Herbert Schlenger, Methodische und technische Grundlagen des Atlas der deutschen Volkskunde = Deutsche Forschung, Aus der Arbeit der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft 27 (1934), und die Dissertation des späteren Mitherausgebers des Atlas Erich Röhr, Die Volkstumskarte = Volkstumsgeographische Forschungen, in Verbindung mit dem Atlas der deutschen Volkskunde hg. v. Heinrich Harmjanz und Erich Röhr, Bd. 1 (1939). Ausdrücklich sollen die Erfahrungen des *Volkskundeatlas* der *Mundartforschung* zugutekommen (Röhr S. 6).

Der Stoff der beiden hier zu vergleichenden Atlasunternehmungen ist durch *indirekte Methode* gewonnen, durch gedruckte Fragebogen. Der Sprachatlas sandte einen, der Volkskundeatlas fünf aus. Wenker und seine Nachfolger wandten sich an die Schulen, der Volkskundeatlas an den Stamm der Mitarbeiter an landschaftlichen Sammelunternehmungen wie Wörterbüchern, auch da sind es vor allem die Lehrer. Das Ortsnetz des Sprachatlas ist also das der Schulorte, soweit sie eine Antwort einsandten, was auf Empfehlung der Schulbehörden nahezu immer geschah. Verglichen mit den 40 Sätzen Wenkers, die mit einer knappen Liste von Einzelwörtern in die Ortsmundart übertragen werden sollten, ist der volkskundliche Fragestoff kompliziert. Je 50 Fragen mit Unterfragen sind auf den aus mehreren Blättern bestehenden Bogen untergebracht. Die Formulierung der oft *beschreibenden* Fragestellung, die Gefahren der Vieldeutigkeit oder Undeutlichkeit sind sorgfältig vorher geprüft und erörtert worden. Dies beschäftigt uns hier nicht weiter, da ist die Methode aus Gründen des Stoffes nicht vergleichbar. Wohl aber ist die Aufglie-

derung des Stoffes in der Fragestellung des Volkskundeatlas nach dem *Alters*aufbau wichtig: junge, mittlere, alte Generation. Wäre die Befragung durchgehend, einheitlich durch den ganzen Stoff, Ort für Ort darin gelungen, dann wäre darin das jüngere Unternehmen wesentlich überlegen. Der Sprachatlas hat nach Alters- oder Jugendsprache nicht gefragt. Dialektgeographische Unterschiede auf den Kartenbildern können sehr wohl auf solche *Alters*schichtung zurückgehen, der Unterschied kann schwinden, wenn die beiden unterschiedenen Orte für dieselbe Altersschicht geantwortet hätten. Aber diese Problematik mußte der Forschung überlassen werden. Die Masse des Stoffes des Volkskundeatlas hat sich jedenfalls jener *differenzierenden* Fragestellung entzogen. Entweder ist dem Gewährsmann eine solche Aufgliederung nicht bewußt oder sie ist gegenstandslos, oder er übergeht sie als zu anspruchsvoll. So bleibt nur eine gelegentliche Unterscheidung übrig. Dem Fragebogen darf eben *nicht zuviel* zugemutet werden. Dies stößt hart an die Möglichkeiten der indirekten Methode.

Unstrittig muß aber bleiben, daß nur durch diese *indirekte,* für jene Differenzierung unergiebige Methode in beiden Fällen die riesige Fläche in knappem, also in sich einigermaßen einheitlichem *Zeitraum* zu befragen ist. Die mit direkter Methode, mit Exploratoren arbeitenden Sammelunternehmen wie der Sprach- und Sachatlas von Italien und der Südschweiz von Jaberg und Jud erfassen ja vergleichsweise nur eine geringe Zahl von Orten, übrigens auch Gewährsleuten. Der französische Sprachatlas von Gillieron umfaßt 639 Orte, jener rund 400, der deutsche an 50 000, der Volkskundeatlas rund 23 000. Die fünf Fragebogen, es sind schon eher Fragehefte, fordern ein hohes Maß von Willigkeit und Mitarbeiterfreude, und diese Gemütseigenschaften genügen nicht, wenn die gefragten Dinge oder Anschauungen nicht vertraut sind. Daher sind nicht alle fünf Bogen aus gleichem Ortsnetz beantwortet worden. Es wechselt von einem zum anderen. Konnte der Sprachatlas mit einem *einheitlichen* Ortsnetz auskommen, so hat der Volkskundeatlas für jeden der fünf Fragebogen eine besondere Ortskarte hergestellt, von denen im Druck in jenen Lieferungen 1—4 vorliegen.

Der Sprachatlas hat in seinen handschriftlichen Karten: 1: 1 000 000 und in der Druckveröffentlichung 1: 2 000 000 den Stoff ein und desselben Wortkörpers vielfach auf mehrere Kartenblätter verteilt, z. B. Stamm und Endung von beißen oder auf drei wie bei

erzählen: er-zähl-en. Die Karten hätten die Formen des ganzen Wortes *nicht* auf *einem* Blatt bringen können. Der Volkskundeatlas kann mit der Hälfte der Zahl seiner Orte, auf vielen Einzelblättern sogar erheblich weniger, sich gewöhnlich außer den „analytischen‘ Teilblättern auch noch den Zusamendruck auf „synthetischen“ Karten leisten. Beim Sprachatlas bleibt das Ortsnetz das gleiche, auch wenn nur ein Bruchteil der Orte mit besonderen Signaturen versehen wird. Die nicht bezeichneten Orte vertreten dann die in der Zeichentafel genannte *Einheitsform,* die im *Wortlaut* in das freie Feld als *Leitform* eingetragen ist. Wird das in hochdeutscher Form gefragte, in die Ortsmundart zu übertragende Wort durch ein Synonym ersetzt, z. B. Pferd durch Roß oder Gaul, so bleibt doch grundsätzlich das Ortsnetz intakt. Anders ist es beim Volkskundeatlas. Da existieren volkskundliche Dinge, die die Haupt- oder ihre Unterfragen erfassen wollen, häufig nur in kleinen Räumen oder in vereinzelter Streuung. Das wäre zu vergleichen mit Wortkarten für Tiere und Pflanzen, die nicht überall vorkommen oder bekannt sind. Der Sprachatlas umfaßt nur Wörter, deren Inhalt und Begriff überall bekannt sind, mein Wortatlas (Zs. f. Mundartforschung 1939, 105) auch nur solche. Das Ortsnetz des 1939 begonnenen Wortatlas ist wiederum nicht dasselbe wie das des Sprachatlas 1876 f. Da existieren manche Orte nicht mehr, durch Eingemeindung, Stauseen, Flugplätze u. dgl. Im Ganzen sind wieder die Schulorte erfaßt, aber mancher hat nicht geantwortet. Andrerseits sind Schulorte vertreten, die seinerzeit vor sieben Jahrzehnten nicht geantwortet haben oder als solche noch garnicht vorhanden waren. Der komplizierte Stoff und die Art des Vorkommens waren für den Volkskundeatlas unmöglich in so dichtem Ortsnetz zu bergen, auch darin aber reichen alle sonstigen Volkskundekarten nicht entfernt an ihn heran.

Der *Maßstab* beim *Druck* des Sprachatlas und des Volkskundeatlas ist zahlenmäßig der gleiche, nämlich 1:2 000 000, doch ist in dem jüngeren Atlas die Projektion um eine Kleinigkeit anders, was für die von vorneherein beabsichtigte Möglichkeit, aufeinandergelegte Kartenblätter Ort für Ort zu vergleichen, mißlich ist. Die Bearbeiter des Volkskundeatlas glaubten, in der Projektion, in der Krümmung der Längen- und Breitenlinien, neueren Forderungen der Kartenzeichnung nachgeben zu müssen. Nun fällt die geringfügige Abweichung nicht ins Gewicht, da es sich ergab, daß das Ortsnetz doch nicht das gleiche wurde.

Die Herstellung der *handschriftlichen* Karten ist insofern die gleiche geblieben, als der Stoff der Fragebogen mit Signaturen auf Karten kleineren Maßstabes, 1:200 000, später wie beim Sprachatlas 1:3 00 000 aufgetragen werden. Diese als Kladde gebrauchten Pergamentblätter, auf die Schlüsselkarten des Ortsnetzes (ohne Ortsnamen) aufgelegt, werden dann in Karten 1: 1 000 000 übertragen, dies aber in gegensätzlicher Methode, anders beim Volkskundeatlas als bei dem älteren. Gleichartig ist der weitere Weg bis zur endgültigen gedruckten Karte, die auf photographische Verkleinerung 1:2 000 000 gebracht wird. Der Volkskundeatlas verkleinert Nebenkarten noch weiter.

Der Sprachatlas hat auf den Druck eines *Ortsverzeichnisses* mit seinen 50 000 Orten verzichtet. Unentbehrlich wäre dazu eine Karte mit der Signierung jedes einzelnen Ortes, da die Eintragung des *Ortsnamens* bei dem für solchen Kartendruck möglichen Maßstab auf jeden Fall ausfällt. Das ist technischer Zwang, nicht zuletzt finanzieller. Der Wunsch bleibt gerade im Kreise der Bearbeiter des Sprachatlas lebendig, auch wenn innere, speziell fachwissenschaftliche Erfahrungen den dialektgeographischen Wert des gewonnenen Stoffes für den *einzelnen* Ort nicht zu hoch anzusetzen gelehrt haben. Der Fragebogen darf Ort für Ort bei keinem solcher kulturgeographischer Sammelunternehmungen großer Flächen und Stoffmassen überanspruchtet, der Quellenwert nicht überschätzt werden. Diese kühlen Erkenntnisse der Forschungen sind gerade an dem ersten aller dieser Atlasse, dessen Anfänge darum besonders leidenschaftlicher Kritik ausgesetzt waren, gewonnen worden. Die Altersgliederung oder die gesellschaftliche Schichtung der Mundart, ihr Verhältnis zur hochsprachlichen Umgangsform, die Frage, ob der Sprecher einheimisch oder zugezogen ist, all diese möglichen Fehlerquellen machten schon uns an Ort und Stelle hörenden, direkt arbeitenden Mundartkennern schwer zu schaffen. Er muß sich immer noch und immer wieder entscheiden, ob er seiner Darstellung die Mundart der Minderheit der Einheimischen, der Alten, der Jungen, ob er die unausgeglichene Mischung umständlicher als es ein Atlas der Soziallinguistik technisch bewältigen kann, in ausführlichem Text oder auf unerschwinglich teueren Nebenkarten darstellen will. Was ist das Wesentliche, was ist bloß individuell, was ist örtlich *typisch?* In der Anfangszeit tobte ein erregter Streit um einzelne Dörfer. Da kam es

vor, belegt durch vergessenes Schrifttum, daß ein Abschnitt der niederdeutsch-mitteldeutschen, grammatisch sehr klaren Trennungslinie im Westen von einem Explorator anders beurteilt wurde, als das indirekt gewonnene Kartenbild besagte. Nach einiger Zeit korrigierte ein zweiter Explorator diesen Vorgänger. Diese komplexe Problematik ist gewiß in allen drei Fällen *einseitig* gefaßt worden, was solange der Fall ist, als nicht jedes Individuum eines Ortes vollständig ausgefragt ist, und auch das bleibt unvollkommen wie überhaupt utopisch. Die *Fehlerquellen* der Fernerkundung Ort für Ort auf großer, der Kraft und Zeit eines einzelnen Explorators unzugänglichen Fläche lassen sich gerade durch die Gewinnung der *Masse* in hohem Grade ausschalten. Das geschieht bei der Beurteilung der einzelnen Meldung durch die *Typik* nachbarlicher *Flächenhaftigkeit.*

Der Sprachatlas verweist also, notgedrungen durch die große Zahl seiner Belegorte, auf die Möglichkeit, mit Hilfe einer geographischen Karte seine unbenannten Ortspunkte zu identifizieren. Dabei soll außer dem Gradnetz (es ist Ferro geblieben) eine peinlich genaue *Gewässertopographie,* die bis zu den kleinen Wasserläufen herabgeht, helfen. Im übrigen bleibt für die Spezialforschung die Rückfrage an den Bearbeiter des Sprachatlas, wie hoffentlich bald wieder beim Volkskundeatlas. Dieser will jedoch unmittelbar aus seiner Publikation die Auffindung des *Ortsnamens* ermöglichen. Auf den Karten soll dies durch Bezifferung der Gradnetzfelder und Aufteilung derselben durch ein sehr engmaschiges *Rasternetz* einzuleiten sein. Da wird die Topographische Übersichtskarte des Deutschen Reiches 1:200 000 Blatt für Blatt, in 36 Feldern, 5′ Breite, 10′ Länge, durchnumeriert. Jedes Feld wird durch einen Raster in 25 kleinste Vierecke aufgeteilt. Durch diese dreifache Flächenaufteilung ist eine durch drei Kennziffern benannte Identifizierung beabsichtigt. Die vier Ecken eines Kleinstfeldes werden dazu noch mit a, b, c, d bezeichnet (Schlenger a. a. O. S. 70).

Zu dieser Einrichtung der Karte tritt das gedruckte „*Verzeichnis der Belegorte* des Atlas der deutschen Volkskunde“. Auf den Belegkarten ist vom dritten Fragebogen an der Wortatlas dazu übergegangen, die Küstenumrisse, einige politische Außengrenzen, die großen Flüsse mit den „bisher als Grenzflüsse erkannten Nebenflüssen Lech und thüringische Saale“ einzuzeichnen. Die Grad-

netzfelder hatten sich doch als höchst unanschaulich erwiesen (Schlenger S. 74). Die innerdeutschen Grenzen sind m. E. mit Recht weggelassen. Sie belasten in der Tat, vor allem in Thüringen-Obersachsen, Braunschweig das Kartenbild des Sprachatlas zu sehr.

Wenker hatte zu den Karten der amtlichen Landesaufnahme 1:300 000 Schlüsselkarten mit den Ortspunkten, aber von Ortsnamen außer denen der Städte entlastet, durch aufgelegte Ölblätter angefertigt. Auf diesen wurden die Ortspunkte mit Buchstaben in alphabetischer Abfolge von links nach rechts und von oben nach unten, zwischenhinein mit Doppelbuchstaben Nachzügler, gelegentlich auch Zahlen bezeichnet, also im Grunde unter sich alle Ortspunkte nach freiem Ermessen signiert. Diese *Schlüsselkarten* sind bis heute in Gebrauch und praktisch geblieben. Diese Buchstabensigeln sind mitsamt der Gradzahl nach Länge und Breite zu 5′ Breite und 10′ Länge auf dem Fragebogen eingetragen. In *beiden* Atlassen wird mithin bei der Austragung des Fragebogenstoffes *der Ortsname nicht weiter berücksichtigt.*

Der Vorzug der Methode des Volkskundeatlas, die *Ortsnamen* durch *Druck*veröffentlichung zu nennen, ist unbestreitbar. Vorläufig ist das Namenverzeichnis von den Herausgebern bald wieder eingezogen worden. Offiziell besteht es also nicht mehr. Ob doch an der Methode etwas fehlte? Wir möchten annehmen, daß der Plan als solcher weiterbesteht. Den Bearbeitern des Sprachatlasses ist im Laufe langer Jahre oft genug nahegelegt worden, ein Ortsverzeichnis zu veröffentlichen. Dies hätten sie aus eigenem Antrieb seither gern getan, doch ist ein solches Vorhaben für 50.000 Ortsnamen, wenn auch mit einer einfacheren Signierung als die im internen Gebrauch wohlbewährte Wenkers, immer an der Kostenfrage, der handschriftlichen Herstellung und hernach eines voluminösen Druckes gescheitert. Das weniger als die halbe Zahl umfassende Ortsverzeichnis des Volkskundeatlas ist mit seinem Folioquerformat schon stattlich genug. Der Volkskundeatlas hatte immer einen viel größeren Mitarbeiterstab und Geldmittel zur Verfügung, was immer ein Ruhmestitel der Notgemeinschaft bleiben soll.

Wie steht es nun aber mit der *Brauchbarkeit* der in seinem begleitenden Schrifttum nachdrücklich gerühmten *Ortsnamen-*

methode des Volkskundeatlas? Für den Sprachatlas ist die Identifizierung eines Ortspunktes nach einer entsprechenden, allgemein zugänglichen geographischen Landkarte bis zu hoher Wahrscheinlichkeit zu erreichen. Letzte Sicherheit ist so allerdings nicht gegeben. Die eigene Praxis in der Verwendung der Volkskundekarte anhand des Ortsnamenverzeichnisses, zu dem ernsthaften Zweck der Ortsnamennennung für wissenschaftliche Veröffentlichung, ergab auch nur jenen Grad der Wahrscheinlichkeit; wie das folgende Beispiel belege, bis heute nach seinerzeit erfolgloser Rückfrage bei der Redaktion ungeklärt. Auf der schönen Karte 29 habe ich nach Punkten für den Brauch des Fischerstechens gesucht. Ulm, Würzburg, Aschaffenburg sind als Städte leicht zu treffen. In den Feldern 188 war nicht zu erkennen, ob Münsing oder Wolfratshausen oder beide nicht gemeint sind. In 188 ist es wohl Tutzing, aber ob sicher? In 151 ist es wohl Nierstein, doch in 152 Hohestadt oder Ochsenfurt oder beide nicht? In 138 ist bei Mainz die Ortschaft oder der Ortsteil nicht zu identifizieren. Dabei ist das Zeichen für diesen Brauch so beschaffen, daß seine Mitte unstrittig ist. Sie soll ja auf den Mittelpunkt des Ortskreises passen.

Die *Rasterkarte* mit ihrem engen Maschennetz ist *überfein.* Übrigens ergibt sich bei der Umzeichnung der Karte des kleinen Maßstabes mit genauer Flächenzeichnung eines etwa kilometerlangen Dorfes, daß auf der Karte größeren Maßstabes für den Mittelpunkt des Ortskreises nach grundsätzlicher Entscheidung der Ansatzpunkt des Nullenzirkels gesucht werden muß. Der Geograph Schlenger meint a. a. O. S. 72: die Kreismittelpunkte sollen mit den nach Augenschein bestimmten Mittelpunkten des Orts*bildes* zusammenfallen. Wir sind am Sprachatlas gewöhnt, den Zirkel dort aufzusetzen, wo die Kirche liegt, bei Dörfern ohne solche dürfte jenes Problem praktisch gegenstandslos sein. Dann ist von vorneherein ohne besondere Überlegung der Standpunkt Schlengers gewählt worden. Es mag auch Fälle geben, in denen die Kirche am Rande liegt. Auf diese Möglichkeit von Fehlerquellen stießen wir beim Sprachatlas m. W. nicht, erst das augenscheinlich überanstrengte Rasternetz des Volkskundeatlas führte zu dieser methodischen Erörterung.

Der Sprachatlas hat nur vereinzelt und zwar erst nach dem Vorbild der Volkskundeatlaskarten in der Publikation *Mehrfarbig-*

keit angewandt. Der Volkskundeatlas bevorzugt durchaus dies Verfahren. Die Vorzüge sind unstrittig, aber ebenso die hohen Kosten. Der Sprachatlas kehrte zur alten, schlichteren Methode zurück. Die handschriftlichen Karten des Sprachatlas 1:1 000 000 sind nach Wenkers Vorgang mehr-, sogar gern *viel*farbig gezeichnet worden. Auch die Farbenphotographie ist, wie eigene von der Agfa-Wolfen mit größeren, im Handel nicht geführten, eigens für unsere Zwecke hergestellten Kolorglasplatten durchgeführte Versuche leider bewiesen, nicht imstande, diese *feinstrichige* Vielfarbigkeit einzufangen. Gewiß geht es mit einer Aufteilung der großen Kartenblätter in viele, möglichst kleine Ausschnitte, zuletzt ist es wieder die Kostenfrage. Jedenfalls müssen die schönen bunten, anschaulichen Karten in Einfarbigkeit, höchstens Dreifarbigkeit umgezeichnet werden, an Zeit und Kraft eine schwere Belastung.

Der Volkskundeatlas verwendet bei der Zeichenwahl in viel stärkerem Ausmaße *Figuren* (voll, teilweise gefüllt) als der Sprachatlas. Das den ersteren begleitende Schrifttum schlägt die Anwendung auf derselben Karte zu gleichmäßiger Gegenüberstellung vor, die endgültigen Karten selbst bevorzugen sie, wie gerade diese augenfällige Zeichenwahl auch der „Taalatlas van Noord- en Zuid-Nederland“ von Grootaers und Kloeke 1939 durchführt. Der Sprachatlas bevorzugt seither *Strichzeichen*. In der Tat kann Strichzeichnung mit ihren dünnlinigen Signaturen, untereinander durch Beistriche unterschieden, beide gerade oder regelrecht krumm, *eintönig* wirken. Anders jene oft recht behäbigen *Figuren*. Sie wurden und werden von Anfang an auch beim Sprachatlas geschätzt und gern verwendet. Dies geschieht, wenn vereinzelte Streuformen, Seltenheiten, die im Meer der gehäuften dünnen Zeichen verschwinden würden, für das Auge gerettet werden sollen. Dicke Vertreter nehmen bei dem dichten Gedränge der feingliedrigen Zeichen im Sprachatlas leicht zu viel Platz weg. Der Volkskundeatlas spart bei einer Häufung von dichtgelagerten Figurensignaturen überschneidende Teile aus ihren robusten Körpern aus, bei den Zeichen den Sprachatlas wäre dies tötliche Amputation. Auch die angeschnittenen Figuren des Volkskundeatlas halten Distanz zueinander, daher wird dort notwendigerweise soviel weggenommen, daß sie sich auch in engster Nachbarschaft nicht berühren. Der Volkskundeatlas leistet sich übrigens auch *Signaturen, die aus getrennten Teilen* bestehen. Das ist beim Sprachatlas mit seinem dichteren Ortsnetz wieder nicht möglich.

Der starke Anteil, wenn nicht gar Überwiegen, ist bei Figurenzeichnung vorteilhaft. Der Sprachatlas kann aus jenem Grunde über die Verwendung für Seltenheiten hinaus dies Verfahren auf den endgültigen Karten nicht in demselben günstigen Ausmaße durchführen.

Der Volkskundeatlas muß wegen des dichten Netzes wie der Sprachatlas auf Eintragung der *Belegorte,* nicht nur der Namen, auch schon der Ortskreise oder Ortspunkte, auf den endgültigen Stoffdarbietungskarten verzichten. Auch er kennt also den Verzicht aus einem gewaltigen Vorzug vor ausländischen kulturgeographischen Atlasunternehmungen, nämlich die große Zahl der Belegorte, also der Fülle des Quellenstoffes. Seine Karten bringen grundsätzlich die Belege für *jeden* Ort, für den eine Antwort auf die gestellte Frage oder Unterfrage eingegangen ist, mit einem *Zeichen.* Der Sprachatlas *spart* wo irgend angängig, und das ist auf riesigen Flächen der Fall, die Eintragung eines Lautzeichens für jeden einzelnen Ort (genauer die Stelle, wo der Ortspunkt hingehört).

Dies führt zu einem besonders eindrücklichen *Unterschied* der kartographischen Methoden des Sprachatlas und des Volkskundeatlas: schon in den handschriftlichen Karten möglichst ausgiebig *flächenhafte* Darstellung beim ersten, nur *punktuelle* beim jüngeren. Nach anfänglichem Schwanken ist der Volkskundeatlas ausschließlich zu dieser Art der Stoffdarbietung übergegangen. Das Schrifttum begründet dies ausführlich und wieder mit dem Tenor der grundsätzlichen Entscheidung für eine bessere Methode. Danach haben die Karten als Forschungsmittel zu dienen, als Quelle, nicht schon darüber hinaus Deutung und kulturgeographische Wertsetzung zu bieten. Eine flächenhafte Abgrenzung ist noch keine Verarbeitung über die Stoffdarbietung hinaus und bleibt in der Tat unbestritten, wenn sie stoffliche Angaben voneinander absolut räumlich trennt. Wenn einer flächenhaften Ausgliederung eine Prozentzahl, überhaupt Mehrheit gegen Minderheit zugrundegelegt wird, so ist die Teilung mathematisch immer noch richtig. Beiderseitige Streulage, ein landschaftliches Durcheinander zweier Erscheinungen ist für den Volkskundeatlas typisch, im Bereich des Schwarzwaldhauses gibt es noch andere Typen. Der Sprachatlas zeigt viel mehr als jener Gebiete mit *einheitlichem* Stoff, etwa die Lautverschiebungsfälle. Da kann man oft und zweifelsfrei

Grenzlinien ziehen, *Flächen ab- und umgrenzen,* eine alleingültige oder zahlenmäßig führende Wortform, im letzteren Falle Leitform, im *Wortlaut* eintragen.

Vielfach aber zieht der Sprachatlas um und durch *uneinheitliche* Wortformgebiete Linien, die wirklich *willkürlich* gewählt sind. Ein anderer könnte sie anders gelegt haben. Aber dies ist nur eine Willkür in der Entscheidung für verschiedene technische Darbietungsmöglichkeiten für eine unverändert bleibende Sachlage. Zieht der andere seine Linie anders, dann hat auch er Abweichungen von der abgegrenzten Leitform aus- oder eingeschlossen. Jeder von beiden setzt die notwendigen Zeichen ein. Es ist also keine unsachliche Willkür, sondern nur verschiedene Wahl der Darstellung.

Die Minderheit der sogenannten *Ausnahmen* kann sehr verschieden sein. Wie der einzelne Zeichner solche nicht zu einem festen, einheitlich von allen Bearbeitern festzulegenden Linienlauf zwingende „Abgrenzung" auch anlegen mag, der *Grenzwert* bleibt *relativ.* Sie kann die Kartenleser nicht abhalten, die nur technische Eigenschaft des Linienzuges, eine Gruppe flächenhaft auftretender Erscheinungen, die außerhalb auch auftreten können, nach Maßgabe einer relativen Häufigkeit einzufangen, mit fachkritischem Blick zu durchschauen. Die optische Verführung zu voreiliger Kombination solcher Linien mit anderen dort laufenden allgemeingeographischer oder kultureller Art liegt allerdings weniger nahe, wenn *Punkt* für *Punkt* sein Zeichen trägt und überhaupt *nicht Trennunglinien* gezogen werden.

Jenen Spielraum der Beurteilung vermeidet also der Volkskundeatlas durch *punktuelles* Verfahren ohne jede noch so verlockende linienmäßige Abgrenzung, etwa landschaftlich gebundener Bräuche oder Sachen. Der Sprachatlas aber hält durch alle Generationen an der Methode ausgiebiger *Linienzeichnung* fest, auch nach Erscheinen des Volkskundeatlas, dem sein System gut steht. Der Grund ist wieder der Reichtum seines Stoffes und Ortsnetzes. Bei *punktueller* Darstellung müßte manches Gradnetzfeld kleinster Größe über 20 Zeichen, in einem Viertel eines Quadratzentimeters aufnehmen. Das ist *utopisch,* auch wenn es die schlanksten Vertreter von Miniaturstrichzeichen wären. Eine jener wohlbeleibten Figuren dürfte sich in dieser Gesellschaft dort nicht zeigen, sie hätte da einfach nicht vorzukommen.

Also empfehlen, wenn nicht gebieten, rein *technische* Gesichtspunkte die Umgrenzung von Flächen, auf denen die Mehrheit von Belegen durch die eingetragene Leitform die Bezeichnung ihrer Orte entbehren können, einem so dicht belegten Atlas wie dem deutschen Sprachatlas. Ist auf seinen Karten die Mehrheit einer Wortform, wie etwa niederdeutsches i c k, überwältigend, dann bringt die *umgrenzte* Fläche nur wenige, im günstigsten Falle keine sogenannten Ausnahmen, in unserm Beispiel etwa die Schreibung i k. Wo aber ein Durch- und Miteinander von Formen verschiedener Art mit allseitig höheren Prozentzahlen durch jene freieren Linien auseinandergegrenzt werden, da bleibt der technische Zweck, in solchem unübersichtlichen Dialektgelände die häufigste Meldung augenfällig zu machen und einen *Großteil von Signaturen* durch die ausgeworfene Leitform zu *ersparen.*

Im Zuge *scharfer,* absolut oder hochprozentig trennender Linien wird ihre zeichnerische Darbietung die über die stoffliche hinausgehende Sinndeutung nicht stören, im Gegenteil gewiß nur fördern. Die Gefahr optischer Suggestionen aus dem Bild jener *relativen* Linien wird bei voreiligen Kritikern der Anfangszeit des Sprachatlas offenkundig. Sie haben sich in Verkennung des technischen Sinnes solcher Linien, ihres *Annäherungswertes* bis zu dem Vorwurf prinzipieller Unzuverlässigkeit des Gesamtunternehmens verstiegen. Unterdessen ist ruhige Beurteilung dazu gelangt, aus der flächenhaften Verteilung von Leitformen, der Lagerung der Ausnahmen, in höherer Kritik die Verwertbarkeit der Linien, überhaupt ihre kulturgeographische Rolle, *grenzbildende* Kraft einzuschätzen.

Der Vergleich der Karten des Sprachatlas und des Volkskundeatlas schärft das Urteil über die methodische Gegensätzlichkeit zwischen*Flächen*bezeichnung und *punktuellem* Verfahren noch aus anderen Erfahrungen. Über den aus dem geographischen Reichtum des Stoffes resultierenden technischen Zwang hinaus bleibt der Bearbeiter des Sprachatlas überzeugt, daß die *ausgeschriebenen Leitformen* augenfälliger sind als Massen von Einzelzeichen ohne Beschriftung. Die Eintragung der Leitformen hat nur Sinn bei linienhafter Abgrenzung. Das Suchen der Signaturen in der am Kartenrande untergebrachten Zeichenerklärung (auf Sprachatlaskarten bis über 350!) verschafft nur mittelbaren Zugang zur Karte, bedeutet einen zweifachen Arbeitsvorgang bis zur

Lesung der Großgliederung der Karte. Das ist sonst mit dem in die gemeinte Fläche, auch kleinster Ordnung, mit dem hineingedruckten *Wortlaut* unmittelbar und sogleich möglich. Die Forderung von Röhr a. a. O. 68: „Eine Karte soll sofort Klarheit über den grundlegenden Tatbestand verschaffen" ist erst dann erfüllt.

Mein *Wortatlas* hat die gleiche, sogar noch etwas stärkere Dichte des Ortsnetzes als der Sprachatlas. Die bisher mit verarbeitendem Text hergestellten Karten sind wegen der Stoffülle der überraschend großen Zahl von Synonymen, die bis zu mehreren Tausenden gehen können, nicht kleiner zu halten als in je vier Blättern zu 1 : 2 000 000. Synonymen können gleichfalls erheblich ineinanderstreuen, sich aber andrerseits recht scharf *flächenhaft* ausgliedern. Hier ist der *Wortlaut* der Leitformen in Flächen großer und kleiner Räumlichkeit besonders augenfällig. Beim Vergleich mit ihm und dem Volkskundeatlas taucht ein beim Sprachatlas nichtauftretendes Problem auf, das sind die *Mehrfachmeldungen*. Mancher Ort beantwortet eine Wortfrage mit zwei oder noch mehr Synonymen. Mehrere Vertreter der synonymischen Nachbarflächen können sich besonders in Großstädten treffen. Der Volkskundeatlas hat wie für Seltenheiten für solche Fälle ein einheitliches Zeichen (z. B. einen durch Striche ausgefüllten Kreis). Der Rand der Karte verzeichnet sie mit Ortsnamen und Gradnetzsignatur. Dies ist beim Wortatlas völlig unmöglich, weil die Zahl der Seltenheiten und der Mehrfachmeldungen viel zu groß ist. Da werden Kreuze für die ersteren und Sternchen für die Mehrfachmeldungen eingetragen und mit Ortsnamen und Lagesignatur im verarbeitenden Text aufgeführt. Das erfordert manchmal bis zu 30 und mehr Schreibmaschinenseiten.

Die *handschriftlichen* Karten des Sprachatlas bringen grundsätzlich jede Besonderheit mit einem besonderen, nur dieser eigentümlichen Zeichen. Die Druckveröffentlichung *typisiert,* indem sie durch Umgrenzung mehrerer Formen desselben Wortes, die auf größerer Fläche durcheinanderstreuen, vereinfacht. Die eingetragenen Leitformen sind dann nach ihrem Mengenverhältnis mit verschiedener Schriftgröße nebeneinandergestellt. Das ist fraglos eine über die bloße Stoffdarbietung, für jeden einzelnen Ort gesondert, hinausgehende Verarbeitung. Diese kartographische Maßnahme vertritt den Standpunkt, daß die indirekt erbrachten Laienmeldungen in jenen Fällen keine örtlich eingeschränkte Folgerung zulas-

sen. Der Hauptzweck bleibt wieder die Ersparnis von Kartenraum und punktuellen Streumeldungen, die für jene gemischten Flächen örtlich uninteressant erscheinen. Wenigstens meint dies die Generation der Zeit des Kartenzeichners. Ein Risiko für unbekannte Ansprüche der Zukunft wird also dabei eingerechnet.

Der Volkskundeatlas lehnt in jenem Schrifttum und in seiner grundsätzlichen kartographischen Praxis jede Typisierung ab. Doch einen schroffen Verstoß, den der Sprachatlas grundsätzlich vermeidet, leistet sich der Volkskundeatlas in der Zusammenlegung von sachlich notwendiger Differenzierung z. B. auf Karte 61 zu 2: Unter Höllenziege und ihrer Signatur erscheinen als Begleiter des Nicolaus auch Geiß, Geißbock, Moosgeiß. Der Sprachatlas verzeichnet, vor allem auf seinen handschriftlichen Karten die summarische Meldung „(andere) Synonymen“ u. ä., das Ziel war ja ein lautgeographisches. Besser wäre eine getreulich Ort für Ort vorzunehmende Angabe auch solcher Synonymen.

Technisch interessant ist das von Röhr a. a. O. S. 114 f. anhand von Abbildungen erörterte Problem, wieweit eine Karte aus *freier* Hand oder mit Hilfsmitteln gezeichnet werden kann und bei Kraft- und Zeitersparnis *gezeichnet* werden sollte. Der Sprachatlas hat seine für den Druck aus den Wenkerkarten (vielfarbig) umgezeichneten Manuskriptkarten zur Reinzeichnung an berufsmäßige Zeichner, die er sich selber zu Hause in Marburg nicht leisten konnte, nach auswärts, an die Firma, die die endgültigen Karten druckte, vergeben. Die handschriftlichen Karten 1:1 000 000 sind allesamt von den wissenschaftlichen Bearbeitern des Sprachatlasmaterials im Laufe eines halben Jahrhunderts aus freier Hand gezeichnet. In der Arbeitsgemeinschaft des Volkskundeatlas, die die handschriftlichen Karten herstellte, sind die *Nullenzirkel,* die *Schablone* aus durchsichtigem Zellstoff und der *Stempeldruck* erprobt und durchexperimentiert worden. Der *Zirkel* ist klassisches Werkzeug auch am Sprachatlas von Anfang an gewesen. Die dialektographischen Zeichen und Figuren sind, immer wieder wegen der Dichte der Belege, für die Schablone zu Sprachatlaszwecken viel zu klein. Wohl ist eine *Schablone,* in verschiedenen Ausführungen, wie ähnliche graphische Werkzeuge für die wörtliche Beschriftung, im Sinne von Schönschrift, angewandt worden. Auf Schönheit geht ja auch die Schablone des Volkskundeatlas letzthin aus. Am Sprachatlas ist von den immer nur in kleinster Zahl vorhandenen Bear-

beitern solche Technik aufgegeben worden, weil sie bald als zu zeitraubend erschien. Sie haben lieber aus *freier* Hand geschrieben, vor allem gezeichnet. In die am Volkskundeatlas gebrauchte Schablone, die jenes Schrifttum als wohlbewährt rühmt, werden die Zeichen (nach der Abbildung a. a. O. S. 114 nahezu 1 cm hoch und noch größer) ausgeschnitten, mit einem harten Bleistift in dem Ausschnitt umrissen, hernach wird die Bleistiftzeichnung mit Tusche nachgezogen. Zuletzt ist es doch wieder die freie Hand, aber sie hat eine mechanisch gewonnene Vorlage. Als *Stempel* wurde eine spannenlange Messinghülse, mit gefederter Stahlnadel als Achse im Innern versucht. Am unteren Ende ist ein auswechselbarer Gummistempel anzuschrauben. Durch diesen Signaturenstempel am unteren Ende hindurch ist die Nadel auf den Ortsmittelpunkt oder seine auf dem Papier freigelassene Stelle zu setzen. Die Stempelbilder mißrieten oft, da der Stempel nicht immer exakt senkrecht nach dem Suchen jenes Aufsatzpunktes aufgesetzt wird oder beim Aufdrücken windschief wird, wie wir uns selber beratend vor den Kartenentwürfen überzeugen mußten. Auf jeden Fall ist für uns andere, auch in Zukunft, jeder derartige Versuch, auch wenn er mißlingt, dankenswert, wie auch seine Beurteilung im Schrifttum. Die Stempel haben sich also nicht bewährt.

Am Sprachatlas habe ich längere Zeit Versuche mit handelsüblichen Bleilettern, die in einem hölzernen Handgriff (wie bei den Gummistempeln) von unten eingelassen und durch eine seitliche Schraube festzuhalten sind, angestellt. Auch diese Erfahrungen mögen, da das Problem zeit- und kraftersparender Werkzeuge und Apparaturen dringlich geblieben ist, kurz gestreift werden. Außer Buchstaben verschiedener Schriftarten und Nationalalphabete lielieferten auf Ansuchen Gießereien von *Druck*typen auch Lettern mit anderen Bildern wie Kalenderzeichen, mathematische Signaturen, kaufmännischen Symbolen. Der Versuch erwies sich wieder als *zeitraubend,* auch ist der Umgang mit geeigneter Druckerschwärze schwierig. Die Zeichen selbst können in ihrer Kleinheit für das dichte Sprachatlasnetz allerdings gut gestempelt werden. Aber das Auswechseln der Lettern (bis zu 350 verschiedene, oft in wirrer Streuung) ist zu umständlich, wenigstens für große Karten. Bewährt hat sich dies Verfahren bei Kartenausschnitten für Druckstöcke innerhalb einer Textseite, wenn nicht zu viele Zeichen nötig waren. Die Auftragung auf stärkeres Zellofan, das auf die zu ko-

pierende Karte aufgelegt wird, fällt so sauber aus, daß dies vom Wissenschaftler selbst ohne Kunstzeichner hergestellte Kartenmanuskript unmittelbar für den endgültigen Druck dienen kann. Das setzt die durchschnittlich unerschwinglichen Kosten des Kartendruckes auf einfache Ausführbarkeit herab. Die guten kulturgeographischen Karten aller Art und in aller Welt sind in den letzten Jahrzehnten regelmäßig nur durch Zuschuß aus öffentlichen Mitteln oder von Wissenschaftsmäcenen möglich gewesen.

Über alle Mechanisierung hinaus bleibt die vom geschulten *Graphiker,* der in der Beschriftung auch *Künstler* sein möge, *handgezeichnete* kulturgeographische Karte von den besten die *schönste.*

Zu W. H. Riehls „Freien Vorträgen“.

Von Viktor von Geramb.

I.

Bekanntlich hat W. H. Riehl in der zweiten Hälfte seines Lebens in vielen deutschen Städten während seiner Hochschulferien „freie Vorträge“ gehalten, die sich eines außerordentlichen Zulaufes erfreuten. Sie haben ihm zu seinen vielen akademischen Hörern und zu den ungezählten Lesern seiner Bücher innerhalb von vier Jahrzehnten Hunderttausende von begeistert lauschenden persönlichen Zuhörern aus allen deutschen Gebieten und aus allen Schichten der Bevölkerung zugeführt.

Daß die angeführte Zahl nicht zu hoch gegriffen ist, beweisen folgende Tatsachen:

Im Vorwort zur zweiten Sammlung der „Freien Vorträge“ (Stuttgart, Cotta 1885) schreibt Riehl selber:

„Seit dem Erscheinen des ersten Bandes dieser „Freien Vorträge“ sind nahezu zwölf Jahre verstrichen. Man hat mich inzwischen öfters gefragt, warum ich den zweiten Band nicht folgen lasse? und ich habe jedesmal geantwortet: weil ich allzu eifrig an demselben arbeite, weil ich fortwährend neue Vorträge gestalte und halte. Vor lauter Sprechen kam ich nicht zum Schreiben.

Zur genaueren Begründung dieser Antwort und zugleich um zu zeigen, daß auch ich nicht frei bin von der „statistischen Krankheit‘“, bemerke ich nämlich, daß ich seit vierzehn Jahren 112 verschiedene Themen in 487 Wandervorträgen behandelt und in 106 deutschen Städten vor mehr als 180.000 Zuhörern gesprochen habe.

Mit dem Professor in meiner Novelle „Das verlorene Paradies“ darf ich darum wohl selber sagen: Im Semester lehre ich an der Münchener Universität und in den Ferien in Deutschland. Denn meine akademische Tätigkeit ist durch die Ferienvorträge nicht beeinträchtigt, sondern gesteigert worden. Über das Verhältnis des Universitätslehrers, der seine Sache hoch und ernst greift, zu dem Wanderredner, der das Gleiche tut, habe ich mich im Vorwort

zum ersten Bande dieses Werkes ausgesprochen. Meine Ansichten wurden inzwischen nur bekräftigt.

Solche Wandervorträge in den Ferientagen des Frühjahrs und Spätherbstes bergen einen wunderbar fesselnden Reiz für den Redner, sie üben einen Zauber der Erfrischung und Verjüngung, welchen nur derjenige ganz kennt, der ihn an sich selbst erlebt hat.

Um jene 487 Vorträge zu halten, unternahm ich 86 größere und kleinere Reisen, kreuz und quer durch die deutschen Lande, von Wien bis Emden, von Karlsruhe bis Danzig, von Posen bis Saarbrücken. Ich habe hierbei die deutsche Heimat — stets das liebste Objekt meiner Studien! — gründlicher kennen gelernt, als ich es sonst irgend vermocht hätte."

Zu diesen Bemerkungen Riehls hat mir seine letzte, nun auch schon heimgegangene Tochter, Fräulein Hedwig Riehl († in Erfurt am 12. Oktober 1947), noch selber geschrieben, daß ihr Vater seine Vortragsreisen auch nach jenem Vorwort vom Jahre 1885 durch zehn weitere Jahre in gesteigertem Ausmaße fortgesetzt habe, sodaß man jene „statistischen Zahlen" mindestens verdoppeln müsse. Das würde also mehr als zweihundert Themen in mindestens 800 Wandervorträgen vor drei- bis viermal hunderttausend Zuhörern ergeben.

Nun enthalten die beiden Sammelbände zusammen nur 25 Themen dieser freien Vorträge, der erste 1873 erschienene 15, der zweite vom Jahre 1885 nur 10. Das heißt, daß von den 200 Themen kaum mehr als ein Zehntel gedruckt worden sind. Jeder, der die 25 gedruckten freien Vorträge Riehls kennt, wird das sehr bedauern.

Denn diese Vorträge sind nicht nur einzigartige Spiegelbilder vergangener Zeiten und Anschauungen, sondern auch — wie alles, was Riehl geschrieben hat — so voll von Leben, Geist und gesundem, knorrigem Humor, daß man sie auch heute noch mit innigem Behagen liest. Allein sie geben noch mehr als bloßes Behagen. Sie geben — wiederum auch heute noch — überraschend reichen Gewinn für den Soziologen und Staatswissenschaftler, für die Kultur- und Musikgeschichte und für die Volkskunde. Man kann auch heute noch sehr viel Vergessenes und auch sehr viel Neues aus diesen Vorträgen lernen!

Diese freien Vorträge sind nämlich nichts weniger als etwa leicht hingeworfene, geistreichelnde Klugschwätzerei, sondern

gründlich durchdachte, aus jahrzehntelanger, reicher Arbeit geschöpfte Forschungsergebnisse, häufig „Kapitel und Paragraphen“ aus Riehls Kollegien, „Episoden, die auch für sich bestehen können.“ „Ich habe,“ schreibt Riehl im Vorwort zur ersten Sammlung (1873), „als Probe in dieser Sammlung einige solcher Episoden aus meinem staatswissenschaftlichen Collegium mitgeteilt, und wenn der nichtakademische Leser oder die Leserin etwa den Vortrag über die „öffentliche Meinung“, über „das Plebiscit“ oder über die „Landtagsdilettanten“ liest, so dürfen sie denken, sie hätten eine Stunde in meinem Collegium gesessen und zugehört, wie ich die betreffenden Paragraphen durcharbeitete, nur „mit etwas anderen Worten“!

Allein auch alle übrigen Vorträge dieses Buches entstammen in ihren Grundbestandteilen dem akademischen Hörsaal. Nicht als ob ich dort über „Rheinlandschaften“ und „Alpenwanderungen“ oder über die „Leiden der kleinen Minister“ dozierte. Ich trage Culturgeschichte nach den großen Perioden chronologisch vor und Politik und Sozialtheorie systematisch, und dabei finden jene Themen in der hier gegebenen Form keinen Platz. Aber der wesentliche Stoff- und Gedankengehalt meiner Themen ist dennoch in jenen umfassenden wissenschaftlichen Lehrvorträgen mit enthalten, nur in ganz anderem Zusammenhang. So sind mir meine Collegienhefte allezeit die Rüstkammer, in welche ich greife, wenn es gilt, einen freien, künstlerisch durchgebildeten Vortrag vor einem gemischten Publikum zu halten. Beide Aufgaben gewinnen bei diesem Verfahren: vor den Studenten stähle ich mich für die populäre Rednerbühne und vor den Herren und Damen, die mich dort umringen, glätte und verfeinere ich meine Redegabe für das gelehrte Katheder.“

Man sieht daraus, daß es für Riehl eine Selbstverständlichkeit bedeutete, auch seine „freien“ Vorträge auf jener strengen akademischen Forschung zu gründen, wie man sie damals auf Deutschlands hohen Schulen gefordert hat. W a s also in diesen Vorträgen gesagt wird, das hat alles seinen tiefen und festen wissenschaftlichen Grund.

Doch tritt zu diesem „was“ bei Riehl ebenso wie etwa bei seinen Zeitgenossen Jakob Burckhardt oder Hippolyte Taine das sehr beachtenswerte „w i e“ hinzu: die meisterliche Gestaltung des Künstlers, des großen Stilisten und des Redners W. H. Riehl. Und

gerade auf dieses Gestalten seiner wissenschaftlichen Themen vor einem breiten und gemischten Zuhörerkreis, auf dieses Sagen „mit anderen Worten“ als im akademischen Hörsaal hat Riehl besonderes Gewicht gelegt. Hören wir ihn auch darüber wieder selber. Im eben genannten Vorwort zur ersten Sammlung schreibt er weiter:

„Hier wartet nun des Professors eine strenge Probe. Vor und nach ihm sprechen berühmte Berufsgenossen von demselben Katheder, er hört sie nicht, er hat für sich keinen Maßstab, aber das Publikum hat ihn; also muß er das Höchste aufbieten, um würdig mit den ungehörten Nebenbuhlern zu wetteifern. Die Luft eines solchen Hörsaales ist schwül, der Boden glatt: mancher gefeierte Gelehrte ist da schon ein wenig ausgeglitten. Der Verein, welcher ihn berief, bietet nicht blos stattlichen Ehrensold; er ehrt den Gast auch gar oft mit einem Übermaße persönlicher Auszeichnung und liebenswürdiger Gastfreundschaft; dafür kann er dann aber auch mit Recht eine treffliche Leistung verlangen. Und überdies ist es ja nicht blos der Vortrag, welchen das Publikum hören will; es will in dem Vortrage den Mann hören, den Mann, welchen es vielleicht längst aus seinen Schriften kennt. Darum gilt es, Haltung und Form zu zeigen, vom Styl und Aufbau des Vortrags bis zur Dialektreinheit, bis zu Ton, Stimmbildung und Geberde herab. Die heilsame Zucht der Öffentlichkeit tritt hier auch an den deutschen Professor heran, der sonst nur allzu leicht geneigt ist, in der gemütlichen Häuslichkeit seines Hörsaals sich recht bequem gehen und hängen zu lassen. Das Publikum sitzt bei dem Gaste in der Schule und ahnt nicht, daß der Gast da droben auf dem Katheder oft noch viel mehr bei ihm in der Schule sitzt. Heutzutage reisen also nicht mehr blos die Sängerinnen, sondern auch die Professoren auf Gastrollen. Ich habe diese Gastreisen immer als wahre Studienreisen angesehen, auf welchen man in ernster und doch so festlich heiterer Arbeit erstaunlich viel für Buch und Katheder lernt. . . . Schon öfter hörte ich die Frage: „ob denn die Wissenschaft gefördert werde durch aphoristische Vorträge vor einem gemischten Publikum?“ Materiell und unmittelbar schwerlich, aber formell und mittelbar gewiß, und wäre es auch nur deswegen, weil der Gelehrte dabei seine Gedanken besser gestalten und aussprechen lernt. Ferner: „Ob die Zuhörer bei solchen gemischten Vorlesungen in irgend eine Wissenschaft gründlich eingeführt würden?“ Ganz gewiß nicht! Solche Vorträge sind gesprochene Es-

says, nichts weiter. Eine formvollendete Einzelstudie mag die Wissenschaft spezialistisch bereichern, neue Gedanken wecken, neue Gesichtspunkte erschließen, und uns ästhetisch erheben wie ein Kunstwerk; aber gründlich in die Wissenschaft einführen, wird sie niemals. Der Gelehrte ahnt, wie heiter die Kunst des Lehrens, der Ungelernte, wie ernst die Kunst des Lernens sei. Und das ist äußerst nützlich für Beide.

Wer noch bezweifelt, ob der literarisch-wissenschaftliche Essay überhaupt ein Recht habe, der bleibt bei den gedachten Vorträgen zu Hause, und wen es nicht reizt, einen Gelehrten oder Schriftsteller auch einmal in seiner Arbeit persönlich zu belauschen, der tut desgleichen und liest zum Ersatz etwa die Bücher des Mannes oder er liest sie auch nicht. Da es aber sehr viele Gebildete, ja sogar Gelehrte gibt, welche noch nicht ausschließend buchgelehrt genug sind, um sich blos mit gedruckten Autoren zu begnügen, Gebildete und Gelehrte, die zugleich jene literarische Form des Essays, welche schon Schiller und Lessing so glänzend in unser Schrifttum eingeführt, lieben und schätzen, so finden künstlerisch durchgebildete Lehrvorträge auch allerorts eine zahlreiche und gewählte Hörerschaft."

Bei so strengen Forderungen an das „was" und an das „wie", an Inhalt und Form dieser freien Vorträge, ist es verständlich, daß jeder von ihnen ein kleines Kunstwerk bedeutet und daß noch heute über sie ein stiller, festlicher Glanz gebreitet liegt. Es gibt etliche unter ihnen, die so Tiefes enthalten, daß sie niemals veralten können, ich erinnere nur an die wahrhaft klassischen Formulierungen der Begriffe „Volk" und „Volkswillen" im Vortrag über das „Plebiscit", ja manche von ihnen, wie die „Alpenwanderungen eines Historikers" oder wie „die öffentliche Meinung und Gefühlspolitik", „die Partei", „die statistische Krankheit", „das Gesetz der Ergänzung in den Künsten" — um nur wenige zu nennen — lesen sich, wie wenn sie für unsere Gegenwart gesprochen seien.

Kurz, es ist sehr schade, daß wir von den ungefähr 200, von Riehl so gestalteten Themen nur 25 im Druck besitzen.

II.

Umso größer und aufrichtiger ist unsere Freude, daß wir heute anläßlich des Geburtsfestes unseres verehrten Freundes Hugo Hep-

ding ihm und allen Riehl-Verehrern über einen Fund berichten dürfen, der jenen Verlust zwar nicht aufhebt, aber doch beträchtlich vermindert: Im zerbombten Berlin, in dem leider die wertvolle Sammlung von Briefen berühmter Zeitgenossen an Riehl zugrunde gegangen ist, fanden sich im Jahre 1946 im Nachlaß von Riehls Enkelin Jetta Vogler, der Tochter des Bonner Professors August Vogler und seiner Frau Helene, geborene Riehl, die im Februar 1946 in einem Berliner Krankenhaus gestorben ist, mehrere Pakete mit Original-Handschriften W. H. Riehls. Die Verlassenschaftsbehörde verständigte die testamentarisch eingesetzte Erbin der Verstorbenen, Fräulein Hedwig Riehl in Erfurt, sogleich von diesem Fund. Aber es bedurfte infolge der Zeitumstände eines ganzen Jahres, bis es gelang, die Pakete nach Erfurt zu bringen, von wo sie durch den Rechtsanwalt des Fräuleins Riehl über meine Bitte an einen Freund in Berchtesgaden gesendet wurden, der sie mir mit Bewilligung der Behörden über die Grenze nach Österreich bringen durfte. Im Sommer 1947 hatte ich den wertvollen Fund glücklich in Händen und konnte noch in den Ferien an die Sichtung und Ordnung der Manuskripte gehen[153]).

Was ich fand, hat mich tief bewegt. Mit Ausnahme weniger Niederschriften aus Riehls bekannten Werken, enthielten die Pakete eine große Zahl von Entwürfen für bisher nicht publizierte freie Vorträge. Die meisten verzeichnen auch den Vortragsort und das Vortragsdatum. Auch lagen zwei Verzeichnisse bei, eines von Riehls eigener Hand, eines von seiner Enkelin, die die Entwürfe auch numeriert hatte.

Riehls eigenes Verzeichnis, das leider nicht datiert ist, nennt zwar nicht die Vortragsthemen, wohl aber führt es 74 Orte an, die Riehl zu solchen Vorträgen einluden, von denen er 21 abgelehnt und 53 angenommen hat. Das Verzeichnis der Enkelin führt 64 Vortragsthemen an, die „der Großpapa W. H. Riehl" gehalten und deren Entwürfe er ihr geschenkt hat. Wie unser unten unter III aufgestelltes Verzeichnis nach den an mich gekommenen Paketen zeigt, sind es aber noch mehr.

---

[153]) Die Handschriften befinden sich über Verfügung des Fräuleins Hedwig Riehl selbstverständlich nur leihweise in meiner Obhut. Sie ließ sie mir senden, damit ich sie in meine Riehl-Biographie, an der sie mir durch Jahre bis zu ihrem Tode eine treue und wichtige Mitarbeiterin gewesen ist, einarbeiten könne. Nach Vollendung meiner Arbeit gehen die Handschriften an das Riehlsche Familienarchiv zurück.

Diese „Entwürfe", wie ѐe Riehls Enkelin selber bezeichnet, stellen allerdings keine abgeschlossenen Manuskripte, sondern größtenteils lediglich hingeworfene, oft nur mit Bleistift hingekritzelte Gedanken und Gedankenreihen, Riehl selber würde sagen „Bleistiftskizzen zu einem Gemälde" dar. Von der Schönheit der Gestaltung ist hier, von einigen wenigen ausgeführten Absätzen abgesehen, nichts zu finden. Umsomehr aber geben die auf losen Quartblättern mit Riehls eigener Hand skizzierten Entwürfe unmittelbare Einblicke in Riehls geistige Werkstätte und zudem in das eigenste Wesen des Verfassers. Schon die kraftvollen und altertümlichen Schriftzüge selber künden „den ganzen Riehl". Da diese Entwürfe nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, sondern wie Riehls Kolleghefte, nur als Gedächtnishilfen für ihn selber gedacht waren — Riehl sprach ja immer frei —, tragen sie aber auch sonst manche Zeichen, die mehr als ein gedrucktes Buch des Verfassers Eigenarten verraten.

So trägt jeder einzelne Entwurf am Kopf über dem Titel in schönen, großen Frakturbuchstaben die fromme Weiheformel „I. G. N." (in Gottes Namen) und ebenso am Schluß in lateinischen Buchstaben das Zeichen „D. G." (Deo gratias). Nicht nur die religiöse Grundeinstellung Riehls findet darin ihren Ausdruck, sondern auch der tiefe sittliche Ernst, der in jedem solchen Vortrag eine verantwortungsvolle Aufgabe, ein vor Gott zu rechtfertigendes Unternehmen, eine gottgefällige Auswertung des verliehenen Pfundes sah. Unserer Gegenwart mag das ebenso, wie die, teilweise noch sichtlich mit Gansfederkiel geschriebenen Schriftzüge „altfränkisch" erscheinen. Aber man kann dabei das Gefühl nicht unterdrücken, daß wir sehr glücklich sein dürften, wenn alles, was heute an Vorträgen und öffentlichen Reden auf das Volk losgelassen wird, wenigstens einen Schimmer von jener starken Verantwortlichkeit vor Gott und den Menschen in sich bergen möge. Und obwohl ich mit der recht mühsamen Durcharbeitung dieser Entwürfe noch lange nicht fertig sein werde, kann ich doch mit voller Überzeugung schon heute sagen: Eine — um Goethes Wort zu gebrauchen — eine großtätige Persönlichkeit leuchtet einem aus diesen Blättern entgegen.

Viele von ihnen lassen deutlich erkennen, daß sie im Gehen —Riehl war ja ein leidenschaftlicher Fußgeher — mit Bleistift „Meditationen" notierten, mit sehr vielen Abbreviaturen, wenn-

gleich niemals stenographiert. Alle, auch die mit Tinte geschriebenen Teile enthalten viele Durchbesserungen und zahlreiche Striche. Daß auch diese Entwürfe nicht für den Druck, sondern als Reden gedacht waren, bezeugen die am Anfang häufig vorkommenden Zeichen: „V. D. u. H!" (verehrte Damen und Herren) oder die Unterstreichungen einzelner besonders zu betonender Satzteile. Auch der Aufbau und die Gliederungen sind durch Absätze gekennzeichnet. Sehr oft sind spätere Einschübe und Zusätze sichtbar. Nur wenige Absätze, die den Verfasser scheinbar ganz befriedigten, sind deutlich und rein ausgeführt. Aber keiner der Entwürfe gibt einen wirklich fertigen Vortrag wieder. Dieser wurde vielmehr — freilich unter Zugrundelegung der Entwürfe — immer erst auf der Bahnfahrt, auf einem Spaziergang vor dem Vortrag oder in der Herberge ausgebildet, allerdings nicht schriftlich, sondern lediglich im Kopf des Vortragenden. Wir wissen das aus zahlreichen Briefen, die Riehl von seinen Vortragsreisen an seine Frau geschrieben hat. Immer wieder betont er darin, daß er sich vor dem Vortrag auf Stunden, oft auch für einen ganzen Tag von allen gesellschaftlichen Verpflichtungen frei machte, um sich auf einsamen Spaziergängen oder bei Schlechtwetter in seiner Herberge „gründlich für den Vortrag zu sammeln".

Denn immer — das betonen alle Berichte über Riehls Vorträge — hat er den Zuhörern in meisterlicher Rede und in besonderer Klarheit des Aufbaues in jedem Vortrag etwas Ganzes und Vollendetes geboten. Nur daraus erklärt es sich ja auch, daß er immer wieder aus allen Teilen Deutschlands und Österreichs, wenn auch ganz besonders aus dem deutschen Westen, von Bildungsvereinen, literarischen Klubs, Handwerker- und Industrievereinen und vom Verband deutscher Vereine für wissenschaftliche Vorträge eingeladen worden ist. In den Briefen an seine Frau berichtet er darüber bisweilen köstliche Einzelheiten. So hatte er in Hamburg die Konkurrenz einer weltberühmten Sängerin, „der schwedischen Nachtigall", zu bestehen. Er selber erwartete einen leeren Saal. Aber das Gegenteil trat ein, der Saal war so überfüllt, daß er den Vortrag am folgenden Tag, abermals bei übervollem Saale, wiederholen mußte.

Von solcher äußeren Wirkung können uns die Entwürfe freilich keinerlei Vorstellung geben. Sie stellen zum größten Teil bloße Gerippe dar, die erst durch die Persönlichkeit des Vortragenden

mit Geist und Leben erfüllt werden mußten. Aber eine Inhaltsübersicht und eine Ahnung von dem Ernst der Gedankenarbeit und von dem umfassenden Wissen ihres Verfassers vermögen sie immerhin zu geben. Das allein ist schon genug, um eine Bearbeitung und Herausgabe jener Entwürfe, die allerdings einen stattlichen Band füllen und anstrengende Arbeit erfordern würde, zu erwägen.

Hier müssen wir uns damit begnügen, lediglich eine chronologisch gereihte Übersicht zu bringen. An das Verzeichnis, das Riehls Enkelin aufgestellt hatte und das 64 Themen umfaßt, konnten wir uns dabei nicht halten. Erstens, weil es nicht chronologisch geordnet ist, und zweitens, weil es einige Irrtümer aufweist, indem es ähnliche Themen, die aber doch verschiedene Vorträge darstellen, zusammenlegt. Das ist leicht begreiflich, weil sich die betreffenden Themen tatsächlich oft so sehr überschneiden, daß Riehl selber wiederholt auf dem Umschlag seiner Entwürfe auf den verwandten Vortrag hinweist. Auch hat er wiederholt Teile aus anderen Vorträgen in neue hineingenommen. Er selber schreibt ja im Vorwort zur ersten Sammlung: „Obgleich ich den Grundsatz habe, denselben Vortrag nicht zu wiederholen, so sind doch alle diese Vorträge mindestens zweimal gesprochen worden, aber in grundverschiedener Form, in verschiedenen Zusammenhängen und in ganz verschiedenen Hörsälen.'" Und im Vorwort zur zweiten Sammlung berichtet er: „Das vieljährige Gesamtwirken eines Wanderredners, der seinen Beruf weit und groß faßt, kennt niemand und kann niemand beurteilen, als er selbst. Außer mir hat kein Mensch meine 112 Themen auch nur dem Stoffe nach alle miteinander kennen gelernt, geschweige nach der sehr verschiedenen Behandlung, die ich einem und demselben Stoff nach Ort und Zeit zu geben pflege . . ."

Daß sich das in der Tat so verhalten hat, beweisen uns die Entwürfe selber am deutlichsten. Für nur sehr wenige der Themen liegt nur ein einziger Entwurf vor, auch dieser immer mit nachträglichen Bleistift-Einschüben und Randbemerkungen ausgestaltet. Weitaus die Mehrzahl der Themen besitzt mehrere (zwei bis neun) verschiedene Entwürfe, wenn auch spätere Fassungen nicht selten nur aus wenigen mit Schlagworten gefüllten Zusatzblättern oder gar nur aus einer Bleistiftseite bestehen. Bei dieser Lage der Dinge war es gar nicht leicht, die vielen losen Blätter so zu entwirren und zusammenzuordnen, wie sie zusammen gehören. Trotz

aller Mühe ist mir das nicht in allen Fällen geglückt, und wenn ich alle Fassungen, die ja in Wahrheit in sehr verschiedener Form gesprochen worden sind, gesondert zählen wollte, so kämen weit über hundert Themen zustande. Soweit bin ich indessen nicht gegangen, wohl aber habe ich alle Fassungen, denen Riehl selber verschiedene Überschriften gegeben hat, gesondert, auch wenn sie sich auf dasselbe Grundthema beziehen. So heißen z. B. die verschiedenen Fassungen des Grundthemas „Dittersdorf" bei Riehl selber das einemal schlechthin „Dittersdorf", das anderemal „Dittersdorf, ein Charakterkopf aus der Zopfzeit" und ein drittesmal „Dittersdorf, ein künstlerisches Lebensbild aus der Rococozeit". Vergleicht man dazu die vorliegenden Entwürfe, so lassen sie deutlich die verschiedenen Blickpunkte der Titel erkennen und zeigen auch sonst verschiedenen Aufbau und verschiedene Einteilungen. Wie verschieden müssen sie erst als gesprochene freie Vorträge geklungen haben!

Es ist mir unmöglich, hier zu den verschiedenen Themen auch schon eine ordentliche Inhaltsangabe zu geben, weil das den zur Verfügung stehenden Raum weit überschreiten würde. Um aber wenigstens einen kleinen Einblick in die Fülle und den Reichtum der bisher nicht gedruckten Vortragsthemen geben zu können, bin ich von meiner ersten Absicht, hier lediglich eine Tabelle der Entwürfe aufzustellen, doch abgekommen. Ich will die Themen nach meiner Reihung wenigstens in ganz kurzen Angaben über die Zahl der Entwürfe und über den Hauptinhalt, soweit er nicht schon aus dem Titel ersichtlich ist, besprechen oder wenigstens andeuten. Bei der Reihung ließ ich mich von der Chronologie leiten, die sich aus dem Datum der ersten Fassung des Entwurfes ergab. Um aber gleich dabei zu zeigen, wie lange — bisweilen durch Jahrzehnte — sich Riehl damit beschäftigt und wie oft er dasselbe Hauptthema abgewandelt und immer wieder verbessert hat, führe ich bei jedem Thema auch die Daten der späteren „Wiederholungen" an. Nur bitte ich, sich dabei immer bewußt bleiben zu wollen, daß es sich in Wahrheit gar nie um bloße Wiederholungen, sondern stets um Neufassungen gehandelt hat.

Es zeigt sich hier eine Paralelle zu Riehls literarischen Arbeiten überhaupt. J. Chr. Schmidt hat in äußerst verdienstlicher Weise in seinem Katalog der Riehlschen Zeitungsaufsätze[154]) aufgezeigt, wie

[154]) In den Nassauischen Annalen, Bd. 42, Wiesbaden 1914, S. 15 ff.

Riehl in seinen späteren Meisterwerken immer wieder aus der unheimlichen Fülle der über 700 Aufsätze seiner journalistischen Lehrjahre geschöpft, wie er aber auch dabei die einzelnen Themen immer wieder verbessert, gehaltvoller und reifer gestaltet hat, sodaß oft aus einem einzigen Zeitungsartikel ein ganzes Hauptstück eines Buches[155]) erwuchs. Umgekehrt aber finden wir auch genügend Beispiele dafür, daß aus einer größeren Jugendarbeit oft nur ein feingemaserter Absatz, ja bisweilen nur ein feinstgeschliffener Satz bestehen blieb. Dieses organische Reifen- und Wachsenlassen ist so kennzeichnend für Riehl, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn wir es nun auch bei unseren Vortragsentwürfen ebenso wiederfinden.

Das nun folgende Verzeichnis, das — wie ich immer wieder betone — nur die bisher n i c h t gedruckten freien Vorträge Riehls umfaßt, will und kann nicht mehr sein, als eine erste Nachricht über den mir anvertrauten Fund, regt aber doch vielleicht zu einer weiteren Bearbeitung an. Auf jeden Fall aber möchte es eine bisher nicht bekannt gewesene Ergänzung zu der reichen, jedoch immer noch nicht abgeschlossenen Erforschung des Riehlschen Lebenswerkes bringen.

III.

Um beim folgenden Verzeichnis Raum zu sparen, haben wir folgende Abkürzungszeichen verwendet: S. = Seiten, F. = mit Feder, Bl. = mit Bleistift geschrieben, Bl. E. = Bleistift-Ergänzungen.

1. um 1860 (?): *„Die nationale Arbeit“*, zwei Vorträge.

   13 und 15 S. F. ziemlich ausführlich reingeschrieben. Der Entwurf des ersten Vortrages beginnt mit den Worten: „Der Vortrag, mit welchem ich die Ehre habe, die diesjährige Reihe unserer wissenschaftlichen Abende zu eröffnen, bewegt sich auf der Grenzmark zweier Gebiete: der Volkskunde und der Nationalökonomie.“ Es folgen dann Gedanken, mit vielen Bl-Randbemerkungen, die sich ähnlich auch in Riehls, 1861 erschienenem Buch „Die deutsche Arbeit“ wiederfinden .Vielleicht wurden die beiden Vorträge noch auf einem der letzten „Symposien“ im Kreise des Bayernkönigs Maximilian II. gehalten.

2. 1869, 29. Oktober, F r a n k f u r t a. M.: *„Die Magyaren“*.

   Der Vortrag, der sich auf die im Jahre 1868 unternommene Früh-

[155]) Man denke etwa an den Aufsatz „der vierte Stand“, aus dem später ein Hauptstück des Buches „Die bürgerliche Gesellschaft“ erwuchs.

jahrsreise Riehls in die „Heimat Haydns" beruft [156]), bringt zwei an eine „hochansehnliche Versammlung" gerichtete Hauptfassungen (20 und 18 S. F.), ferner eine ausgeführte Einleitung und etliche eingelegte Blätter mit Bl. E. Der Vortrag dürfte also mehrmals, einmal möglicherweise auch in Österreich gehalten worden sein.

3. 1870, 3. Jänner, Hamburg: *„Dittersdorf, ein musikalischer Charakterkopf"*.

8 S. F. mit vielen Bl. E. Dazu eine Reinschrift (2 und eine halbe S.) der Einleitung. Ein zweiter Entwurf (8 S. Bl.) enthält eine eingelegte Seite eines gedruckten Buchausschnittes über Dittersdorf. Ein Bl. Vermerk zeigt an, daß der Vortrag 1875, am 31. März in Mainz wiederholt worden ist.

4. 1870, 24. März, Krefeld (Handwerkerverein): *„Die freien Vorträge"*.

5 S. F. Der Beginn betont, daß Riehl mit der Einladung zu dem Vortrage vom Präsidenten des Vereines überrascht worden sei, so daß er gezwungen sei, „eine völlige Improvisation" zu wagen.

5. 1870, 23. März, Krefeld: *„Die modernen Erfinder"*.

Es liegen mehrere Fassungen vor. Die erste (11 S. F.) bezeichnet den Vortrag als einen „Blick in unsere Zeit und ihr Seelenleben", vergleicht verschiedene Epochen, zeigt den Wendepunkt um 1815 und die folgende Technisierung des Lebens. Für einen zweiten Vortrag 1874, am 17. März in Kreuznach liegen dem ersten Entwurf 2 S. Bl. bei. Dagegen wurde für den dritten Vortrag 1875 am 7. April in Siegen ein neuer Entwurf (6 S. Bl.) ausgeführt. Zwei weitere Entwürfe (12 u. 4 S. Bl.) ohne Datum- und Ortsangaben und „ein anderer Schluß" (1 S. Bl.) mit der Bemerkung Fürth (ohne Datum) liegen ebenfalls bei.

6. 1870, 9. Dezember, Frankfurt: *„Beethoven"*.

Ein 12seitiger, in 5 Kapitel gegliederter Entwurf (F.) für den Versuch, „in recht klaren Zügen Beethovens Erscheinung vors Auge zu stellen". Für diesen meistgehaltenen Vortrag Riehls liegen noch folgende Entwürfe bei: für 1875, 24. März in Darmstadt (12 S. Bl.), für 1876, 16. März in Aachen (1 S. Bl.), wo Riehl den Vortrag selbst „biographisch" nennt, für 1879, 18. März in Homburg (4 S. Bl.), für 1881, 28. Okt. in Bremen (2 S. F.), für 1882, 19. Okt. in Barmen (3 S. Bl.), für 1886, 20. Okt. in Krefeld (2 S. F. und Bl.), für 1887, 15. Okt. in Köln (6 S. F. und Bl.), für 1888, 26. März in Wien (2 S. Bl.), insgesamt demnach 9 Entwürfe. Die vielen Märztermine erklären sich aus Beethovens Todestag am 26. März 1827.

7. 1870, 10. Oktober, Frankfurt a. M.: *„Ein deutscher Kaufmann im XVI. Jahrhundert"*.

---

[156]) Vgl. dazu Riehls Wanderbuch u. zw. das Hauptstück „Aus dem Leithawinkel".

Der Vortrag knüpft an das Tagebuch des Augsburger Handelsmannes Lukas Rem (1494—1541) an. 3 S. F. mit drei Bl. Einschüben und einem beigelegten gedruckten Fragment aus Kiel. Nach Bleistiftbemerkungen hat Riehl über dieses Thema noch im Krefelder Handwerkerverein und 1874, am 14. Oktober in Offenbach gesprochen.

8. 1871, 7. Februar, München: *„Wie soll der Künstler Kunstgeschichte studieren?"*
6 S. F. Ansprache: M. H.! (also wahrscheinlich in einem Münchner Künstlerverein). Die Antwort auf die Titelfrage versucht Riehl zunächst aus dem Leben der großen Meister der Vergangenheit zu geben, geht dann aber auf die zeitgenössischen Bildungsmittel für Studenten und Künstler (Galerien, Monographien, kunstgeschichtliche Literatur) ein.

9. 1871, 17. März, Krefeld: *„Die soziale Reform des 19. Jahrhunderts"* (2 Teile)
4 und 7 S. F. Am Rande vermerkt Riehl die Fragen: „Was ist sozial?", „was soziale Reform?" „ist es die Gesellschaft?" Riehl nennt den ersten Teil „einen Gang durch eine mit wallenden Nebeln bedeckte Landschaft". Der 2. Teil behandelt die Epochen nach 1848 und nach 1870, das liberale Bürgertum und die Ständelehre.

10. 1871, 18. und 24. Okt., Krefeld: *„Rhein und Donau, ein kulturgeschichtliches Doppelbild"*, (2 Teile).
(8 und 13 S. F.).

11. 1871, 30. Okt. Darmstadt: *Mittelalter und Renaissance in der Gegenwart"*.
(11 S. F., 1 S. Bl., viele Bl. Einschübe). Der Vortrag will „Züge der Kunstgeschichte als Züge des Volksgeistes" darstellen und untersucht die Strömungen der Neugotik und Neorenaissance für die Zeit um 1870. Der Vortrag wäre auch heute noch zeitgemäß. Etliche Gedanken daraus finden sich auch in dem gedruckten Vortrag „Der Sieg der Renaissance in der Gegenwart" (Freie Vorträge, 2. Sammlung).

12. 1872, 24. Jänner, ohne Ortsangabe: *„Der Künstler in der modernen Gesellschaft"*.
Ein Blatt (Bl.) mit Einleitung, dann 4 S. F. mit Bl.-Einschüben für die zweite Fassung vom Jahr 1874, 12. März Wiesbaden. 2 S. Bl. für eine dritte Fassung 1876, 9. Dezember, Wien. Trotz desselben Titels sind die drei Fassungen stark verschieden.

13. 1872, 15. u. 21. März, Essen: *„Deutschland vor hundert Jahren"* (2 Teile).
(18 und 8 S. F. mit Bl. Randbemerkungen, Einschüben und Nachträgen). Nach einem Bleistiftvermerk ohne Datum ist der Vortrag auch in Offenbach gehalten worden.

14. 1872, 18. Oktober, Mannheim: *„Zur Geschichte der deutschen Oper"*.
(10 S. F. mit Bl.-Einschüben). Nach Vermerken auf der ersten Umschlagseite wurde der Vortrag 1874 am 18. März in Koblenz und am 30. Oktober in Kreuznach wiederholt.

15. 1872, 24. Oktober, Barmen: *„Tracht und Mode"*.
(12 S. F. mit vielen Bl. E. für die Wiederholung des Vortrages, die 1875 am 23. März in Hanau stattfand.) Ich habe den Vortrag in meinem trachtenkundlichen Seminar mit meinen Hörern Satz für Satz durchgearbeitet, und wir haben dabei erkannt, daß er etliche völlig neue und wertvolle Gedanken zur Trachtenforschung enthält.

16. 1872, 28. Oktober, Elberfeld: *„Ein Geldfürst der Renaissancezeit"*.
Florentiner (Medicäer) werden mit antiken (Perikles) und deutschen Geldfürsten (Fugger, Welser) verglichen. (12 S. F. mit vielen Bl. E.) Eine zweite Fassung liegt im Entwurf (3 S. F.) für 1880, 21. Oktober, Hannover bei.

17. 1872, 29. Oktober, Essen: *„Guttenberg und James Watt"*.
(14 S. F. mit Bl. E.) Der Vortrag führt einige Gedanken von Nr. 5 weiter. Nach Bl.-Vermerken wurde er 1873 am 6. Oktober in Darmstadt und 1874 am 21. März in Mannheim wiederholt.

18. 1872, 1. November, Bielefeld: *„Das deutsche Volksheer im Mittelalter"*.
(15 S. F. mit Bl. E.) Der Vortrag ist in vier Kapitel und einen historischen Überblick gegliedert.

19. 1873, 4. April, Mannheim: *„Beethoven in der Gegenwart"*.
Zwei Entwurffragmente, einer (3 S. F. und 1 S. Bl.), der nach Bleistiftvermerken ohne Datum auch in Frankfürt und Darmstadt wiederholt wurde, und ein zweiter (2 S. Bl.) für 1876, 29. März in Koblenz. Dazu 8 S. F. eines reingeschriebenen Manuskriptes: „Musikalische Ketzereien von W. H. Riehl," I. „Beethoven in der Gegenwart." Vgl. dazu Nr. 6.

20. 1873, 12. Oktober, Krefeld: *„Nation und Staat"*.
(2 S. F. mit Bl. E.) Drei Kapitel: 1. Die Völkerscheidung, 2. Bewußtsein des Nationalzusammenhanges, 3. Der nationale Staat.

21. 1874, 29. Jänner, Augsburg: *„Die toten Meister, eine Kulturstudie"*.
(6 S. F., mit vielen Bl. E.) Behandelt werden Shakespeare, Stein, Jean Paul, Gottsched, Ludwig XIV., Lessing, Schiller, Mozart, Bach, Kant, Liebig u. a. Eine weitere S. F. bringt die Reinschrift der Einleitung. Nach Bl.-Vermerken wurde der Vortrag mit dem über „die Sage vom verkannten Genie" 1874, am 21. Oktober in Krefeld kombiniert.

22. 1874, 16. März, Offenbach: *„Vor hundert Jahren".*

Vgl. Nr. 13 (6 S. F. und 1 S. Bl.) Behandelt: Politik, Gesellschaft, Arbeit, Philosophie, Poesie, Musik, Naturwissenschaften und Geschichte.

23. 1874, 23. März, Dortmund: *„Justus Moeser".*

(6 S. F., dazu ein zweiter Entwurf 5 S. F.) Datum und Ort der zweiten Fassung ist nicht angegeben.

24. 1874, 24. März, Bielefeld: *„Die deutsche Oper in der Gegenwart".*

(3 S. F., 1 S. Bl.) Nach einem Vermerk wurde der Vortrag 1875 am 22. Oktober in Iserlohn unter der Überschrift „Die deutsche Oper im 19. Jahrhundert" wiederholt. Vgl. Nr. 14.

25. 1874, 30. März, Elberfeld: *„Bach und Händel als Kulturgeschichtliche Charaktere".*

(2 S. F., 2 S. Bl.)

26. 1874, 22. Oktober, Barmen: *„Die Musik im Hause".*

(6 S. F. mit Bl. E. und 8 weiteren S. Bl.) Ein zweiter Entwurf (5 S. Bl.) trägt den Vermerk 1876, 15. März, Karlsruhe. Ein dritter (4 S. F.) wurde 1879 am 24. März in Bremen ausgearbeitet; ein vierter (8 S. F.) trägt den Vermerk 1886, 1. Oktober, Plauen.

27. 1874, 17. Oktober, Worms: *„Ludwig XIV., ein kulturhistorisches Charakterbild".*

(3 S. F. und 1 S. Bl.) Ein zweiter Entwurf (2 S. F.) trägt die Vermerke 1871, 1. April, Koblenz und 3. April, Langenberg. Ein dritter Entwurf (4 S. Bl.) wurde 1883 am 23. März in Eger ausgeführt.

28. 1874, 26. Oktober, Bielefeld: *„Deutsche Volksaltertümer in Haus und Familie".*

(5 S. F. mit vielen Bl. E.) Behandelt werden die ältesten Altertümer in Haus und Grab, die Ergebnisse der modernen Sprachwissenschaft und Mythologie und die Feste des Hauses. Ein zweiter Entwurf (17 S. Bl. und F.) ist viel ausführlicher als Grundlage für die Neugestaltung des Vortrages 1876 am 30. November in Lindau. Ein dritter Entwurf, der sich nur mit den häuslichen Festen beschäftigt (17 S. und Bl.), trägt den Vermerk 1878, 30. November, Lindau.

29. 1874, 31. Oktober, Mannheim: *„München, ein deutsches Städtebild".*

(4 S. F. mit Bl. E.) Behandelt: Natur, Geschichte, Gegenwart, Handwerksgeheimnisse, Lage, Klima, Alt- und Neustadt und die modernen Gebäude.

30. 1874, 21. November, Baden-Baden: *„Die drei Propheten der Renaissance".*

(5 S. F. mit Bl. E.) Der Vortrag behandelt Dante, Petrarca und Boccaccio.

31. 1875, 21. März, Homburg: *„Jagd und Jäger in der Rococozeit“.*

(4 S. F. mit vielen Bl. E.) Behandelt die Jagd als Fest, als Turnier, die Jagdschlösser, die Jagdmusik und die Jagdwaffen.

32. 1875, 30. März, Wiesbaden: *„Das moderne Theater, eine Kulturstudie“.*

(7 S. F., 1 S. Bl.) der Vortrag gliedert sich in 6 Kapitel: 1. Szene (Drama und Bühne), 2. Ausstattung, 3. Publikum, 4. Theilung der Arbeit und Theilung des Publikums, 5. das Gesetz der Ergänzung, 6. die Nationen und die moderne Kunst. Der Vortrag wurde 1875 am 27. Oktober in Dortmund wiederholt, wozu 6 S. Entwürfe in F. und Bl. vorliegen. In den Umschlag ist eine gedruckte Mitteilung über den Entwicklungsgang der neu eingerichteten Münchener Schauspielbühne von Baron von Perfall vom 19. März 1890 eingelegt.

33. 1875, 31. März, Mainz: *„Ein künstlerisches Lebensbild aus der Rococozeit“.*

(5 S. F. mit Bl. E. und 2 S. mit Bl.-Nachträgen.) Der Vortrag behandelt das Leben Dittersdorfs als kulturgeschichtliches Zeitbild (vgl. Nr. 3).

34. 1875, 2. April, Düsseldorf: *„Deutschland vor tausend Jahren“.*

(4 S. F. mit Bl. E.) Ein zweiter Entwurf (1 S. F. und 7 S. Bl.) ist gegliedert in 13 Abschnitte: Landschaft, Naturereignisse, Diagonale Nord-Süd, Rheinische Städte und Dörfer, Culturmittelpunkte, Stadtbürger, Handwerker und Bauten, Kunst, Klosterschulen, Staat und Reich, Religion, Vergleich mit heute und „Das Schwert Karls d. Gr.“. Er wurde 1876 am 20. März in Darmstadt ausgeführt.

35. 1875, 5. April, Münster: *„Deutschland, Italien und Frankreich im musikalischen Wettkampfe“.*

(2 S. F.) Der Vortrag wurde von Riehl oft in verschiedenen Fassungen wiederholt. Dazu liegen folgende weitere Entwürfe vor: 1876, 16. März, Mannheim, 4 S. Bl.; 1877, 19. Okt., Hannover, 1½ S. Bl.; 1878, 5. Okt., Trier, 4 S. F.; 1879, in 4 Vorträge geteilt in Frankfurt u. zw. am 17. Okt. Italien, 4 S. F.; am 31. Okt. Frankreich von Lully bis Berlioz, 4 S. F.; am 14. Nov. Die Deutschen von Bach bis Wagner, 8 S. F.; am 12. Dez. Gesamtresultate für die Gegenwart, 6 S. F. und 8 S. Bl. 1880, 20. Okt., Braunschweig 4 S. F. mit Bl. E.

36. 1875, 9., 13. und 16. Okt., Krefeld: *„Bauer, Bürger und Arbeiter, drei Sittenbilder aus dem XIX. Jahrhundert“.*

1. Vortrag: Bauer 7 S. F. mit Bl. E., 2. Vortrag: Bürger, 6 S. F. mit Bl. E., 3. Vortrag: Arbeiter, 6 S. F. mit Bl. E. Der dritte Vortrag wurde am 21. Okt. in Langenberg wiederholt. Der gesamte Zy-

klus, anscheinend in einen Vortrag zusammengeschlossen (2 S. Bl.), wurde 1876 am 20. Oktober in Celle gehalten.

37. 1875, 17. Oktober, Krefeld, Handwerkerverein: *„Deutschlands große Dichter und die Volksbildung“.*

(1 S. Bl.) Behandelt: Theater, Drucke, Schriftsteller, kulturgeschichtliche Charaktere, Deutschtum, Weltbürgertum, Frömmigkeit, Erziehung, soziale Leiden und den harmonischen ganzen Menschen.

38. 1875, 18. Oktober, Elberfeld: *„Die Frau als Künstlerin“.*

(9 S. F. mit Bl. E.) Ein zweiter Entwurf (7 S. F., 1 S. Bl. mit vielen Bl. E.) wurde 1883 am 2. März in Wiesbaden, ein dritter (6 S. Bl.) 1883 am 9. April in Wien, ein vierter (8 S .F.) 1884 am 20. März in Chemnitz und ein fünfter, von dem der Entwurf des Schlusses (2 S. Bl.) vorliegt, 1890 am 15. März in Karlsruhe gehalten. Der Vortrag erschien unter demselben Titel, gedruckt im IV. Band der „Zeitschrift für weibliche Bildung“ nach stenographischer Aufnahme. Auch dieser gedruckte Vortrag liegt den Entwürfen bei.

39. 1875, 25. Oktober, Wiesbaden: *„Joseph Haydn“.*

(4 S. F. mit Bl. E.) Ein biographischer Vortrag. Beiliegend ein Manuskriptfragment rein geschrieben (S. 57—73. F.): Joseph Haydn von W. H. Riehl.

40. 1875, 28. Oktober, Barmen: *„Die Alpengrenze des neuen Deutschen Reichs“.*

(4 S. F. mit Bl. E.)

41. 1875, 29. Oktober, Düsseldorf: *„Das deutsche Lied im Gesange“.*

Riehl selbst verweist auf Nr. 26 (2 S. Bl.). Ein zweiter Entwurf (7 S. F. mit Bl. E.) wurde in einem Vortrag in Regensburg am 20. Nov. 1880, ein dritter (2 S. F. und Bl.) einem Vortrag 1881 am 26. Okt. in Hamburg zugrunde gelegt. Den Entwürfen liegen ein Fragment 2 S. F. über den „Liederreichtum im 16. Jhd.“, eine halbe Seite F. über Goethe, Zumsteeg und Dittersdorf, 1 S. ausgeführte Einleitung und 3 S. F. mit den Namensverzeichnissen der behandelten Künstler bei.

42. 1875, 20. November, Prag: *„Joseph Haydn in der Gegenwart.“*

4 S. F., dazu 3 Entwürfe in Bl. ohne Datum und Ortsangabe zu 4, 6 und 4 S. Ein fünfter Entwurf in ganz neuer Fassung (4 S. F.) für einen Vortrag 1887, 7. Okt. in Kassel. Ferner liegen bei zwei je 8seitige Bl.-Entwürfe ohne Datum und Ortsangabe unter der Überschrift:

42a *„Joseph Haydn, — eine musikalische Rundreise“.*

Riehl meint damit eine zweifache Rundreise, nämlich eine von Ort zu Ort: Wien — Hainburg — Rohrau — Eisenstadt — Wien, und eine zweite von Zeit zu Zeit: Händel — Bach — Mozart — Haydn.

43. 1875, 23. Dezember, Köln: *„Die deutschen Kaiser am Rhein“.*
(15 S. F. mit Bl. E. und 18 S. Bl.) Behandelt Otto I., Karl II., Heinrich IV., Konrad II. und Konrad III., Ludwig d. Bayer, und setzt die Betrachtung bis in die Gegenwart mit dem wiedergewonnenen Elsaß fort.

44. 1876, 5. Jänner, Augsburg: *„Mozart als kunstgeschichtlicher Charakter“.*
(3 S. F. mit Bl. E.) Das „überreichte Thema“ ist in folgende Abschnitte gegliedert: Mozarts Genius, Charakter, Familie, soziale Stellung, die kunstgeschichtliche Situation, Mozarts höchste Leistung, Mozart als Prophet, Mozarts Leben, ein Traum. — Ein zweiter Entwurf liegt bei (5 S. F. ½ S. Bl.). Ein dritter (6 S. Bl.) für den Vortrag 1878, 8. April in Wien; ein vierter (8 S. F. mit Bl. E.) für den Vortrag 1879, 27. Febr. in München. Endlich ein gedrucktes Programm eines Mozartabends im Wiesbadener Kunstverein vom 7. Okt. 1881, wo Riehls Vortrag von Mozartschen Konzertstücken und Liedern umrahmt war.

45. 1876, 17. März, Homburg: *„Mittelalter und Romantik in der Gegenwart“.*
(1 S. Bl.) Der Vortrag behandelt 6 Abschnitte: Kaiser und Reich, Kreuzzüge, Staat, romantische und historische Schule, Religion, Wissenschaft und Kunst. Ein zweiter Entwurf (1 S. F.) 1876, 24. Okt., Dortmund, ist in drei Abschnitte gegliedert: Gespräch im Reiche der Toten, die romantische Auffassung des Mittelalters und die künstlerische und religiöse Macht des Mittelalters. — Man sieht aus den beiden Entwürfen, wie verschieden ein Thema innerhalb eines halben Jahres von Riehl gestaltet wurde.

46. 1876, 21. März, Offenbach: *„Die Frauenarbeit“.*
(1 S. Bl.) 4 Abschnitte: Sind die Frauen unterdrückt? Die natürliche Teilung der Arbeit, Recht auf Arbeit, Resultate.

47. 1876, 7. Oktober, Hanau: *„Die drei Großmeister der Symphonie“.*
(2 S. Bl.) Behandelt Haydn, Mozart und Beethoven.

48. 1876, 9. Oktober, Trier: *„Der deutsche Wald“*.
(4 S. Bl., inliegend 14 S. F. und Bl.) Nach Notizen wurde der Vortrag 1882 am 11. Okt. in Eisenach und am 18. Okt. in Krefeld wiederholt. Ein zweiter Entwurf (4 S. F. mit Bl. E.) liegt bei für einen Vortrag, der 1882 am 16. März in Asch gehalten wurde und sich in 14 Absätze gliederte. Die Gedanken des Vortrages sind großenteils aus Riehls Buch „Land und Leute“ bekannt. Sie gehören anerkannt zum Schönsten und Tiefsten, was zu diesem Thema gesagt worden ist.

49. 1876, 14. und 18. Oktober, Krefeld: *„Die Religion und die moderne Gesellschaft“* (3 Teile).

49a I. Teil: *„Die Rätsel von Stand, Beruf und Arbeit* (3 S. F. und 2 S. Bl.).

49b II. Teil: *„Das Gemütsleben in der Familie“* (4 S. F.).

49c III. Teil: *„Die letzten Ziele des sozialen Lebens und die Religion“* (4 S. F. mit Bl. E.).

Ein zweiter Entwurf (4 S. F. und Bl.) für die Wiederholung des Vortrages im Jahre 1879 am 20. Okt. in Mühlhausen und ein dritter (6 S. F. und 2 S. Bl.) für den Vortrag im Jahre 1882 am 28. Febr. in München liegen bei.

50. 1876, 28. Oktober, Köln: *„Das deutsche Zeitungswesen vor dreißig Jahren“.*

(2 S. Bl.)

51. 1876, 31. Oktober, Mainz: *„Volk und Nation“.*

(2 S. Bl.) Der Vortrag behandelt unter anderem: die Rätsel von Anfang und Ende, die Sagenzeit, die vier großen S, das Bewußtwerden der Nationalität, das europäische Gleichgewicht.

52. 1877, 2. Februar, Ulm: *„Die Musik im XIX. Jahrhundert“.*

(1 S. F., 3 S. Bl.) Ein zweiter Entwurf gliedert sich in die Abschnitte: 1. Mozart, Haydn und Beethoven, 2. Rossini und Weber, 3. Mendelssohn und Schumann, 4. Richard Wagner, umfaßt 4 S. Bl. und liegt dem Vortrage vom 31. Okt. 1877 in Darmstadt zugrunde.

53. 1877, 16. und 17. März, Saarbrücken: *„Die deutschen Klassiker als kulturgeschichtliche Charaktere“* (2 Teile).

(6 S. Bl., 1 S. F.) Behandelt Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe und Schiller. Ein zweiter Entwurf (2 S. Bl.) bereitet den Vortrag von 1878, 2. Februar in Lindau vor. Ein dritter Entwurf (7 S. F., 2 S. Bl.) gilt der Wiederholung des Vortrages am 13. Jänner 1880 in München. Ein vierter (4 S. Bl.) ist in einem Brief des Hamburger Vereines für Kunst und Wissenschaft vom 25. Okt. 1884 eingeschlagen.

54. 1877, 27. März, Offenbach: *„Die Sage vom verkannten Genie“.*

(7 S. Bl., 3 S. F.) mit Schluß. Behandelt die Überschätzung der Talente, die Überschätzung und Unterschätzung der Poesie, die ausgleichende Gerechtigkeit, Gunst und Ungunst des Zeitalters und nennt sich „Ein Kapitel aus einer noch sehr unreifen Wissenschaft — die Psychologie der Völker u. Zeiten“. Ein zweiter Entwurf (8 S. F.) bereitet den Vortrag vor, den Riehl 1890 am 13. Okt. in Kassel unter demselben Titel gehalten hat. Aus einem Brief seiner Tochter wissen wir, daß er denselben 1892 auch noch in Wien wiederholt hat.

55. 1877, 28. März, Koblenz: *„Die Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins“.*

(6 S. F.) Riehl nennt auch dieses Thema „ein Problem der Völkerpsychologie". Er gliedert den Vortrag in 7 Abschnitte.

56. 1877, 22. Oktober, Bielefeld: *„Die Patriarchen des Sozialismus"*.

(3 S. F.) Behandelt u. a. Thomas Morus, St. Simon, Owen, Fournier.

57. 1877, 25. Oktober, Barmen: *„Oper und Oratorium"*.

(7 S. Bl.) Der Vortrag stellt die beiden „Geschwisterkinder" bei den Italienern, Franzosen und Deutschen einander gegenüber.

58. 1878, 2. und 16. November, 7. und 21. Dezember und 1879, 4. Jänner, Frankfurt: *„Die Entwicklung der modernen Gesellschaft von der Reformationszeit bis zur Gegenwart"*.

(17 S. F. und Bl.) Das große Thema wird in geschichtlicher Entwicklung in fünf Vorträgen behandelt:

58a I. *„Die wirtschaftlichen Krisen und Katastrophen des XVI. Jahrhunderts,*

58b II. *„Die neuen politischen Mächte und die Auflösung der mittelalterlichen Gesellschaft",*

58c III. *„Kunst und Wissenschaft im Bunde mit der sozialen Reform"*.

58d IV. *„Der Kampf der sozialen Theorien"*.

58e V. *„Die vollendete Tatsache der modernen Gesellschaft"*.

Den Entwürfen liegt ein Exemplar der Schrift von Eduard Deutsch „Das sociale Elend der Großstädte", Wien, 1878 mit einem Brief des Verfassers bei.

59. 1877, 15. Dezember, Wien: *„Süddeutschland und Deutsch-Österreich, eine kurlturgeschichtliche Wanderung"*.

7 S. Bl., darunter 3 Seiten unter dem Titel:

59a *„Von den Alpen zum Meere"*.

60. 1878, 18. März, Neustadt a. d. H.: *„Meister und Gesellen"*.

(8 S. Bl.) Ein zweiter Entwurf (3 S. Bl.) für denselben Vortrag am 26. Okt. desselben Jahres in Mühlhausen. Den Entwürfen liegt eine gedruckte Dissertation von Riehls Schüler Georg Schanz in München „Zur Geschichte der deutschen Gesellen-Verbände im Mittelalter" (Leipzig 1876) bei.

61. 1878, 9. und 12. Oktober, Krefeld: *„Die Großstadt im Mittelalter und in der Gegenwart"*.

(18 S. F. und Bl.) Zwei Vorträge, von denen der erste das öffentliche und der zweite das Privatleben behandelt.

62. 1878, 17. Oktober, Barmen: *„Der Kampf der Wissenschaften im XIX. Jahrhundert"*.

(12 S. F. und Bl.) Mit einem beiliegenden, neunspaltigen Zeitungsbericht über den Vortrag.

63. 1878, 30. Oktober, Mainz: *„Die Bühnentäuschung und das moderne Theater“.*

13 S. Bl., 10 S. F. und Bl. in ausführlicher Darstellung. Vgl. Nr. 32. Nach einem Brief Riehls wurde auch dieser Vortrag in Wien wiederholt.

64. 1878, 7. Oktober, Karlsruhe: *„Die Frau, die Familie und die Gesellschaft“.*

(8 S. Bl.) Ein zweiter Entwurf (2 S. F.) für Kaiserslautern 1882 ohne näheres Datum, ein dritter (3 S. F. und Bl.) für 1885, 28. Dez. in Baden-Baden.

65. 1879, 11. und 15. Oktober, Krefeld: *„Oper und Schauspiel“.*

(8 S. F. mit vielen Bl. E.) 2 Teile: I. „Ein Gang durch die Geschichte von Oper und Schauspiel“, II. „Ein Gang durch das moderne Theater“.

66. 1880, 12. März, Nürnberg: *„Das Gaunertum in alter und neuer Zeit. Eine Kulturstudie“.*

(4 S. Bl.) Der Vortrag zerfällt in folgende Absätze: 1. Liber Vagatorum 1494; 2. Das XVI. und XVII. Jahrhundert; 3. Räuberbanden nach dem 30jährigen Krieg; 4. Die vornehmen Gauner des XVIII. Jahrhunderts; 5. In unserer Zeit; 6. Das Gaunertum und die Sünden der Gesellschaft.

67. 1880, 6. April, Koblenz: *„Ein Gang durch die Kulturgeschichte des XIX. Jahrhunderts“.*

(1 S. F.) Fragment. Ein zweiter Entwurf gliedert den Vortrag in zwei Teile, die 1880 am 13. und 16. Okt. in Krefeld gehalten wurden. Die beiden Entwürfe (6 und 9 S. mit vielen Bl. E.) behandeln den Staat, die Wirtschaft, die Gesellschaft, den Materialismus, die Wissenschaften und das religiöse Leben und schließen mit dem Absatz Kirche und Staat.

68. 1880, 20. März, Freiberg: *„Der Kaufmann in der modernen Gesellschaft“.*

Riehl selbst verweist am Umschlag auf den Vortrag Nr. 7 und zeichnet zuerst ein Doppelbild vom Kaufmann der Renaissancezeit und dem der Gegenwart, worauf er im 2. Teil auf den Kaufmann unserer Tage im Rahmen der modernen Gesellschaft übergeht (3 S. F., 3 S. Bl.).

69. 1880, 18. Oktober, Elberfeld: *„Die moderne Gesellschaft. Ein Kulturbild.“*

(Vgl. Nr. 58) Während der Vortrag Nr. 58 die geschichtliche Entwicklung der modernen Gesellschaft seit der Reformationszeit darstellte, bringt dieser Vortrag ein sehr ausführliches Bild über die gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart. Es liegen mehrere Entwürfe vor. Der erste (7 S. F., 4 S. Bl.) geht von der sozialen Frage

aus, zeichnet die Gegensätze zwischen Land und Stadt, den neuen Stand der Arbeiter, und bringt einen Überblick über die Geschichte der soziologischen Ideen seit Plato.

Ein zweiter Entwurf für 1881, 21. März in Gera (7 S. F., 1 S. Bl. mit vielen Bl. E.) geht vom Bauernhaus, vom Edelsitz und vom Bürgerhaus aus, behandelt die Prinzipien der modernen Gesellschaft und die Bedeutung des Staates.

Ein dritter Entwurf für 1881, 11. Okt. in Kassel ist besonders ausführlich (8 S. F. mit vielen Bl. E. und 5 S. Bl.), wenn er auch im Aufbau mit dem 2. Entwurf übereinstimmt.

Ein vierter Entwurf, 1884, 20. Okt., Bielefeld umfaßt 11 S. F. mit vielen Bl. E. und fügt den früheren eine Reile neuer Gedanken (u. a. über Bismarcks staatliche Reformbestrebungen) bei.

70. 1883, 5. Oktober, Wiesbaden: *„Das Klavier und die moderne musikalische Bildung“.*

(6 S. F. mit Bl. E.) Ein zweiter Entwurf (10 S. F. mit Bl. E.) lag den Vorträgen des Jahres 1884 am 29. Oktober in Hamburg und am 30. Okt. in Bremen zugrunde. Ein dritter (3 S. F.) diente dem Vortrag vom Jahre 1886, 16. Okt. in Köln. Die Gedanken des Vortrages sind aus Riehls Briefen über musikalische Erziehung bekannt.

71. 1884, 25. Juni (ohne Ortsangabe): *„Der 26. Juni sonst und jetzt“.*

(6 S. F. und 7 S. Bl.) Riehl bezieht sich auf einen vor mehreren Jahren gehaltenen Vortrag „Die deutsche Universität sonst und jetzt“. Es scheint sich um einen Festtag der Münchener Universität zu handeln, deren Feiern von Riehl für die Jahre 1784 bis 1884 besprochen und in die jeweiligen Zeitströmungen eingeordnet werden.

72. 1884, 6. März, Wiesbaden: *„Händel und Bach, eine biographische Parallele“.*

(10 S. F. mit Bl. E. und 2 eigenhändige Reinschriften.) Der Vortrag entwickelt die Bedeutung der beiden im selben Jahr geborenen Meister als „Wendepunkt zweier kunstgeschichtlicher Epochen“.

73. 1885, 2. Oktober, Pforzheim: *„Unsere Konzerte“.*

(7 S. F. mit Bl. E.) Ein zweiter, viel ausführlicherer Entwurf (12 S. F. und 3 S. Bl.) liegt demselben Vortrag für das Jahr 1889, 10. Dez., in München zugrunde.

74. 1886, 9. Oktober, Gotha: *„Das deutsche Volk im deutschen Walde“.*

(1 S. Bl., 4 S. F.) Entwurffragment für 8 Abschnitte (vgl. Nr. 48).

75. 1887, 30. März, Braunschweig: *„Die deutschen Städte in der Gegenwart“.*

(10 S. F. mit Bl. E., 2 S. Bl.) Ein zweiten Entwurf (4 S. F., 14 S. Bl.) für 1888, 10. Okt. in Hamburg, ein dritter (9 S. F., 1/2 S. Bl.) für

1888, 11. Dez. in **München** und ein neuer Anfang (1 S. Bl.) für 1891, 20. März in **Fürth**.

77\. 1893, 2. Oktober, **Augsburg**: *„Die deutsche Poesie im XIX. Jahrhundert, ein Kulturbild“.*
(9 S. F. mit Bl. E.) Der Vortrag behandelt die Strömungen Weltflucht, bürgerliche Häuslichkeit, Natursentimentalität, Befreiungskriege, sozial-revolutionäre Poesie, Realismus und Naturalismus.

78\. 1894, 25. Oktober, **Nürnberg**: *„Die Mode in der Kunst“.*
Der erste Teil (3 S. F., 1 S. Bl.) behandelt die bildende Kunst, die Musik und die Poesie, der 2. Teil (3 S. Bl.) die Modenmaler, Musiker und Poeten des Publikums, der dritte Teil (6 S. Bl.) die Wesenheit der über allen Moden stehenden wahren Kunst.

IV.

Zum Abschluß dieses Berichtes seien nur noch einige Gedanken ausgesprochen, die sich aus unserem Verzeichnis der ungedruckten Riehl'schen Themen ergeben.

Vor allem möchten wir darauf hinweisen, daß es sich — ebenso wie bei Riehls gedruckten „Freien Vorträgen“ — durchwegs um „**interessante**“ **Themen** handelt, um Themen, die schon durch ihren Titel allein ein gebildetes oder ein Bildung suchendes Publikum anziehen mußten.

Wir meinen, daß sich in der Wahl dieser Titel weniger der gelehrte Professor als vielmehr der in zehn strengen Lehrjahren wohlgeschulte „Journalist“ kundgibt. Freilich ein Journalist auf höchster Bildungsstufe, den der gelehrte König Maximilian II. von Bayern nicht umsonst zum „Pressechef seines Hauses“, also zum königlichen Journalisten berufen hatte. Aber dennoch der Journalist, der in langer Übung gelernt hat, Titel zu wählen, die beim Publikum „ziehen“.

Obendrein sehr häufig „zeitgemäße“ Titel. Man kann sich gut vorstellen, wie etwa der Vortragstitel „Die Magyaren“ 1869 zog, als noch alles unter dem Eindruck des „Ausgleichs“ von 1867 stand, oder „Die Alpengrenze des neuen deutschen Reiches“ 1872; und wie sehr die vielen Themen zur „sozialen Frage“ oder zur „Frauenfrage“ oder über „Das Klavier“ damals zeitgemäß gewesen sind.

Ein zweiter Gedanke, der sich aus unserem Verzeichnis ergibt, ist das Problem der Themenanzahl. Wir zählen 78 Hauptthemen,

und wenn wir die Unterthemen (etwa bei Nr. 49 und 58) oder gar die verschiedenen Fassungen gesondert gezählt hätten, würden es wohl hundert und mehr gewesen sein. Selbst das aber ergäbe zusammen mit den 25 in den beiden Sammlungen gedruckten Vorträgen höchstens 130, keinesfalls aber 200 Themen. Es bleibt also wohl nur der Schluß, daß die geretteten Pakete nicht alle ungedruckten Vorträge enthalten, sondern daß ein Teil verloren ist. Das ergibt sich auch aus der zwar recht ansehnlichen, aber längst nicht vollen Zahl der Vortragsorte, die nach unserem Verzeichnis nur ungefähr 50 verschiedene Städte ergibt. Nicht einmal die von Riehl für 1885 gezählte Zahl von 106 Orten ist also hier erreicht, geschweige denn die der bis 1895 wirklich besuchten Orte. Ich weiß aus mündlichen Mitteilungen Peter Roseggers und des österreichischen Rechtshistorikers Hofrat von Luschin, daß Riehl auch in Graz einen Vortrag gehalten hat, und unter den leider zugrunde gegangenen Briefen an Riehl befand sich auch eine Dankadresse aus Graz. Aber unter den Themen findet sich die Ortsbezeichnung Graz ebensowenig wie etwa Berlin, Danzig u. v. a. Orte, von denen etliche in Riehls Briefen an seine Frau erwähnt werden.

Kurz, wir müssen annehmen, daß unser Themenverzeichnis keineswegs vollständig ist. Dennoch dürfen wir uns des wertvollen Fundes freuen und der vielleicht nicht ganz unbegründeten Hoffnung Ausdruck geben, daß weitere Nachforschungen — besonders in Zeitungsberichten und in den Archiven wissenschaftlicher Vereine — doch auch noch etliche weitere Funde bringen möchten.

Religion als geistige Aufnahmebereitschaft im einfachen Volk.

Von **Georg Koch**.

1.

In einem Versuch über die religiösen Grundlagen des dänischen Volkshochschullebens (Dorfkirche 16. 1923) konnte ich das scheinbar widersinnige Wort schreiben: „Willst du einem Menschen die Welt zeigen, dann lehre ihn die Augen schließen. Führe ihn in sich selbst zurück und laß ihn da im Dunkeln die große Welttatsache erleben, die wir Gott nennen, aber so eindringlich, daß er darüber loskommt von der Herrschaft jenes sinnlichen Begehrens, das die Dinge der Welt nur nach ihrer Bedeutung für den blöden Nutzen zu schätzen weiß . . . Die Zeit wird schon kommen, daß er das Auge wieder aufzuschlagen beginnt. Dann aber wird er die Welt anders sehen als vorher, nicht mehr nur selbstisch begehrend, sondern fragend auch da, wo er nichts für sich zu erwarten hat. Und eine Gotteswelt wird ihm die Welt geworden sein, groß und der Betrachtung wert, auch wo sie ihm nichts einbringt." Das ist der innige Zusammenhang von Frömmigkeit und Bildung, wie die Geschichte der dänischen Volkshochschule ihn zeigt. Nicht Grundtvig, der begnadete Erneuerer des dänischen Geisteslebens und Schöpfer eines originellen Bildungsgedankens, ist der wirkliche Begründer dieser weit über die Grenzen des Landes bedeutsam gewordenen Bildungsanstalt, sondern der von seiner Idee gepackte junge Lehrer Kristen Kold. Dieser einfache, aber begeisterungsfähige Sohn einer kraftvollen lutherischen Erweckung fand im dänischen Landvolk Gehör, vor allem in den Kreisen einer gleichfalls erweckten Bauernschaft. „Erst mußte die harte Kruste der Ungeistigkeit einmal durchstoßen sein, und sie wurde durchstoßen nicht durch Bildungsbemühen, sondern durch ein starkes religiöses Erlebnis; dann erst konnte durch die einmal gelegte Bresche der ganze Strom geistigen Lebens eindringen."

Aus solcher Wurzel erwuchs jene eigenwüchsige Volkshochschule, aus ihr deren bedeutsames Bildungsziel: nicht Belehrung, sondern Belebung; auch alle unumgängliche Belehrung um der Belebung willen. „Das Herz — sagt Grundtvig — und nicht der Kopf ist die Quelle des Lebens." Und wenn in unserer Zeit ein führender dänischer Volkshochschulmann uns berichtet von einem geistigen Absinken der Jugend in „eine gewisse äußere Politur und oberflächliche Fühlung mit der internationalen Zivilisation', so weiß er für seine Volkshochschulen auch heute keine andere Abhilfe als die entschlossene Rückkehr zu der alten, ewig jungen Grundlage: „Es ist das Leben im Herzen, das Erneuerung braucht" (Holger Begtrup: Pädagogik des Auslands, hg. v. Petersen, Bd. 5: Die Volkserziehung in Dänemark. 1931). Es ist das „Herz", die Mitte des Seelenganzen, das dieses Ganze in Bewegung setzen muß, auch im Bereich des Denkens. „Das Herz schlägt früher, als unser Kopf denkt" (Hamann). Einzig das Herz in solchem das Ganze bestimmenden Sinn, als punctum saliens der Seelenmitte, kann zugleich punctum movens, Beweger des Ganzen sein. Einzig das Herz, das lebendig bewegte, vermag Starrheit aller Art zu durchstoßen, im einfachen Volke die Erstarrung im Primitiven, in der Bildungsschicht die in selbstsicherer Aufklärung. Starrheit kann ja beide befallen, Geist wie Volk. Und ebenso kann das punctum saliens und movens des Herzens beide neu in Bewegung setzen, beide aus gleicher Urtiefe. Es ist die Urtiefe jener Einfalt, in der Genius und Volk sich begegnen. Und so war es die Urtiefe der Religion, in der der Genius Grundtvigs sich traf mit der Einfalt eines frommen Bauerntums. Sie trafen sich in dem unbedingten Ernstnehmen der Stimme des Gewissens: in einem urschöpfungsmäßig Primären, das der Erstarrung im Primitiven ebenso voraufging wie der in selbstsicherer Aufklärung. Dieses Primäre ist es, das nicht nur in einem Grundtvig, sondern auch in Kristen Kold tiefste Seelengemeinschaft begründete mit den ehrfürchtig Frommen aus dem einfachen Volk — eben jene Gemeinschaft, die im Volke sich leicht ausweiten wird zu einem umfassenderen Verständnis für Welt und Leben überhaupt.

2.

Es wäre für den Theologen eine in letzte Tiefen volkskundlicher Besinnung führende Aufgabe, diesen Zusammenhängen in

geschichtlicher Betrachtung nachzugehen. Der Tatbestand liegt weithin heute schon zutage. Wir denken etwa, um hier einzelnes nur zu nennen, an das Schul- und Erziehungswesen der Brüder vom gemeinsamen Leben, denken an die Belebung, die das deutsche Bildungswesen dem Pietismus verdankt: an August Hermann Francke, an die Realschule. Am eindrucksvollsten bleibt aber hier wohl doch Zinzendorfs Brüdergemeine, in der uns beim einfachsten Handwerker eine erstaunliche Bildungshöhe begegnen kann. Ein würdiger Gegenstand der Betrachtung wäre auch die Frage, wieweit etwa die geistige Höhenlage gewisser Arbeiterschichten im Tal der Wupper auf einen Gerhard Tersteegen zurückgeführt werden könnte. Im Blick auf die deutsche Gegenwart erhebt sich die Frage, wieweit die beachtliche Zahl ländlicher Volkshochschulheime, die nach dem ersten Weltkrieg zunächst nach dänischem Vorbild ins Leben traten, aus dem Boden einer christlichen Erweckungsbewegung erwachsen sind. Es ist wohl die bei weitem größte Zahl. Allein um das bis heute von Ludwig Harms geprägte Hermannsburg hatte sich ein ganzer Verband solcher ländlichen Volkshochschulheime gebildet. — In England gebührt unter den Bildungsgemeinschaften der Ehrenplatz den Quäkergründungen Woodbrook und Firkroft. Die Quäker legten von Anfang an ihrer Bildungsarbeit die Bibel zugrunde.

Fruchtbar könnten sich für unsere Fragestellung auch Erfahrungen mit Einzelpersonen und Familien erweisen. In einem Bauerndorf wurde außer der Zeitung und allenfalls einem landwirtschaftlichen Fachblatt kaum etwas gelesen. Unter den wenigen Ausnahmen stand an der Spitze ein Haus, bei dem es doch wohl mehr als Zufall war, daß die Ahne lange im Dienste eines aus der Erweckung hervorgegangenen Pfarrhauses gestanden hatte. — Im nahen Walde brachte mir ein Grubenarbeiter eine Pflanze, die er gern bestimmt hätte. Ich kannte ihn nicht, hörte aber dann von einem Arbeitsgenossen, daß er „ungeheuer auf Blumen aus“ und „einer von den Frommen‘ sei. — In einem kleinen Arbeiterlesekreis machten wir uns Gedanken über die treibenden Kräfte in der Geschichte. Ein besinnlicher Teilnehmer warf die Frage auf, ob diese Kräfte materieller oder ideeller Art seien. Ich wunderte mich nicht, später zu erfahren, daß der Fragende aus einer Erweckung hervorgegangen war, und noch

später, daß er im Leben Jung-Stillings besser als ich Bescheid wußte.

3.

Bildung, als Leben und Bewegtheit, erweist sich nicht im Antworten-, sondern im Fragenkönnen. Die Grundfrage des aus der Tiefe lebenden Christen ist die nach Gott. Aus der Tiefe dieser Frage aber, der denkbar tiefsten, innerlichsten, mit ihrem Augenschließen, kann sich beim Wiederauftun eine bis dahin ungeahnte Weite des Blickes ergeben. Wir fassen sie hier einmal nach drei Dimensionen ins Auge: als eine räumliche, eine zeitliche und eine seelische Weite.

Räumliche Weite.

In Königsfeld, einer Gründung der Brüdergemeine, äußerte ich bei meinem Gastgeber mein Erstaunen über das große erdkundliche Wissen bei den einfachsten Leuten. „Das braucht Sie nicht zu verwundern — erhielt ich zur Antwort — bedenken Sie, wie viele Leute hier ihre nächsten Angehörigen oder doch sonst nahestehende Menschen in den Missionsgebieten haben.“ Der Blick des Königsfelders geht über den Erdball hin. Und das ferne Missionsgebiet ist ihm nicht nur bekannt, sondern zugleich Gegenstand persönlicher Fürsorge und Mitarbeit von der Heimat aus. Und — anders als beim welterfahrenen Kaufmann: hinter solcher Mitarbeit steht nicht persönlicher Gewinn, sondern sein Gegenteil: Bereitschaft zum Opfer für eine ideale Aufgabe. Was von der Brudergemeine gilt, ließe sich an anderen Orten ohne Frage ähnlich beobachten. In einigen oberhessischen Dörfern bestehen seit etwa einem Jahrhundert christliche Gemeinschaften, die sich irgendwie heute noch als Missionsvereine fühlen. Aber wir brauchen, um solche Weiten des Blicks beim bewußten Christen uns anschaulich zu machen, überhaupt nicht ins einzelne zu gehen. Die ganze Bibel ist ja von Anfang bis Ende eine unvergleichliche Einführung in die räumliche Weite der damals bekannten Welt. Und die meisten Länder und Orte, Berge, Flüsse und Meere sind dem Leser nicht nur Namen, sondern Schauplatz bestimmter Begebenheiten. Wir denken etwa, um hier dies eine nur zu nennen, an die Missionsreisen des Apostels Paulus, wie sie heute auch der einfachste Bibelleser auf dem Kärtchen am Schlusse seines

Neuen Testamentes verfolgen kann. Dies alles ist Weitung des Blickes auf dem Grunde der Innerlichkeit.

Zeitliche Weite.

Die Welt der Bibel aber bringt dem Leser mit der räumlichen zugleich eine zeitliche Weitung des Blickes: die aus der Gegenwart in die Welt der Geschichte. Eine höhere Würdigung der Geschichte ist ja nicht denkbar als ihr Verständnis als Gottesoffenbarung, wie sie schon das Volk des Alten Testamentes übte. Geschichte ist, um hier von Herders „Ältester Urkunde des Menschengeschlechts" zu schweigen, alle biblische Offenbarung von Abraham an: Geschichte die Heimführung des Volkes durch Moses, Geschichte die Auseinandersetzung mit anderen Völkern in der Wüstenwanderung, die Eroberung des verheißenen Landes und seine Behauptung in immer neuen Kriegen mit den Nachbarvölkern, Geschichte die Jahrhunderte der Königsherrschaft von Saul, David und Salomo an bis zur Abführung in die Babylonische Gefangenschaft. Geschichte war die Auffindung des Gesetzbuches (Deuteronomiums) unter König Josias, war der Neubau des Tempels und die Neubegründung des Volkes, nun nicht als Volks-, sondern als Kultgemeinschaft. Ein besonders eindrucksvolles Stück zugleich politischer und religiöser Geschichte sind die Jahrhunderte der Prophetie von Amos und Jesaja bis hin zu Daniel, dem Apokalyptiker. — Geschichte, Weltgeschichte ist die Offenbarung des Neuen Testamentes von dem Bericht der Evangelien über die Geburt Jesu Christi in den Tagen der großen Schätzung unter dem Kaiser Augustus bis zu seiner Verurteilung durch den römischen Proprätor Pontius Pilatus. Geschichte ist die Erzählung der Apostelgeschichte von der Gründung und dem Schicksal der ersten Gemeinden. Und immer wieder hebt die christliche Verkündigung an, wie vorher die der Gottesmänner im alten Bunde, mit der mahnenden Erinnerung an die Heimführung des Volkes aus Ägypten. Geschichte im größten Maßstab ist die Missionstätigkeit des Paulus, auf der er über Athen, Korinth und Rom bis an die Grenze des Orbis terrarum in Spanien vorzudringen hofft. Geschichte deutet das letzte Buch der Bibel, die Offenbarung des Johannes.

„Es ist das Verdienst des Christentums, in die geschichtsfremde Weltauffassung (der Antike) Bresche gelegt zu ha-

ben" (Theodor Litt: Die Befreiung des geschichtlichen Bewußtseins durch J. G. Herder. 1942). Wir brauchen nicht auf die Frage einzugehen, wie hier die gewaltige Geschichtsschau Augustins ihren Ursprung nimmt, sollten aber nicht ganz übersehen, wie stark diese Geschichtsdeutung durch mehr als ein Jahrtausend hineingewirkt hat auch in die Unterweisung des einfachen Volkes. In Württemberg ist durch bedeutende „Schwabenväter" wie Bengel und Oetinger solche das Ganze umspannende Geschichtsschau so weit auch in das einfache Volk eingedrungen, daß von dort her der Boden bereitet scheint für ein Fragen auch über die Grenzen persönlichen Heilsbedürfnisses hinaus. Die Frage nach dem Sinn der Menschheitsgeschichte von ihrem Anfang bis zu den „letzten Dingen' darf man schon eine geschichtsphilosophische nennen, auch im einfachen Volke. Wir dachten ja schon daran, daß der erweckte Christ sich nicht begnügt mit der Frage nach seinem persönlichen Heil, sondern alsbald fortschreitet zu der nach dem in Christus „nahe herbeigekommenen Gottesreich."

Seelische Weite.

Daß dem Christen neben der Frage nach dem Gang des Gottesreiches durch die Geschichte die nach seinem persönlichen Heil wichtig bleibt, ist eine Selbstverständlichkeit. Es ist die Frage nach dem „Heilsweg". Hier aber tut sich auch dem einfachen Christen eine Reihe tieferführender Einzelfragen auf, solche der „christlichen Erkenntnis." Sie soll zunächst Selbsterkenntnis sein, im Gewissen gegründete und am Gebot gemessene Selbstkritik. Aber sie kann von hier aus zu einer Sachlichkeit, einer Objektivität des Urteils überhaupt führen, die manchen zur Bildungsschicht sich zählenden beschämen kann. Es ist ja noch nicht lange her, daß wir an Urteilslosigkeit in dieser Schicht wahrhaft Erschütterndes erleben mußten. Welche Schätze innerster Geistesbildung, wenn auch ungemünzt, hier in einem seelischen Begehren verborgen liegen können, bedarf keiner Erinnerung.

Den also persönlich Suchenden verlangt nach Führung und Klärung. Er sucht Rat und Hilfe nicht nur in seiner Bibel, sondern auch in Büchern anderer Art, etwa in christlichen Lebensbildern. Wir denken hier noch einmal an das schon genannte Leben Jung-Stillings, jenes so umfassenden, von Goethe besonders geschätzten Geistes, dessen Briefwechsel mit dem allereinfachsten

Ratsuchenden heute noch ebenso gewichtig ist wie der gelegentliche mit einem Kant.

Hier aber gewinnt nun die dem Christen gebotene Nächstenliebe noch einmal eine besondere Tiefe und Weite zugleich. Als Bildung im klassischen Sinne bezeichnet Wilhelm Dilthey das „Verstehen", auch das anderer Menschen- und Geistesart. Ein tieferes Verstehen aber ist nicht denkbar als das von Paulus im Kapitel von der Liebe 1. Kor. 13 beschriebene, ein umfassenderes nicht als das des Apostels, der den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche, den Schwachen ein Schwacher und den Starken ein Starker werden konnte, nicht um der Klugheit, sondern um der Liebe willen. Hier tut sich dem einfachsten Christen der Zugang auf zu einem Bildungsreichtum, neben dem alle Schätze bloßer Wissensbildung Armut sind. Hinter dem Apostel aber steht die Bildungsmacht seines Meisters, wie sie am eindrucksvollsten bezeugt ist in dem tief bildungskritischen Wort Matth. 11, 25: „Ich preise dich, Vater . . ., daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbart."

Aber noch einmal müssen wir zurückkehren zu dem biblischen Doppelgebot der Liebe, hier der Liebe nicht zum Nächsten, sondern zum Schöpfer und seiner Schöpfung. Wir erinnern uns an den einfachen Grubenarbeiter mit seiner Freude an der Pflanzenwelt. Er hob sich heraus aus seiner dörflichen Gemeinschaft, die im allgemeinen Feld und Wald nur nach dem Nutzen schätzt. Der bäuerliche Mensch überläßt im allgemeinen auch am schönsten Maiensonntag den Wald der Jugend. Um so eher kann uns an solch einem Sonntag in einem von der Erweckung berührten Dorfe die geschlossene Familie begegnen, vielleicht mit Paul Gerhardts „Geh aus, mein Herz, und suche Freud" — sei es gesungen, sei es mindestens im Herzen. Auch hier: seelische Weite aus seelischer Tiefe. Auch hier: vom Herzen aus ein Beleben, ein Bilden des ganzen Menschen, nach Leib, Seele und Geist zugleich.

Nur berühren können wir noch die Tatsache, daß es allerdings auch eine Form der christlichen Erweckung gibt, die den Geist nicht weitet, sondern verengt. In Dänemark steht neben den geistig weiten, weltoffenen Volkshochschulen Grundtvigscher Prägung eine kleine Zahl solcher, die sich Schulen der Inneren Mission nennen: eines ernsten, aber geistig engen Ge-

meinschaftschristentums. Zwischen beiden Arten der Schule besteht bei aller gegenseitigen Achtung eine unleugbare Spannung. Es ist dieselbe Spannung, die sich wohl überall durch die Kreise der Gemeinschaftsbewegung zieht. Eine deutliche Grenzlinie zwischen beiden ist hier allerdings kaum zu ziehen. Nicht zu übersehen ist zudem, daß auch von einer zunächst engen Form eine geistige Aufnahmebereitschaft ausgehen kann, die in ihrem Verlauf dann doch Weitung bedeutet.

In drei Dimensionen will sich uns so die Innerlichkeit des religiös Erweckten als eine die Weite von Welt und Leben aufschließende Kraft erweisen: in der Dimension des Raumes, der Zeit und der seelischen Tiefe. Aber wir stehen mit dem hier Gesagten nicht so sehr vor einem Ergebnis als vor einer Aufgabe. Es ist eine Aufgabe, die uns doch wohl zu einer neuen, wesentlichen Erweiterung volkskundlicher Fragestellung führen müßte, einer Erweiterung zunächst einmal über die in ihren Grenzen fruchtbare Scheidung von primitivem Gemeinschaftsgut und gesunkenem Kulturgut hinaus. Und wir werden bei solcher gebotenen Ausweitung nicht herumkommen um eine erst noch weiter zu klärende Unterscheidung eines Primitiven und eines Primären, Urgegebenen im Volksgut — eine Unterscheidung, die uns ohne Frage zu einer neuen, wesentlich höheren Einschätzung des Volksgutes führen muß.

Die rechtliche Volkskunde als Aufgabenbereich der deutschen Universitäten.

Sachstandsbericht und Ausblicke.

Von Karl Frölich.

Während sich die Volkskunde im allgemeinen im Laufe der letzten Jahrzehnte ihren Rang als selbständige Wissenschaft mit eigener Zielsetzung und eigenen Methoden erkämpft und einen geachteten, wenn auch noch nicht ganz ihrer Bedeutung entsprechenden Platz im Lehrbetriebe der deutschen Universitäten errungen hat, gilt nicht das Gleiche von dem Teilbereich der Volkskunde, als den sich die rechtliche Volkskunde darstellt. Sie hat es zu tun mit den Tatbeständen und Erscheinungen volkskundlicher Art, die eine irgendwie geartete Beziehung zu dem Rechtsleben aufweisen, sei es, daß sie unmittelbar von Vorstellungen rechtlichen Gehalts erfüllt und beeinflußt sind, sei es, daß sie mittelbar mit rechtlich erheblichen Vorgängen nach irgend einer Richtung hin in Verbindung treten[157]).

Es liegt in der Beschaffenheit des Gegenstandes begründet, daß es vornehmlich die Juristen und unter ihnen in erster Linie die Vertreter der Rechtsgeschichte sind, die sich mit ihm befassen. So erklärt es sich, daß wenigstens an einigen Rechtsfakultäten, insbesondere auch denen Hessens, die rechtliche Volkskunde in Vorlesungen und Übungen gepflegt wird[158]). Vorübergehend stand ihr sogar in dem Institut für Rechtsgeschichte und rechtliche Volkskunde an der Universität Gießen eine eigene Forschungsstätte zur Verfügung, die allerdings mit der Schließung der Universität wieder zum Erliegen gekommen ist[159]). Aber selbst abgesehen hiervon fehlt es nicht an Lücken, bleiben manche Wünsche unerfüllt, gibt es noch Aufgaben mannigfacher Art, mit deren Lösung nicht einmal ein Anfang gemacht ist.

Im Gegensatz zu diesem Zurücktreten der rechtlichen Volkskunde als Lehrfach steht die Rolle, die ihr als Forschungsgebiet

zukommt. Hier scheint es so, als ob der tote Punkt überwunden und die Bahn für eine umfassendere Betätigung frei gemacht ist. Während sich noch vor zwei Jahrzehnten neben dem Manne, der als Begründer der rechtlichen Volkskunde in Deutschland zu betrachten ist, dem 1941 verstorbenen Heidelberger Professor Dr. Eberhard Frh. von Künßberg, nur einzelne Gelehrte mit Fragen der rechtlichen Volkskunde beschäftigten[159a]), ist es neuerdings ein beständig wachsender Kreis von Forschern des Inlandes und Auslandes, die diesem Wissenszweig ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Von der gesteigerten Anteilnahme, der sie heute begegnet, legt das Erscheinen einer größeren Zahl von Veröffentlichungen, darunter auch von zusammenfassenden Darstellungen, Zeugnis ab. Hinzuweisen ist namentlich auf den ersten geschlossenen Grundriß der rechtlichen Volkskunde aus der Feder v. Künßbergs[160]), auf die fördernden Untersuchungen Eugen Wohlhaupters zur rechtlichen Volkskunde Schleswig-Holsteins, die ihren Stoff einer einheitlichen Landschaft von besonderem Gepräge entnehmen[161]), und auf die bahnbrechende Einführung in die Rechtsarchäologie von Cl. Frh. v. Schwerin[162]), die zeigen, zu welchen Leistungen sich die junge Wissenschaft bereits emporgeschwungen hat. Beachtlich ist ferner, daß in den letzten Jahrzehnten mehrere Schriftenreihen ins Leben gerufen wurden, die sich in erster Linie oder in Verbindung mit anderen Zielsetzungen die Pflege der rechtlichen Volkskunde angelegen sein lassen[163]). Und schließlich ist einer Anzahl von Werken zu gedenken, die als Stoffsammlungen für die rechtliche Volkskunde von Belang sind[164]) oder die bibliographische Hilfsmittel für die Behandlung ihrer Probleme zur Verfügung stellen[165]).

Bei dieser Sachlage dürfte es sich rechtfertigen, einmal in grundsätzlicher Form die Frage aufzuwerfen, welche Ziele sich für Forschung und Lehre an den deutschen Universitäten aus dem jetzigen Stand der Dinge ergeben und in welchen Richtungen ein weiteres Vorgehen angezeigt und aussichtsreich erscheint.

Faßt man die rechtliche Volkskunde in dem weiten Sinne, wie es der heute vorherrschenden Anschauung entspricht und wie es eingangs dargelegt ist[166]), so muß eine Aufgliederung in Teilbereiche erfolgen, um ein sachgemäßes Arbeiten zu ermöglichen[167]). Neben einer Durchprüfung der vorhandenen Rechtsquellen auf ihren rechtlich-volkskundlichen Gehalt[168]) sind es vor

allem vier Hauptgebiete, die von der neueren Forschung unterschieden werden. Es handelt sich dabei, wie in knapper und einprägsamer Formulierung von E. Wohlhaupter gesagt ist, um eine Verfolgung der Beziehungen zwischen Recht und Sachgut, Recht und Brauchgut, Recht und volkstümlichem Glaubensgut sowie Recht und Sprachgut, deren Aufhellung den Vorwurf rechtlich-volkskundlicher Betrachtungsweise bildet. Dabei ist, wie nebenbei bemerkt werden mag, nicht nur mit Erscheinungen zu rechnen, die der Vergangenheit angehören und sich auf den geschichtlich überlieferten Stoff beschränken, sondern auch mit solchen, die in die Jetztzeit hineinragen und das noch heute lebendige volkskundliche Gut erfassen, die also als Grundlage einer Gegenwartsvolkskunde von Belang sind[169]).

Bei den Berührungen zwischen Recht und Sachgut dreht es sich in erster Linie um Sachverhalte und Gebilde gegenständlicher Art, die es auf ihren rechtlich-volkskundlichen Gehalt zu untersuchen gilt. Es ist zu denken an die Örtlichkeiten, die der Rechtspflege dienen, namentlich an Gerichts- und Strafvollzugsorte, an Königspfalzen, Rathäuser und andere öffentliche Gebäude, an Gebrauchsgegenstände des Rechtslebens im engeren Sinne, die als Geräte und Hilfsmittel des gerichtlichen Verfahrens, des Strafvollzuges und des Rechtsverkehrs in Betracht kommen[170]). Ferner sind bedeutsam Attribute und Symbole[171]), Zeichen und Marken, Trachten, Wiedergaben sowie Beschreibungen rechtlicher Vorgänge und ähnliches. Zu beachten ist jedoch, daß für die rechtlich-volkskundliche Forschung nicht nur diese Gegenstände als solche wichtig sind, sondern daß es sehr wesentlich auch auf die Art und Weise ankommt, wie von ihnen Gebrauch gemacht wird, und darauf, welche Formen dabei zu beobachten sind. Es sind dies die Tatbestände, die man dem Begriff des sogenannten rechtsrituellen Handelns zu unterstellen pflegt, in dem das zugleich hörbare und sichtbare, an bestimmte typische Verhaltungsweisen gebundene Rechtsleben der Vergangenheit einen bezeichnenden Ausdruck findet[172]). Meines Erachtens kann man sogar zweifeln, ob nicht diese Tatbestände gesondert von den Sachgütern der rechtlichen Volkskunde zu betrachten sind und ob man neben den Beziehungen zwischen Recht und Sachgut auch von solchen zwischen Recht und Handlungsgut sprechen soll.

Bei den Verflechtungen zwischen Recht und Brauchgut beanspruchen vor allem die sogenannten Rechtsbräuche Aufmerksamkeit. Wie das Recht den Menschen begleitet von der Wiege bis zur Bahre, so sind es ebenfalls die Hauptstufen und Grenzpunkte des menschlichen Daseins, sind es der Eintritt ins Leben, seine Höhepunkte und sein Ausgang, die mit Rechtsbräuchen umrankt sind. Neben Geburt, Hochzeit und Tod[173]) bieten aber auch sonst Feste und Alltag, namentlich die Feste des Jahreslaufes, sowie zahlreiche Vorgänge des Berufs- und Geschäftslebens, wie zum Beispiel Vertragsschluß[174]) oder Eigentumserwerb[175]), den Anstoß zu rechtlich-brauchmäßigem Verhalten. Insbesondere sind hervorzuheben die Gepflogenheiten mit rechtlichem Einschlag, die uns bei den ländlichen Jugendgenossenschaften und Altersbünden entgegentreten und die sich an manchen Orten in Resten ihrer sittenrichterlichen Funktionen, in ihrer Regelung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern, in der Umgrenzung der Rechte und Pflichten der einzelnen Jahresklassen bis zur Gegenwart behauptet haben[176]).

Bei der Verbindung zwischen Recht und volkstümlichem Glaubensgut fällt ins Gewicht die Rolle, die der Heiligenglauben und der mit ihm eng zusammenhängende, schon in anderem Zusammenhang erwähnte Totenglaube in seinen vielfältigen Ausgestaltungen in Trauersitten und Trauerbräuchen, aber auch der Aberglaube oder, wie man vielleicht nach dem jetzigen Stande der Forschung besser sagt, der volkstümliche Glaube verschiedenen Gehalts im Rechtsleben spielt.

Wechselbeziehungen zwischen Recht und Sprachgut endlich ergeben sich, wenn man an die Untersuchung der sprachlichen Erscheinungen herantritt, die mit dem Rechtsleben Verknüpfungen aufweisen. Es dreht sich dabei um die Rechtsaltertümer, die sich in unserer heutigen Umgangssprache zahlreich, wenn auch dem Laien nicht immer erkennbar, behauptet haben, um die Deutung von Orts-, Straßen- und Flur-, sowie von Familiennamen, um die Entstehung und die Wandlungen der deutschen Rechtssprache, sowie um die rechtlichen Erträge, die sich bei einer Durchforschung von Märchen, Sage, Lied, Sprichwörtern und andern Literaturgattungen der Vergangenheit und Gegenwart aufdrängen. Auch Erörterungen über das Leben und Wirken, die Persönlichkeit und die Werke mancher Dichterjuristen, von „Richtern und Dichtern“,

wie man gesagt hat, können in diesem Zusammenhang belangreich werden[177]).

Ich glaube, daß das Gesagte ausreicht, um zu zeigen, daß sich damit ein neues und umfassendes Arbeitsgebiet der Wissenschaft erschlossen hat und daß aus ihm eine Fülle lockender und lohnender Probleme erwächst. Auch die Universitäten können an dieser Erkenntnis nicht vorübergehen und es ist mit ihre Aufgabe, den Studierenden den Zugang zu dieser Disziplin zu eröffnen, ihnen hierzu die Wege zu ebnen und die erforderlichen Hilfsmittel zu gewähren.

Zunächst muß dies gelten für die Jünger der Rechtswissenschaft. Sie stehen fachlich dem Gegenstand am nächsten und haben auch am ersten die Möglichkeit einer unmittelbaren Auswertung des Stoffes. Wichtiger aber noch erscheint mir folgendes: Wer der Ansicht ist, daß das Recht sich darstellt als ein Teil der Gesamtkultur unseres Volkes und daß es deshalb Ziel des Rechtsunterrichts sein muß, gerade auch die hier obwaltenden Zusammenhänge offenzulegen, wird es lebhaft begrüßen, wenn durch ihre Verfolgung eine Handhabe gewährt wird, zu einer vertieften Auffassung der Rechtsvorgänge zu gelangen, das Verständnis für ihre Bedeutung und ihre Verwurzelung im Volksbewußtsein zu fördern und damit die juristische Bildungsgrundlage nach dieser Seite hin zu verbreitern. Diese Möglichkeit erscheint umso willkommener, als es sich gleichzeitig um Erscheinungen handelt, die aus dem engeren Bereich der Jurisprudenz in andere Zweige des geistigen Lebens Einblicke gewähren. Daß damit ein Gewinn verbunden ist, der sich in der Richtung einer größeren Volkstümlichkeit des Rechtes und seiner Anwendung auswirken muß, sei nur angedeutet.

Die hier gestreiften Gesichtspunkte führen aber noch zu einer anderen Überlegung. Sie gestatten es, die jungen Juristen zu einer Art von Arbeitsgemeinschaft zu bringen mit den Studierenden anderer Fakultäten, vor allem Volkskundlern, Historikern, Sprachwissenschaftlern usw., die sich ebenfalls jeweils vom Standpunkt ihres eigenen Faches aus mit rechtlich-volkskundlichen Fragen zu befassen haben. Ich könnte mir ausmalen, daß sich zum Beispiel seminaristische Übungen, bei denen sich Rechtsstudierende mit den Vertretern anderer Disziplinen zu gemeinsamer Arbeit ver-

einigten, als eine besondere fruchtbare Art des akademischen Unterrichts herausstellen würden.

Wie mir scheint, ergibt sich aus den zuletzt angedeuteten Erwägungen aber ferner ein Anstoß, noch weiter zu gehen und sogar daran zu denken, ständige Einrichtungen für die Pflege der rechtlichen Volkskunde als eines Sondergebietes der wissenschaftlichen Lehre und Forschung ins Leben zu rufen. Mir schwebt dabei der Gedanke vor, an Hochschulen, bei denen die Vorbedingungen hierfür günstig liegen, Anstalten für rechtliche Volkskunde zu schaffen, die über den Rahmen der Rechtsfakultäten hinausgreifen und die als Mittelpunkte für die hier einschlagenden Bestrebungen auszubauen sein würden.

Diesen Anstalten würde die Aufgabe zuwachsen, sich mit allen Fragen zu beschäftigen, die sich für die Behandlung rechtlich-volkskundlicher Belange als notwendig oder nützlich zu erweisen versprechen. Namentlich würde ihnen obliegen die Sammlung und Verzeichnung der noch vorhandenen Rechtsdenkmäler der Vergangenheit, also eine umfassende Bestandsaufnahme derselben, womit sich auch ein Schutz vor Beschädigung oder Vernichtung verbinden würde. Es würde sich ferner drehen um Nachforschungen nach ihrer Herkunft, ihren Schicksalen und ihrer Bedeutung, um die Bereitstellung der hierfür erforderlichen bibliographischen Hilfsmittel, um eine Auswertung des Stoffes in wissenschaftlich einwandfreier Form und um die Übermittlung der so gewonnenen Aufschlüsse auch an weitere Kreise.

Es ist selbstverständlich, daß diese Aufgaben voll befriedigend nur im Wege einer Zusammenarbeit mit den Nachbardisziplinen und einer Fühlungnahme mit der ausländischen Forschung zu lösen sein würden[177a]). So würde die Tätigkeit dieser Stellen mit Notwendigkeit zu Berührungen und Wechselbeziehungen zu anderen Fächern führen. Hierin würde sich zugleich ausprägen ein Zug, der wenigstens bei einer Mehrzahl von Wissenschaftszweigen der gegenwärtigen Forschungsrichtung das Gepräge gibt, nämlich der, über die Grenzen des eigenen Fachgebietes hinauszudrängen und sich in stärkerem Ausmaß als bisher die Methoden und Erkenntnisse der Nachbarwissenschaften nutzbar zu machen[177b]). Dabei würde sich in sehr erwünschter Weise auch die Gelegenheit ergeben, ein Arbeitsgebiet zu pflegen, von dem zu hoffen ist, daß es bei seiner Verwurzelung im heimatlichen Boden im besonderen Maße die

Verbundenheit der Universität mit der umgebenden Landschaft fördern wird. Es würde gleichzeitig dem Ziele dienen, die Anteilnahme an den Erträgen der gelehrten Arbeit zu wecken und das Verständnis für die Aufgaben und Leistungen der Hochschule auch außerhalb ihres engeren Bereiches wachzurufen.

Anmerkungen.

[157]) Vgl. Frölich, Begriff und Aufgabenkreis der rechtlichen Volkskunde, Volkskundliche Ernte, Hugo Hepding dargebracht am 7. September 1938 von seinen Freunden, Gießener Beiträge zur deutschen Philologie 60 (1938), S. 49—59, vor allem S. 53. Zu eng Cl. Frh. v. Schwerin, Volksrechtskunde (Folklore juridique), Deutsche Landesreferate zum II. Internationalen Kongreß für Rechtsvergleichung im Haag 1937, hrsg. von E. Heymann (Berlin und Leipzig 1937), S. 141—150. S. auch (mit starker Ausrichtung auf das römische Recht) V. Sinaiski, Folklore juridique (Riga 1931).

[158]) Frölich, Die rechtliche Volkskunde als Lehrfach und Forschungsgebiet unter besonderer Berücksichtigung der hessischen Verhältnisse, Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft (= Gießener Hochschulnachr.) 10 (1935), S. 31—39.

[159]) Frölich, Die Errichtung eines Instituts für Rechtsgeschichte an der Universität Gießen, Gießener Hochschulnachr. 14 (1940), S. 10—13.

[159a]) Ich gedenke vor allem Hans Fehrs, der noch vor kurzem in seiner Deutschen Rechtsgeschichte, 4. Auflage (Berlin 1948), S. 261/2, auf die Wichtigkeit volkskundlicher Studien für die Juristen und auf die Bedeutung der rechtlichen Volkskunde hingewiesen hat.

[160]) v. Künßberg, Rechtliche Volkskunde. Volk. Grundriß der Deutschen Volkskunde in Einzeldarstellungen, hrsg. von Kurt Wagner, Band 3 (Halle/Saale 1936).

[161]) Wohlhaupter, Beiträge zur rechtlichen Volkskunde Schleswig-Holsteins, Nordelbingen, Beitr. zur Heimatforschung in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck 16 (1940), S. 74—160; 17/8 (1942), S. 51—88 (= W. Beitr. I und II); Derselbe, Neue Beiträge zur rechtl. Volkskunde Schleswig-Holsteins, Kieler Blätter, hrsg. von der Gemeinschaft Kieler Professoren, 1943, S. 67—92 (= W. Neue Beitr.). S. dazu Frölich, Zeitschr. d. Savigny-Stiftung für Rechtsgesch., Germ. Abt. (=Z.[3] f. RG.) 63 (1943), S. 488—493; 64 (1944), S. 365/7.

[162]) K. v. Amira und Cl. Frh. v. Schwerin, Rechtsarchäologie. Gegenstände, Formen und Symbole germanischen Rechts, Teil 1: Einführung in die Rechtsarchäologie von Cl. Frh. v. Schwerin (Berlin 1943). Vgl. meine Anzeige Z.[3] f. RG. 64 (1944), S. 345—353; E. Wohlhaupter, Dt. Lit.-Z. 70 (1949), Sp. 179—182.

[163] a) Arbeiten zur rechtl. Volkskunde, hrsg. v. K. Frölich (Tübingen 1937 f.), bisher 5 Hefte. S. hierzu Frölich, Erhaltene Rechtsdenkmäler auf deutschem Boden, ihre Erfassung und Auswertung, Forsch. u. Fortschr. 15 (1939), S. 245/46.

b) Das Rechtswahrzeichen, Beiträge zur Rechtsgeschichte und rechtl. Volkskunde, hrsg. v. K. S. Bader (Freiburg i. B. 1936 f.), bisher 6 Hefte.

Zu erwähnen sind ferner die von F. Beyerle u. K. S. Bader begründeten Arbeiten zur Rechtssoziologie und Rechtsgeschichte (Karlsruhe 1948 f.). Von ihnen bringt gleich das erste Heft „Kunst und Recht. Festgabe für Hans Fehr" eine ganze Folge wertvoller Untersuchungen zur Rechtsarchäologie und rechtlichen Volkskunde. Vgl. meine Besprechung Z.[2] f. RG. 66 (1948), S. 541 f.

[164] Hinzudeuten ist vor allem auf das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, hrsg. v. E. Hoffmann-Krayer und H. Bächtold-Stäubli (Berlin 1929 f.). — Einer stärkeren Auswertung durch die rechtlich-volkskundliche Forschung bedarf noch das Deutsche Rechtswörterbuch (Weimar 1914 f.), das bis zum 8. Heft des 4. Bandes gediehen ist.

[165] In erster Linie ist zu nennen die Volkskundliche Bibliographie, begonnen von E. Hoffmann-Krayer, weitergeführt von P. Geiger (Berlin 1917, — 1919 f.). S. Abschnitt XI (Soziales, Verfassung und Recht im Volkstum). — Zusammenstellungen des rechtlich-volkskundlichen Schrifttums für einzelne Landschaften z. B. bei E. Wohlhaupter (oben S. 188 Anm. 161), sowie in meinen Aufsätzen „Ziele und Wege der rechtlich-volkskundlichen Forschung in Hessen und den Nachbargebieten". Festschr. z. 70. Geburtstag von Prälat D. Dr. Wilh. Diehl, Darmstadt. Beitr. z. Hess. Kirchengesch. XII (1941), S. 345—370, und „Die rechtlich-volkskundliche Forschung im niederdeutschen Bereich", Zeitschr. des Ver. f. Hamburg. Gesch. XXXX (1949), S. 159—178.

[166] Der von mir vertretenen Auffassung hat sich E. Wohlhaupter, Beitr. I S. 79 f., angeschlossen. Einschränkend hat Cl. Frh. v. Schwerin in seiner Einführung, S. 31 f., nochmals Stellung genommen. Ich möchte aber auch diesen Ausführungen gegenüber auf meinem Standpunkt beharren. Näheres Z.[2] f. RG. 64 (1944), S. 347 f. sowie Wohlhaupter, Dt. Lit.-Z. 70, Sp. 181/2.

[167] Der bei v. Künßberg gewählte Aufbau befriedigt nicht ganz (Frölich, Hepding-Festschr., S. 57 f.; Roman.-German. Monatsschr. 61, 1940, Sp. 83—87, mit Verbesserungsvorschlägen). Im Nachstehenden lehne ich mich an E. Wohlhaupter (Beitr. I S. 82, II S. 68/9) an. Eine andere, stärker auf das Rechtsgeschichtliche abgestellte Stoffeinteilung hat K. S. Bader in seiner Untersuchung über „Die Zimmerische Chronik als Quelle rechtlicher Volkskunde", Das Rechtswahrzeichen Heft 5 (1942), gewählt. Hier werden betrachtet 1) Staat und Stände, 2) Haus und Familie, 3) Liegendes Gut, 4) Missetat und Strafe, 5) Gericht und Verfahren. Wie aber Bader, Kunst und Recht, Festgabe für Hans Fehr, S. 25, Anm. 51 betont, ist dies Verfahren nicht schlechthin auf den

Grundriß oder das Lehrbuch übertragbar. — Weitere Erörterungen zu den methodischen Problemen der rechtlichen Volkskunde im Vergleich mit denen der allgemeinen Volkskunde enthält an dem zuletzt genannten Orte der Aufsatz von K. S. Bader „Gesunkenes Rechtsgut. Zur Begriffsbildung und Terminologie in der Rechtlichen Volkskunde" (S. 7—25).

[168]) Richtungweisend hierfür Wohlhaupter, Beitr. I. S. 82, 84 f.; II 69 f.

[169]) Vgl. G. Koch, Gegenwartsvolkskunde, Hess. Bl. f. Volkskde. XXX/XXXI (1931/2), S. 203—246; A. Spamer, Die Volkskunde als Gegenwartswissenschaft, Niedersachsen XXXVIII (1933) S. 1—6, Neuabdruck Berlin u. Leipzig 1935.

[170]) Es handelt sich also im wesentlichen um die Erscheinungen, die nach v. Schwerin den Vorwurf rechtsarchäologischer Betrachtung bilden.

[171]) Über das Wesen der Rechtssymbolik und ihre Einordnung in den Umkreis der rechtlichen Volkskunde bestehen Zweifel. Die rechtliche Volkskunde v. Künßbergs erwähnt sie überhaupt nicht. Erörterungen über den Begriff des Rechtssymbols begegnen in Schriften aus neuerer Zeit vor allem bei C. Pützfeld, Deutsche Rechtssymbolik (Berlin 1936), und E. Wohlhaupter, Rechtssymbolik der Germanen. Mit Ausblicken auf die Symbolik anderer europäischer Rechte, Handb. d. Symbolforsch., hrsg. v. K. Herrmann, Bd. 2 (Leipzig 1941), S. 125—186. S. hierzu auch Frölich, Neue Wege und Ziele der Rechtswahrzeichenforschung, Vierteljahrsschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 33 (1940) S. 69—81; Z.[2] f. RG. 64, S. 350, sowie, mit wertvollen Hinweisen vom Standpunkt der Volkskunde aus, M. Hain, Sitte und Brauch in volkskundlicher Forschung. Ein Literaturbericht (etwa 1920—1941), Deutsche Vierteljahrsschr. f. Literaturwissenschaft u. Geistesgeschichte, Jahrg. XX (Referatenheft) unter IV (Recht und Symbol), S. 46—61.

[172]) Vgl. das bei v. Schwerin, Einführung, S. 60 f., 168 Anm. 180 f. Gesagte. Die hier gebotene Übersicht ist „ein erster Versuch, das rechtsrituelle Handeln zu ordnen und einen Gesamtüberblick zu geben, da Grimm zwar reiches Material bringt, bei dessen Verwertung aber nicht von den Handlungen ausgeht, sondern von den körperlichen Gegenständen" (S. 168 Anm. 180). v. Schwerin bespricht Verhaltungsweisen des Körpers und solche mit Personen und Sachen, sowie eine Menge einzelner rechtsritueller Tatbestände, die den verschiedensten Lebensbereichen angehören. Methodisches bei v. Schw., S. 168 Anm. 181 f. An diesen Ausführungen kann keine Darstellung des rechtlichen Brauchtums in Zukunft vorübergehen.

[173]) Das für die rechtlich-volkskundliche Forschung besonders wichtige rechtsgeschichtliche Schrifttum zum Eheschließungsrecht der Vergangenheit ist von mir zusammengestellt in dem Aufsatz „Die Eheschließung des deutschen Frühmittelalters im Lichte der neueren rechtsgeschichtlichen Forschung, Ergebnisse und Ausblicke, Hess. Bl. f. Volkskunde XXVII 1928 (1929), S. 144—194, 285/87, sowie Hepding-Festschr. S. 58 Anm. 17. S. ferner H. Pappe, Methodische Strömungen in der

eherechtsgeschichtlichen Forschung (Würzburg 1934) (mit nicht immer zutreffenden Bemerkungen). Nachzutragen ist aus jüngerer Zeit die Abhandlung von R. Köstler, Raub-, Kauf- und Friedelehe bei den Germanen, Z.[3] f. RG. 63 (1943), S. 92 f., sowie die Studie desselben Verfassers „Rechtsgeschichtliche Betrachtungen über die Ureheschließung" (Anzeiger der phil.-hist. Klasse der Oesterreichischen Akademie der Wissenschaften 1947 Nr. 25, S. 279—289) mit weiteren Nachweisen. Von diesem Schrifttum hat die volkskundliche Forschung bisher kaum Notiz genommen. Etwas besser liegen die Dinge bei dem rechtlichen Totenbrauchtum, bei dem in volkskundlichen Arbeiten mehrfach auf die Untersuchungen zum Recht der Toten von H. Brunner, H. Schreuer, K. v. Amira und R. His zurückgegriffen wird.

[174]) Aufschlußreich sind vor allem die Betrachtungen von G. Beseler über „Bindung und Lösung", die sich an für den Volkskundler nicht immer leicht zugänglicher Stelle finden. Von ihnen werden Beseler, Beiträge zur Kritik der römischen Rechtsquellen IV S. 92 f.; Zeitschr. d. Sav. Stiftg. f. RG., Roman. Abt. 45 (1945), S. 396 f. bei v. Schwerin, Einführung, S. 181 Anm. 397, S. 184 Anm. 436 erwähnt. Hinzu kommen noch die späteren Ergänzungen Z.[1] f. RG. 49 (1929), S. 404 f.; 51 (1931), S. 398 f.; 55 (1935), S. 226 f., sowie M. Kaser, Das altrömische Jus. Studien zur Rechtsvorstellung und Rechtsgeschichte der Römer (Göttingen 1949), S. 138 f., 144 f., 332/3. — Nur am Rand sei vermerkt, daß sich mit den Darlegungen Beselers mehrfach die Gedankengänge berühren, die in den Arbeiten von J. Trier über die Wörter der Zaun- und Hegungsgruppe sowie verwandte Erscheinungen begegnen und rechtlich-volkskundlicher Auswertung zugänglich sind. Aufzählung der Schriften Triers Z.[2] f. RG. 65 (1947), S. 244 Anm. 29.

[175]) Vgl. hierzu etwa P. Geiger, Eigentum und Magie. Volkskundliche Gaben, John Meier zum 70. Geburtstage dargebracht (Berlin und Leipzig 1934), S. 36—44.

[176]) Daß hier zum Teil rechtlich-volkskundliches Neuland winkt, zeigen die umfassenden Erörterungen, die über die Gebräuche des Kiltganges, der Nacht- und Bettfreierei in dem Werke von K. Rob. V. Wikman „Die Einleitung der Ehe. Eine vergleichend ethno-soziologische Untersuchung über die Vorstufe der Ehe in den Sitten des schwedischen Volkstums" (Acta Academiae Aboensis Humaniora XI 1, Åbo 1937) enthalten sind. Wertvolle Ergänzungen für einzelne Landschaften steuern für unsere Zwecke bei G. Caduff, Die Knabenschaften Graubündens. Eine volkskundlich-kulturhistorische Studie, Berner philos. Diss. 1937, S. 52 f., 195 f. (schon bei Wikman benutzt), und G. Fr. Meyer, Brauchtum der Jungmannschaften in Schleswig-Holstein, Beitr. zur Gesch. des germanischen Gemeinschaftslebens, Schriften zur Volksforschung Schleswig-Holsteins Bd. 6 (Flensburg 1941), S. 13 f., 165 f. Sie führen auch auf die neuerdings mehrfach behandelten, für die rechtliche Volkskunde wichtigen Fragen der ethnologischen Rechtsforschung und der vergleichenden Rechtsgeschichte. S. hierzu L. Adam, Ethnologische Rechts-

forschung, bei K. Th. Preuß, Lehrbuch der Völkerkunde (Stuttgart 1937), S. 280—302, und B. Rehfeldt, Grenzen der vergleichenden Methode in der rechtsgeschichtlichen Forschung (Bonn 1942). Beachtliche Gesichtspunkte ferner bei F. Speiser, Sitte, Brauch und Recht, Schweizerisches Archiv f. Volkskde. 43 (1946), S. 73—90; K. Meuli, Entstehung und Sinn der Trauersitten, das. 91—109.

[177]) Hinweise auf eine Anzahl jüngerer Veröffentlichungen, die für die zuletzt gestreiften Tatbestände Bedeutung haben, sind zu entnehmen aus meiner Besprechung von „Kunst und Recht. Festgabe für Hans Fehr", sowie einer Anzeige von S. Anger, Das Recht in den Sagen, Legenden und Märchen Schleswig-Holsteins, Kieler jur. Diss. 1947, in Z.[3] f. RG. 66 (1948), S. 541 f., 552. Vgl. neuerdings noch H. Fehr, Sagenforschung und Rechtsgeschichte, Festgabe f. R. Feller, Arch. des Hist. Ver. des Kantons Bern XXXIX (1948), S. 71—83.

[177a]) Vgl. etwa für die Schweiz R. Weiß, Volkskunde der Schweiz, (Erlenbach-Zürich 1946), S. 46, 155 f., 344 f., insbes. 352/3, 401 Anm. 41 f.; wegen der Intensivierung der rechtsarchäologischen Forschung in Oesterreich H. Baltl, Rechtsarchäologie in Oesterreich, Die Oesterreichische Furche Nr. 41, Beilage Die Warte [8. 10. 1949] mit vielen Anregungen. — Der vielleicht nach dieser Seite hin Erträge versprechende, Z.[3] RG. 65 (1947), S. 452/3, erwähnte Bericht über das Schrifttum zur rechtlichen Volkskunde in Deutschland von E. Wohlhaupter in der Revista portuguesa de história 1 (Coimbra 1941) war mir nicht zugänglich.

[177b]) Bedeutsam sind in dieser Richtung vor allem die Beziehungen zwischen rechtsgeschichtlicher Forschung und Volkskunde, denen vor kurzem K. S. Bader in dem Aufsatz „Über das Verhältnis von Rechtsgeschichte und Volkskunde" in der Festgabe für John Meier (Lahr 1939), S. 31—41, erneut nachgegangen ist. Dabei werden auf Grund einer Überschau über das rechtsgeschichtliche Schrifttum der letzten beiden Jahrzehnte, namentlich die Arbeiten v. Künßbergs, v. Schwerins, Fehrs und Wohlhaupters, die Ansätze zu einer auf das Gebiet der rechtlichen Volkskunde übergreifenden Betrachtungsweise verfolgt und Ansichten entwickelt, die sich weitgehend mit dem vorstehend im Texte Bemerkten decken. Bader (S. 38) befürwortet nachdrücklich die „Aufnahme rechtsarchäologischer und rechtlich-volkskundlicher Quellen in den Gesichtskreis der Rechtsgeschichte" und erschließt in eindringenden Erörterungen die Wege für eine sachentsprechende Ausschöpfung dieser Quellen. Zu dem hier (insbes. S. 32 f.) Ausgeführten s. auch H. Fehr, Mehr Geistesgeschichte in der Rechtsgeschichte, Dt. Vierteljahrsschr. f. Literaturwissensch. u. Geistesgesch. V (1927), S. 7 f.; K. S. Bader, „Mehr Geistesgeschichte". Gedanken und Versuche. Hist. Jahrb. 62—69 (1949), S. 89 f.

Glockensichlinge und Wetterläuten.

Von Otried Praetorius.

In den meisten Landorten war früher, oft bis zum Inkrafttreten des Volksschulgesetzes von 1874, der Lehrer zugleich Glöckner und Kirchendiener. Diese im 19. Jahrhundert als lästig oder unwürdig empfundene Verbindung der Ämter war früher selbstverständlich und notwendig: an vielen Orten, besonders im Hinterland, im Hanauischen, Solmsischen, Isenburgischen sind die Schulen in den Pfarrdörfern vor und um 1600 dadurch entstanden, daß statt eines Glöckners, der nur zu läuten verstand, ein „gelehrter" Glöckner angenommen wurde, der auch lesen und schreiben und die Kinder unterrichten konnte. Die Besoldung dieses Schulmeisters und Glöckners bestand in der Hauptsache aus dem hergebrachten Glöcknerlohn, dem nur ein meist geringerer Schullohn zugelegt wurde; der Lohn des Glöckners aber hatte zum Grundstock die „Glockensichlinge", eine Abgabe an Frucht, die nach der Ernte von allen Ackerleuten des Pfarrdorfs und seiner Filiale an ihn entrichtet wurde und bei Anwachsen der Bevölkerung entsprechend an Wert zunahm. So kam es, daß z. B. in Nieder-Weisel 1858 der 2. Lehrer, weil er der Glöckner war, weit mehr Gehalt bezog als der 1. Lehrer, nämlich 449 fl., davon 301 fl. als Glöckner, Kantor und Organist, während der 1. Lehrer nur 340 fl. Gehalt hatte.

Die „Glockensichlinge" sind eine Abgabe, die (wie in einem Aktenstück im Isenburgischen Archiv in Büdingen 1693 erklärt wird) „von papistischer Zeit her" bestand. Wie sie entstanden und begründet war, darüber findet sich ebendort in einem Aktenstück von 1571 betr. Glockendienst zu Rohrbach eine aufschlußreiche Bemerkung: „ein Glöckner, so jederzeit do ist wegen Beläutung der Gewitter", erhält von jedem Ackermann 2 Sichlinge. Die Vorstellung, daß durch Läuten der Glocke die Gefahr des Blitzschlages abgewendet werde, ist ja bekannt besonders durch den Glockenspruch, den Schiller seinem Lied von der Glocke voranstellte, in

dem es heißt: fulgura frango; er soll von einer Glocke in Schaffhausen von 1486 stammen. Ähnlich steht auf Glocken in verschiedenen Orten der Wetterau, Butzbach, Hungen, Echzell, Hoch-Weisel, Ilbenstadt, die 1452—1460 gegossen sind: tonitruum rumpo. In jener Zeit war also dieser Volksglaube lebendig; vielleicht ist auch damals der Brauch entstanden, daß der Glöckner jederzeit im Dorf sein mußte, um bei Gewitter läuten zu können. Er konnte daher in der Erntezeit nicht selbst ernten; dafür wurde er entschädigt durch jene „Glockensichlinge". Diese Abgabe blieb auch nach Aufhören des zu Grunde liegenden Volksglaubens als Grundgehalt des Glöckners bestehen und bildete, später durch namhafte Geldbeträge abgelöst, die aber noch als Glockensichlinge bezeichnet wurden (stellenweise noch nach 1900), auch den Grundstock des bis zur Trennung der Ämter den Glöcknerlohn mit enthaltenden Lehrergehaltes.

Das Wort „Sichling", im Mittelhochdeutschen mehrfach nachweisbar, scheint in der Lutherbibel nicht vorzukommen. In einem Bericht über Schulmeisterbesoldung von 1605 heißt es: „1 Sichel Korn (ist ein Garb)", ähnlich 1608: „1 Sichling oder Garben": das Wort war also damals nicht mehr allgemein gebräuchlich und bedurfte besonderer Erläuterung. Demnach muß auch der Ausdruck „Glockensichlinge" und die damit bezeichnete Abgabe um 1600 schon sehr alt gewesen sein.

Die Sonne tanzt am Ostermorgen.

Von Archer Taylor.

In der letzten Zeit hat eine finnische Gelehrte, Dr. Elsa Enajärvi-Haavio, dem Glauben an den Tanz der Sonne am Ostermorgen einen längeren Aufsatz gewidmet[178]. Sie hat sich besonders um Belege aus den handschriftlichen finnischen und schwedischen Archiven und den gedruckten englischen Calendar Customs bemüht. In einer überzeugenden Weise deutet sie diesen Volksglauben als eine durch die Morgenstrahlen verursachte Illusion. Zu ihren Zusammenstellungen kommt das reiche Material hinzu, das Hugo Hepding vor Jahren in den Hessischen Blättern brachte[179]. Daraus ersieht man, daß dieser Glauben den früheren Kirchenvätern bekannt war. Bei der historischen Erklärung dieses Glaubens ist die wichtige Tatsache, deren Aufdeckung wir unserem Jubilar verdanken, noch nicht genügend berücksichtigt.

---

[178]) „The Sun Dances on Easter Morning." Studia Fennica, V (1947), 7—24.

[179]) Hessische Blätter für Volkskunde, XXIX (1930), 237, XXX—XXXI (1931—1932), 328. Hinzuzufügen wäre noch H. F. Feilberg, Bidrag til en ordbog over jyske almuesmål (Köbenhavn, 1886—1914), s. v. „Påskemorgen", „solensdanz".

Die Hexenliteratur-Sammlung der Cornell Universität in Ithaca, New York.

Von Heinrich Schneider.

Unter den wertvollen Sondersammlungen in der Universitätsbibliothek der Cornell Universität, die im Jahre 1865 gegründet und 1868, also vor über achtzig Jahren, in Ithaca im Nordwesten des Staates New York eröffnet wurde, befindet sich auch eine äußerst reichhaltige und verhältnismäßig umfangreiche Sammlung von Literatur über das Hexenwesen. Sie ist weder sehr bekannt noch oft benutzt worden, obwohl sie wahrscheinlich als eine der bedeutendsten ihrer Art in der ganzen Welt gelten kann. Einer der Gründe für diese bisher ziemlich verborgene Existenz ist, daß der Gelehrte, dessen Wissen, Umsicht und Sammlerfleiß die Sammlung im wesentlichen ihre Entstehung und ihren Ausbau verdankt, und dessen stilles Forscherdasein untrennbar mit ihrem Werden verbunden ist, nie dazu kam, einen Katalog ihrer Bestände zu veröffentlichen, entsprechend etwa den Katalogen, wie sie für die Dante- und Petrarca-Sammlungen oder für die Islandica in derselben Bibliothek gedruckt vorliegen.

Dieser Gelehrte, George Lincoln Burr (1857—1938), zuerst ein Schüler des ersten Präsidenten der Cornell Universität Andrew D. White, der auch über europäische Geschichte las, später dessen Bibliothekar und Sekretär, und zuletzt, seit 1889, selbst Professor der Geschichte, hatte zwar einen beinahe druckfertigen Zettelkatalog der Sammlung angefertigt, aber die geplante Veröffentlichung war unterblieben[180]. Sein Interesse an der Geschichte des Hexenwesens war von White angeregt worden, der auch die Mittel für eine europäische Studienreise von 1884—1888

[180]) Über Burrs Leben siehe jetzt: Roland H. Bainton, George Lincoln Burr, his life [and] Lois O. Gibbons, Selections from his writings. Ithaca, N. Y., 1943. Alle Arbeiten B.'s über das Hexenwesen, die im Folgenden angeführt werden, sind hier mit Berichtigungen und Ergänzungen aus seinen hinterlassenen Notizen wieder abgedruckt.

bereitstellte, damit Burr nicht nur auf deutschen, schweizer und französischen Universitäten studieren, sondern vor allem auch Material für Whites Untersuchungen über *The Warfare of Science and Theology* und insbesondere Bücher für dessen Privatbibliothek sammeln konnte, zumal er seit 1878 mit deren Verwaltung betraut worden war. Als Burr diese hauptsächlich aus historischen Werken bestehende Bibliothek übernahm, war die Abteilung für Hexenliteratur in ihr bereits über die ersten Anfänge hinausgewachsen, da White in seinen genannten Spezialforschungen selbstverständlich schon bald und wiederholt auf den Hexenwahn gestoßen war. White hatte auch selbst bei einem Auslandsaufenthalt 1877/78 die ersten grundlegenden Werke als Quellen für seine Vorlesungen über das Hexenwesen erworben.

Zu den ersten Beständen der Sammlung gehörten z. B. eine der frühsten gedruckten Ausgaben des *Malleus Maleficarum,* vielleicht die auf die editio princeps unmittelbar folgende[181]), und andere auf der Seite der Anhänger der Hexenverfolgungen stehende Werke wie Jean Bodins, *De daemonomania magorum* (Paris, 1580), des Jesuiten Martin Delrio, *Disquisitionum magicarum libri sex* (1599) und des Bischofs Peter Binsfeldt, *Tractatus de confessionibus maleficorum* (Trier, 1591), der gegen den wegen Hexerei 1589 in Trier hingerichteten Dr. Dietrich Flade gerichtet war. Auf der Seite der Gegner des Hexenwahns waren u. a. vertreten: der Leibarzt des Herzogs von Cleve Johannes Wier mit seinem *De praestigiis daemonum* (Basel, 1563), Balthasar Bekkers, *De betoverde weereld* (Amsterdam, 1691) und Christian Thomasius', *De crimine magiae* (Halle, 1701). Auch Sammelwerke wie die berühmten *Bibliotheca, acta et scripta magica* (Lemgo, 1738—44, 36 Teile in 3 Bänden) von Eberhard David Hauber, oder Georg Conrad Horsts *Zauberbibliothek* (Mainz, 1821—26, 6 Bde.) waren schon früh beschafft worden. Die Werke von Binsfeldt und Delrio (Martinus Antonius

---

[181]) Jacob Sprenger und Henricus Institor, Malleus maleficarum etc.; zur Bibliographie siehe die von Oswald Weigel in Leipzig 1912 zum Verkauf angebotene Sammlung zur Geschichte der Hexenprozesse, die von einem österreichischen Juristen in Graz, Joseph B. Holzinger (1835—1912), zusammengebracht wurde, und in der sich eine lückenlose Folge sämtlicher im Antiquariatskatalog genauestens verzeichneter Ausgaben befand. Das Exemplar in der White-Sammlung ist entweder: Speyer, Peter Drach (Proctor 2383) oder: Straßburg, Johann Prüß, ca. 1487 (Hain-Copinger 9239).

del Rio) gaben Burr die ersten Hinweise auf das gegen den Hexenwahn gerichtete Werk von Cornelius Loos, dessen Manuskript er 1886 in der Bibliothek des Trierer Jesuitencollegs wiederauffand. In seinem Bericht über diesen Fund sprach er zuerst die durchaus wahrscheinliche Vermutung aus, daß Friedrich von Spee mit dem Loos-Manuskript bekannt war, und dadurch zu seiner *Cautio criminalis* veranlaßt wurde[182]).

Seit etwa 1881 begann Burr zahlreiche Antiquariatskataloge systematisch auf Hexenliteratur für Neuerwerbungen durchzusehen, wobei er als bibliographische Grundlage Johann Georg Graesses *Bibliotheca magica et pneumatica* (Leipzig, 1843) benutzte. In zwei größeren Abhandlungen *The Literature of Witchcraft*[183]) und *A Witchhunter in the Book-Shops*[184]) verbreitete er sich dann über die bibliographischen sowohl wie die bibliothekarischen Probleme, die ihm bei seinen Aufbauarbeiten für die White-Sammlung immer wieder begegneten. Die in dem ersten Aufsatz dabei angeführten Hauptwerke waren damals noch längst nicht alle im Besitz der White-Bibliothek, im Laufe der Jahre sind jedoch die meisten von ihnen angeschafft worden, so daß die Sammlung schon bald den Anspruch erheben konnte, wirklich eine der umfangreichsten, vielleicht die bedeutendste von allen öffentlichen oder privaten ihrer Art zu sein. Früh beschloß Burr auch Handschriften seines Sammelgebietes in die Ankäufe einzubeziehen.

Solange Burr sich mit einem planmäßigen Ausbau der Sammlung beschäftigte, versuchte er auch gleichzeitig theoretisch zu umreißen, was Hexenliteratur ist, bezw. nicht zu ihr gehört, um beim Sammeln nicht ins Uferlose zu geraten. So wies er z. B. darauf hin, daß die Literatur des Hexenwesens nicht identisch mit der Literatur der Magie sei, deren Literatur freilich im Vergleich zur allgemeinen Verbreitung dieser Erscheinung bei allen Völkern der Erde nicht sehr umfangreich ist. Im Gegensatz zur zeitlich wie räumlich universalen Verbreitung der Magie stehe der Hexenwahn nur als „ein Schatten eines Dogmas, ein Alb einer Religion", des-

[182]) Der Aufsatz über das Loos-Ms. wiederabgedruckt bei Gibbons a. a. O.

[183]) Zuerst veröffentlicht in Papers of the American Historical Association, IV (1889/90), 37 ff.; siehe jetzt Gibbons a. a. O.

[184]) Zuerst veröffentlicht in The Biographer, I (1902), 431 ff., siehe jetzt Gibbons a. a. O.

sen Entstehung, Blüte und Verfall zwar weniger als fünf Jahrhunderte dauerten, aber zugleich durch eine Literatur verursacht und in ihr wiedergespiegelt wurden von einem sonst in der Geschichte unbekannten Umfang. Würde man also in die Hexenliteratur alle die Bücher einschließen, die irgendwie diesen dunkeln Gegenstand berührten, müßte man eine geradezu ungeheuere Anzahl von Titeln aufführen, da während etwa vier Jahrhunderten kein zusammenfassendes theologisches, philosophisches, historisches, rechtswissenschaftliches, medizinisches oder naturwissenschaftliches Werk ihn ganz übersehen konnte oder übersah, ganz zu schweigen von der unwissenschaftlichen Literatur erzählender Art. Die eigentliche Sonderliteratur über das Hexenwesen umfaßte aber nach Burrs Schätzung um die Jahrhundertwende nicht mehr als 1500-2000 Titel.

Solche Bemühungen, die bibliographischen Grenzen der Hexenliteratur zu ziehen, mußten natürlich von einer eindeutigen Definition des Hexenwesens ausgehen, um es besonders von Nachbargebieten wie etwa der Magie oder der Dämonologie oder des Teufelswesens klar zu unterscheiden, wenn auch die letzteren zum Teil die Entstehung des Hexenwahns verständlich machen konnten. Gerade der Aufbau einer derartigen Sondersammlung setzt voraus, daß ihr Verwalter nicht nur mit der technischen Seite bibliothekarischer oder bibliographischer Arbeiten bekannt ist, sondern auch durch eigne wissenschaftliche Forschungen sich mit dem ganzen Gebiet vertraut gemacht hat, wie dies Burr in der Nachfolge Whites ja getan hatte. Da die bibliothekstechnische Seite bei vielen, selbst bedeutenden Bibliotheken in den Vereinigten Staaten noch immer für eine erfolgreiche Verwaltung überschätzt wird, ist diese Feststellung umso wichtiger, zumal in Burr beide Fähigkeiten, die bibliothekstechnische und die wissenschaftliche, in besonders glücklicher Weise vereint waren. Nebenbei bemerkt bereitete es ihm eine Genugtuung, die er in seinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen wiederholt zum Ausdruck brachte, daß die Hexenhinrichtungen in Salem im Staate Massachusetts, an die jeder Amerikaner sofort bei der Erwähnung des Hexenwahns erinnert wird, und die er als einen dunkeln Punkt in den frühen Annalen der neuen Welt empfindet, doch nur eine Episode, nur das letzte Aufflackern eines bereits über mehrere Jahrhunderte in Europa wütenden Brandes waren.

Über die für die bibliographische Abgrenzung so wichtige Frage der Entstehung der Hexenverfolgungen hat sich Burr wiederholt und ausführlich geäußert. In dem vorliegenden Zusammenhang können aber seine Ansichten über dieses auch für das Aufkommen einer Hexenliteratur wesentliche Problem nur ganz kurz angedeutet werden. So sei erwähnt, daß er stets mit großem Nachdruck betonte, die Hexenprozesse seien von der Inquisition stets als ein Teil der Ketzerverfolgungen begonnen und durchgeführt worden. Hexerei war also Ketzerei. In Deutschland und vielen anderen Ländern war sie auch ein weltliches Verbrechen, aber erst durch die religiösen Eiferer nahmen die Hexenprozesse eine weite Ausdehnung an. Andrerseits hatten gerade die Deutschen sich besonders lang gegen Hexenverfolgungen gesträubt, weil sie sich vor allem an dem Beweisverfahren der Tortur stießen. Der einzige Zeuge in diesen Prozessen war ja der oder die Angeschuldigte selbst, von dem oder der jedoch ein freiwilliges Geständnis nicht erwartet, sondern nur erzwungen werden konnte. Während nun die Tortur in den romanischen Ländern sowohl an den bürgerlichen wie an den kirchlichen Gerichten ohne weiteres gehandhabt wurde, bedurfte es einer besonderen päpstlichen Bulle, um den deutschen Inquisitoren in diesem Punkt zu Hilfe zu kommen, und dann auch noch der Einführung des römischen Rechts, das unter dem Einfluß des Humanismus zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Deutschland immer mehr an Boden gewann, „bis die Tortur und die Inquisitoren vollen Erfolg hatten“.

Kehren wir nach dieser kurzen, aber für das Verständnis der Zusammensetzung der Sammlung wesentlichen Abschweifung, weil sie die Anschaffungspolitik des Bibliothekars erklärt, zu jener selbst zurück. Noch in der Einleitung zu dem nur handschriftlich vorhandenen Zettelkatalog rang Burr mit dem Problem der Abgrenzung. Auf den den Titelkarten vorausgehenden Karten des ungedruckt gebliebenen Katalogs werden seine Bemühungen nach verschiedenen Seiten deutlich, namentlich durch die Aufzählung derjenigen Literaturgebiete, die nicht in dem Katalog erscheinen. Weder kabbalistische Literatur noch Bücher über den Teufel waren in ihm aufgeführt, es sei denn, daß die letzteren den Bösen als einen persönlichen, sichtbaren oder handgreiflichen bösen Geist behandeln, der sich mit den Menschen abgibt. Auf diese Weise wurden nicht nur alle modernen rein theologischen Untersuchungen, sondern auch die dem Teufel zugeschriebenen Briefe, wie

Beelzebub an die Kirche, Epistola Luciferi, die *Bulla diaboli* und andere mittelalterliche oder Satiren der Reformation ausgelassen. Selbstverständlich waren auch solche Werke nicht eingeschlossen, die den Teufel hauptsächlich als böses Prinzip darstellen. Bücher über die Hölle wurden nur dann aufgenommen, wenn sie die Hölle als Aufenthaltsort der Teufel behandeln. Ähnliches gilt für die theologische oder populäre Satansliteratur. Dramen oder geistliche Spiele, die Satan nur als Person in seiner theologischen Rolle handelnd auftreten lassen, werden nicht erwähnt, dagegen sind Werke, in denen er in seiner Natur und seinen Handlungen erscheint, aufgenommen. Das große Gebiet der „Magie der Kirche", d. h. die Wunder- und Hokuspokus-Literatur, wurde ausgelassen, ausgenommen wenn sie, wie in den *Benedictionalen,* mit den direkten Angriffen des Teufels oder von Hexen zu tun hatte. Weder Märchenkunde noch die vielfachen Formen der Fausttradition waren eingeschlossen. Ebenso wurden Bücher mit Wundergeschichten und Prophezeiungen nur dann aufgeführt, wenn sie eine Beziehung zur Hexerei hatten oder diese Dinge als teuflischen Ursprungs darstellten.

Burrs eingehende Kenntnis der historischen Entwicklung der Hexenliteratur ließ ihn vor allem nach solchen Büchern suchen, die er in seinem obengenannten bibliographischen Überblick über diese Literatur als besonders wichtig gekennzeichnet hatte, wie etwa des deutschen Dominikaners Johannes Nider *De maleficis et eorum deceptionibus,* zuerst gedruckt 1476 bei Anton Sorg in Augsburg. Bekanntlich wurde Niders Abhandlung, die ursprünglich einen Teil seines *Formicarius* bildete, bald den Ausgaben des *Hexenhammers* zugefügt und blieb dann ein wesentlicher Abschnitt dieses Werkes. Von seinen Erfolgen während seiner Jahre in Europa als „Hexenjäger in Buchläden" hat Burr einen anziehenden und lebhaften, gleichfalls schon erwähnten Bericht erstattet, und einige der bedeutendsten Werke, die er damals „erjagte", mögen hier genannt werden. Eine ganz besondere Kostbarkeit war das aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammende Manuskript des italienischen Inquisitors Girolamo Visconti *Opusculum Magistri Hieronymi Vicecomitis ordinis praedicatorum in quo probatur Lamias esse haereticas et non laborare humore melancholico.* Nach den Zusätzen und Verbesserungen in Randbemerkungen war diese Handschrift das Handexemplar des Verfassers, und ist etwa 1460

geschrieben worden. Ein Teil der Handschrift wurde 1490 nach Viscontis Tod zusammen mit einer anderen Abhandlung über das Hexenwesen von ihm als *Lamiarum sive striarum opusculum* gedruckt, und auch dieses äußerst seltene Büchlein ist in der Sammlung vertreten. Das Manuskript wurde übrigens aus dem Privatbesitz des Düsseldorfer Dr. Hermen erworben.

Zu den um diese Zeit für die White-Sammlung gekauften Handschriften gehörte auch das Protokoll über den Hexenprozeß gegen Dr. Dietrich Flade in Trier, das lange Zeit verschwunden war, dann aber wieder in Antiquariatskatalogen von Lempertz in Köln und Albert Cohn in Bonn auftauchte, und von dem letzteren für die Cornell-Sammlung käuflich erworben wurde. Das Schicksal Flades hat Burr außerordentlich stark bewegt, und in einem sehr geschickt die Ursachen und die Atmosphäre der Hexenprozesse am Ende des 16. Jahrhunderts wiedergebenden Vortrag im Dezember 1890 vor der American Historial Association, der dann in den „Papers" der Association gedruckt wurde, hat er seine Forschungen über diesen Fall zusammengefaßt. Weniger anspruchsvolle und in der Sammlung jetzt vorhandene, handschriftliche Protokolle von Hexenprozessen sind z. B. das der Margarete Schüblin aus Bamberg, die 1618 in Bamberg zu Tod gemartert wurde, oder das der Schwester Maria Renata Senger aus Mossau, Unterpriorin des Klosters Unter-Zell bei Würzburg, die noch im Juni 1749 öffentlich wegen Hexerei hingerichtet wurde, trotzdem sogar die Kaiserin Maria Theresia sich für sie zu verwenden suchte. Natürlich sind auch diese Handschriften erschütternde Dokumente eines grauenvollen Wahns. Auch ein vom Kaiser Ferdinand II. am 10. Oktober 1628 eigenhändig unterzeichneter Erlaß an den Fürstbischof von Bamberg, in dem darüber Klage geführt wird, daß Hexen aus der Diözese nach dem habsburgischen Böhmen entkommen waren, mit der Aufforderung, deren Namen und Anklageschriften für eine Verfolgung und Bestrafung einzuschikken, gehört zu den Beständen.

Unter den Drucken wäre vor allem die bei Mentelin in Straßburg etwa 1470 erstmalig gedruckte Inkunabel *Fortalitium fidei* von dem spanischen Theologen Alphons de Spina hervorzuheben, denn sie gilt als das erste gedruckte Buch über das Hexenwesen. Es gibt zahlreiche andere spätere Ausgaben dieses 1459 verfaßten Werkes, dessen Verfasser der Beichtvater König Johanns von

Kastilien und Regent der theologischen Schule der Universität Salamanca war. Im fünften Abschnitt des Buches wird der Kampf der Dämonen gegen den Glauben und die Menschheit behandelt. Das Exemplar in der White-Sammlung ist ein Doppelstück aus der Stadtbibliothek Trier, von der Burr es erwarb, und in die es nach der Säkularisierung aus dem Kloster St. Maximin vor den Toren Triers gekommen war. Daneben besitzt die Sammlung ein Exemplar eines äußerst seltenen Werkes des Franziskaners Samuel de Cassini aus Mailand, des ersten Buches, das wirkungsvoll die Annahme bekämpfte, daß der Teufel Hexen durch die Luft führen könnte. Dieser erste Angriff auf die herrschenden Ansichten über Hexerei wurde wahrscheinlich 1505 in Pavia gedruckt, und nur ein weiteres Stück in der Ambrosiana in Mailand scheint erhalten zu sein.

Wie ohne weiteres verständlich, waren Werke englischen Ursprungs oder mit englischen Titeln über Hexenwesen für die Sammlung immer von besonderem Interesse. So besitzt sie, um nur einige Beispiele zu nennen, die neue, 1603 gedruckte *Damonologie in forme of a dialogue,* mit der der Autor, der königliche Inquisitor Jakob von Schottland seine Besteigung des englischen Throns feierte. Das Buch, dessen erste Ausgabe 1597 in Edinburgh erschienen war, leitete die offiziellen Bestimmungen gegen Hexen ebenfalls vom Jahre 1603 ein, und bezeichnet den wirklichen Beginn der Hexenverfolgungen im englischen Mutterland wie in den Kolonien jenseits des atlantischen Ozeans, als eine Verteidigung des Glaubens.

Ferner fehlen weder der berühmte *Treatise of Witchcraft* von 1634 mit dem Bericht über die Hexerei einer gewissen Mary Smith, noch andere von den zahlreichen ähnlichen Nachrichten wie in *The Witch of Wapping* über die teuflischen Untaten der Joan Peterson aus dem Jahre 1652. Von Seltenheiten über das Hexenwesen in Amerika besitzt die Sammlung sowohl Cotton Mathers *Memorable Providences* (Boston, 1689), in dem er für die Hexenverfolgungen eintrat, wie auch das 1700 in London gedruckte Buch von Robert Calef *More Wonders of the Invisible World* etc., das die Verfolgungen bekämpfte. Nur als willkürliche Ergänzungen zu diesen Titeln seien noch die folgenden angeführt, um eine Andeutung von dem Reichtum der Sammlung zu geben: Reginald Scot *The Discovery of Witchcraft* in der sehr seltenen ersten Ausgabe,

London, 1584; George Giffard, *A Dialogue concerning Witches and Witchcrafts* (London, 1603) und Johann Georg Godelmann *Tractatus de magis, veneficis et lamis etc.* (Frankfurt a. M., 1591). Andererseits bedarf es wohl kaum der ausdrücklichen Erwähnung, daß die neueren Forschungen wie das Standardwerk über die *Geschichte der Hexenprozesse* von Soldan-Heppe (Stuttgart, 1880), Georg Gustav Roskoffs *Geschichte des Teufels*, in dessen zweitem Band die Periode der gerichtlichen Hexenverfolgung dargestellt ist, Georg Längins *Religion und Hexenprozeß* (Leipzig, 1888), William E. H. Leckys *Magic and Witchcraft* im 1. Band seiner noch keineswegs völlig überholten *History of the rise and influence of the spirit of rationalism in Europe* (5. Aufl. London, 1872) oder Charles Leas *Witchcraft* im dritten Band seiner *History of the Inquisition of the Middle Ages* (New York, 1888) und viele andere in fast lückenloser Vollständigkeit vorhanden sind.

Einer der bibliographisch lehrreichsten Aufsätze Burrs ist der ebenfalls zuerst als Vortrag dargebotene über *New England's Place in the History of Witchcraft*, der, teilweise in einer Polemik gegen den Harvard-Professor George Lyman Kittredge, nachzuweisen suchte, welche Verantwortung der Calvinismus für die Hexenprozesse trug. Da Calvins Überzeugung von der Realität von Hexen und seine Stellung zu den Hexenprozessen gerade kürzlich wieder untersucht und psychoanalytisch aus einer pathologischen Angst (Angstneurose) erklärt worden ist[185]), sei hier in aller Kürze auf Burrs Auffassung eingegangen, die er gewissenhaft aus der Literatur zu begründen sich bemühte. In der älteren Zeit wurde, wie schon hervorgehoben, in England wie auf dem Kontinent die Hexerei als Ketzerei angesehen und verfolgt. England hatte jedoch keine Inquisition, sodaß erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der kontinentale Hexenwahn dorthin hinüberdrang, wo man zunächst Hexen wie alle anderen Übeltäter nur deshalb verfolgt hatte, weil sie Personen oder Sachen Schaden zugefügt hätten. Im Gegensatz zum Luthertum hatte nun der mehr rationalistische Calvinismus den gesamten Bereich des Aberglaubens, sowohl in Beziehung zu Gott wie zum Satan, hinweggefegt, denn die Wunder hatten mit der Apostelzeit aufgehört, sodaß kirchliche wie teuflische Wunder als Täuschungen abgelehnt wurden. Andrerseits

[185]) Oscar Pfister, Calvins Eingreifen in die Hexenprozesse 1545 (Zürich 1947).

aber hatte Gott im Alten Testament geboten, daß Hexen und Zauberinnen umgebracht werden müßten, und ebenso lehrt die Bibel die Existenz solcher Hexen. Nicht mehr also wegen des angeblichen Übels, das sie angerichtet haben sollten, sondern im Gehorsam gegen Gottes Gebot verlangte jetzt der Calvinismus die Todesstrafe für alle, die Hexerei betrieben. Diese neue Auffassung verbreitete sich auch in Deutschland durch lutherischen Einfluß. In England wie in Neu England befestigte sich Calvins Ansicht immer mehr, verstärkt vor allem durch das gesteigerte Interesse an solchen Werken der Finsternis, die alle guten Christen bekämpfen mußten. William Perkins und seine Schüler wie die Mathers wurden schließlich im englischen Puritanertum ein Jahrhundert lang die wirkungsvollsten Vertreter der Überzeugung, daß die Strafe Gottes für Hexerei der Tod und die Anwendung der Tortur geboten sei. Zwar erhoben sich auch bald Gegner, die behaupteten, die besessenen Hexen durch Austreibung heilen zu können, sie setzten sich jedoch nicht durch. Dagegen wurden die von König Jakob in seiner *Damonologie* niedergelegten Ansichten bald allgemein übernommen, und alle der Hexerei Beschuldigten in England und den Kolonien fielen seiner Absicht, die Hexerei schwerer als bisher zu bestrafen, zum Opfer, weil das Hexenwesen jetzt eine der furchtbarsten Sünden war.

Freilich so allgemein verbreitet der Hexenwahn im 16. und 17. Jahrhundert auch war, — auch heutzutage ist er wohl noch nicht völlig ausgestorben — die Zweifler waren gleichfalls immer da. Zunächst war der Glaubenssatz von der Existenz von Hexen neu gewesen, und die Dominikaner hatten große Mühe, ihn zu beweisen und annehmbar zu machen. Am Anfang des 16. Jahrhunderts sah es so aus, als ob die Humanisten, die sich über die Leichtgläubigkeit der Mönche ja besonders lustig machten, siegen sollten. Dann aber stellte sich die alte Kirche und bald auch die lutherische Reformation auf die Seite der Dominikaner in ihrer Ablehnung des Humanismus. Beide taten es, um die Zweifelsucht zu bekämpfen, aber der ausgedehnten Verfolgung von Hexen war damit freie Bahn geschaffen. Diese Darstellung des Zusammenhangs zwischen Calvinismus, Luthertum und Hexenwahn hat Burr mit eingehenden bibliographischen Nachweisen unterbaut, und sie gehört schon hinsichtlich der herangezogenen Literatur zweifellos zu dem wertvollsten, was er über das Problem des Hexenwesens veröffentlichte.

wobei ihm sämtliche, für seine Belege herangezogenen Werke in der White-Sammlung zur Verfügung standen.

Durch seine bibliographischen, bibliothekarischen und quellengeschichtlichen Studien war George L. Burr sicherlich der Gelehrte, von dem man nicht nur eine Bibliographie, sondern eine neue zusammenfassende Geschichte des Hexenwesens erwarten durfte, die schon lange wieder, trotz der Neubearbeitung von Soldans Werk durch H. Heppe, als ungelöste Aufgabe vor den Kennern dieses Gebietes stand. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt, obwohl Burr mehr als zwanzig Jahre lang auch das von seinem langjährigen Freund, dem Professor Henry Charles Lea in Philadelphia, hinterlassene und ihm anvertraute Material für eine solche Geschichte in Händen hatte[186]. Da er mit Lea seit 1889 in einem regen wissenschaftlichen Briefwechsel gestanden hatte, in dem auch öfters der Ausbau der Hexenliteratur-Sammlung in der Cornell Bibliothek zur Sprache kam, war Burr nach Leas Tod im Jahre 1909 das handschriftliche Material zur Prüfung übergeben worden, um seine Drucklegung vorzubereiten. Burr hatte selbst viele Jahre lang an einer Geschichte des Hexenwesens gearbeitet, aber seine Pflichten als Universitätslehrer und Bibliothekar, sowie seine Verpflichtungen gegen White ließen diese historischen Untersuchungen nur sehr langsam vorwärts schreiten. Nach einer gewissenhaften Durchsicht des Leaschen Manuskripts kam er zu der Überzeugung, daß er nicht im Stande war, das Buch im Sinne des Verfassers als eine zusammenhängende Geschichte zu vollenden. Er entschied sich daher für eine Veröffentlichung als Materialsammlung, und so erschien im Jahre 1939, ein Jahr nach Burrs Tod, in drei Bänden Leas *Materials toward a History of Witchcraft* mit einer längeren Einleitung datiert vom April 1938 aus der Feder Burrs, in der vor allem das Schicksal des Manuskripts seit Leas Tod berichtet wurde. Diese Vorrede war Burrs letzte wissenschaftliche Veröffentlichung, die sichtende Tätigkeit am Material, seine letzte wissenschaftliche Unternehmung auf seinem Lieblingsgebiet. Einige besonders in den Anmerkungen gegebene bibliographische Hinweise, wie z. B. auf die späteren Forschungen von Joseph und Nikolaus Paulus, auf das *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, oder auf die Arbeiten von C. L'-Estrange-

---

[186]) Über Lea siehe vor allem: Edward S. Bradley, Henry Charles Lea (Philadelphia, 1931).

Ewen (*Witch-Hunting and Witch-Trials*, 1929, und *Witch-Craft and Demonianism*, 1933) zeigen, daß Burr seine Kenntnis der Hexenliteratur bis zuletzt auf dem Laufenden zu halten wußte.

Die von Edward S. Bradley verfaßte und 1931 herausgegebene Biographie Leas erzählt an verschiedenen Stellen auch von den freundschaftlichen Beziehungen der beiden, auf den gleichen wissenschaftlichen Sondergebieten tätigen Gelehrten. Leas Ansehen als Forscher beruhte namentlich auf seiner bereits angeführten *Geschichte der Inquisition im Mittelalter*, von der auch eine französische, italienische und deutsche Übersetzung erschienen ist. Neben anderen Ehrungen erhielt Lea für diese außerordentliche Leistung einen theologischen Ehren-Doktor von der Universität Gießen. Zusammen mit seiner 1896 in drei Bänden veröffentlichten *Geschichte der Ohrenbeichte und der Ablässe in der lateinischen Kirche* erfuhren seine Forschungen aber auch heftigste Angriffe von katholischer Seite, namentlich durch den Münchener Professor Paul Maria Baumgarten, der jedoch seinerseits in seiner Kritik recht bedenkliche Unkenntnisse in der Geschichte des Hexenwesens verriet[187]). Baumgartens Kritik richtete sich weniger gegen das englische Original als gegen die deutsche Übertragung des Werkes über die Inquisition, die unter den Namen von Heinz Wieck und Max Rachel als Übersetzer, und unter der Herausgeberschaft von Joseph Hansen von 1905—1913 in drei Bänden herausgebracht worden war. An dieser Übersetzung, besonders am 2. und 3. Band hatte auch der frühere Direktor der Universitätsbibliothek Gießen Dr. Herman Haupt mitgearbeitet, wenn er auch nicht in der Lage war, seine ursprünglich Hansen gegebene Zusage der Unterstützung im geplanten Umfang dem Unternehmen zuteil werden zu lassen[188]).

Damit mag diese kurze Charakteristik der White-Sammlung von Hexenliteratur in der Cornell Universitätsbibliothek und ihres langjährigen Verwalters zum Abschluß kommen. Dieser, der auch ihr eigentlicher Schöpfer war, George Lincoln Burr, gehörte zu den amerikanischen Historikern, die auf ihren engeren Arbeitsgebieten sich schon früh eines internationalen Rufes erfreuten. Burr war als gründlicher Kenner der Geschichte der religiösen Intoleranz und

[187]) Paul Maria Baumgarten, Die Werke von Henry Charles Lea und verwandte Bücher (Münster i. W., 1908). B.'s Kritik erschien bereits nach der Veröffentlichung des ersten Bandes der Übersetzung.

[188]) Bradley a. a. O., 275 f.

insbesondere des Hexenwesens auch weithin in Europa bekannt. Als gewissenhafter Bibliothekar und Bibliograph mußte er einen erheblichen Teil seiner Energie und seiner Arbeitszeit in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit auf solche Bemühungen wenden, die nicht zu umfangreichen Publikationen führten. Alles, was er aber veröffentlichte, insbesondere seine Aufsätze zur Geschichte und über Probleme des Hexenwesens, ist von bleibendem Wert. In seiner Universität lebt namentlich seine liebenswürdige, lautere und zuverlässige Persönlichkeit in der Erinnerung fort als die eines Mannes, „der unnachsichtig gegen die eigenen Schwächen, aber stets nachsichtig und geduldig gegen die andern war“[189]). Als tapferer unerschrockener Kämpfer für die akademische Freiheit des Lehrens und Lernens ist er, im letzen Jahr seines arbeitsreichen Lebens, auch dem Verfasser dieser Mitteilungen noch persönlich bekannt geworden. Zwischen dem greisen Gelehrten und dem Neuankömmling, der als ein neues Mitglied der Fakultät seiner Universität damals bei ihm eingeführt wurde, war sofort eine freundliche Verbindung durch die Tatsache hergestellt, daß die Erinnerung an den Namen des Hessen Soldan ohne weiteres eine Sympathie für einen späteren hessischen Landsmann in ihm wachrief.

Die Sammlung in der Cornell Bibliothek mag vielleicht eines Tages, wie so viele andere in der neuen Welt auf anderen Wissenschaftsgebieten, dazu berufen sein, auch der deutschen Forschung über das Hexenwesen die Unterlagen bereitzustellen, nachdem so viel Material in Europa durch die sinnlosen Zerstörungen des Krieges vernichtet worden ist. Sie ist reich genug, um auch weitgehenden Ansprüchen gerecht werden zu können, wie hoffentlich schon das hier Berichtete erkennen läßt. Unter den amerikanischen Volkskundlern scheint gegenwärtig keiner von derselben wissenschaftlichen, fast leidenschaftlichen Anteilnahme an den Problemen des Hexenwahns erfüllt zu sein, wie sie Lea und Burr bewegte, eine Tatsache, die natürlich auf keinen Fall darin einen Ausgleich findet, daß gerade in jüngster Zeit das populäre Interesse am Hexenwesen der Vergangenheit in Schauspielen[190]), Filmen und Erzählungen wieder stärker hervorzutreten beginnt.

---

[189]) Siehe Necrology of the Faculty [of Cornell University] 1938—1939 (Ithaca, N. Y., 1939), 10 f.

[190]) Z. B. Lion Feuchtwanger, Wahn, oder der Teufel in Boston, Schauspiel in drei Akten (1947).

Geometrische Grundformen in einem mittelfränkischen Bauernhaus.

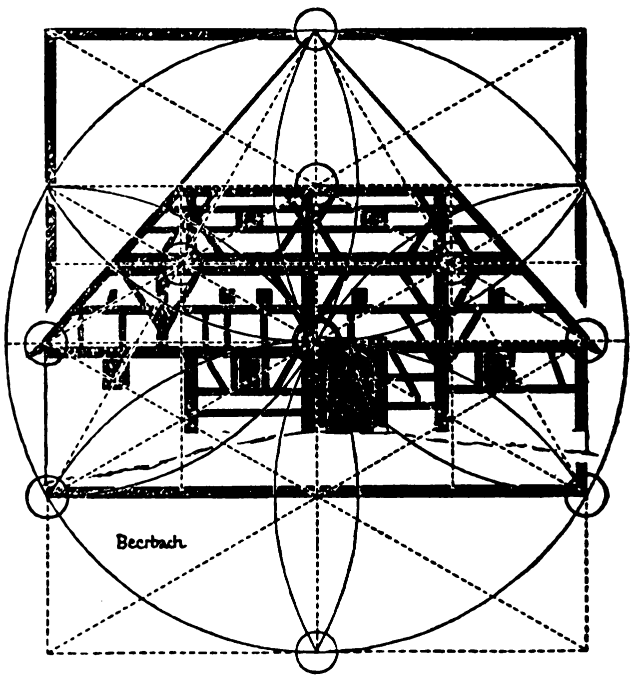
Von Rudolf Helm.

In einer kleinen Schrift über geometrische Grundformen deutscher Bauernhäuser, die ich Anfang 1945 noch als Privatdruck herausbringen konnte, habe ich auf bestimmte Gesetzmäßigkeiten in Aufriß und Grundriß und auf ihre Bindung an bestimmte Landschaften hingewiesen. Inzwischen ist das Material gewachsen und mit ihm das Problem, nicht nur in die Breite, sondern auch in die Tiefe; neben der räumlichen Ordnung schält sich bereits eine zweite heraus, eine zeitliche Abfolge. Ich hatte vor allem das gleichseitige Dreieck als die schlichteste Form herangezogen, zugleich aber erwähnt, daß daneben auch Quadrat und Fünfeck gleichberechtigt sind. Es läßt sich heute nachweisen, daß sie für bestimmte Zeiten sogar den Vorrang haben: daß zum Beispiel in Franken bis ins 13. Jahrhundert das Quadrat an erster Stelle steht, daß in der folgenden Zeit das Fünfeck als Grundform überwiegt und daß dieses schließlich um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert durch das gleichseitige Dreieck abgelöst wird — genauer gesagt: durch den Sechsstern, der das gleichseitige Dreieck genau so in sich enthält wie der Fünfstern, der Drudenfuß, den berühmten „Goldenen Schnitt‘. Den Vorgang einer solchen Ablösung einer Grundform durch eine andere will ich hier an dem Einzelbeispiel eines Hauses in Beerbach bei Lauf (Mittelfranken) vor Augen führen.

Dieses Haus, das schon in der oben genannten Schrift abgebildet ist, habe ich 1937 vermessen. Seine Länge beträgt 12.40 m, seine Breite 14.32 m; Länge und Breite stehen demnach im gleichen Verhältnis zueinander wie Höhe und Grundlinie eines gleichseitigen Dreiecks (1 : 1, 145 . . .), und in demselben Verhältnis steht auch die Gesamthöhe des Hauses, vom tiefsten Punkt des Fundaments aus gerechnet (das Haus steht am Hang), zur Breite. Die

Dreiecksmitte bestimmt die Gadenhöhe; die Ansatzpunkte der Dreiecksmittellinien bestimmen die Höhe des ersten Dachgeschosses und die Säulenstellung; der Mittelpunkt des oberen kleinen Dreiecks die Höhe des zweiten Dachgeschosses — alles sehr klare und eindeutige Verhältnisse, die auf der Zeichnung mit einem Blick zu überschauen sind.

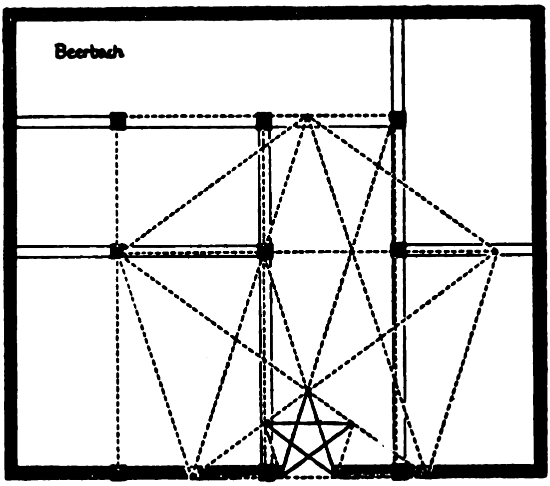
Nur in der Türe steht, scheinbar ohne Zusammenhang, der Drudenfuß. Beziehungen zur Hausfront sind nicht zu entdecken.



Überraschend aber ist es, wenn man den Drudenfuß an der Türe nach innen kippt: sofort sind sämtliche Säulen im Innern des Hauses in einem Liniennetz gefangen. Die Art, wie das geschieht, ist für das Verhältnis der Grundformen zueinander sehr aufschlußreich. Es ist deutlich zu sehen, daß die baukünstlerische Aufgabe ganz dem Dreieck zugefallen ist. Sein Linienspiel ist geordnet, folgerichtig, überzeugend. Der Drudenfuß dagegen mit seinen Ausstrahlungen ist unheimlich. Zwang geht von ihm aus, es formt sich keine klare Gestalt, seine Linien laufen verwirrend durch das Haus, nur bedacht, die tragenden Säulen zu binden und vor dro-

hendem Unheil zu bewahren. Das ist reine Zauberei, und ich sehe keinen Zufall darin, daß man mir gerade in diesem Haus eine Säule zeigte, in die ein Vorbesitzer verschiedene Löcher gebohrt hatte, um böse Geister einzupflocken. Sie waren damit im Drudenfuß eingesperrt. Aber sicher hat man das im 19. Jahrhundert nur noch getan, weil es von altersher so Brauch war; die Erinnerung an den Fünfstern im Grundriß war längst erloschen.

Wir haben hier um 1500 einen ähnlichen Vorgang wie 200 Jahre früher, als das Quadrat aus seiner herrschenden Stellung absank; auch dieses verschwand ja damals nicht völlig, es lebte vornehmlich im Grundriß weiter und blieb dadurch vielfach be-



stimmend für das Gesamtbild des Hauses bis in unsere Zeit. Ebensowenig verschwindet um 1500 das Fünfeck sogleich, es bleibt spürbar bis ins 18. Jahrhundert, freilich immer weniger verstanden, da seine Anwendung eben doch ein größeres Wissen und Können voraussetzt als das Quadrat. Das Zeitalter der Aufklärung hat es ausgerottet.

Das Beerbacher Haus wird ungefähr 450 Jahre alt sein; das sehr umfangreiche bildliche Vergleichsmaterial, angefangen mit den Zeichnungen Albrecht Dürers, erlaubt eine zuverlässige Datierung. Weitere Belege für den Übergang von einer Grundform zur anderen sind aus unmittelbarer Nähe der Stadt Nürnberg bekannt. Die ganze Gruppe dieser Häuser hoffe ich demnächst im größeren Zusammenhang behandeln zu können.